Ad usum fr. Coelestini a S. Birgitta CD. 1805
Vi. ƀ 6 ß 15 l

CD. L 914.

Fol.° 115
21

LD 4659

Die Schönheit
der
utſchen Sprach
in
verſchiedenen Muſtern
aus
klaſſiſchen Schriftſte
für Leute,
elche die ganzen Werke ber
wollen.

Geſammelt und
von
M. Hieron. Kr
ektor des Gymnaſiums in

Er

Zwote verb

ey Eb

Die Schönheit
der
deutſchen Sprache
in
verſchiedenen Muſtern
aus
klaſſiſchen Schriftſtellern,
für Leute,
welche die ganzen Werke derſelben nicht leſen
wollen.

Geſammelt und ausgezogen
von
M. Hieron. And. Mertens,
Rektor des Annäums in Augsburg und Bibliothekar.

EIGENTHUM DER STADT
AUGSBURG

Erſtes Bändchen.

Zwote verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Augsburg,
bey Eberhard Kletts ſel. Wittwe und Franck,
1786.

Wir genießen den Himmel auf der Erde, wenn die Seele mit Menſchenliebe erfüllt, ruhig auf den Wegen der Vorſehung, die weite Ausdähnung der Wahrheit umfängt.

Johann Georg Zimmermann.

Die Schönheit der deutſchen Sprache in verſchiedenen Muſtern aus klaſſiſchen Schriftſtellern.

Geſammelt und herausgegeben

von

M. Hieron. And. Mertens,

Rektor des Annäums in Augsburg und Bibliothekar.

Zwote verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Augsburg,

bey Eberhard Kletts ſel. Wittwe und Franck.

1786.

Vorrede
zur zwoten Aufla…

Die zwote vor fünf Jah…
Auflage dieſer proſ…
hat mir Gelegenheit…
…ſicht unſrer Nati…
deren Reſultat …
…änderungen enth…
…en Auflage mit de…
…vorgenommen…
…menden Deutſ…
…durch eine un…
…gen Litteran…
…e dreyßig …
…ache ſtimm…

Vorrede

zur zwoten Auflage.

Die zwote vor fünf Jahren verſprochene Auflage dieſer proſaiſchen Chreſtomathie hat mir Gelegenheit gegeben, eine kurze Ueberſicht unſrer Nationalautoren anzuſtellen, deren Reſultat zugleich die Gründe der Veränderungen enthält, die ich bey dieſer neuen Auflage mit den ehemals gewählten Stücken vorgenommen habe. Es muß einem theilnehmenden Deutſchen Freude erwecken, wenn er durch eine unpartheyiſche Vergleichung der jetzigen Litteratur mit der, welche vor ohngefähr dreyßig Jahren den Ton ſeiner Mutterſprache ſtimmte, von dem merklichen Wachs-

thume ſeiner Nation in der Cultur überzeugt wird. Die Klagen gewiſſer Leute über die Fluth ſchriftſtelleriſcher Producte, womit Leipzig in jeder Meſſe überſchwemmt wird, mag meinetwegen nicht ganz ungegründet ſeyn: ich bin übrigens doch der Meynung, daß Felder, voll Treſpe und Unkraut, auch einzelne außerleſene Früchte tragen. Der Nutze des letztern Umſtandes überwiegt in der Litteratur den Schaden des erſten, wenn je ihre Entſtehung unzertrennbar iſt. Die Perioden der Schreibſeligkeit, wenn ich ſo ſprechen darf, ſind unter allen Nationen mit ähnlichen Folgen verbunden geweſen. Wie kann man fordern, daß alle Autoren ſo korrect und gedankenreich ſchreiben, als Spalding, welcher von Schwulſt ſoweit, als von Niedrigkeit entfernet iſt? Von den Zeiten des Freyherrn von Wolfs angerechnet, zählen die Deutſchen, nach meinen geringen Einſichten, mehr gute Epochen ihrer Sprache und Litteratur, als man ſonſt in ganzen Jahrhunderten findet. Der Geiſt des unvergeßlichen von Münchhauſens, welcher durch die Einrich-

tung

tung der Univerſität Göttingen, die alſobald die edlere Freyheit im Denken zu ihrem Unterſcheidungszeichen wählte, den glücklichſten Einfluß auf die deutſche Nation hatte: die ſich ehemals in Leipzig durch einen günſtigen Zufall zuſammengefundene Pflanzſchule guter Köpfe, welche des wackern Gottſcheds Waſſer in Wein verwandelte, (einige geſchmackvolle Schweizer nicht zu vergeßen:) ferner die an groſſen Wirkungen fruchtreiche Regierung Seiner jetzt regierenden königlichen Majeſtät von Preuſſen, in welche der feinſten Berliner ewig merkwürdige Litteratur-Epoche fällt, wo man unter dem Schutze eines wahrhaftig philoſophiſchen Monarchen deutſche klaſſiſche Schriftſteller, mit Griechen und Römer Geiſt genährt, auftretten ſah: und endlich die am Horizonte von Wien angebrochene Morgenröthe, welche ehemals unter dem verewigten Franz I. und ſeiner großen Gemahlinn Maria Thereſia, merkwürdige Schriftſteller hervorbrachte, jetzt aber, unter des groſſen Josephs II. kaiſerlicher Majeſtät, den heiterſten Tag in Geſchmack und Denkungsart erwarten läßt: — dies

alles hat, wie mich dünkt, die Geſtalt der deutſchen Litteratur auf eine ſo vortheilhafte Art verändert, daß die geſchlachtere Nationen von Europa ihre ehemalige Gleichgültigkeit gegen die Nachkommen des Thuiſcons endlich aufgegeben haben. Zwar in der Geſchichte und in der politiſchen Beredtſamkeit bleiben den Deutſchen, es iſt wahr, einige Wünſche übrig, die vielleicht niemals werden befriediget werden; die Wünſche, daß ſie einmal einen Tacitus und einen Demoſthenes bekommen möchten: allein, wie viel Hume, Goldſmiths und Robertſone hat denn auch England, bey allen Vorzügen der Freyheit im Denken und Schreiben, hervorgebracht? Und wie viele gute Geſchichtſchreiber zählen wohl die Franzoſen, auſſer Raynal? Die politiſchen Redner gehören daſelbſt zu den Bedürfniſſen des Landes, ſo wie der Mangel derſelben unter den Deutſchen eine Folge von der Verfaſſung dieſer Länder iſt. Wir werden vermuthlich niemals politiſche Redner bekommen, weil ſie nicht in unſre Bedürfniſſe einſchlagen. Und muß denn juſt alles nach dem Modelle der Grie-

chen und Römer geformet ſeyn? Haben ſie uns doch auch keine Predigten hinterlaſſen. Für die Geſchichte einen Gatterer und Schlözer, einen Schmid, Schröck und Leiſewitz genennt zu haben, ſey hier genug: denn dieſe Männer bedürfen unſers Lobes nicht. Dadurch ſuche ich keineswegs die deutſche Nation mit jeder andern in gleiche Waage zu legen, vielweniger ſie allen andern vorzuziehen; denn jedes Land hat ſeinen eigenen Boden und ſeine eigene Früchte: allein eine nach Bedürfniſſen, nach Staatsgehalt, und nach Landesart gemäße Cultur können wir uns nicht ſo blindlings abſprechen laſſen. Und obgleich die Erndte guter Producte in der Dichtkunſt bishero viel größer unter uns geweſen iſt, als die in der Proſe: ſo wird doch, wie ich hoffe, niemand zweifeln, daß wir nun auch im letzten Fache Schriften leſen können, die wir für klaſſiſch zu halten berechtiget ſind. Jeruſalem, Spalding, Zollikofer, Winkelmann, Moſes Mendelsſohn, Abbt, Nicolai, Leſſing, Wieland, Iſelin, Zimmermann, Engel, nebſt vielen andern, die wir hier

nicht nennen wollen, können zum Beweis unſrer Behauptung dienen. Daß wir Cramer, Gellert, Rabener und andere, aus der Klaſſe deutſcher Originalſchriftſteller nicht ausſchlieſſen, zeigen ſchon die Muſter, die wir aus ihren Werken in unſre Sammlung aufgenommen haben. Und mag man auch etwas Krokylegmus argwohnen, welches jedoch kaum ſcheinbar iſt: ſo kann ich doch nicht umhin zu behaupten, daß die erſt vor kurzem angefangene Allgemeine deutſche Litteratur-Zeitung in den meiſten Recenſionen klaſſiſchen Ton hält. Und wer kennet nicht die Gröſſe des Verdienſtes, welches ſich die Allgemeine deutſche Bibliothek ſeit vielen Jahren erworben, und wie ſie ſich im Beſitze deſſelben auf eine ganz auſſerordentliche Weiſe erhalten hat?

Was den Werth ſolcher Sammlungen, oder Chreſtomathien, wie man ſie beſtimmter nennen möchte, deren wir hier eine liefern, anbetrift; ſo wird wohl niemand Anſtand haben zu glauben, daß dadurch den jungen Leuten die

die Irrwege im Leſen der mancherley Schriften ihrer Nation können abgeſchnitten, und die Straſſen zu der bewährtern Litteratur angezeigt werden: nicht zu gedenken, daß, der, welcher die ganzen Werke der ausgezogenen Schriftſteller nicht leſen würde, auf eine Geldersparniß von etlichen Thalern, mit Erreichung des nämliches Zwecks, Rechnung machen kann. Die Franzoſen, Italiener und Engländer haben unter ihren Völkern lange zuvor ſchon die Nutzbarkeit ſolcher Sammlungen, für eine gewiſſe Klaſſe von Leſern, in der Erfahrung beſtättiget gefunden: warum ſollten die Deutſchen hierinn nicht auch gleichen Schritt halten, da die Neigung zum Leſen aller Orten erwacht iſt? Der Beyfall, den unter uns ſchon vor fünfzehn Jahren unſre beyde Chreſtomathien erhalten haben, wo die Leſerey bey weitem noch nicht ſo allgemein war, als ſie jetzt iſt, und die Aufforderung zur zwoten Auflage derſelben, ohngeachtet den übrigen bishero erſchienenen Sammlungen dieſer Art, geben Zeugniß, daß dieſelbe von einigen Leuten nicht ungerne aufgenommen worden iſt.

Es iſt auch gut, wenn ſolche Bücher in lebenden Sprachen mit jeder Dekade neu aufgelegt werden können; denn in zehn Jahren wird man den Ton der Litteratur gewis prüfen dürfen, ob er noch die vorige Stimmung hat.

Die Stücke aus dem Jüngling habe ich ganz weggelaſſen, um dafür Spaldings Beſtimmung des Menſchen, der eine ſo richtige und feine Schreibart hat, dergleichen man in wenigen Schriften findet, ganz einrücken zu können. Die Briefe Gellerts, welche in der Natur des Styls denen des Winkelmanns zum Theile nachſtehen müſſen, ſind der Zahl nach vermindert worden, um noch der gedruckten Correſpondenz des Abbts mit ſeinen zwey vortrefflichen Freunden einigen Platz zu geben. Die auſſerleſene Schrift von Möſern über die deutſche Sprache und Litteratur, welche eine ähnliche von Jeruſalem, meines Erachtens, überwiegt, konnte ich, wenigſtens der Litteratur wegen, wenn auch der Styl weniger körnigt wäre, woran ich

jedoch

jedoch zweifle, nicht übergehen. Die übrigen Stücke werden für die Klaſſe von Leſern, für welche wir gewählt haben, wie ich hoffe, in Styl und Materie nützlich und lehrreich ſeyn. In der Geſchichte habe ich den überſetzten Boſſuet aus der erſten Ausgabe weggeſtrichen: weil wir nicht mehr nöthig haben, uns mit Ueberſetzungen zu helfen. Mehrere Autoren dieſer Art zu benützen, erlaubte der vorgeſetzte Preis des Buches nicht. Der Geſichtspunkt meiner Wahl war Horazens unwiderſprechliche Regel: Scribendi recte ſapere eſt & principium & fons. Dies iſt zugleich die Antwort auf die Frage; warum ich nicht dieſen oder jenen anmuthigen Schriftſteller (unter welchem Worte oft der Begriff der Tändeley verborgen liegt) gebraucht habe? Es iſt für Deutſchland Ehre, eine ſo hübſche Anzahl guter und ſcharfdenkender Schriftſteller zu haben, daß man unter denſelben wohl wählen kann. Die zwey Bände dieſer proſaiſchen Sammlung ſind übrigens nicht ſo weſentlich mit einander verbunden, daß ſie, zur Verminderung

des

des Preiſes, nicht ſollten einzeln verkauft werden können.

Die Vorſicht begleite dieſe geringe Bemühung für die Jugend mit ihrem alles beglückenden Seegen! Augſpurg den 17. März, 1786.

Vorrede
zu der erſten Ausgabe.

Der gute Geſchmack findet in Deutſchland zur Zeit noch keine groſſe Anzahl von Verehrern. Man muß oft des Eigenſinnes wegen, von guten deutſchen Werken zum Nachtheil der Aufklärung reden, wenigſtens in einigen Städten des deutſchen Reichs, wo die Gelehrten ſelbſt noch diejenigen Schriften in ihrer Mutterſprache vorzüglich lieben, welche mit einer Menge lateiniſcher Wörter ausgeſchmücket ſind. Ich vermuthe dahero auch nicht ohne Urſache, daß dieſe Sammlung proſaiſcher Aufſätze, unter Leuten, die ihre Landesſprache nicht verſtehen wollen, hämiſche Vorſtellungen erregen werden; der Kaltſinnigkeit nicht zu gedenken, mit welcher die Unwiſſenheit, die getreueſte Gefährtinn des Stolzes, auch die unſchuldigſte Sache ergreift, um

ihre

ihre Tücke in der Finſterniß auszuüben. In denjenigen deutſchen Provinzen, in welchen die Cultur der Mutterſprache noch nicht die angelegentlichſte Beſchäfftigung der Einwohner iſt, wo zwiſchen der Sprache des Pöbels, und zwiſchen der Sprache des Schriftſtellers beynahe kein Unterſchied noch iſt, wird man vermuthlich, eingenommen durch den auffallenden Begriff der Schönheit, etliche Stücke ſchriftlich durchleſen; hernach aber, weil zu der Erkenntniß der Zierlichkeit in der Proſe ein feineres Gefühl erfordert wird, als zu den Schönheiten der Gedichte, das Buch mit der Grimaſſe der Gleichgültigkeit zur Seite legen. Andere aufgeklärte Köpfe werden vielleicht, aus Mißtrauen gegen den Druckort, die Wagſchale der Critik ergreifen, und die Würde eines klaſſiſchen Schriftſtellers, die unter den Deutſchen, noch wenigen Schriftſtellern zuerkannt wird, abwägen wollen; oder doch, weil nicht jeder gute Kopf mit einem guten Herzen verbunden iſt, die Wahl der Stücke aus verſchiedenen Urſachen verſchreyen, oder ſie für eine Frucht mäßiger und gedankenleerer Stunden anſehen. Dies iſt in Deutſchland um ſo viel leichter, je weniger noch daſelbſt die ungebundene Sprache mit Fleiß bearbeitet wird. Ein ſchlechter

ter Poet — wird in manchem Orte, nach dem Verhältniſſe des Geſchmacks, von jedermann hochgeſchätzet; obgleich ſeine Kunſt oft in nichts beſteht, als in der Fertigkeit, eine gedankenloſe und von Empfindungen leere Proſe, am Ende der Zeilen, auf einander zu reimen; dagegen die Arbeiten des Redners, der ſich einer körnichten, natürlichen und gepuzten Schreibart befleißiget, — wäre er auch ein Mann, wie Jeruſalem oder Spalding — die werden kaum einem elenden Hochzeitliede das Gleichgewicht halten. Was wird unter den Deutſchen ſeltner bleiben, als ein Demoſthenes, als ein Cicero? Doch nicht gleich zur höchſten Stufe: wir wollen unten anfangen. Möchten nur die guten proſaiſchen Stücke, die zuweilen erſcheinen, mit einem ſo groſſen Eifer geſammelt werden, als heut zu Tage unſre poetiſchen Kalendermacher jedes kleine Sinngedicht vom Untergange zu erretten ſuchen. Dieſe Gedanken ſind in mir bey der letzten Muſterung meiner Autoren aufgeſtiegen; und ich weis ſie nicht beſſer, als zur Auslenkung einiger Anmerkungen anzuwenden, die mich um ſo weniger befremden würden, jemehr ich ihrer gewärtig bin.

Doch ich will die Abſicht, die ich mit dieſer proſaiſchen Sammlung zu erreichen bemühet geweſen bin, näher beſtimmen. Den vielbedeutenden Titel der Schönheit, im allgemeinen Verſtande genommen, habe ich ihr mehr in der zuverſichtlichen Hoffnung deſſen, was ſie mit der Zeit werden kann, als in Rückſicht auf das, was ſie ſchon jezt iſt, gegeben. Denn, ſo wie ein Liebhaber der zeichnenden Künſte, wenn er ſich in ſeinem Hauſe einige Zimmer erwählet, welche bald der Ausſtellung der auserleſenſten Arbeiten eines **Schmids**, bald den ſchönſten Kupferſtichen eines **Wille**, oder eines Bauſe gewidmet ſind, jedes ihm ſchön dünkende Blatt hinter das Glas ſtellet, bloß um das Urtheil der Kunſtkenner über ſeine Wahl zu hören, welches, wenn es mit dem Seinigen nicht übereinſtimmet, ihn veranlaſſen ſoll, das erſte Blatt wieder hinwegzunehmen, um ein beſſeres an ſeine Stelle zu bringen: eben ſo kann auch das vernünftige Publikum die Stücke anſehen, die ich hier für klaſſiſche eine Zeitlang ausſtelle. Je mehr man darüber kunſtrichtern wird, deſto bälder kann die Sammlung zur Vollſtändigkeit gebracht werden. Mein Herr Verleger hat ſich entſchloſſen, eine brauchbare

und

und vollſtändige Chreſtomathie von klaſſiſchen Schriftſtellern in Proſe zu liefern, welche jungen Leuten, die den Genius ihrer Mutterſprache genau kennen wollen, zu einem Leitfaden ihrer Bemühungen dienen könnte. Ob ich nun gleich bey der gegenwärtigen Wahl auf ſolche Schriftſteller mein Augenmerk gerichtet habe, deren Styl den Beyfall ganzer Geſellſchaften von gelehrten Männern erhalten hat, und ich mir beynahe ſchmeichele, keinen gebraucht zu haben, deſſen Sprache ganz ſchlecht wäre; ſo beſcheide ich mich doch ſehr gerne, daß nicht jeder guter Autor ſo fort ein klaſſiſcher Schriftſteller zu nennen iſt. Es kann ſeyn, daß es deren mehrere giebt, als man hier in dieſer Sammlung findet; daß aber ihre Anzahl nothwendig ſehr klein ſeyn müſſe, wird jeder von ſelbſt einſehen können. Ich will in dieſem Falle lieber zu gewiſſenhaft ſeyn, als den Vorwurf gewärtigen, jeden Scribler zum Schriftſteller gemacht zu haben. In meinen Ohren ſchallt immer noch die Stimme eines der feinſten Köpfe des ſchönen Alterthums, der wenigſtens im poetiſchen Falle Muſter und Regel bleibt.

——— Neque enim concludere verſum
Dixeris eſſe ſatis; neque ſi quis ſcribat, uti vos,
Sermoni propiora, putes hunc eſſe poetam.
Ingenium cui ſit, cui mens divinior, atque os
Magna ſonaturum, des nominis huius honorem.

Horatius.

Mit einer kleinen Veränderung läßt ſich die Stelle auch auch auf die proſaiſchen Schriftſteller anwenden. Der guten Autoren ſind unter allen Nationen weniger geweſen. Dieſe zu finden, muß man freylich das Schlechte wegwerfen ohne Eiferſucht, wenn jemand hinter uns daſſelbe aufheben will. Dieſes Geſetz iſt vielleicht bey der Wahl der Briefe beobachtet worden, wo man bey der noch geringen Anzahl guter Briefe für rathſam gehalten hat, nur zweyerley Autoren zu benutzen. Die Deutſchen haben überhaupt in unerdichteten Briefen noch einen großen Mangel: es fehlt ihnen, wie mich dünkt eine Sevigne und eine Babet. Die ekelhafte Mode, alles in Briefen abzufaſſen, ſcheint endlich wieder zu veralten. Was unſre Sprache dadurch gewonnen hat, mag ich nicht entſcheiden. Gellerts Briefe, wiewohl nicht alle, möchten wir jungen Leuten empfohlen wiſſen, obgleich ſeine Schriften jetzt harte Criticken

aus:

ausſtehen müſſen: nur ſollte ihn nicht jeder Affe ſogleich nachzuahmen ſuchen, ſondern vielmehr bedenken, daß der Nachahmer allezeit hinter dem Originale zurück bleiben muß. Die Brieſe, die wir ihm abgeborgt haben, ſind ſolche, die mit der Jugend ohne Bedenken können geleſen werden. Eine wohlüberlegte Erfahrung hat uns gelehret, wie auch im Gellert, in dieſem gewiſſenhaften Schriftſteller, Ausdrücke, inſonderheit in Briefen, vorkommen, welche die Bosheit junger Leute mißbrauchen kann. Man kann bey ſolchen Gelegenheiten niemals behutſam genug ſeyn, beſonders bey Leuten, die, angeſteckt mit dem Gifte der Laſter, oft heilige Reden, Bibelausdrücke, auf Muthwillen zu ziehen im Stande ſind. Rabener ſetzte mich lange in Verlegenheit. Ihn nicht unter die klaſſiſchen Autoren zu zählen, wäre entweder Partheylichkeit, oder Unwiſſenheit. Denn entweder iſt Rabener ein ächter Claſſiker, oder wir haben noch gar keinen. Inzwiſchen wagte ichs doch nicht, aus ſeinen Satyren etwas in dieſe Sammlung einzurücken, weil ich gefunden habe, daß junge Leute die Satyren nicht verſtehen, und die Erwachſenen oft einfältig und argwöhniſch genug ſind, um die Satyre in Pasquill

zu verwandeln. Wie froh war ich nicht, da die Herausgabe der freundſchaftlichen Briefe unſers Rabeners meinem Zaudern ein Ende machte! Deren habe ich mich mit deſto gröſſerem Vortheile bedienen können, weil ich unter denſelben Briefe von andern Schriftſtellern gefunden habe, die ſchon längſt Zierde unſrer Nation ſind. Ein gleiches wird man im philoſophiſchem Style von Spalding, ohne Bedenken behaupten können, mit welchem die Verfaſſer des Jünglings, um das Scherzhafte und Muntere mit dem Ernſthaften abwechſeln zu laſſen, nicht ohne Urſache verbunden ſind. Manche werden auch etliche Vorleſungen der Gellertſchen Moral wünſchen, allein, weil dieſelben ſchon ſo oft nachgedruckt ſind, und man Urſache hat zu vermuthen, daß ſie ſich in jedermanns Händen befinden, ſo ſind dieſe Stücke weggelaſſen worden. Ihre Stelle nehmen Cramers Betrachtungen ein, die mir hier noch nützlicher geſchienen haben, als Gellerts Moral. Man müßte auch ein blinder Verehrer dieſes Mannes ſeyn, wenn man annehmen wollte, daß alle ſeine herausgegebnen Schriften von gleichem Gewichte wären.

Bey der hiſtoriſchen Schreibart wünſchte ich einen deutſchen Salluſt oder Tacitus zu finden, oder vielmehr, daß unſre Landleute, nach dem Muſter der Griechen und Römer, ſich mehr bemühen möchten, die Philoſophie mit der Geſchichte zu befreunden, und dieſelben durch gut eingewebte Reflexionen, in der That zu einer allgemeinen Lehrerinn bürgerlicher Klugheit zu machen. So wenig man den Deutſchen in der Genauigkeit der Aufzeichnung kleiner, oft nichts bedeutender Begebenheiten Vorwürfe machen darf, ſo viel wird man noch auf der Seite des guten hiſtoriſchen Geſchmackes an ihnen auszuſetzen finden. Es iſt wahr, wir haben ſeit einigen Jahren vortreffliche Lebensgeſchichten in deutſcher Sprache geleſen, unter welchen die in dieſer Sammlung ſich befindende gewiß nicht den letzten Rang einnehmen darf; aber groſſe hiſtoriſche Werke von gutem Geſchmacke erwartet man noch. Dieſes hat mich genöthiget, zu dem groſſen Geiſte des Biſchoffs Boſſuet meine Zuflucht zu nehmen, und aus ſeiner Geſchichte ein Stück zu wählen, welches nicht ohne Nutzen und Vergnügen wird geleſen werden. Es ſind keine Anmerkungen dabey, weil wir des Biſchoffs Arbeit ungeändert laſſen wollten. Mit

dem

dem hiſtoriſchen Style ſchließt ſich die ganze Sammlung, weil wir unter den deutſchen politiſchen Reden viel zu wenige Muſter, vielleicht gar noch keine haben, die wir hätten gebrauchen können. Auch haben uns gewiſſe Urſachen beſtimmet, die dramatiſchen Stücke, die bishero in Proſe zum Vorſcheine gekommen, zu übergehen, ſonſt würde man den Leßing in dieſer Sammlung finden, den wir, nach unſerm Geſchmacke zu urtheilen, für einen ſolchen deutſchen Originalkopf halten, dergleichen wir wenige gehabt haben.

Uebrigens habe ich nichts zu erinnern, als daß dieſe proſaiſche Sammlung das Gegenbild zu jener unlängſt in eben dieſem Verlage erſchienenen poetiſchen Chreſtomathie ſeyn ſoll.

Gott laſſe dieſe kleine Bemühung der deutſchen Jugend, deren Unterweiſung vielleicht unſer ganzes Leben gewidmet ſeyn wird, zu einigem Nutzen gereichen. Geſchrieben zu Augsburg, den 17. September 1772.

Ueber

Inhalt.

Ueber die deutſche Sprache und Litteratur von Möſer an einen Freund. . Seite 1

Vermiſchte Briefe. . . 29

Die Beſtimmung des Menſchen von Spalding. 134

Johann Andreas Cramers Betrachtungen über Gott und ſeine Werke. . 177

Jeruſalems Betrachtungen. . 259

Ueber

Inhalt.

Ueber den Werth der bürgerlichen und Religionsfreyheit. Eine Predigt von Zollikofer. : : : Seite 310

Lebensgeſchichte des Prinzen Albrecht Heinrichs von Braunſchweig und Lüneburg. 338

Ueber

Ueber

die deutſche Sprache und Litteratur

von Möſer

an einen Freund.

Es liegt völlig in dem großen Plane Ihres Königs, daß er nun auch einen Blick auf unſre deutſche Litteratur geworfen hat: nachdem er ſich an die vierzig Jahr damit beſchäftiget, ſeinem Staatskörper Stärke und Fertigkeiten zu geben, und ihn gelehrt hatte, die größten Bewegungen mit der leichteſten Mühe zu machen: ſo wagte er es in ſeinem Werke über die Vaterlandsliebe dieſer Maſchine ein Herz und eine Seele zu geben, und wie dieſe Schöpfung vorüber iſt, kömmt er nun endlich auch zu den Wiſſenſchaften, welche den Putz dieſes zu allen Verrichtungen fähigen Körpers beſorgen ſollen. Andre Fürſten haben mit den letztern, weil ſie mehr in die Augen ſpielen, angefangen, oder wo ſie ſich zuerſt mit der Organiſation ihres Staats befaſſet haben, dieſe ſo geſchwind und gewaltſam betrieben, daß die beſten Hebel darüber zerſprungen ſind. Er aber, ohnerachtet er früh die Muſen liebte und von ihnen wieder geliebt wurde, hat ſich als ein weiſer Hausvater lange bey dem Nothwendigen und Nützlichen verweilet, und den Putz nicht eher ſeiner Aufmerkſam-

keit werth geſchätzt, als es die natürliche Ordnung erforderte.

Allein dieſes ſcheint mir nicht in ſeinem Plane zu liegen, daß wir bey den Griechen, Lateinern und Franzoſen zu Markte gehen und dasjenige von Fremden borgen oder kaufen ſollen, was wir ſelbſt daheim haben können *). Hier vermiſſe ich den Hausvater, und Sie haben, meiner Meynung nach, Recht zu fragen, ob wir nicht ſelbſt unſre Eichen alſo ziehen können, daß ſie den härteſten, höchſten und reinſten Stamm geben, ihre Krone hoch empor tragen, und ſo wenig in den Aeſten ſohren, als vom Mooſſe bekümmert werden; oder ob wir ſolche von einem franzöſiſchen Kunſtgärtner zuſtutzen und aufſchnitzeln, und unſre Wälder in einen regulären Sternbuſch verwandeln laſſen ſollen? mit andern Worten — ob wir nicht beſſer thun, unſre **Götze von Berlichingen**, ſo wie es die Zeit bringen wird, zu der ihrer Natur eignen Vollkommenheit aufzuziehen, als ganz zu verwerfen, oder ſie mit allen Schönheiten einer fremden Nation zu verzieren.

Indeſſen bleibt es doch noch immer eine wichtige Frage, ob wir würklich eigene Gewächſe haben, die eine Kultur verdienen, und ob unſre Art der Kultur den fremden vorzuziehen ſey? Hieran hat der

*) Es kömmt darauf an zu wiſſen, was man kaufen will? Livius iſt zum wenigſten noch von keinem Hume erreicht worden. Warum ſollen wir ihn nicht anſchauen, da man durch die Antike bälder zum Zwecke kömmt, als durch die Natur allein? — Der Herausg.

der König natürlicher Weiſe gezweifelt, weil er ſonſt ganz gewiß das Einheimiſche dem Auswärtigen vorgezogen haben würde; und hier bin ich in der That verlegner, als Sie wohl glauben, ohnerachtet ich die veredelten Stauden unſers Bodens, welche **Jeruſalem** *) dem Könige vorzählt, mehr als einmal vor mir aufgeſtellet und betrachtet habe. Unſre Empfindungen ſind das erſte von allem, ihnen haben wir Gedanken und Ausdruck zu danken. Große Empfindungen aber können allein von großen Begebenheiten entſtehen, die Gefahr macht Helden, und der Ocean hat tauſend Waghälſe ehe das feſte Land einen hat. Es müſſen große Schwierigkeiten zu überwinden ſeyn, wo große Empfindungen und Unternehmungen aus unſrer Seele empor ſchieſſen ſollen, und dieſe Ueberwindung muß der Ehre, der Liebe, der Rache und andern großen Leidenſchaften durchaus nothwendig ſeyn, oder der Geiſt hebt ſich nicht aus ſeinem gewöhnlichen Stande, die Seele umfaßt keine große Sphären, und der Menſch bleibt das ordinaire Geſchöpf, was wir täglich ſehen, und nach unſern gemeinen Regeln zu ſehen wünſchen **) Dergleichen große Gelegenheiten, wo Schwierigkeiten zu überſteigen ſind, finden ſich aber bey uns Deutſchen nicht. Der Staat geht unter der Wache ſtehender

*) In ſeinem Bericht über die deutſche Sprache und Litteratur.

**) Eine merkwürdige Wahrheit, die man in Abbts, Iſelins und Zimmermanns Schriften weiter ausgeführt leſen kann. — Der Herausg.

Heere maſchinenmäßig ſeinen Gang, wir ſuchen die Ehre faſt blos im Dienſte, oder in der Gelehrſamkeit, und nicht in Erreichung des höchſten Zwecks von beyden, unſre Schönen ſtimmen leichter zu ordentlichen als heroiſchen Empfindungen, und der Zweykampf, der ſich immer noch glücklicher Weiſe, erhält, verſöhnet den Rächer und wehret der menſchelmördriſchen Wollnſt, welche die Rache erfinderiſch und begeiſtert macht. Oder wo ſich ja eine große Begebenheit, die das menſchliche Geſchlecht interreſſirt, zeigt: ſo wirkt ſie auf uns ſo ſtark nicht wie auf andre Nationen *) Die Geſchichte des Müllers Arnold würde in Frankreich alle Parlemente und in England alle Partheyen in Bewegung geſetzt haben. Aber in Deutſchland hat man ſie ſich als eine frohe Neuigkeit erzählet; keiner hat die Gefahr laut gerüget, welche dem Staate bevorſteht, worinn die Rechtsſachen im Cabinet unterſuchet und entſchieden werden, und nicht einmahl ein Schmeichler hat es gewagt zu ſagen, daß es ein dem Könige zum erſten und einzigenmale entſchlüpfter Donnerkeil ſey, der aber einen Fels geſpalten und eine Goldmine blos geleget habe.

Unſre Empfindungen ſind nicht zu der feinen Rachſucht geſtimmt, welche in Leſſings Emilie tönt, und wir haben höchſtens nur Vaterſtädte und und ein gelehrtes Vaterland, was wir als Bürger oder

*) Die deutſche Nation macht kein Ganzes aus. Es giebt noch Verfaſſungen, wo gar nichts Großes Platz findet.

oder als Gelehrte lieben. Für die Erhaltung des deutſchen Reichsſyſtems ſtürzt ſich bey uns kein **Curtius** in den Abgrund *).

Wenn wir aber ſo wenig große Begebenheiten haben, als mit der gehörigen Lebhaftigkeit empfinden, wie wollen wir denn zu der Höhe der Gedanken und des Ausdrucks gelangen, welche andre Nationen auszeichnet? kann die ſchlaffe Seele eben das, was die hochgeſpannte würken? und müſſen wir nicht, da wir kein einziges großes Intereſſe weder im Staate noch in der Liebe haben, bey unſerm beſtändig kalten Blute für das Wagſtück ſchaudern, was dem Manne auf dem Ocean keine einzige Ueberlegung koſtet? O es war ein großer Gedanke von **Mengs: Raphael kann in der Kunſt übertroffen werden, aber keiner wird wie Raphael empfinden;** und nach demſelben ſage ich: Einige Deutſche können vielleicht dem Italiäner an Feinheit, dem Spanier an Edelmuth, dem Engländer an Freyheitsſtolz, was die Kunſt oder den Ausdruck angeht, gleich kommen. Aber im allgemeinen geredet, wird keiner von ihnen das wahre feine Gefühl des Italiäners, keiner die edle Liebe des Spaniers, keiner die Begeiſterung für Freyheit und Eigenthum eines Engländers damit verbinden. Keiner wird in allen ſo

*) Ob für das Syſtem von England oder Frankreich, iſt auch eine Frage? Dies würkte bey dem Römer die Vaterlandsliebe. Die Gründe hat Garve in den Abhandlungen zu ſeinem überſetzten Cicero von den Pflichten entwickelt. — Der Herausg.

wahr empfinden, denken, harren, ſchwärmen oder raſen, als die Nationen, welche durch würkliche Umſtände genöthiget werden, ihre höchſte Empfindung hervorzupreſſen und auszudrucken; und ohne Wahrheit iſt keine vollkommene Größe, ſo wenig in der Muſik als in der Mahlerey, und in andern ſchönen Wiſſenſchaften. Mit derſelben aber ſind auch Concetti unterweilen erträglich.

Eben ſo denke ich von den Franzoſen, die wie die Deutſchen alle Töne zum Theil glücklich verſuchen, aber nie wahre Engländer an Größe, nie wahre Italiäner an Feinheit, und nie wahre Spanier in hoher Liebe werden; blos in der Vaterlandsliebe haben ſie vor uns natürliche Vortheile und Vorzüge. So wie die erſten beyden Nationen auf der Landcharte zwiſchen den andern liegen: ſo liegen ſie auch auf der Charte der Empfindungen; und beyde ſind nur in ihrer Manier, wie ſie ſich jenen äußerſten Nationen in der Sphäre der Empfindung nähern, unterſchieden; der Franzoſe mit einem leichten, der Deutſche mit einem gemeſſenen Schritte. Der erſte geht auf dem Wege zur Verſchönerung, der andre auf dem zur Richtigkeit über die Gränzen der großen Empfindungen hinaus, die blos wahr ausgedruckt, und ſo wenig verſchönert, als in jeder einzelnen Parthie mit einer kleinlichten Genauigkeit vorgetragen ſeyn wollen.

Jedoch dieſes bey Seite, und immer vorausgeſetzt, daß unſer Klima ſo gut als andre ſeine eignen Früchte habe, die zu unſern Bedürfniſſen wie zu unſerm

ſerm Vergnügen vorzüglich beſtimmet ſind: ſo deucht mich, daß wir allemahl am ſicherſten handeln, ſolche ſo gut als möglich zu erzielen, und wenn wir dieſen Zweck erhalten: ſo müſſen ſie auch in ihrer Art ſchön und groß werden; denn alles in der Welt iſt doch nur relativ ſchön und groß, und die Eichel geht in ihrem Rechte vor der Olive. Das von dem Könige ſo ſehr heruntergeſetzte Stück: **Götz von Berlichingen**, iſt immer ein edles und ſchönes Produkt unſers Bodens, es hat vielen geſchmeckt, und ich ſehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen ſollen; die höchſte Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles was der König daran auszuſetzen hat, beſteht darinn, daß es eine Frucht ſey, die ihm den Gaumen zuſammen gezogen habe, und welche er auf ſeiner Tafel nicht verlange. Aber das entſcheidet ihren Werth noch nicht. Der Zungen, welche an Ananas gewöhnt ſind, wird hoffentlich in unſerm Vaterlande eine geringe Zahl ſeyn, und wenn von einem Volksſtücke die Rede iſt: ſo muß man den Geſchmack der Hofleute bey Seite ſetzen. Der beſte Geſang für unſre Nation iſt unſtreitig ein Bardit, der ſie zur Vertheidigung ihres Vaterlandes in die Schlacht ſingt; der beſte Tanz, der ſie auf die Batterie führt, und das beſte Schauſpiel, was ihnen hohen Muth giebt; nicht aber was dem ſchwachen Ausſchuſſe des Menſchengeſchlechts ſeine leeren Stunden vertreibt, oder das Herz einer Hofdame ſchmelzen macht. Jenes iſt gewiß der Vortheil, den der König von allen ſchönen

Wiſſenſchaften fordert, und welchen **Sulzer** als den einzigen und würdigſten von ihnen betrachtete; es iſt der Vortheil, den **Gleim** in den Liedern des Preußiſchen Grenadiers ſo glücklich erreichte; und ich glaube, daß es der einzige wahre ſey, den man für ein Volk, wie das deutſche iſt, ſuchen müſſe. Der entnervende Geſang, der wollüſtige Tanz, und die entzückenden oder bezaubernden Vorſtellungen mögen Völkern gefallen, denen ſie beſſer als uns dienen und bekommen; in denen aber auch der König nicht die Härte, nicht die Dauer, und nicht das Herz ſeiner Grenadier finden wird. Hier kann ich es auf den Ausſpruch ſeines eignen Miniſter des Herrn **von Herzberg** ankommen laſſen.

Die wahre Urſache, warum Deutſchland nach den Zeiten der Minneſinger wieder verſunken, oder ſo lange in der Kultur ſeiner Sprache und der ſchönen Wiſſenſchaften überhaupt zurückgeblieben iſt, ſcheinet mir hauptſächlich darinn zu liegen, daß wir immer von lateiniſch gelehrten Männern erzogen ſind, die unſre einheimiſchen Früchte verachteten, und lieber Italiäniſche und Franzöſiſche von mittelmäßiger Güte ziehen, als deutſche Art und Kunſt zur Vollkommenheit bringen wollten; ohne zu bedenken, daß wir auf dieſe Weiſe nichts hervorbringen könnten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde.

Sie zogen Zwergbäume, und Spalierbäume und allerley ſchöne Krüppel, die wir mit Strohmatten wider den Froſt bedecken, mit Mauren an die

Sonne zwingen, oder mit koſtbaren Treibhäuſern beym Leben erhalten mußten. Und einige unter uns waren thöricht genug, zu glauben, daß wir dieſe unſere halbreifen Früchte den Fremden, bey denen ſie urſprünglich zu Hauſe ſind, als Seltenheiten zuſchicken könnten; ſie waren ſtolz genug, zu denken, daß die Italiäner mit uns in unſern in feuchter Luft gebaueten Grotten ſchaudern würden; ſie die Geßners Schäferhütte allen unſern Koſtbarkeiten von dieſer Art vorziehen.

Schön und groß aber können unſere Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopſtock, Göthe, Bürger und andre Neuern gelegt haben. Alle können zwar noch in der Wahl der Früchte, welche ſie zu bauen verſucht, gefehlt, und das gewählte nicht zur höchſten Vollkommenheit gebracht haben. Aber ihr Zweck iſt die Veredlung einheimiſcher Produkte, und dieſer verdient den dankbarſten Beyfall der Nation, ſo wie er ihn auch würklich erhielt, ehe dieſe in ihrem herzlichen Genuſſe von den verwöhnten Liebhabern der auswärtigen Schönheiten geſtöret, und durch den Ton der Herren und Damen, die eine Pariſer Paſtete dem beſten Stücke Rindfleiſch vorziehen, ſtutzig gemacht wurden.

Göthens Abſicht in ſeinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemählden aus dem National-Leben unſrer Vorfahren zu geben, und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmahl der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der

franzöſiſch-deutſchen Bühne müde wären, und, wie billig, Veränderung ſuchten. Leicht hätte er dieſer ſeiner Sammlung mit Hülfe einer nun faſt zum Eckel gebrauchten Liebesgeſchichte das Verdienſt der drey Einheiten geben, und ſie in eine Handlung flechten können, die ſich angefangen, verwickelt und aufgelöſet hätte, wenn er aus dem einen Stücke drey gemacht, und diejenigen Gemählde zuſammen geordnet hätte, welche ſich zu jeder Handlung ſchickten, und ſich mit Zeit und Ort vertrugen. Allein er wollte jetzt einzelne Parthien mahlen, und dieſe ſtehen zuſammen wie die Gemählde vieler großen Landſchaftsmahler, ohne daß die Gallerie, worinn ſie ſich befinden, gerade eine Epopee iſt.

Daneben ſollten dieſe Parthien wahre einheimiſche Volksſtücke ſeyn, er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worinn die Nation noch Original war, und der alte Ritter den jungen, wie der alte Canzler den jungen Canzler ohne fremde gelehrte Hülfe erzogen hatte. Und da ihm gewiß niemand vorwerfen kann, daß er unrichtig gezeichnet, das Colorit vernachläßiget, oder wider das Coſtume gefehlet habe: ſo behandelt man ihn wider ſeine Abſicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht blos für den Hof gearbeitet, und keine Epopee, oder kein regulaires Ganze geliefert hat. Die Wahl ſeiner Parthien würde auch immer gut geblieben ſeyn, wenn es einige ſeiner Nachfolger, die alle ſieben Theater von Neapel, welche für ſieben unterſchiedne Klaſſen der Nation eröfnet

werden,

werden, in ein einziges zuſammen ziehen, und Hofleute und Lazaroni mit einerley Koſt vergnügen wollten, nicht gar zu bunt gemacht hätten. Hieran aber iſt **Göthe** unſchuldig, ob er gleich noch vieles gegen diejenigen zu ſagen haben mögte, die aus einem übertriebenen Eckel gar nichts nacktes leiden, und die ſchönſte Venus nicht anders als unter der Decke ſehen wollen.

Jedoch ich will den Tadel des Königs, ſo weit er uns allgemein trifft, einmahl als richtig annehmen, und ihn alſo ausdrücken, daß wir Deutſche in der Wahl der Parthien, die wir dem Auge oder dem Ohre dargeſtellet haben, zu wenig Geſchmack bewieſen, auch dieſe ſo wunderlich und abentheuerlich zuſammen geſtellet haben, wie es **Shakeſpear** nach dem Urtheile des **Herrn von Voltaire**, gethan haben ſoll; ich will einmahl zugeben, daß wir noch kein einziges Stück haben, was mit den Meiſterſtücken eines **Corneille** oder **Voltaire**, die nicht leicht jemand höher ſchätzen kann, als ich ſie ſelbſt ſchätze, verglichen werden könnte: ſo kommt es doch noch immer auf die Frage an, ob wir auf unſerm Wege, oder auf demjenigen, welchen andre Nationen erwählet haben, fortgehen dürfen, um das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen, das die Natur für uns beſtimmt hat?

Der Weg, welchen die Italiäner und Franzoſen erwählt haben, iſt dieſer, daß ſie zu ſehr der Schönheit geopfert, ſich davon hohe Ideale gemacht, und nun alles verworfen haben, was ſich nicht ſogleich

gleich dazu ſchicken wollte: hierüber iſt bey ihnen die dichteriſche Natur verarmt, und die Mannigfaltigkeit verlohren gegangen. Der Deutſche hingegen hat, wie der Engländer, die Mannigfaltigkeit der höchſten Schönheit vorgezogen, und lieber ein plattes Geſicht mit unter, als lauter Habichtsnaſen mahlen wollen.

Man ſieht die Verſchiedenheit der Wege, worauf dieſe Nationen zum Tempel des Geſchmacks gegangen ſind, nicht deutlicher, als wenn man den Tod Cäſars, ſo wie ihn Shakeſpear und Voltaire uns gegeben haben, neben einander ſtellet; Voltaire ſagt es ausdrücklich, und man ſieht es auch leicht, daß er ihn durchaus dem Engländer abgeborget, und nur dasjenige weggelaſſen habe, was ſich mit den Regeln eines guten Trauerſpiels und der franzöſiſchen Bühne nicht vereinigen lieſſe. Hier ſieht man beym Shakeſpear ein aufgebrachtes Volk, bey dem alle Muſkeln in Bewegung ſind, dem die Lippen zittern, die Backen ſchwellen, die Augen funkeln und die Lungen ſchäumen; ein bitter böſes, wildes und wütendes Volk, und einen hämiſchen Kerl mit unter, welcher dem armen Cinna, der ihm zuruft, er ſey nicht Cinna der Mörder Cäſars, ſondern Cinna der Dichter, ſeiner elenden Verſe halber das Herz aus dem Leibe reiſſen will — und dieſe Löwen, Tyger und Affen führt Antonius mit der Macht ſeiner Beredtſamkeit gerade gegen die Mörder Cäſars, zu deren Unterſtützung ſie ſich verſammelt hatten. Was thut nun Voltaire?

Er wiſcht alle dieſe ſtarken Zůge aus, und giebt uns ein glattes ſchônes glânzendes Bild, was in dieſer Kunſt nicht ſeines gleichen hat, aber nun gerade von allem dem nichts iſt, was es ſeyn ſollte.

Wollen Sie die Sache noch deutlicher haben, ſo vergleichen Sie, mein Freund! einen Engliſchen und Franzôſiſchen Garten. In jenem finden ſie eben wie in **Shakeſpears** Stůcken Tempel, Grotten, Klauſen, Dickigte, Rieſenſteine, Grabhůgel, Ruinen, Felſenhôhlen, Wâlder, Wieſen, Weiden, Dorfſchaften und unendliche Mannigfaltigkeiten, wie in Gottes Schôpfung durch einander vermiſcht; in dieſem hingegen ſchône gerade Gânge, geſchorne Hecken, herrliche ſchône Obſtbâume Paarweiſe geordnet oder kůnſtlich gebogen, Blumenbete wie Blumen geſtaltet, Luſthâuſer im feinſten Geſchmack — und das alles ſo regelmâßig geordnet, daß man beym Auf- und Niedergehen ſogleich alle Eintheilungen mit wenigen Linien abzeichnen kann, und mit jedem Schritte auf die Einheit ſtôßt, welche dieſe wenigen Schônheiten zu einem Ganzen vereiniget. Der Engliſche Gârtner will lieber zur Wildniß ůbergehn, als mit dem Franzoſen in Berceaux und Charmillen eingeſchloſſen ſeyn. Faſt eben ſo verhalten ſich die Italiâner und Deutſchen, auſſer daß jene ſich in ihrer Art den Franzoſen, und dieſe den Englândern, ihren alten Brůdern, nâhern, und mehr Ordnung in die Sachen bringen.

Welcher von dieſen beyden Wegen ſollte nun aber wohl der beſte ſeyn, der Weg zur Einfôrmig-

keit und Armuth in der Kunſt, welchen uns der Conventionswohlſtand, der verfeinerte Geſchmack, und der ſogenannte gute Ton zeigen, oder der Weg zur Mannigfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröffnet? Ich denke immer der letztere, ob er gleich zur Verwilderung führen kann. Denn es bleibt doch wohl eine unſtreitige Wahrheit, daß tauſend Mannigfaltigkeiten zur Einheit geſtimmt, mehr Würkung thun, als eine Einheit, worinn nur fünfe verſammlet ſind; und daß ein zweychöriges **Heilig** ꝛc. von **Bach** etwas ganz anders ſey, als die ſchönſte Arie, dieſe mag noch ſo lieblich klingen.

Selbſt die Macht, womit der Geſchmack an den Engliſchen Gärten jetzt ganz Europa überwältiget, kann uns lehren, daß der Weg zur Mannigfaltigkeit der wahre Weg zur Größe ſey, und daß, wenn wir nicht ewig in dem Ton der Galanterie, welcher zu Zeiten Ludewig XIV. herrſchte, bleiben wollen, wir nothwendig einmahl zur mannigfaltigen Natur wieder zurück kehren, aus dieſer von neuem ſchöpfen, und eine größere Menge von Naturalien als bisher, zu vereinigen ſuchen müſſen; oder unſre Stücke werden zuletzt ſo fein und niedlich werden, wie eine Erzählung von **Marmontel**, in der man mit einem Blicke den Faden ſehen kann, wodurch ſie zuſammengehalten wird. Die Franzoſen, welche vor einiger Zeit **Shakeſpears** Werke in ihre Sprache übertrugen, fühlten den Fehler lebhaft, und wollten lieber von ihren Mitbuhlern borgen, als ewig Schüler ihrer tyranniſchen Meiſter bleiben, die, um

den Ruhm ihrer Werke zu verewigen, alle ihre Nachkommen in der Kunſt zu entmannen ſuchen.

Unſer bisheriger geringer Fortgang auf dieſem Wege darf uns aber nicht abhalten, ihn zu verfolgen. Vielweniger dürfen wir den andern nehmen, wo die verwöhnten Liebhaber alle andern ſchönen Bäume ausgerottet haben, um lauter Pfirſchen zu eſſen. Was bey dieſen Uebermuth und hoher Geiſt iſt, würde bey uns Leichtſinnigkeit, oder Schwachheit, oder Sprödigkeit einer Häßlichen ſeyn. Iſt es gleich ſchwerer, unter einer großen Menge zu wählen, und gewählte unzählbare Sachen zu einem großen Zwecke zu vereinigen, als einen einförmigen Kranz von Roſenknoſpen zu binden: ſo iſt auch die Würkung davon ſo viel größer, wenn die Wahl und Zuſammenſtellung wohl gerathen iſt; und was **Montesquieu** und **Winkelmann**, zwey Männer, die ich gern zuſammenſetze, weil ſie mir einerley Größe und einerley Fehler gehabt zu haben ſcheinen, aus unzählbaren Bruchſtücken von ganz verſchiedener Art und Zeit, zuſammengeſetzt haben, wird immer ein Werk bleiben, welches der **Heyer** eines jeden Jahrhunders ſeiner Aufmerſamkeit und Verbeſſerung werth achten wird.

Und wo iſt die **Einheit**, die der König und die Natur von jedem Kunſtwerke erfordern, glücklicher und unter einer größern Menge von Mannigfaltigkeiten beachtet, als eben in dieſen Werken? Die Menge und die Verſchiedenheit der Gegenſtände, welche in einem Kunſtwerke zuſammengeſtellet werden,

iſt

iſt alſo gewiß keine Hinderniß ihrer Schönheit, ob dieſe gleich nicht von jedem Künſtler überwunden werden kann; und es iſt allezeit glaublich, daß es für die Stücke, welche in Shakeſpears Manier gearbeitet werden, einen ſehr hohen Vereinigungspunkt gebe, wenn wir gleich jetzt noch nicht hoch genug geſtiegen ſind, um ihn mit unſern ſterblichen Augen zu erreichen. Die ganze Schöpfung iſt gewiß zur Einheit geſtimmt, und doch ſcheinet ſie uns hie und da ſehr wild, und noch wilder als ein engliſcher Garten zu ſeyn. Aber freylich, was wir als Eins bewundern ſollen, muß auch als Eins in unſern Geſichtskreis geſtellet werden, und ſo dürfen wir den Vereinigungspunkt der Kunſtwerke nicht ſo hoch legen, wie ihn der Schöpfer gelegt hat, oder wir ſchaffen nur Wildniſſe. Indeſſen liegt doch die Einheit da, wo ein gothiſcher Thurm mit prächtigen römiſchen Gebäuden, oder wo, wie im Wilhelmsbade bey Hanau, die Fürſtliche Wohnung unter Ruinen, mit ſchönen Gebäuden und Parthien glücklich zuſammenſtimmet, höher, als wo blos eine Reihe ſchöner Häuſer, und wenn es auch in der Hauptſtadt wäre, eine gerade lange Gaſſe ausmacht. Der Weiſſenſtein bey Caſſel iſt nach kühnern Regeln angelegt, als eine römiſche Villa.

Auſſerdem aber hat das Nachahmen fremder Nationen leicht den innerlichen Fehler aller Kopeyen, die man um deswillen geringer als ihre Originale ſchätzt, weil der Kopiſt natürlicher Weiſe immer mehr oder weniger ausdrückt, als der rechte Meiſter empfun-

empfunden hat; es macht uns unwahr, und nichts ſchadet dem Fortgange der ſchönen Künſte mehr, als dieſe Unwahrheit, welche Quintilian die Unredlichkeit nennet.

Wie ſehr dieſe Unwahrheit ſchade, können wir nicht deutlicher als an unſern geiſtlichen Rednern ſehen, die, indem ſie göttliche Wahrheiten vortragen, dennoch nicht den Eindruck machen, welchen man davon erwarten könnte. Von dieſen fordern wir gleich, ſo wie ſie auftreten, eine heiligere Mine, einen feyerlichern Anſtand, einen ernſthaftern Ton, und eine größere Salbung, als ihnen die Natur in ihren erſten Jahren geben kann. Nun müſſen ſie dieſer Mine, dieſem Anſtande und dieſem Tone gemäß reden; ſie müſſen ihren Ausdruck höher als ihre Empfindungen ſpannen, ſie müſſen ihren Werken mehrere Tugend leihen als ſie haben, um ſie zu ihrem Vortrage zu ſtimmen — und dieſes macht viele unter ihnen ihr ganzes Leben hindurch zu unwahren Rednern, die nie dasjenige würken, was ein Claudius, der nichts ausdrücket, als was er empfindet, und gerade in dieſer aufrichtigen Uebereinſtimmung ſein ganzes Verdienſt ſetzt, unter uns würket. Andre unter ihnen haben ſich daher der großen Beredtſamkeit, worinn das Herz des heiligen Paulus entbrannte, ganz enthalten, und dafür Gründlichkeit mit Simplicität verbunden. Ich glaube auch immer, daß daß wir Deutſchen hiebey weniger wagen, als wenn wir mit den Flechiers und Maſſillons die Harfe

Davids ergreifen, ohne den Geiſt Davids zu haben.

Wieland, den Deutſchland jetzt als den Meiſter in der Kunſt, die Schleichwege des menſchlichen Herzens zu entblößen, und den wahren Gang unſrer Leidenſchaften auf eine lehrreiche und angenehme Art vorzuſtellen, bewundert, war in ſeinen erſten Verſuchen ein unwahrer Dichter; ſeine Rede glühete mehr und ſein Colorit war weit lebhafter, als ſeine Empfindung; darüber fielen ſeine Homeriſchen Erzählungen. Allein mit den Jahren wie mit dem Genuſſe ward ſeine Empfindung mächtig; nun ward ihm die Sprache oft zu enge, die volle Empfindung quoll über den Ausdruck, und man ſahe in ſeinen ſpäten Werken immer mehr Schönheit, als ihm die Sprache zu zeigen verſtattete.

Wahrſcheinlich iſt es auch nicht, daß wir uns ſo ganz in die Empfindung unſrer Nachbaren verſetzen werden. So wie dieſe andre Bedürfniſſe haben, ſo iſt ihnen auch dieſes und jenes weit angelegner, als uns. Die Spanierinn höret eine Serenade mit einer ganz andern Entzückung, als eine Deutſche; die Schönheit des Sonnets, was der Italiäner als das wahre Ebenmaaß einer Grazie mit Recht bewundert, iſt in Deutſchland nie gehörig empfunden, und das Meiſterſtück von **Filicaja** würde den mehreſten unter uns unbekannt geblieben ſeyn, wenn es ihnen **Richardſon** nicht gezeiget hätte. Die franzöſiſche Bühne ſteht mit der National-Erziehung

in

in dem richtigſten Verhältniſſe; und indem der Deutſche ſchreiben muß, um Profeſſor zu werden, geht der Engländer zur See, um Erfahrungen zu ſammlen. Ohne nun in den nämlichen Verhältniſſen zu ſtehen und die Bedürfniſſe zu fühlen, welche die Spanierinn lauſchen macht, und den Sinn des Italiäners fürs Ebenmaaß in Bewegung ſetzt, werden wir nie wie ſie empfinden, und ſo können auch ihre Ausdrücke und Tropen bey uns nie den Grad der Wahrheit erhalten, den ſie in ihrem wahren Vaterlande haben. Selbſt ein Menſch kann ſich nicht des andern Worte ſo zueignen, daß ſie in ſeinem Munde die Wahrheit haben, womit der andre ſie vorbringt. Wie ihr König ehedem bey einer Menge trauriger Nachrichten ſagte: Que cela fait perdre courage! und mit Wärme hinzuſetzte: il faut que nous redoublions maintenant nos efforts *): ſo iſt niemand im Stande, ihm dieſes mit dem Grade der Wahrheit und der Empfindung nachzuſprechen, womit er es ſelbſt hervorgebracht hat. Der ſchöne Uebergang des Abbé Coyer **), womit er die Erzählung deſſen, was an dem Tage nach dem Entſatze von Wien vorgefallen iſt, anfängt: Le Lendemain d'une Victoire eſt encore un beau jour, wird nicht leicht irgendwo wahrer, als auf dieſer Stelle, wo die rettenden Fürſten in hoher Freude den

*) Lettre du Roy au Prince de Pruſſe au camp de Leipa.

**) Vie de Sobiesky T. III.

Dank der Geretteten annehmen, erhaltene Freunde einander am Halſe hangen, und jedermann in Erkenntlichkeits- und Freudenthränen zerfließt.

Meiner Meynung nach müſſen wir alſo durchaus mehr aus uns ſelbſt und aus unſerm Boden ziehen, als wir bisher gethan haben, und die Kunſt unſrer Nachbaren höchſtens nur in ſo weit nutzen, als ſie zur Verbeſſerung unſrer eigenthümlichen Güter und ihrer Kultur dienet. Wir müſſen es wie **Rouſſeau** machen, der alle Regeln und Geſetze ſeiner Zeit um ſich herum ſtehen oder fallen ließ, um aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen und ſeine Empfindungen allein auszudrücken; oder wie **Klopſtock**, der nicht erſt den **Milton** las, um ſeinen Meßias zu bilden.

Zwar können wir auf dieſe Weiſe leicht auf Irrwege gerathen. Denn indem wir tief in uns zurückgehen, und was wir alſo empfinden, ausdrücken, verlaſſen wir einen Pfad, welchen auch ſchon Meiſter vor uns geebnet haben, und gerathen leicht auf Verhältniſſe, die wir hernach mit der Rechnung nicht bezwingen können; oder wir folgen, wie **Göthe** in Werthers Leiden, blos der erhöheten Empfindung, und opfern die logiſche Wahrheit der aeſthetiſchen auf. Allein wir bringen doch damit eigne edle Erze zu Tage, und es werden ſich dann auch Philoſophen unter uns finden, welche ſie prüfen, läutern und zu großen Werken verarbeiten werden.

Ich will jedoch hiemit gar nicht ſagen, daß wir uns nicht auch fremdes Gut zu Nutze machen ſollen.

Wir müßten unſern **Hagedorn**, der mit ſo vielem Fleiſſe als Erfolge nach den größten Meiſtern unſrer Nachbaren ſtudiret, und ihre ſchönſten Früchte bey uns einheimiſch gemacht und veredelt hat, nicht lieben; wir müßten undankbar gegen **Gleim**, **Ramler** und die **Karſchinn** ſeyn, welche deutſches Gut mit römiſcher Kunſt bearbeitet, und unſerer Sprache neue Kraft verſchaffet haben; wir müßten unſern geliebten **Gellert**, der in ſeiner ſchönen und kunſtvollen Nachläßigkeit ſeine Meiſter übertroffen hat, vergeſſen haben, wenn wir dieſes thun wollten. Mein Wunſch iſt nur, daß wir uns von dem Könige nicht ſo einzig an die großen Ausländer verweiſen laſſen, und unſern Götzen von Berlichingen ſogleich mit Verachtung begegnen ſollen. Auch die **Klinger**, die **Lenze** und die **Wagner** zeigten in einzelnen Theilen eine Stärke wie Herkules, ob ſie ſich gleich auch, wie dieſer, zuerſt mit einer ſchmutzigen Arbeit beſchäftigten, und vielleicht zu früh für deutſche Kunſt und ihren Ruhm verſtarben. Und es bedürfte nur noch eines **Leßings**, um den deutſchen Produkten diejenige Vollkommenheit zu geben, die ſie erreichen, und womit ſie der Nation gefallen können.

Nun noch ein Wort von unſrer Sprache, die der König der franzöſiſchen ſo ſehr nachſetzt, und ihr bald Armuth und bald Uebellaut vorrückt. Sie iſt, ſo ſehr ſie ſich auch ſeit **Gottſcheds** Zeiten bereichert hat, ich geſtehe es, noch immer arm;

aber das iſt der Fehler aller Buchſprachen, und am mehrſten der franzöſiſchen, die wiederum ſo ſehr gereiniget, verfeinert und verſchönert iſt, daß man kaum ein mächtiges, rohes oder ſchnurriges Bild darinn ausdrücken kann, ohne wider ihren Wohlſtand zu ſündigen. Die engliſche Sprache iſt die einzige, die, wie die Nation, nichts ſcheuet, ſondern alles angreifet, und gewiß nicht aus einer gar zu ſtrengen Keuſchheit ſchwindſüchtig geworden iſt, ſie iſt aber auch **die einzige Volksſprache, welche in Europa geſchrieben wird** *), und ein auf den Thron erhobener Provinzialdialect, der auf ſeinem eignen fetten Boden ſteht, nicht aber, wie unſre Buchſprachen, auf der Tenne dörret. Alle andre Buchſprachen ſind bloße Conventionsſprachen des Hofes oder der Gelehrten, und das Deutſche, was wir ſchreiben, iſt ſo wenig der Meißner als der Franken Volksſprache, ſondern eine Auswahl von Ausdrücken, ſo viel wir davon zum Vortrage der Wahrheiten in Büchern nöthig gehabt haben; ſo wie neue Wahrheiten darinn zum Vortrag gekommen ſind, hat ſie ſich erweitert, und ihre große Erweiterung ſeit **Gottſcheds** Zeiten, iſt ein ſicherer Beweis, daß mehrere Wahrheiten in den gelehrten Umlauf gekommen ſind. Unſtrei-

*) Mich dünkt, daß die deutſche Sprache, die Eigenheit abgerechnet, die jede Sprache gegen eine andre haben muß, der Engliſchen ſo ziemlich die Waage halten wird, wenn wir nicht nur unſre Schriftſteller, ſondern auch den Gehalt der Sprache des Umgangs genauer prüfen wollten.

Unſtreitig hat die franzöſiſche Buchſprache frü-
here Reichthümer gehabt, als die unſrige. So wie
dieſe Nation früher üppig geworden iſt, als die unſ-
rige, ſo hat ſie ſich auch früher mit feinern Empfin-
dungen und' Unterſuchungen abgegeben. Wie der
Deutſche noch einen ſtarken, tapfern und brauchba-
ren Kerl für tüchtig, oder nach unſerer Buchſprache,
für tugendhaft hielt, und deſſen Herz nicht weiter
unterſuchte, als es ſeine eigne Sicherheit erforderte, fieng
Montagne ſchon an, über den innern Gehalt der
Tugenden ſeines Nächſten zu grübeln, und dieſe um
ſo viel geringer zu würdigen, als Eitelkeit und Stolz
zur feinen Mark genommen waren. Dieſes iſt der
natürliche Gang der Ueppigkeit der Seele, die ihre
Muſſe zu ſanftern und feinern Empfindungen ver-
wendet, und damit auch zu feinern Maaſſen und
Ausdrücken gelangt, als der rohe Wohlſtand, der
alles mit Geſundheit verzehret, und die feinern Kün-
ſte des Kochs glücklich entbehret.

Indeſſen mögte ich doch nicht ſagen, daß wir
jetzt noch ſo ſehr weit zurück wären, wenn wir gleich
alle Nuancen des Ridiculen nicht ausdrücken, und
für jede verſchiedene Miſchung der menſchlichen Tu-
genden und Laſter nicht alle die eigentlichen Zeichen
haben, deren ſich die Franzoſen, von **Montagne**
bis St. **Evremont**, und von dieſem bis zum
Marmontel, aus einer unglücklichen Bedürfniß,
würde **Rouſſeau** hinzuſetzen, bedienet haben. Kei-
ne Sprache hat ſich vielleicht ſo ſehr zu ihrem Vor-
theile verändert, als die unſrige; nichts war armſe-

ſeliger, als unſre komiſche Sprache; auſſer dem Hanswurſt war keiner auf der Bühne, der einen komiſchen Ton hatte, und das Volk liebte dieſen, weil weil es von ihm wahre Volksſprache hörte: alle andre redeten in der Buchſprache, der unbequemſten zum Sprechen unter allen, oder ihre Rolle geſtattete ihnen nicht, ſich der Volksſprache zu bedienen. **Leßing** war der erſte, der Provinzialwendungen und Wörter, wo es die Bedürfniſſe erforderten, auf die glücklichſte Art nationaliſirte; ihm ſind die **Wiener** gefolgt, und ſeitdem uns **Göthe** in der Sprache auf dasjenige, was **Cicero** *) Romanos veteres ac urbanos ſales und veteris leporis veſtigia nennet, zurückgeführet hat, damit wir nicht zuletzt lauter Buchſprachen reden mögten, hat jedermann unſern ehmaligen Mangel empfunden, und ihm jetzt mit hellem Haufen zu begegnen geſucht, ſo daß wir nunmehro wohl hoffen dürfen, bald eine Sprache zu haben, worinn alle Muthwilligkeiten und Aeffereyen, deren ſich der Menſch zum Ausdruck ſeiner Empfindungen und Leidenſchaften bedient, dargeſtellet werden können. Doch ich will darauf nicht wetten, daß nicht viele, denen es ſchwer fällt, in deutſcher Luft zu athmen, die franzöſiſche der deutſchen immer vorziehen werden.

Eine Dichterſprache hatten wir faſt gar nicht, und wir würden auch nie eine erhalten haben, wenn **Gottſched** den tapfern Schweizern, die ſich ſeiner Reinigung widerſetzten, obgeſieget hätte. **Haller** ward

*) Ep. fam. L. IX. Ep. 15.

ward unſer erſter Dichter, und wie **Klopſtock** kam, begriffen wir erſt völlig, was die Engländer damit ſagen wollen, wenn ſie den Franzoſen vorwerfen, daß ſie nur eine Sprache zum Verſemachen, nicht aber für die Dichtkunſt hätten. Auch wir hatten vor **Hallern** nur Verſemacher, und vor **Gleimen** keinen Liebesdichter. Wie ſehr und wie geſchwind hat ſich aber nicht unſre Dichterſprache mit dieſen ihren erſten Meiſtern gebeſſert? und welche Dichtungsart iſt übrig geblieben, wozu ſie ſich nicht auf eine anſtändige Art bequemet hat *)?

In der Kunſtſprache haben wir, ſeitdem **Winkelmann, Wieland, Lavater** und **Sulzer** geſchrieben haben, uns nicht allein alles eigen gemacht, was die Ausländer eignes hatten, ſondern auch vieles auf unſerm Boden gezogen. Und die Verfaſſer verſchiedener empfindſamen Romane haben in einzelnen Parthien gezeigt, daß unſre Sprache auch zum wahren Rührenden geſchickt ſey, und beſonders das ſtille Große ſowohl, als das volle Sanfte auf das mächtigſte darſtellen könne. Wie ſtark, wie rührend, wie edel iſt nicht die Sprache **Woldemars**? was fehlt dem gedämpften Ausdruck Ausdruck der Empfindung in der Nacht beym Gewitter, welche uns die **Kloſtergeſchichte** fühlen läßt? und wie vieles haben nicht andre, die ich hier nicht alle nennen kann, in dieſer Art geleiſtet, wenn man blos die Sprache betrachtet, und von der Erfindung wie von dem Zwecke wegſieht? Unſre Rednerſprache hat

 zwar

*) Durch Blumauer iſt noch eine Art hinzugekommen.

zwar keine große Muſter geliefert, weil es ihr an großen Gelegenheiten gefehlt hat; aber ſie iſt hinlänglich vorbereitet, und wird keinen empfindenden und denkenden Mann leicht im Stiche laſſen. Die philoſophiſche Sprache iſt, ſeitdem ſie aus **Leibnitzens** und **Wolfens** Händen kam, unendlich empfänglicher und fähiger geworden *), alles zu beſtimmen und deutlich zu ordnen, und unſer hiſtoriſcher Stil hat ſich in dem Verhältniß gebeſſert, als ſich der preußiſche Name ausgezeichnet, und uns unſre eigne Geſchichte wichtiger und werther gemacht hat. Wenn wir erſt mehr Nationalintereſſe erhalten, werden wir die Begebenheiten auch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken. Bis dahin aber wird die Sprache der Geſchichte natürlicher Weiſe gelehrter Vortrag bleiben, die uns unterrichtet, aber nicht umſonſt begeiſtert; in ſo fern wir nicht auch, nachdem wir, wie die Franzoſen, alle Arten von Romanen erſchöpfet haben werden, die ernſthafte Muſe der Geſchichte zur Dienerinn unſrer Ueppigkeit erniedrigen wollen.

Alle dieſe glücklichen Veränderungen ſind aber während der Regierung des Königs vorgefallen, wie er ſchon ſeinen Vorgeſchmack nach den beſſern Muſtern andrer Nationen gebildet hatte, und in unſrer Sprache vielleicht nur Memorialien und Dekrete zu leſen bekam. Er hatte nachher **Voltairen** um ſich, der

*) Im didaktiſchen klang unſre Sprache immer noch ſehr lateiniſch, bis Mendelsſohn, Garve und Feder auftraten.

der durch die Groſsheit ſeiner Empfindungen und ſeiner Manier alles um ſich herum und ſeine eigenen Fehler verdunkelte; er liebte **Algarotti** *), den feinſten und netteſten Denker ſeiner Zeit, er zog die wenigen groſsen Leute, welche Frankreich hatte, an ſich, und unter den deutſchen Gelehrten fand ſich noch kein **Dalberg**, kein **Fürſtenberg**, der auf die Ehre, welche er dem ausländiſchen Verdienſte gab, Anſpruch machen konnte. Hiezu kömmt, daſs ſeine Gedanken über die deutſche Litteratur und Sprache wahrſcheinlich weit früher niedergeſchrieben, als gedruckt ſind; und ſo iſt kein Wunder, wenn ſie unſrer neuen Litteratur keine Gerechtigkeit haben wiederfahren laſſen.

Und doch glaube ich nicht zu viel zu wagen, wenn ich behaupte, daſs der König ſelbſt, da, wo er ſich als Deutſcher zeigt, wo Kopf und Herz zu groſsen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, gröſſer iſt, als wo er mit den Ausländern um den Preis in ihren Künſten wetteifert. In ſeiner Inſtruction pour ſes Généraux iſt er mir wenigſtens mehr als **Cäſar**, durch den Geiſt und die Ordnung, womit er viele verwickelte Fälle auf wenige einfache Regeln zurückbringt; in ſeinen vertrauten Briefen, die er bey ſchweren Vorfällen geſchrieben hat, finde ich deutſche Kraft und Dauer, in ſeiner Abhandlung über die Vaterlandsliebe den ſyſtematiſchen Geiſt der Deutſchen.

*) Doch iſt ſein Ausdruck gedähnt, wie der meiſten Italiäner. Der deutſchen Sprache fehlt noch ein Monteſquieu, das was Herr von Carmer geleiſtet hat, ſollte die Fürſten ſchon aufmerkſam machen.

ſchen, und in ſeinen Gedanken über unſre Litteratur ein edles deutſches Herz, das nicht ſpotten, ſondern würklich nützen und beſſern will. Da hingegen, wo es auf Verzierungen ankommt, ſehe ich in ſeinen Schriften oft die Manier des fremden Meiſters, und es geht mir als einem Deutſchen nahe, ihn, der in allen übrigen ihr Meiſter iſt, und auch in deutſcher Art und Kunſt unſer aller Meiſter ſeyn könnte, hinter **Voltairen** zu erblicken.

Schließlich muß ich Ihnen, liebſter Freund, noch ſagen, wie es mir an vielen von unſern Deutſchen nicht gefalle, daß ſie den Ausländern zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Ich denke in dieſem Stücke wie **Pinto** *): **Alle Nationen können handeln und reich werden, ohne daß ſie nöthig haben, ſich einander zu ſchaden;** und alle Nationen können in der Art ihrer Litteratur groß werden, ohne daß ſie ihre **Mitminner** **) zu verachten brauchen.

*) Traité de la Circulation.

**) Medeminnaers ſagt der Holländer für Rivaux.

Rabeners Charakter in Miniatur.

Gottlieb Wilhelm Rabener, einer der beſten Satyrenſchreiber neuer Zeiten, wurde den 17 September 1714 zu Wachau, einem Ritterguthe, ohnweit Leipzig gebohren. Sein Vater, Juſtus Gottlieb Rabener, war damals Beſitzer deſſelbigen und zugleich Anwald im Leipziger Oberhofgerichte, ein Mann von vieler Lebhaftigkeit, obgleich nicht ſelten hypochondriſchen Anfällen ausgeſetzt. Bis in das vierzehnte Jahr genoß er daſelbſt des Unterrichts eigener Lehrer, und unter dieſen namentlich der Aufſicht des Stadtpredigers in Dreßden, Herrn M. Grenzens, der nachher ſein Beichtvater war, und ſich durch verſchiedene gelehrte Schriften bekannt gemacht hat. Im Jahre 1728 gieng er auf die Landſchule nach Meißen, wo vormals ſein Großvater våterlicher Seite, M. Juſtus Gottfried Rabener, als Rektor gelehret hatte. Fůr dieſen hatte er eine vorzůgliche Hochachtung, ob er ihn gleich nur aus ſeinem Bildniſſe und ſeinen Schriften kannte. Er fand hier unter andern ſeiner Mitſchůler den Herrn M. Grabener, nachherigen ſehr verdienten Rektor an der Schulpforte, einen Verwandten, dem er ſeine Ergebenheit durch das Vermåchtniß ſeines ſåmmtlichen Vermögens zu erkennen gegeben, den noch lebenden Herrn Profeſſor Gårtner in Braunſchweig, und den ſeligen Profeſſor Gellert. Mit dieſen errichtete er eine genaue Freundſchaft, die auf

der

der Univerſität fortgeſetzet wurde, und bis an ſeinen Tod dauerte. Rabener wurde von Gellerten als Freund geliebt, als Schriftſteller hochgeſchätzt, als ein äußerſt brauchbarer und geſchäfftiger Mann bewundert.

Nachdem er die gewöhnlichen ſechs Jahre in Meißen zugebracht hatte, kam er 1734 auf die Univerſität nach Leipzig zurück, wo er ein paar Jahre darauf ſeinen Vater verlohr. Hier bauete er auf den feinen Grund, den er auf der Schule gelegt hatte, und bediente ſich in jedem Theile der Litteratur der vorzüglichſten Lehrer. Sein Hauptſtudium war inzwiſchen die Rechtsgelehrſamkeit, worinnen er einen ſo guten Fortgang machte, daß er 1737 unter dem Herrn D. Hommel eine ſelbſt verfertigte Streitſchrift: de mitiganda furti poena ob reſtitutionem rei ablatae, öffentlich vertheidigte. Da er ſich auch gern in praktiſchen Dingen, und hauptſächlich in ſolchen, welche die Landesverfaſſung betreffen, umſehen wollte, ſo begab er ſich oft zu dem damaligen Kreyslandſteuereinnehmer Lazer: dieſer machte ihm Luſt zur Kenntniß der Steuerſachen, und verſchaffte ihm auch Gelegenheit dazu. In kurzem brachte er es darinnen zu einer ſolchen Wiſſenſchaft und Fertigkeit, daß er alle dahin einſchlagende Arbeiten kannte, und mit Leichtigkeit und Vergnügen verrichtete. Rabener war für Geſchäffte gemacht. Er faßte eine Sache leicht, überſah vieles mit einem Blicke, und konnte geſchwind die Hauptſachen von den Nebenſachen, das Nothwendige von dem Entbehrlichen unterſcheiden. Er

voll-

vollbrachte deswegen in kurzer Zeit mehr, als viele bey einem ängſtlichen Fleiße in weit längerer zu thun vermögen. Unter dieſen ernſthaftern Geſchäfften, die er zu ſeinem Berufe gemacht hatte, vergaß er nicht die Muſen. Sie waren überall ſeine liebſten Begleiterinnen, und verſüßten ihm die trockenen Arbeiten ſeiner Lebensart. Er machte ſich bald durch ſeinen Witz und lebhaften Verſtand bekannt, und alles, was nur Geſchmack liebte, drang ſich zu ihm, und ſchätzte ſeine Freundſchaft.

Schon im Jahre 1741 hatte er das Amt eines Steuerreviſors des Leipziger Kreiſes erhalten, ein beſchwerliches Amt, das mit vielen Reiſen auf dem Lande umher, mit Unterſuchungen und Abmeſſungen des Eigenthums, und mit einer mühſamen Vertheilung der Abgaben, nach dem Verhältniſſe dieſes Eigenthums, oder auch Gewerbes, beſchäfftiget iſt; das eine genaue Kenntniß der Landesverfaſſung und eine geprüfte Rechtſchaffenheit erfordert. Er war auch in dieſem Amte nicht einen Augenblick müßig. Seine Geſchicklichkeit zog ihm beſtändig eine Menge Aufträge zu, und er vollzog ſie mit der äußerſten Sorgfalt. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch die ſie gegangen, noch verworrener geworden, fiel ihm am Ende gemeiniglich zu, und er brachte ſie glücklich in Ordnung. Auch bekam er nicht ſelten Aufträge, die beſondere Vorſichtigkeit erforderten, und er hatte es ſeiner Klugheit und Rechtſchaffenheit, die er keinen Abſichten und Betrachtungen aufopferte, zu verdanken, daß ſelbſt diejenigen

nigen Perſonen, wider welche ſeine Entſcheidung aus= fiel, mit ihm zufrieden waren. Seine Erholungen waren ſeine witzigen Arbeiten.

Indeſſen zog ſein Fleiß, ſeine Treue, Geſchick= lichkeit und Ordnung in ſeinen Berufsarbeiten die Aufmerkſamkeit ſeiner Vorgeſetzten immer mehr auf ſich. Sie ſahen, daß er dem Vaterlande in einem höhern Poſten noch weit wichtigere Dienſte leiſten könnte, und wünſchten auch ſeine bisherigen zu be= lohnen. Man berief ihn alſo nach Dreßden in das Oberſteuerkollegium, wo er die Stelle eines erſten Oberſteuerſekretärs erhielt. Er verließ Leipzig, als den Wohnplatz ſeiner beſten und älteſten Freunde, als den Ort ſeiner jugendlichen Freuden und ſeiner erſten gelungenen Arbeiten, mit Schmerzen. Aber er zog ſeinen Beruf ſeiner Luſt, und die Hoffnung, noch nützlicher zu ſeyn, allen übrigen Betrachtungen vor. In Dresden fand er, wie es bey ſolchen Ver= dienſten nicht anders zu vermuthen war, unter Ho= hen und Niedern Bewunderer, Gönner und Freunde. Bald darauf brach der Krieg aus. Er wurde von den vornehmſten Officieren des preußiſchen Heers, die damals in Dresden waren, aufgeſucht, geliebt und hochgeſchätzt. Der Prinz Heinrich ſprach ihn mehr als einmal. Selbſt der König verlangte ihn zu ſprechen. Dieſe Unterredung hätte für Rabenern und für die deutſchen Muſen gleich vortheilhaft ſeyn können. Denn er beſaß alles, was zu einer ſolchen Unterredung gehört, äußerlichen Anſtand, Klugheit und Gegenwart des Geiſtes: aber ſie hatte nicht

ſtatt,

ſtatt, da der König plötzlich aufbrach, und niemals, oder doch nur kurze Zeit nach Dresden kam. Indeſſen wurde der Krieg immer heftiger. Im Jahre 1758 beſuchte Rabener ſeine Freunde in Leipzig, nachdem ſchon der größte Theil ſeiner Amtsarbeiten aufgehöret hatte. Wie heiter, wie freudig war damals noch ſein Geiſt. Doch ſchien er das Unglück, das Dresden in der Folge treffen würde, vorher zu ſehen. Im Monat Julius des 1760 Jahres folgte wirklich die unglückliche Belagerung von Dresden. In dem dadurch entſtandenen Brande giengen ſeine Handſchriften ſowohl im Originale, als in der Abſchrift darauf: denn beyde Häuſer, wo er ſie niedergelegt hatte, wurden ein Raub der Flamme.

Der Friede brachte Rabenern neue Munterkeit und Kräfte, neue Arbeiten, neue Belohnungen ſeines Fürſten. Er wurde endlich Steuerrath. In ſolchen Geſchäfften zu arbeiten, wo er nach ſeinen Fähigkeiten und Kenntniſſen recht nützlich ſeyn konnte, hielt er für ein größer Glück, als Vermögen und Rang. Seit dieſer Zeit ſah man ihn jährlich zweymal, in der Oſter- und Michaelismeſſe. Seine Freunde ermunterten ihn, einen Verſuch zu Wiederherſtellung ſeiner verbrannten Schriften zu machen, da die Ideen derſelben noch lebhaft wären. Aber Rabener war unbeweglich. Seine Amtsgeſchäffte, ſagte er, machten ihn müde, und in den Erholungsſtunden zu allen Schriftſtellerarbeiten unfähig und ſtumpf. Alles, was man über ihn erhielt, war, daß er die Briefe, aus welchen wir einige in unſre

Sammlung aufgenommen haben, niederlegte. Er wollte durchaus nichts bey ſeinem Leben drucken laſſen, weil er dadurch am beſten verhindern zu können glaubte, daß nichts wider ſeinen Willen gedruckt würde. Er kündigte deswegen in der Vorrede zur ſechsten Ausgabe ſeiner Schriften die Sammlung von Briefen an, welche Herr Weiße herausgegeben hat, und erklärte, daß nichts anders, weder bey ſeinem Leben, noch nach ſeinem Tode gedruckt, und als eine authentiſche Schrift von ihm ſollte erkannt werden. Die Niederlegung ſeiner Briefe geſchahe 1765 in der Oſtermeſſe. Von dieſer Zeit an fieng ſeine Geſundheit an abzunehmen. Seine Arbeit ermüdete ihn; er bekam Anfälle vom Podagra. Er verlohr es wieder, vielleicht weil ſeine Geſchäffte ihn hinderten, dieſe heilſame Krankheit, die oft das Zeichen eines ſonſt dauerhaften und feſten Körpers iſt, gehörig abzuwarten. Im Jahre 1767 bekam er den erſten Anfall vom Schlage, da er von der Leipziger Michaelismeſſe nach Dresden zurück kam. Dieſer Anfall gab nebſt einem andern kleinen Umſtande wenig Wochen darauf zu dem Gerüchte Anlaß, daß Rabener geſtorben ſey: aber es war, Gott Lob! nur ein Gerüchte. Das folgende Jahr 1768 gieng er ins Karlsbad. Es fand ſich ein periodiſcher Schwindel und eine große Schwäche des Hauptes, und er bekam einen neuen weit härtern Anfall vom Schlage den 7 Merz 1769. Seit dieſem Anfalle erholte er ſich niemals wieder. Seine Kräfte verlohren ſich, ſeine Munterkeit, ſein Witz ſelbſt nahm ab.

In der Oſtermeſſe 1770 ſahe man ihn zum letztenmale in Leipzig. Denn das folgende Jahr überfiel ihn zu Ende der Steuerſeßionen eine Art eines Steckfluſſes. Ein ſich dazu geſellendes Fieber nebſt einigen andern guten Umſtänden ließen noch Hoffnung übrig, daß auch dieſesmal die Gefahr vorüber gehen werde. Allein den Tag vor ſeinem Tode fand ſich des Morgens ein Schlucken ein. Der Arzt, der einen nahen Schlag vorher ſahe, gebrauchte die gehörigen Mittel, die auch Hülfe zu gewähren ſchienen. Den 22 Merz ſtund er des Morgens früh auf, ſagte, daß er ſich wohl befände, trank ſeinen Kaffee ruhig, nahm den Beſuch eines Freundes an, und redete von ſeiner bevorſtehenden Reiſe nach Leipzig. Gegen zehn Uhr ſetzte er ſich auf den Sopha, fieng ein wenig an zu ſchlummern, und nachdem er wieder jähling erwachte, rufte er ſeinen Bedienten, ſtammelte ein paar unverſtändliche Worte, und es erfolgte ſein Tod, ein ſchleuniger Tod, ohne Schmerzen, ſo wie er ſichs gewünſcht hatte.

Er gehörte zu den außerordentlichen Menſchen, die von der Natur auf eine vorzügliche Art zu dem ausgerüſtet werden, was ſie in der Welt ſeyn und thun ſollen. Er dachte, er ſagte alles auf eine ihm eigene Weiſe, ſeine Einfälle kamen alle aus der Quelle ungeſucht, wurden auf die natürlichſte Weiſe ausgedrückt, und waren doch ſo auffallend luſtig und ſcherzhaft, und von einem ſo durchdringenden Witze, daß es unmöglich war, nicht dadurch aufgemuntert zu werden. Seine Fähigkeiten und ſein Charakter

ſtimmten vollkommen überein, ihn zu dem Manne zu machen, der er würklich war. Sein Gemüthe war immer ruhig und heiter: das Unangenehme im menſchlichen Leben rührte ihn nur leicht, und ließ ihm immer noch Freyheit des Geiſtes genug, das Angenehme oder das Scherzhafte, das damit verbunden war, zu bemerken. Nie iſt ein Deutſcher ein beſſerer Geſellſchafter geweſen. Er genoß oft das Vergnügen, eine ganze Verſammlung bey ſeinem Eintritte aufleben zu ſehen. In der That ſagte er ſo gute Einfälle, als er ſchrieb. Der öffentliche Tiſch, an welchem er vormals in Leipzig ſpeiſete, wurde von allen, die Geſchmack hatten, als ein Ort des Vergnügens und der Fröhlichkeit geſucht. Aber alle, die von ihm ergötzt wurden, bekamen zugleich Liebe und Hochachtung für ihn. Niemals durfte in ſeiner Gegenwart die Fröhlichkeit zur Ausgelaſſenheit werden, niemals der Scherz die Gränzen der guten Sitten, oder der Pflicht überſchreiten. Aber ſein eigner Witz ergoß ſich nur für ſeine Freunde. Er bot ihn nicht den Großen und Reichen feil: und er verbarg ihn ſogar oft, wenn ſie ihn deswegen in ihre Geſellſchaft zogen. Er war freymüthig ohne unbeſcheiden, und offenherzig ohne ſchwatzhaft zu ſeyn. Er ſagte die Wahrheit, und ſcheute weder Stand noch Perſon. Indeſſen gehörte viel dazu, ehe man ſeine ganze Vertraulichkeit erwarb. Dadurch wurden ſeine Freundſchaften ſo feſte, daß ſeine erſten auch ſeine letzten waren. Dieſen Freunden diente er von ganzem Herzen, bald mit ſeinem Vermögen, bald

durch

durch ſeine Empfehlung, bald mit ſeinem Rathe und ſeiner Belehrung. Voller Treue für ſeine Regenten, voll patriotiſchem Eifer für ſein Vaterland, voller Ehrfurcht für ſeine Vorgeſetzten, beſaß er im Gegentheile ihr Wohlwollen, ihre Achtung und ihr Vertrauen. Er war im höchſten Grade arbeitſam, und opferte Vergnügen und Geſundheit ſeinen Geſchäfften auf. Er hatte zeitig an den Geſchäfften, die ihm ſeine Pflicht auferlegte, Geſchmack gewonnen: er unterrichtete ſich ſo genau von der ganzen Landesverfaſſung und dem Steuerweſen insbeſondere, als es kaum zu ſeinem Amte nöthig geweſen wäre; und da er hier eben den geſchäftigen Geiſt, den eindringenden Verſtand und die ſcharfe Beurtheilungskraft mitbrachte, wodurch er ein ſo vorzüglicher Schriftſteller geworden war: ſo hatte er in kurzem alle die Einſichten, die dazu gehören, nicht blos die Geſchäffte nach einmal gemachten Einrichtungen zu treiben, ſondern dieſe Einrichtungen ſelbſt zu verbeſſern. Gegen ſeine Collegen und Untergebenen war er voll Güte, Freundſchaft und Dienſtbefliſſenheit. Und ſo ſtrenge er gegen ſich ſelbſt war, ſo nachſichtsvoll war er gegen andre in Dingen, die dem öffentlichen Wohl nicht nachtheilig, oder der guten Ordnung zuwider waren. Wahrheit und Billigkeit waren ſeine Führerinnen in ſeinem Amte. Er diente ohne eigennützige Abſichten, ſo bald er konnte: er war aber gegen Bitten unbiegſam, ſo bald man nach ſeiner Einſicht nicht das Recht auf ſeiner Seite hatte. Sein Tag war ordentlich abgetheilt, und ſeine Zeit wurde

von ihm ausgekauft. Er ſtund gemeiniglich ſehr früh auf, und that die ſchwerſten Geſchäffte zuerſt. Seine Mahlzeiten nahmen ihm nur wenig Zeit weg, und er verließ ſie, ſo bald ſeine Geſchäffte ihn ruften. Seine Sitten waren äußerſt ſtrenge. Er verehrte die Religion, prüfte ihre Lehren und Gründe, beſuchte den öffentlichen Gottesdienſt ordentlich, und dachte und lebte als ein Chriſt. Er verabſcheute Spötter, und demüthigte ſie oft durch einen empfindlichern Spott, als ihr Angriff war. Aber er verachtete auch die Scheinheiligen, die Zänker und die Verketzerer, und machte ſie oft lächerlich. Er war ein ordentlicher Haushälter, ſparſam, nicht karg, freygebig, nicht verſchwenderiſch. Er verabſcheuete die Schmeicheley, und verachtete jedes Lob, das ihm zu laut, oder in ſeiner Gegenwart ertheilt wurde.

Quedlinburg, den 16. Merz 1754.

Liebſter Rabener.

Meine Veränderung iſt nunmehr gewiß. Ich habe die königliche Vocation nach Copenhagen, und ein ſehr gnädiges Schreiben von dem Grafen von Moltke empfangen. Ich habe alles ſo reiflich überlegt, als es nur möglich geweſen iſt, und meine Freunde in dieſen Gegenden zu Rathe gezogen; ich kann nicht anders, als überzeugt ſeyn, daß dieſe Veränderung zu meinem Glücke gereichen werde. Unter allen meinen Freunden iſt wohl keiner ſo überzeugt, als

Sie, daß ich ich bey einer ſolchen Veränderung keine lange Briefe ſchreiben könne, zugleich auch, daß mir die Trennung und ſo weite Entfernung von meinen Freunden nicht gleichgültig ſeyn müſſe. Wie ſehr würde ich getröſtet werden, wenn ich Sie noch in Leipzig umarmen könnte! Ach liebſter, liebſter Rabener, wenn Sie Ihren Cramer ſo glücklich machen wollten, wenn Sie mich entzücken wollen, ſo kommen Sie auf acht, nur auf vier Tage nach Leipzig. Das iſt, allem Anſehen nach, das letztemal, daß wir uns ſprechen und ſehen können. Meine Charlotte umarmt mich, damit Ihnen, wenn Sie zu mir nach Leipzig kommen, meine Umarmungen deſto beſſer gefallen ſollen. Ich bin Ihr

Cramer.

Dresden, am 24. Merz, 1754.

Den Brief vom 12 Merz oder vielmehr die drey Zeilen, worinnen ich Ihnen den richtigen Empfang des Ihrigen meldete, und bald mehr zu ſchreiben verſprach, werden Sie erhalten haben. Ich bin noch nicht im Stande, mein Wort zu halten, und ausführlich zu ſchreiben, da wegen fortdaurender Seſſionen binnen hier und Oſtern kaum die Nächte meine ſind. Noch weniger kann ich nach Leipzig kommen. Und alſo ſoll ich Sie gar nicht, mein liebſter Cramer, nimmermehr in dieſer Welt wieder ſehen? Der Gedanke iſt mir bitter! Ich kann mich unmög-

lich dabey aufhalten. Aber warum habe ich mir nicht Freunde gewählt, die keine Verdienſte haben, und die auf dem Flecke unbekannt und grau ſterben, auf dem ſie gebohren ſind? Auf die Feyertage ſchreibe ich Ihnen gewiß und weitläuftig. Gott laſſe es Ihnen immer wohlgehen. Sie verdienen es, und ich werde mich mit Ihnen freuen, wenn ich Ihre ewige Trennung beſſer werde gewohnt ſeyn, und wenn Sie mir von Copenhagen aus diejenige gute Hoffnung beſtätigen, die Sie mir im geſtrigen Briefe melden. Ich wollte Ihnen noch einmal ſo viel Gutes gönnen, wenn Sie es nur in Dresden, und nicht in Copenhagen genießen ſollten.

Grüßen Sie Ihre Frau tauſend, tauſendmal von mir, und nehmen Sie in meinem Namen Abſchied. Unſerm Zerbſter S. habe ich geſchrieben. Nach Zerbſt? Das laſſe ich gelten, aber nach Copenhagen! Was haben Sie denn gedacht? Wie wird es nun bey Ihrer ſo geſchwinden Aenderung mit den Pſalmen, mit den ſechs heiligen Reden und mit den verwaysten vermiſchten Schriften werden? Wen werde denn ich haben, dem ich den Reſt meines Witzes, welchen ich dem Verleger noch ſchuldig bin, anvertrauen könnte? Herr Schlegeln allein? Das iſt ſehr gut, aber mir nicht genug. Oculi plus, quam oculus, würde ich ſagen, wenn ich kein Deutſcher wäre. Ich wollte, daß Sie itzt in Leipzig Abends eine Stunde Zeit hätten, die zwey Sprichwörter durchzuleſen, die ich hier ſchicke. Streichen Sie mir nichts aus, denn allemal folge ich Ihnen nicht,

nicht, Sie wiſſen es wohl, ſondern ſchreiben Sie mir Ihre Zweifel auf ein Blatt, zu dem Ende habe ich unten mit Bleyſtift foliirt. Geben Sie die Aufſätze dem Verleger verſiegelt wieder, der es an mich zurücke ſenden wird. Der Verleger mag es auch leſen, ſonſt kein Menſch. Sie können mir glauben, daß ich, ſeit meinem Hierſeyn, noch nicht ſo viel Zeit, noch ein ſo aufgeheitertes Gemüthe gehabt habe, daß ich mit dem alten Eifer an die Fortſetzung meiner Schriften kommen können. Inzwiſchen hat mein Witz doch etlichemal durchbrechen wollen, und ich habe an dem Sprichworte gearbeitet: Gedanken ſind zollfrey, mit welchem ich ſchon weit gekommen bin. Es ſoll ungefähr ſo lang werden, wie eines von dieſen. Hernach will ich noch ein halb Dutzend Flickſteine machen, damit etwa ſechszehn Bogen voll werden; denn Sie müſſen wiſſen, daß ich ſchon meinen Witz nach den Bogen dehne; und habe ich denn ſechzehn volle Bogen zuſammen gezerrt: Bon jour, Herr Verleger! à Dieu, Witz! Alsdann will ich meine Feder an des Verlegers Laden nageln, damit ſich junge Schriftſteller daran ſpiegeln, und mit keinem Buchführer einen Contract machen. Dieſes können Sie dem Verleger leſen laſſen, wenn er gleich ein wenig im Laden herum purzeln wird. Den Augenblick beſinne ich mich auf den Anfang meines Briefes, und daß ich erſchröcklich viel zu thun habe. Leben Sie wohl.

Rabener.

Dresden, am 26. Merz, 1756.

Ich kann es unmöglich länger ausſtehn. An der Oſtermeſſe habe ich Ihnen mit der Mummiſchen Buchhandlung einen Brief zugeſendet; in der Michaelismeſſe ſchickte ich Ihnen durch eben dieſen Canal noch einen Brief, und bat inſtändigſt um Antwort: aber bis heute warte ich vergebens. Hätten ſie keinen Juden getauft *); ſo würde ich nicht einmal wiſſen, ob Sie noch lebten. So geneigt ich bin, Ihnen bittre Vorwürfe zu machen; ſo will ich doch warten, bis ich von Ihnen erfahre, was Sie gehindert hat. Wir werden einander noch Zeit genug fremde werden; laſſen Sie uns, mein liebſter Cramer, es ja vermeiden, ſo lange wir können. Damit Ihnen itzo nicht einmal die neue Entſchuldigung von verlohren gegangenen Briefen übrig bleibt, ſo ſende ich dieſen durch Innſchluß eines meiner beſten Freunde in Dresden, des däniſchen Legationsſekretairs, Herrn Kuurs, welcher ihn durch einen ſeiner Freunde in Copenhagen wird beſtellen laſſen. Bekomme ich nun in künftiger Meſſe noch keine Antwort; ſo will ich Sie = = = Nein, vergeſſen kann ich Sie nicht: aber allen Leuten will ich es klagen, wie viel ich verlohren, daß Sie mich vergeſſen haben. Wenn Ihre Frau Sie nicht verleitet hat, meine Freundſchaft auf eine ſo traurige Art zu vernachläßigen, ſo küſſe ich ihr die Hände. Von meinen Umſtän=

*) Dieſe Nachricht, daß Herr Cramer einen Juden getauft habe, ſtund, als eine Merkwürdigkeit, in den Zeitungen.

ſtänden will ich Ihnen nichts melden; Sie würden mich lange darum gefragt haben, wenn Ihnen was daran läge; aber auch von Ihnen iſt mir keine Nachricht ſo wichtig, als die: Ob Sie noch mein Freund ſind? Ich bin der Ihrige gewiß. Sie mögen es gerne ſehen oder nicht.

Rabener.

Copenhagen, am 16. May, 1756.

Mein liebſter, beſter Rabener.

Ob ich gleich an Sie unlängſt einen Brief geſchrieben habe, worinnen ich Sie um Verzeihung meines langen Stillſchweigens gebeten: ſo muß ich doch meine Abbitte wiederholen. Ich mag mich nicht rechtfertigen. Ihr letzter Brief war ſo zärtlich, ſo voll Freundſchaft, daß ich ganz davon bin gerührt worden; aber ob Sie mich gleich mit bittern Vorwürfen verſchonen wollten, ſo war er doch ſo zornig, ſo zornig, daß Sie mich recht erſchreckt haben. Nein, mein liebſter Rabener, wir wollen uns nicht einander fremde werden. Das iſt weit von mir entfernt, daß ich einem einzigen meiner Freunde fremde werden ſollte. Viele von meinen Freunden werden es gegen mich; denn es giebt einige, von denen ich, weil ich hier bin, auch nicht eine Sylbe geſehen habe. Aber ich vergeſſe gewiß keinen einzigen, und ich erinnere mich meiner ehemaligen glücklichen Zeiten um ſo viel empfindlicher, je weniger mir es noch möglich

möglich geweſen iſt, hier einen Freund, mit dem ich vertraulich umgehen könnte, ausfindig zu machen. Denn Klopſtocken kann ich wenig genießen, weil ihn bisher ſeine Umſtände verhindert haben, in der Stadt zu wohnen; zwiſchen denen, die höher ſind, als ich bin, bleibt, ſo lieb ſie mich auch haben, doch allezeit eine gewiſſe Entfernung, die mich hindert, ſo vergnügt durch ihre Freundſchaft zu werden, als man ſeyn würde, wenn ſie uns dem Stande nach näher wären. Und ich ſollte meinen Rabener vergeſſen können, und ihm fremde werden? Wie zärtlich und wie zornig iſt Ihre Bitte, daß wir es ſo lange vermeiden wollen, als wir können! Alſo wird es wohl auf ewig vermieden werden; denn ich will gerne fleißiger ſchreiben. Und Sie werden mir künftig, und zwar bald, gewiß etwas von Ihren Umſtänden melden; denn ich nehme den größten Antheil an dem, was Sie angeht. Alſo ſeyn Sie ferner mein lieber Rabener, und ſchreiben Sie mir bald, daß Sie mir mein langes Stillſchweigen ganz vergeben haben, ſo vergeben, als wenn ich ſehr oft an Sie geſchrieben hätte, weil ich mich gewiß beſſern werde. Aber ich ſetze dieſes ganz furchtſam hinzu, Sie müſſen auch nicht ſo kurz ſchreiben, als Sie immer gethan haben. Erhalten Sie Ihrem Cramer Ihre Freundſchaft und Liebe. Ich werde Sie ewig lieben. Ihr

Cramer.

Liebſter

Liebſter Rabener.

Länger kann ich es nicht ertragen, keinen Brief in ſo langer Zeit von Ihnen erhalten zu haben. Hätte ich jemals glauben können, daß Sie ein ſo unverſöhnlicher Freund ſeyn würden? Ich war im verwichenen Jahre ſaumſelig im Schreiben an Sie. Sie machten mir einige freundſchaftliche Vorwürfe darüber, und ich wurde ſo dadurch zerknirſcht, daß ich Ihnen zweymal hintereinander ſchrieb, und Ihnen die feyerlichſte Abbitte that. Aber ich habe in den noch glücklichern Zeiten unſers Sachſens keine Zeile von meinem Rabener zur Antwort erhalten, keine Zeile Beruhigung, ob ich ihn verſöhnt hätte. Und vielleicht ſind Sie nun, Sie, ein ſo guter Patriot, ſo in das Unglück unſers Vaterlandes vertieft, daß Sie auch vergeſſen, Ihre Klagen in den Schooß eines Freundes auszuſchütten. Aber wer darf jetzt klagen? Wer darf ſeine Meynung laut entdecken? Ich, der ich weit vom Ungewitter entfernet bin, und mit dem mir ewig theuren Sachſen ſo viele Freunde beklage, darf ich doch nicht ſagen, daß kein vaterländiſches Herz die Urſache ſeines Unglücks mit einem größern Widerwillen betrachte, als ich, und daß ich es mit Recht thue beweiſen, weil ich an einen Freund ſchreibe, der vielleicht verſchwiegen zu ſeyn, über das, was er denkt, mehr Urſachen hat, als ich. Aber alles, was ich weis, und ich weis nicht wenig, will ich meinen Kindern erzählen, und ſie ſollen eine Geſchichte von Sachſen ſchreiben, welche Charaktere

genug

genug dem verdienten Abſcheue Preiß geben wird. O! was haben Aberglaube, Trägheit, Mangel von Religion, Ueppigkeit und Laſter für entſetzliche Folgen! Sie, mein liebſter Freund, leiden doch unter dem allgemeinen Unglücke nicht mehr, als andere? Man hat Ihnen doch Ihr Amt und Ihre Beſoldung gelaſſen? Machen Sie doch meiner Furcht und Unruhe Ihrentwegen durch einen recht langen Brief bald ein Ende. Wir leben in einem Lande, wo wir einen vortrefflichen König und ein würdiges Miniſterium haben, ſo vergnügt, als Sachſen, die überall an den Schickſalen ihres Vaterlands Theil nehmen. Wir ſind alle geſund. Ich arbeite in meinem Amte noch mit eben der Freude und eben dem Beyfalle, womit ich ſonſt gearbeitet habe. Ich hoffe auch hier und da Nutzen zu ſchaffen. Meine Muſe wende ich, wie allezeit an. Man wird doch immer noch leſen, und ſo viel ſich die Könige auch Mühe gegeben haben und geben, durch ihre ſoldatiſche Regierung das eiſerne Jahrhundert einzuführen, ſo wird doch immer noch geleſen werden. Ich habe auch für den Sommer ein klein Tuſculanum, ein kleines Haus mit einem Fruchtgarten, und einen Küchengarten, und künftig vielleicht mit einem kleinen Teiche in Lingby; ein ganz kleines Haus mit Rohr gedeckt; aber auf dem Lande; o! ich hoffe, die künftigen Sommer werden mich noch ſehr begeiſtern. Künftige Meſſe will ich Ihnen einige von meinen geiſtlichen Liedern ſchicken. Ich freue mich, daß Gellert die ſeinigen herausgeben will. Ich wünſche Ihnen von ganzen

Herzen

Herzen Frieden, und alle Arten von Glückſeligkeit, und bin ewig Ihr

zärtlicher Cramer.

Dresden, den 22. Nov. 1756.

Mein liebſter Cramer.

Ich habe Ihre Briefe vom 16. May und 31. Merz noch heilig aufgehoben, und ſeit der Oſtermeſſe darauf antworten wollen. Die wahre Urſache dieſes Verzugs iſt, daß Herr Legationsſekretär Kuur den ganzen Sommer über in der Erwartung geweſen, nach Copenhagen zurück zu kehren, und mich von Zeit zu Zeit gebeten, meinen Brief ihm mit zu geben. Seit acht Wochen aber haben mich unſere traurigen und weit ausſehenden Umſtände daran gehindert. Sind Sie mit dieſen Entſchuldigungen zufrieden, mein liebſter, mein beſter Cramer? oder können Sie wohl den Gedanken einen Augenblick lang bey ſich hegen, daß ich aus Kaltſinnigkeit und Mangel der Freundſchaft unterlaſſen hätte, zu antworten? Gegen meinen unvergeßlichen Cramer kaltſinnig zu ſeyn, meinen alten beſten Freund, der mir ſo viel Ehre macht, den königlichdäniſchen Hofprediger Cramer nicht eben ſo eifrig, nicht eben ſo zärtlich zu lieben, wie den armen Dorfpfarrer in Cröllwitz, Magiſter Cramern? das ſollte ſich von Ihrem Rabener nicht einmal denken laſſen.

Und wie voll von Menſchenliebe, von Mitleiden, von freundſchaftlicher Unruhe iſt Ihr letzter Brief!

Brief! Ja, mein guter Cramer, wir ſind verlohren, ganz ohne Hülfe verlohren. Und niemand ſiehet das Ende unſrer Angſt. Fünfzig Jahre langen nicht, wenn ſich das Land ſo wieder erholen ſoll, wie es vor acht Wochen war. Und wenn wir noch heuer Friede bekommen ſollten, und wenn auch alsdann unſer Hof ſelbſt ernſtliche Anſtalten machte, dem Lande wieder aufzuhelfen, ſo gehören doch mehr als fünfzig Jahre dazu. Und wem dürfen wir unſer Unglück Schuld geben? Gott wird den finden und richten, der Urſache daran iſt, wer es auch ſeyn mag. Ich mag mich mit der ängſtlichen Beſchreibung unſrer Umſtände nicht aufhalten; die öffentlichen Zeitungen werden Ihnen genug davon ſagen können. Wollen Sie noch was mehr leſen, ſo ſende ich Ihnen noch zween Briefe, die ich in voriger Woche geſchrieben habe. Das arme Land! und ſo viel rechtſchaffene Leute, die ohne ihr Verſchulden mit unglücklich werden! Wie traurig iſt die Ausſicht in die Zukunft! Glücklich bin ich, da ich mein Unglück allein fühle. Deſto mehr jammern mich meine Freunde, welche neben ſich ihre Familie zugleich unglücklich ſehen müſſen. Wie zufrieden leben Sie in Copenhagen! Faſt würde ich Sie darum beneiden, wenn ich im Stande wäre, Sie um ein Glück zu beneiden. Wiſſen Sie wohl, mein lieber Cramer, daß ich Sie beſuchen will? Wenn die Sachen noch unglücklicher laufen ſollten, und ich bey meinem Amte weder Beſoldung noch Arbeit haben ſollte; (denn die letzte habe ich noch, obſchon wenig Hoffnung zur Beſoldung) ſo

würde der Einfall nicht unmöglich ſeyn, den ich habe, meine Freunde in Zerbſt, Quedlinburg, Braunſchweig und Hamburg, und meinen beſten Freund in Copenhagen künftigen Sommer zu beſuchen. Auf den Witz zu wandern, iſt unter uns Autoren nichts neues. Helfen Sie uns ja den Frieden erbitten, ſonſt müſſen Sie mit darunter leiden, und mich wenigſtens einen Monat füttern. Aber wie wäre es, mein guter Freund, wenn ich mein Vermögen, ſo ich etwa bey dieſem Schiffbruche noch retten könnte, zuſammen raffte, und gar nach Copenhagen zöge? Vielleicht wäre auch für einen deutſchen Sekretär Brod und Amt bey Ihnen? Und vielleicht, wenn alles fehlt, ernährte Ihr König einen witzigen Emigranten, und wir lebten und ſtürben beyſammen, mein beſter Cramer! Angenehmer Traum! Eine freundſchaftliche Schwärmerey! Gewiß ich glaube, aus Freundſchaft fange ich an zu phantaſiren. Wie ungerne ſtöre ich mich in dieſen Träumen! Nein, meinen Cramer ſehe ich vielleicht nimmermehr wieder. Und was habe ich für Verdienſte, hoffen zu dürfen, daß ich von Ihrem Könige ein Unterthan, und von meinem würdigen Freunde ein Geſellſchafter bis an unſern Tod ſeyn werde? Wie angenehm habe ich mich itzt um ein paar Minuten betrogen! Ich war ganz bey Ihnen, und vergaß, daß ich in Sachſen, in meinem unglücklichen Vaterlande, mitten unter ſeinen Feinden ſaß. Ich bin ewig

Ihr

redlicher Rabener.

Am 10 Julius 1752.

Mein liebſter Rabener.

Wie liſtig ſind Sie: Sie geben vor, daß Sie meinen letzten Brief verlohren hätten. Sie denken, ich ſoll gleich in die Amtshitze gerathen, und darüber wollten Sie ſich ſodann luſtig machen. Nein! die Freude ſollen Sie nicht erleben, mich in der Geſtalt eines kleinen Präceptors zu ſehen. Sie könnten wohl gar die geheime Abſicht dabey haben, in Ihrem nächſten Bande von Satiren einen Schulmeiſter nach dem Leben zu zeichnen, und in dieſer Abſicht mich dazu reizen wollen, daß ich Ihnen die Züge zum Gemälde an die Hand geben ſollte; denn einem ſo ſchlimmen, ſo ſatiriſchen Manne, wie Sie ſind, kann man ſolche kleine Bosheiten wohl zutrauen. Aber nehmen Sie mirs nicht übel; ſo gerne ich mich in meiner Freunde Schriften verewigt ſehe; ſo mag ich es doch in den Ihrigen nicht ſeyn; denn der Lobredner möchte neben dem Satirikus nicht gut abſtechen; und unſterblich die ſpäteſte Nachwelt noch zu lachen machen, das iſt eine gar zu traurige Unſterblichkeit, als daß ſie meine Ehrbegierde reizen ſollte. Sie erlangen alſo Ihren Endzweck nicht, und ich bin liſtiger, als mein Freund Rabener, das kützelt meine Eigenliebe nicht wenig.

Ich glaube gar, daß Sie ſich einbilden, ich bin, wie diejenigen von meinen Herren Confratribus, die, wenn ſie in Gefahr gerathen, in der Predigt ſtecken zu bleiben, zum Schmählen ihre Zuflucht nehmen?

Nein!

Nein! ſo arm und erſchöpft bin ich noch nicht; und wenn gleich mein Witz bey dem Weller und Langen in Gefahr gerathen könnte, ſo ſoll es dießmal doch, blos Ihnen zum Trotze nicht geſchehen.

Wovon ſoll ich nun zuerſt mit Ihnen reden? von Ihren Schriften, oder von meiner Braut? Der Bräutigam muß es doch wohl dem Autor zu gefallen thun, und ihn ein wenig mit dem Lobe ſeiner Schriften tröſten, damit er ihn nicht gar zu ſehr kränke, es ihm nicht allzu lebhaft zu emfinden gebe, daß er ein Autor ohne Mädchen iſt. Eine faſt unerhörte Sache, deren Sie ſich freylich ſchämen ſollten, da ſie wider alle Regeln läuft.

Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß Sie in dieſem dritten Bande von Sich ſelbſt ſind übertroffen worden. Das werden Sie doch lieber leiden, als wenn Sie ein anderer übertroffen hätte. Alles, was nur hier leſen kann, lieſt, und bewundert Sie, und mein Exemplar iſt aus einer Hand in die andere gewandert, und ſo lang ich es habe, wenig zu Hauſe geweſen. Werden Sie bald vortheilhaftere Begriffe von einem Winkel der Erde bekommen, von dem Sie vielleicht mit andern geargwohnet, daß da blos die Schulweisheit das Monopolium der Bewunderung und des Lobes haben könne? Der kleine Roman von der Jungfer, die Sie ausloosen wollen, hat mir beſonders gefallen. Wirklich iſt Ihre Kunſt in der Mannigfaltigkeit der Briefe nach den verſchiedenen Charakteren ſehr glücklich geweſen. Nach dieſem iſt der Roman von dem Fräulein, das der Großvater

und Enkel zugleich vor Ihren Füßen ſeufzen ſiehet, mein Günſtling. Kurzum, ich wünſchte, daß Sie alle Meſſen die Welt mit einem ſolchen Bändchen beſchenkten. Faſt dürfte ich auf den Einfall gerathen, Sie in allen Zeitungsblättern im Namen der Welt darum zu bitten. Sie würden ja doch nicht ſo hart ſeyn, und die Welt umſonſt bitten laſſen, ob Ihnen gleich dabey bange genug werden ſollte. Ich habe es immer gedacht, daß es ums berühmt ſeyn eine ſchlimme Sache ſeye, und daher iſt mein Witz auch ſo weislich faul, damit das Publikum mich vergeſſe, wie ich das Publikum vergeſſen habe. Ich bin ewig Ihr zärtlicher Freund

Joh. Ad. Schlegel.

Leipzig, am 7 Auguſt, 1752.

Ich glaube, ich bin Ihnen noch auf einen Brief eine Antwort ſchuldig. Nicht wahr? Und was ſtund denn in Ihrem Briefe? ⸗ ⸗ ⸗ Aber was das für ein Geſicht iſt, das Sie machen! Einen Brief kann man ja wohl verlieren; und Leute wie ich verlieren ſie manchmal mit Fleiß, damit Sie Gelegenheit haben, von Ihren weitläuftigen Geſchäfften und Ihrer amtsmäßigen Zerſtreuung ein paar große Worte zu ſeufzen. Wie geſagt, Ihren Brief habe ich verlohren, und wenn Sie etwan nichts an mich zu ſchreiben wiſſen, ſo will ich Ihnen die Erlaubniß geben,

mir darüber mit einer ſträflichen Schulmine eine tüchtige Lection zu geben.

Wiſſen Sie denn, daß ich in vierzehen Tagen die Welt mit acht und zwanzig Bogen Witz in groß Octav beſeligen werde? Wie gern hätte ich Ihnen das Concept zugeſchickt! aber es war gar nicht möglich, G** und Gellert haben es in Ihrem und in aller Freunde Namen thun müſſen. Die ganze Sammlung beſtehet aus ſatiriſchen Briefen. Gellert iſt mit allem ganz wohl zufrieden, nur mit den Stellen nicht, wo die Satire mit Poeten frevelt. G** ärgert ſich über nichts, als wo ich der Chicane ſpotte. F** hat mich auf eine ſehr feine Weiſe betrogen, daß ich zwo Stellen habe wegſtreichen müſſen, wo der Würzkrämer gedacht war. M**, der ſich bey der Cenſur ſehr vernünftig aufgeführt, hat doch gebeten, daß ich einmal Philoſoph, und ein paarmal Magiſter, und noch einmal Präſident habe wegſtreichen müſſen. Werden Sie es wohl, mein lieber S**, leiden können, wenn vom Scandiren etwas darinnen ſteht? Und was wird E** zu den Satiren wider unwürdige Geiſtliche ſagen, da er in meiner letzten Vorrede einen ganz unſchuldigen Ausdruck, der dieſe Materie betraf, nicht leiden konnte? Wie wird es mir ergehen, wenn ein jeder ſonſt mit allem zufrieden iſt, und nur um deswillen mit mir unzufrieden, daß ich das Lächerliche ſeiner Collegen nicht ſchone? Kann ein Vernünftiger etwas dafür, daß er Narren unter ſeinen Collegen hat? Und was für Einwürfe muß ich von meinen mürriſchen Leſern

beſorgen, da meine vernünftige Freunde ſo bedenklich ſind? Leben Sie wohl! Grüßen Sie Ihre liebe Schweſtern, und lieben Sie mich, wie ich Sie liebe.

Rabener.

Madam.

Freuen Sie ſich! Ich bin entſetzlich für meinen Eigenſinn beſtraft worden. Dasmal auf einer Landkutſche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten laſſen wollte, noch einen Tag länger bey Ihnen zu bleiben, und die Poſt zu erwarten, unmöglich ſo viel Böſes wünſchen können, als mir auf meiner Rückreiſe begegnet iſt. Ueber ſechs Meilen habe ich zween Tage auf der Kutſche und eine Nacht in der Schenke zubringen müſſen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre ſehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; ſo zerſchlagen iſt er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weis, ob ich es jemals wieder werde im Stande ſeyn? Das hätte noch gefehlt! Doch die Beſchwerlichkeiten des Fuhrwerks ſind immer noch das wenigſte, wenn ich an meine Reiſegefährten denke. Stellen Sie ſich einmal vor, wie ich in einem ſchwer bepackten Wagen, nebſt drey Perſonen, unter einem blauen Tuche, darunter man hätte erſticken mögen, eingeſchloſſen ſitze.

Ich will Ihnen dieſe Leute auf die Art bekannt machen, wie ich ſie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann mit einem hagern Geſichte, das völlig ein Dreyeck ausmachte, mit ein paar kleinen pechſchwarzen Augen, mit einer Naſe, die ganz über ſeinen Knebelbart herunter hieng; kurz, ein Mann in einer gelben Perücke, in einem grünen Rocke, in einer ledernen Weſte, mit einem ſchwarzen Degengehenke umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergeſſen, war mein Nachbar. Ich ſahe ihn Anfangs für einen Zahnarzt an, und hielt den Mund feſt zu, damit er nicht etwan mitten im Fahren ſeine Kunſt an mir probiren möchte. Indem ich die übrigen Geſichter aufſuchen will: ſo ſtößt er mich ziemlich freundſchaftlich in die Seite, und präſentirt mir ſeine beinerne Schnupftobacksdoſe. Mit Verlaub, fieng er an, wo wollen Sie hin? Ich antwortete ihm kurz, nach Leipzig, und machte ihm eine finſtere Mine, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber je finſterer ich ausſah, deſto mehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, Sie wollten etwan übermorgen der Execution in Zeiz mit beywohnen. Es ſoll eine arme Sünderinn geköpft werden, und einer von unſern Leuten ſoll ſein Probeſtück machen. Ich will gern ſehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geſchrieben, daß die Delinquentinn einen ſehr kurzen Hals hat. Je nun, wenn er ſich auch nicht daran wagen wollte: ſo bin ich da. Und wenn der Hals in den Schultern ſteckte: ſo muß er bey mir auf einen Hieb herunter. Hier fühlte ich wirklich

nach meinem Kopfe. Ich zitterte, ſah das Stühlgen bringen, ich ſah das Schwert unter einem blauen Mantel hervorragen, ich ſah alles. Einer von den beyden übrigen Reiſegefährten, der, wie ich am Ende erfuhr, ein Leinweber war, bezeigte unſerm ehrwürdigen Manne die meiſte Hochachtung, und erkundigte ſich ſorgfältig bey ihm nach allen Perſonen, die in dieſem Jahrhunderte im Sächſiſchen wären abgethan worden. Und das war unſerm Scharfrichter ſchon recht. Er erzählte mit einer henkeriſchen Beredſamkeit alle Executionen, denen er als eine Hauptperſon, oder als ein College, ſeit der Zeit ſeines tragenden Amtes, das heißt, ſeit fünf und vierzig Jahren beygewohnet hatte, und wünſchte nichts mehr, als daß er ſein künftiges Jubiläum recht feyerlich, nämlich mit dem Schwerte in der Hand, begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeſchichte, die noch ſchrecklicher, als die erſte war, wieder auf. Unter dieſen freundlichen Geſprächen, wozu noch ſeine Curen kamen, die er an Menſchen und Vieh gethan hätte, waren wir zwo Meilen weit gefahren, und alſo ſchon in Q = = . Hier ſtieg unſer Scharfrichter ab, und bedauerte ſehr, daß er das Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reiſen, weil er ſich hier wegen ſeiner Patienten, es war eine Viehſeuche in dem Dorfe, einen Tag lang aufhalten müßte. Nunmehr holte ich das erſtemal aus freyer Bruſt Athem, nachdem ich drey

Stun=

Stunden, wie eine Taube, die den Stößer ſieht, mich nicht geregt hatte. Ich dankte dem Himmel, und wünſchte dem Scharfrichter noch allerhand Böſes; als ein junger Menſch, den ich noch wenig bemerkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutſche hervor kroch, und des Scharfrichters Platz, der bequemer war, einnahm. Ich ſahe ihn für einen jungen Studenten aus J = = = an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich meiner verdrießlichen Mine wegen vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungeſittet, aber deſto gelehrter. Er beſuchte nach einem halben akademiſchen Jahre ſeinen Herrn Vater zum erſtenmale; und wollte vermuthlich an mir die Weisheit verſuchen, die er zu Hauſe ausſchütten wollte. Der Leinweber ſchlug ſich Feuer zum Toback an. Dieſes erinnerte meinen jungen Gelehrten an die Elektricität. Er brachte die ganze Sache in ein Syſtem, und docirte ſo gelehrt, daß der Leinweber vor Erſtaunen die Pfeiſe aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfſchütteln, das mir das Stoßen des Wagens verurſachte, unſtreitig für einen Widerſpruch. Dieſes machte ihn nur hitziger, und ſeine Augen wurden ganz elektriſch. Er fiel auf den zureichenden Grund, und demonſtrirte mir, daß mir die Haare zu Berge ſtunden. Ich wollte eben aus dem Wagen ſteigen, als der Leinweber zu ihm ſagte: Ich möchte Sie predigen hören, es gehet Ihnen vortrefflich vom Munde. Ja, ſagte er, ich werde die Kanzel bey

meinem Vater beſteigen. Sind Sie ein Theolog? fieng ich in aller Angſt an, ich dachte, Sie legten ſich auf die Philoſophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philoſophie in der Theologie auf. Wer nicht demonſtriren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jeruſalem, das ſind Schwätzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden ‒ ‒ ‒ Hier hätte ich mir beynahe den Scharfrichter wieder zurück gewünſcht; denn ſo lange dieſer da geweſen, hatte unſer Demonſtrant kein Wörtchen geredet. Ich fragte ihn endlich aus Bosheit, ob er auch ein Poet wäre. Er verſicherte mich, daß er es ſchon auf der Schule weit in der Poeſie gebracht hätte, itzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er ſchalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Verſen ſagte er, daß kein Judicium darinnen wäre. Lob genug! Zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er ſtieg ab, und der Leinweber gieng aus Dankbarkeit mit unſerm Kunſtrichter etliche Stunden zu Fuße. Auf einen ſo glücklichen Tag ſollte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unſer Kutſcher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit ſeiner Frau auf eine Hochzeit gereiſet, und hatte die Herrſchaft ſeinem Sohne, einem Lümmel von fünfzehn Jahren, überlaſſen. Sie können leicht denken, daß nichts zu eſſen da war; aber das verſchlug mich nichts, der Hunger vergieng mir nur, ſo bald ich in die Stube trat. Ich wünſchte mir nichts, als gut Waſſer. Man brachte mir

ein

ein Glas, und in dem Glaſe zugleich alle Gattungen von Gewürme, die in dieſer Gegend ſeyn mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und verſprach es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! der junge Laffe antwortete mir, daß ſie ihre Kammern ſelber brauchten, und in den meiſten Obſt liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmann, dieſer brachte es ſo weit, daß die Streu um neun Uhr zurechte gemacht wurde. Ich war krank, und konnte nicht länger aufdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann gebeten, ſich neben mich zu legen, damit ich vor dem Gelehrten ſicher ſeyn möchte, als man die Tiſche aus der Stube ſchaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hühner, Gänſe, Schweine und was zeither unter dem Ofen geſchlafen hatte, lebendig, und beſuchten mich, eins um das andere, auf meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben, und ſchütteten Hopfen in die Stube. Was ſoll denn das werden? fieng mein Fuhrmann, der ſchon bey mir lag, an = = = Wir wollen Hopfen leſen, rief des Wirths Sohn, ich habe jung Volk aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach Madam, wie ward mir bey dieſer Anſtalt zu Muthe! bis um zwölf Uhr mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll verliebter Knechte und Mägde anhören. Mein Fuhrmann, den ich in der Angſt umarmte, und ihm alles verſprach, und ihn zu meinem Erben einſetzte, ſo krank war ich, fieng

an

an zu ſchmählen, und zwar ziemlich nachdrücklich; er redete mit des Wirths Sohne von der Peitſche. Aber was war es? Eine verbuhlte Magd kam, und kützelte ihn auf der Streu, und brachte es mit ihren Liebkoſungen dahin, daß er aufſtund, und ſelbſt mitſcheckerte. Nun war ich ohne Troſt. Der Hopfen war geleſen, die Stube ward ausgekehrt, und itzt nahm der junge Wirth ſeine Geige von der Wand, und ſpielte ſein Leibſtückgen; der Großknecht nahm die Großmagd bey der Hand, und eröffnete den Ball. Ich hätte vor Staub erſticken müſſen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bat des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu ſtolz war, mit zu tanzen, ſehr demüthig, daß ſie mir eine Kammer einräumen ſollte. Kurz, ich bewegte ſie, daß ſie mich in ihre eigene führte, und mir auch ein Nachtlicht gab. Ich warf mich auf das Bette, von dem Hopfengeruche, und dem Staube, und der Muſik ganz betrunken. Ehe ich ſo glücklich war, ein Auge zuzuthun, liefen ein Paar Mäuſe ſchrecklich über mich weg. Ich, der ich vor dieſen Thieren natürlicher Weiſe zittere, ſprang aus meinem Bette, ſetzte einen Stuhl auf den Tiſch, und mich auf den Stuhl, und ſo blieb ich ſitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen ſchon ſo viel erzählt habe. Wer redet nicht gern von ſeinen ausgeſtandenen Unglücksfällen? Ich küſſe Ihnen die Hand für alle die Freundſchaft, die Sie mir

acht Tage lang in Ihrem Hauſe erwieſen haben, und thue ein Gelübde, lieber ein Vierteljahr länger an einem Orte zu bleiben, als mit einer Landkutſche zu fahren. Ich bin

Gellert.

Hochwohlgebohrner Herr.

Ihre Frau Schweſter, die mir den Tod Ihrer liebenswürdigen Gemahlinn gemeldet hat, und die für Ihre Ruhe nur gar zu zärtlich beſorgt iſt, hat mir befohlen, ein Troſtgedicht an Sie aufzuſetzen. Wollte Gott, daß dieſes das Mittel wäre, Sie zu beruhigen! Aber es iſt es gewiß nicht, und ich bin von der Größe Ihres Verluſts zu ſehr überzeugt, als daß ich Sie aufrichtig ſollte tröſten können, und Sie ſind zu betrübt, als daß Sie meinen Troſt anhören ſollten.

Was ſoll ich, Dich zu tröſten, ſagen?
Du klagſt, und ich will mit Dir klagen,
Dieß iſt der beſte Troſt für Dich.
Du weineſt aus gekränktem Herzen,
Ja weine! Sie verdient die Schmerzen,
Und Ihr Verluſt erweicht auch mich.
Wer wird nun Deine Ruhe lieben?
Mit Dir ſich in der Tugend üben?
Mit Dir ſich eines Glücks erfreun?
Mit Dir die Laſt der Sorgen theilen,
Dir, wo Du gehſt, entgegen eilen?
Dir Freundſchaft, Welt und Wolluſt ſeyn?

Nein,

Nein, ich will Ihre Thränen nicht hindern; ſie ſind Liebe, ſie ſind die zärtlichſte Liebe, ſie ſind die ſicherſten Beweiſe von dem Werthe Ihrer ſeligen Gemahlinn, und Sie wären Ihrer nicht würdig geweſen, wenn Sie ſie weniger beklagen könnten. Bedaurenswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichſte Ehemann zu ſeyn! In dem erſten Jahre Ihrer Ehe verlieren Sie eine Gemahlinn, die noch nicht das neunzehnte ihres Lebens vollendet hat, die Sie unausſprechlich liebte, die das edelſte Herz beſaß; ein Herz zur Ehre der Tugend und zum Glücke der Welt geſchaffen! ſie verlieren Sie, nachdem ſie Ihnen einen Sohn geſchenket hat. Mein ganzes Herz weigert ſich, eine Perſon, der ich das längſte Leben verſprochen und gewünſcht habe, die ich noch vor wenig Wochen in der Blühte der Geſundheit, mit allem Reize der Schönheit und Anmuth geſehen habe, von der mich jedes Wort entzückt, und zum ſtillen Verehrer ihres Geiſtes gemacht hat; Ja, betrübter Freund, mein ganzes Herz weigert ſich, dieſe Perſon ſich itzt im Sarge vorzuſtellen. Der Abſchied Ihrer Gemahlinn, den mir Ihre Frau Schweſter überſchrieben, hat mich tauſend Thränen gekoſtet: Alſo muß ich Sie verlaſſen? O Gott! warum habe ich Sie kennen, warum habe ich Sie lieben müſſen? Sie, Sie machen mir mein Ende ſchwer, ſonſt nichts in der Welt. Kann ich Sie denn nicht noch ein Jahr beſitzen? Doch Herr, nicht mein Wille, ſondern der deinige geſchehe! Verlaſſen Sie mich. Ich ſterbe. Ich habe Ihnen die Worte

der Seligen mit Fleiß hergeſetzet. Es iſt die grösste Betrübniß für Sie darinnen; aber auch ſehr viel Troſt. Verlaſſen Sie mich. Ich liebe Sie, ich ſterbe = = Weinen Sie, liebſter Freund, ich weine zugleich. Opfern Sie Ihrer Geliebten die treuſten Klagen. Nur diejenigen, die weder den Werth der Freundſchaft noch der Liebe kennen, ſehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an, und ſchämen ſich der Thränen, die der Natur zur Ehre fließen. Klagen Sie; aber hören Sie auch eine Bitte von mir an, und hängen Sie Ihrer Wehmuth nicht zu zärtlich nach. Es iſt unmöglich, den erſten Regungen zu widerſtehen. Es gehört eine gewiſſe Zeit dazu, ehe ſich die Heftigkeit unſrer Empfindungen ſetzt; aber ich weis, daß Sie dieſer Zeit durch die Vorſtellung der Weisheit und Religion zuvor kommen werden.

Denn, Freund, wem iſt der Menſchen Leben?
Der nimmt es, der es uns gegeben.
Verehre ſtandhaft ſeinen Rath!
Auch da, wenn uns der HErr betrübet,
Iſt er der Gott noch, der uns liebet,
Und der nach ſeiner Weisheit that.

Dieß iſt der einzige Troſt, den andere, und wir ſelbſt, uns geben können. Ich bedaure Sie von Grund meiner Seelen, und bin ꝛc.

Gellert.

Madam.

Madam.

Das Landleben muß doch nicht für alles helfen. Ich bin ſeit vierzehn Tagen ein rechter Heavtontimorumenos. Laſſen Sie mich immer ein Wort brauchen, das Sie nicht verſtehen, und das ich Ihnen vielleicht ſelbſt nicht recht erklären kann. Es ſchickt ſich dem Klange nach gar gut zu meinem Charakter. Leſen Sie nur das Wort noch einmal. Es hat ſo was ſchwerfälliges und verdrießliches bey ſich, daß ichs nicht für vieles Geld gegen ein anders vertauſchen würde. Ganz gewiß muß es einen unzufriedenen und murriſchen Menſchen bedeuten, mein Herz ſagt mirs: und wenn es auch was anders bedeuten ſollte: ſo will ich doch durchaus, daß es einen Unzufriedenen bedeuten ſoll. Der bin ich, Madam! Ein vollkommener Heavtontimorumenos bin ich ſeit vierzehn Tagen. Aber warum? Weil ichs bin; weiter weis ich Ihnen nichts zu ſagen. Ich bin viel zu verdrießlich, als daß ich nachſinnen ſollte, woher mein Verdruß käme; und wie könnte ich auch ungeſtört verdrießlich ſeyn, wenn ich lange nachſinnen wollte? Ich habe die ſchönſte Gegend vor mir, und ich nehme mich ſehr in Acht, daß ſie mich nicht rührt. Ich ſehe ſie an, und denke nicht auf das, was ich ſehe, ſondern daran, daß ich nicht zufrieden bin. Ich habe gute Bücher um mich herum liegen. Ich möchte dieſes, ich möchte jenes leſen, ich möchte ſie alle leſen. Ich berathſchlage, welches ich leſen will, und nach langen Berathſchlagungen nehme

ich ein anders, als ich gewählt habe. Ich leſe, und fühle nichts, und werfe es weg. Ganz gewiß ſind meine Bücher zu leichte für mich. Die Gedanken ſollten dunkel, die Sprache ſollte ängſtlich ſeyn; dann würde ich leſen. Sagen Sie mir nur, Madam, ob ich etwa krank bin? Wenn es doch der Himmel wollte! Denn, wenn ich nicht krank ſeyn ſollte: ſo müßte ich beynahe närriſch ſeyn, und das mag ich doch, ungeachtet meines Haſſes gegen mich ſelbſt, nicht ſeyn. In den erſten Wochen konnte ich mich an den mannigfaltigen Scenen dieſer Gegend nicht ſatt ſehen. Ich flog von der Stube, um im Freyen, durch Berg und Thal, durch Fluren und Gebüſche zu irren; und wenn ich müde war, die Gemälde der Natur zu ſehen, ſo ruhte ich in den vortrefflichen Bildergallerien des Herrn des Dorfs aus. Itzt komme ich nicht weiter, als von dem Pfarrhauſe auf den Kirchhof. Ich beſehe die Leichenſteine, die hölzerne Kreuze, und ruhe nicht, bis ich einen halb verloſchenen Namen heraus gebracht habe. Wenn ich auf den Denkmalen die Worte finde, er ſtarb alt und Lebens ſatt: ſo bewegt ſich mein ganzes Herz. Ich fühle es alsdann recht eigentlich, daß ich des Lebens müde bin; aber vielleicht in keinem beſſern Verſtande, als ich es einmal in meinem ſiebenten oder achten Jahre war. Ich weis nicht, was mir für ein kindiſcher Wunſch damals fehl geſchlagen ſeyn mochte. Genug, ich warf mich unter einen Baum im Garten, und bat den Tod recht inſtändig, daß er mich gen Himmel holen ſollte; ſo verhaßt war

mir die Welt. Kurz, Madam, wenn mir der Pfarrer den Kirchhof zuſchließen läßt: ſo weis ich vor Angſt nicht mehr, was ich anfangen ſoll. Aber warum kommen Sie nicht mehr in die Stadt, wenn Sie auf dem Lande ſo unzufrieden ſind? Das weis ich auch nicht, Madam. Ich glaube, ich warte darauf, daß Sie mich bitten ſollen. Und wenn Sie mich bitten werden: ſo werden Sie mich nach meinen Gedanken nicht inſtändig, nicht herzlich genug gebeten haben, und da werde ich wieder aus Rache nicht zurück reiſen wollen. Itzt läßt mir mein Wirth die Scheere und das Federmeſſer ſehr höflich abfordern. Merken Sie dieſe Liſt nicht? Aber wer hat denn geſagt, daß ich ſchwermüthig bin? Nein, unzufrieden bin ich nur, nicht bey mir ſelber, dieß iſt es alles; und deswegen läßt man mir das Federmeſſer abfordern? Sagen Sies auf Ihr Gewiſſen, meine Freundinn, können Sie aus meinem ganzen Briefe etwas anders ſchließen, als daß ich mürriſch bin, daß ich ſelbſt nicht weis, was ich will, und wenn es hoch kömmt, daß ich hypochondriſch bin. Gut, ich bin es für mich, was kann denn das meinem Wirthe verſchlagen? Man läßt ja einem jeden das Recht, luſtig zu ſeyn, und mir will man die traurige Freyheit nehmen, niedergeſchlagen zu ſeyn? Das iſt artig! Sie ſind tauſendmal billiger, Madam, Sie wehren mirs nicht. Sie laſſen ſich vielmehr meine Unzufriedenheit klagen. Dieſes ſehe ich als die größte Wohlthat an, und küſſe Ihnen die Hand dafür, und bin Zeit Lebens dafür Ihr ꝛc. Gellert.

Hoch-

Hochzuehrender Herr!

Um mich wenigſtens durch eine gute Abſicht um den jungen Herrn von G** verdient zu machen: ſo will ich einen Vorſchlag zu ſeiner Erziehung thun. Er iſt gar nicht ſinnreich, er iſt vielmehr natürlich und einfältig; und vielleicht deswegen gut. Der junge Herr mag ein Staatsmann, oder ein Hofmann, oder ein Soldat, oder ein Beſitzer ſeiner eigenen Güter werden: ſo kann er nie zu viel lernen, nie zu zeitig anfangen. Die Erziehung zu Haus hat tauſend Hinderniſſe. Ein Hofmeiſter kann unmöglich alles wiſſen; und wenn er auch viel weis, ſo hat er doch nicht allemal die Gabe gut zu unterrichten; und dieß gehört doch nothwendig zu einer guten Erziehung. Wir müſſen leicht und angenehm lernen, lernen, ehe wir wiſſen, wie viel wir zu lernen haben. Es iſt nicht genug, zu lernen, wir müſſen auch bey Zeiten mit der Welt bekannt werden; allein, die Welt zu Hauſe iſt nicht allemal die beſte. Wir ſehen nur immer einerley Geſchöpfe, und wie wir wenig bemerkt werden, ſo bemerken wir auch andre wenig. Kurz, wir bleiben gern ſchläfrig in unſerm eigenen Hauſe, und werden in unſern Sitten, wo nicht rauh, doch zu einförmig. Man hat zu Hauſe zu befehlen, ehe man gehorchen lernt, und daher lernt man weder gut befehlen, noch gehorchen. Doch ich will ja kein Buch ſchreiben. Ich will nur ſagen, daß es ſowohl für den Verſtand eines jungen Menſchen, als für ſein Herz und für ſeine Sitten

vortheilhaft iſt, wenn er an einem fremden Orte erzogen wird. Könnte ſich die gnädige Mama entſchließen, ihren Sohn von ſich zu laſſen: ſo wünſchte ich, daß er unter der Aufſicht eines Hofmeiſters, deſſen Herz eben ſo gut ſeyn muß, als ſein Verſtand, je eher je lieber nach Leipzig gethan würde. Der junge Herr iſt erſt zehn Jahre alt. Dieß ſind die glücklichen Jahre, da man noch alles aus ſich machen läßt, weil unſer Herz nicht weis, was es will. Giebt man uns Gelegenheit, was zu lernen; macht man uns das Lernen mehr zu einem Zeitvertreibe, als zu einer Arbeit: ſo wird es uns ſo gar beſchwerlich werden, müßig zu ſeyn. Man weis oft nicht, wozu ein junger Menſch geſchickt iſt, bis er vieles verſucht hat. Es iſt alſo gut, wenn er an einem Orte erzogen wird, wo er Gelegenheit hat, vieles zu ſehen und zu hören. Der Herr von S** hat Vermögen, und man kann von Zeit zu Zeit die Lehrmeiſter in Sprachen, in der Muſik, im Zeichnen zu ihm auf die Stube gehen laſſen. Er wird auf eine leichte Weiſe zu den erſten Gründen der Mathematik angeführt. Er tanzt und ficht bey Zeiten, damit er den Körper in ſeine Gewalt bekömmt, und derſelbe deſto dauerhafter wird. Er geht mit ſeinem Hofmeiſter in Geſellſchaften, und wird der Welt gewohnt, ehe ſie ihn noch rührt. Er ſpeiſt an einem Familientiſche, und wohnt in dem Hauſe eines angeſehenen Mannes, wo er ſtets glauben muß, daß man auf ihn Achtung giebt. Auf dieſe Art iſt der junge Graf ** als ein Kind nach Leipzig gekommen, bis in

ſein

ſein ſechzehntes Jahr da geblieben, und alsdann mit ſeinem Hofmeiſter auf Reiſen gegangen. So finde ich itzt noch verſchiedene ſehr junge Herren hier. Der Vortheil iſt groß, ſie fangen etliche Jahre eher an zu leben, und hören etliche Jahre eher auf, Kinder zu ſeyn. Kommen ſie in dem ſechzehnten oder achtzehnten Jahre erſt auf Univerſitäten: ſo ſind ſie oft ſchon zu lüſtern nach den Schwachheiten der Jugend, und werden durch böſe Beyſpiele, wenn ſie auch das beſte Herz hätten, nur gar zu leicht zu Ausſchweifungen verleitet. Es verſteht ſich, daß ſich der Hofmeiſter wenigſtens auf ſechs Jahre dem jungen Herrn ganz und gar widmen, und ihn nie aus der Aufſicht laſſen muß. Er muß ſein Freund, aber auch ſein Gebieter ſeyn können. Er bildet ſeinen Verſtand und ſein Herz, und ſorget, daß diejenigen, die ihn unterweiſen, ihre Pflicht wohl in Acht nehmen; aber er lehrt ihn nicht alles ſelbſt. Es verſteht ſich ferner, daß der Hofmeiſter auch mehr, als gewöhnlich, belohnet werden muß. Und was iſts denn, ob der junge Herr etliche tauſend Thaler mehr oder weniger hat, wenn er dafür geſchickt worden iſt, der Welt und ſich zu dienen, zu ſeiner Ehre, zu ſeinem Vergnügen, zu ſeinem Glücke zu leben, und ſein Vermögen vernünftig zu genießen? Wenn ſich der Herr K** zu dieſer Stelle verſtehen wollte: ſo hielt ichs für ſehr gut. Er hat Verſtand und Redlichkeit und Welt genug dazu. Einen guten Sekretär könnten Sie wohl noch an ſeine Stelle finden; aber einen guten Mentor, den zu finden, das iſt leider

 ſchwer.

ſchwer. Ich erwarte Ihren Ausſpruch, und bin ꝛc.

Gellert.

Mein Sohn!

Ich wiederhole Dir hier die Lehren ſchriftlich, die ich Dir theils zu der Zeit, da ich Dir die Akademie von ferne zeigte, gegeben habe. Laß Dir dieſe Schrift einen beſtändigen Beweis meiner Liebe gegen Dich, und auf dem Wege, der Dich nun näher zu Deinem Glücke führen ſoll, eine tägliche Ermunterung ſeyn. Du trittſt in eine neue Lebensart, und in eine Dir noch fremde Welt; und ich und Deine rechtſchaffene Anführer haben Dich zu keiner andern Abſicht ſo ſorgfältig bis in Deine erwachsnen Jahre geleitet, als um Dich in den Stand zu ſetzen, daß Du nunmehr Dein eigner behutſamer Führer werden, und den Schritt aus Deines Vaters Hauſe, den Schritt in die große Welt, zu Deiner Wohlfahrt thun könneſt. Ich kenne Dein gutes Herz, Deine Liebe zu mir, Deine Begierde nach Wiſſenſchaften, und nach dem Beyfalle der Verſtändigen; ich kenne Deine Tugend; ich kenne aber auch die Fehler Deines Alters und Temperaments, den Mangel Deiner Erfahrung, den verführeriſchen Reiz des Laſters und die Gefahren der großen Welt, in denen das beſte Herz unterliegen kann, wenn es ſich nicht mit täglicher Vorſichtigkeit und Klugheit waffnet. Höre mich denn an, mein liebſter Sohn, den ich nicht

allein

allein für dieſe Welt, ſondern für die Ewigkeit erziehen will. Der Gott, der Dich mir gegeben hat, wird Rechenſchaft von mir fordern, wie ich Dich gebildet habe; aber er wird auch von Dir Rechenſchaft fordern, wie Du der unterrichtenden Liebe Deines Vaters gefolgt biſt.

Eben die Jahre, in denen Du itzt ſteheſt, ſind die entſcheidenden Jahre Deines Lebens. Sie ſind gefährlich wegen der Heftigkeit der jugendlichen Leidenſchaften, die ſich oft der Weisheit und Tugend widerſetzen, und wegen der Freyheit, die Du erlangſt, vieles nach Deinem Wohlgefallen zu thun, oder zu unterlaſſen; eine Freyheit, die ſo vielen auf der Akademie eine Urſache ihres Verderbens geworden iſt.

Du widmeſt Dich den Wiſſenſchaften, die Deinen **Verſtand** und Dein **Herz ausbilden**, und Dich zum Dienſte der Welt, und zur Beförderung Deines eignen Glücks, geſchickt machen ſollen. Dieſe doppelte Abſicht iſt ein göttlicher Ruf; und dieſer Ruf, der Deiner natürlichen Neigung gemäß iſt, muß Deinem Studiren Leben und Würde ertheilen. Studire alſo nie, um nur Andre an Einſichten zu übertreffen, um in der Welt mit dem Namen eines großen Gelehrten zu prangen, um hohe Würden zu erſteigen, und um durch Reichthümer und Pracht Deinen Fleiß belohnet zu ſehen. So lange Du in dieſer Abſicht ſtudireſt, ſo verderbeſt Du Dein Herz durch Eitelkeit und Stolz, zu eben der Zeit, da Du Deinen Verſtand und Dein Gedächtniß mit Kenntniſſen

und Einſichten bereicherſt, die an ſich ſehr nützlich ſind, Dir ſelbſt aber wenigen Nutzen ſchaffen. Studire zur Ehre Gottes, das heißt, wende Deine Kräfte zur Erlangung der Weisheit und Tugend, zur beſtändigen Ausübung derſelben, und zu ihrer künftigen Ausbreitung unter den Menſchen, aus Gehorſam gegen Gott, an: ſo verherrlicheſt Du die göttlichen Abſichten, und ſo ſtudireſt Du chriſtlich ſchön. Die Religion, mein Sohn, wie Du oft von mir gehöret haſt, iſt kein bloßer Gegenſtand des unmittelbaren Gottesdienſtes und der geheimen Stunden, die wir der Andacht ſchenken. Wir entehren ſie, wenn wir ihre Uebung nur als ein Opfer betrachten, das wir Gott in gewiſſen Zeitpunkten bringen ſollen. Sie iſt eine göttliche Weisheit, die uns gegeben iſt, unſer Herz edelgeſinnt und ruhig zu machen, und die daher in unſer ganzes Leben einfließen ſoll.

Wir können und ſollen die Wiſſenſchaften aus eben der Abſicht treiben, aus der wir beten, oder ein Werk der Liebe ausüben; aus der großen und auf Gott gerichteten Abſicht, unſre Pflicht zu erfüllen; die Pflicht, die er uns aufgelegt hat, alle nützliche Mittel zur Verbeſſerung unſrer mannichfaltigen Kräfte und Fähigkeiten ſorgfältig anzuwenden, um dadurch unſer eigen Glück und das allgemeine Beſte zu befördern. Setzen wir auf beyden Seiten gleichviel Luſt, Fähigkeit, Fleiß und Gelegenheit voraus, welche die Gelehrſamkeit erfordert: ſo iſt es gewiß, daß ein Studiren, welches durch eine ſo edle Abſicht belebt wird, glücklicher von ſtatten gehn muß, als

die

die Erlernung der Wiſſenſchaften, die ihre Nahrung nur aus unſrer Eitelkeit, oder aus unſerm Eigennutze zieht. Ein Fleiß, den wir mit jedem Morgen durch die Betrachtung, daß er unſre Pflicht und unſer Glück iſt, erwecken; den wir durch Klugheit und nach den Vorſchriften erfahrner Männer fortſetzen; ein ſolcher geſetzter und in guter Ordnung durch ganze Jahre forteilender Fleiß, wird eine weit reichere und geſegnetere Erndte bringen, als der gierigſte Fleiß eines eitlen und lohnſüchtigen Jünglings.

Wer nicht nur aus Geſchmack, ſondern auch aus Religion ſtudirt, wird ſparſamer mit ſeiner Zeit umgehen, die Hinderniſſe des Fleiſſes leichter überwinden; ſtandhafter in dem Plane ſeiner Unternehmungen ſeyn, eifriger, das Beſte und Nützlichſte vorzüglich zu erlernen, und befliſſener, ſich den Rath und den Unterricht einſichtsvoller Männer zu Nutze zu machen. Wie er nicht lernt, um zu pralen, zu ſchimmern, und die Einkünfte des erſten beſten Amtes zu erbeuten: ſo wird er nicht voreilig in ſeinem Fleiße ſeyn, ſondern ſeine Reife abwarten, und ſeine Kräfte auf wahre und gründliche Verdienſte und nicht auf den Schein der Verdienſte verwenden. Ein junger Menſch mit Fähigkeiten, der auf eine ſo geſetzte Art ſtudiret, wird wackern Männern und edlen Freunden nicht lange verborgen bleiben. Er wird eben dadurch mehr günſtige Gelegenheiten für ſeinen Fleiß erlangen, mehr Rath, mehr Ermunterung und Beyfall, mehr Unterſtützung durch gute Bücher, die er nicht beſitzt, oder noch nicht kennt. Und der dienſt-

fertige Verſtand rechtſchaffener Männer, welcher Vortheil iſt er nicht für den Jüngling auf der Bahn der Wiſſenſchaften?

Wer nicht nur aus Geſchmack, ſondern aus Eifer für ſeine Pflicht ſtudiret, wird ruhiger ſtudiren, als ein Anderer. Welches Glück! Er weis, daß er bemüht iſt, ſeine Kräfte, ſeine Zeit und ſein Vermögen nach ſeiner beſten Einſicht und dem Rathe der Klugen anzuwenden; und dieſes tröſtet ihn, wenn er nicht ſtets das erreicht, was er wünſchet, und die Fehler erblicket, denen uns die menſchliche Schwachheit jeden Tag von neuem ausſetzet, und die zu erkennen und abzulegen ein ſo großes Geſchäffte einer jeden Lebensart iſt. Die Eiferſucht, daß Andre glücklicher fortrücken, und ihre Talente einen größern Umfang haben, wird ihn ſelten, oder doch nicht lange beunruhigen können. Er gebraucht ſein Talent, es ſey gegen die Gaben der Andern auch noch ſo klein, als ein göttliches Darlehn. Er ſieht es als ein Geſchenk der Gottheit an, die ihre Gaben ſtets weiſe austheilet, und von dem, der nur Ein Pfund hat, auch nicht mehr, als den Wucher Eines Pfundes fordert. Iſt er treu in dieſer Anwendung ſeines Pfundes: ſo iſt er das, was er nach der göttlichen Beſtimmung ſeyn ſoll; und Neid und Eiferſucht über höhere Gaben werden ſein Herz nicht leicht vergiften. Und eben deswegen, weil er ſich nach ſeinen Kräften mißt, und von Kennern meſſen läßt, wird er nicht fruchtlos nach dem ſtreben, was er nicht erreichen kann, ſondern ſich ſtets auf diejenige Seite wenden,

wo

wo er nach ſeinem natürlichen Charakter das meiſte ausrichten, und den größten Nutzen ſtiften kann. Ein Menſch, liebſter Sohn, der in ſo edler Abſicht ſtudiret, der ſich täglich durch ſolche Betrachtungen zu der Pflicht des Fleißes anfeuert, der, ohne die Mittel der menſchlichen Klugheit zu verabſäumen, den Geber aller Weisheit um Segen zu ſeinen Unternehmungen zuverſichtlich anruft, der hat dieſen Segen auch von den Andern zu genießen. Und eben die gnädige und weiſe Vorſehung, die den Plan unſers Schickſals angelegt hat, ehe wir noch waren, wird ihm nun auch die Wege bezeichnen, die er zu ſeinem Glücke gehen ſoll.

Laß alſo dieſe Gedanken, mein Sohn, daß die Religion mit unſerm ganzen Leben verbunden ſeyn ſoll, nie aus Deiner Seele weichen, wenn Du glücklich und ruhig ſtudiren, und nicht nur ein gelehrter, ſondern auch ein weiſer Mann werden willſt. Sey ſtets ein ungeheuchelter Freund der Tugend: ſo wirſt Du ein deſto beſſerer Freund der Wiſſenſchaften und der Menſchen ſeyn! Du kannſt gelehrt werden, ohne fromm und tugendhaft zu ſeyn; aber wiſſe, daß ein Gelehrter ohne Frömmigkeit und Tugend das elendeſte und verächtlichſte Geſchöpf iſt.

Sey früh auf, mein Sohn, um die heiterſte und bequemſte Stunde den Uebungen der Andacht und dem Leſen der Schrift zu widmen, und halte den Tag für verlohren, den Du aus Leichtſinn, oder einer andern ſtrafbaren Urſache, nicht mit dem Opfer des Dankes und eines demüthigen und kindlichen Gebets

um die Gnade des Allmächtgen einweihſt; den Du nicht mit Betrachtungen über den Werth Deines Lebens, Deiner Religion, eines guten Gewiſſens, und mit der Erneuerung Deines Bundes mit Gott, durch die Erlöſung Deines göttlichen Heilandes, anfängſt. Ueberdenke und ordne alsdann Deine Geſchäffte, und theile die Stunden des Tages ſorgfältig ein; und was Dir nach Deinem Plane zu thun vorkömmt, das thue mit Eifer, das thue friſch. Sind des Tags vier Stunden zu Deinen Hauptcollegien, viere zur Wiederholung, viere zu den Künſten und Leibesübungen genug: ſo kannſt Du noch fünfe der Mahlzeit, den Erholungen und dem Freunde, und ſieben dem Schlafe ſchenken. Der Eifer der Arbeit wirkt oft in einer Stunde mehr, als der mechaniſche ſchläfrige Fleiß in drey Stunden. Sprich zu Dir: Der Fleiß iſt meine Pflicht und mein Glück, und die Trägheit iſt mein Schimpf und meine Strafe. Ich kann heute thun, was meiner Einbildung und meinen Sinnen ſchmeichelt; aber ich will thun, was mit meinem Verſtande und Gewiſſen übereinkömmt. Ich will nicht ohne dringende Urſachen von meiner Ordnung weichen. Das iſt mein Amt, daß ich ſie fortgeſetzt, und nicht nur dann und wann, beobachten ſoll.

Vergnügungen und Umgang in den Nebenſtunden.

Sey vorſichtig in Deinen Vergnügungen. Du haſt durch Deinen Fleiß allezeit ein Recht zu Erholungen; und nie ſchmeckt das Vergnügen des Lebens ſüßer, als nach vollbrachten Pflichten. Nie iſt

der

der Scherz erquickender, als nach einem weiſen Ernſte, und die wahre Weisheit macht nicht ſchwermüthig, ſondern heiter. Genieße die unſchuldigen Freuden der Natur, der Kunſt, der Freundſchaft und des Umgangs. Ich lade Dich väterlich dazu ein; und ich befehle Dir das erlaubte Vergnügen eben ſo wohl, als den Fleiß.

Ich bin ein Greis, der nicht vergißt,
Daß er einſt jung geweſen iſt.
Ich liebe Jünglinge, die wiſſen,
Daß ſie einſt Greiſe werden müſſen.

Aber die Wahl und die Mäßigung des Vergnügens bleibt allezeit das Werk der Vorſichtigkeit und Weisheit. Wir ſollen uns auf den blumichten Auen, die wir auf unſrer Reiſe durch dieſes Leben finden, nur erholen, um neue Kräfte zu ſammeln, den Weg zu unſerm Ziele beherzt fortzuſetzen. In dieſer Abſicht kann man ſelbſt das Vergnügen zur Tugend machen; und ſo wirſt du auch den Gefahren, die oft an der Seite deſſelben ſich verborgen halten, am beſten ausweichen. An öffentlichen Oertern ergötze Dich lieber an der Seite des Freundes, als allein. Er wird ſehen, wo Du nicht ſiehſt; und Du wachſt über Dich aus Liebe für ihn, und ſcheuſt ihn aus Achtung. Das Vergnügen des Spazierganges, des Concerts, des guten Schauſpiels, ſuchen, um ſich von ſeinem Fleiße zu erholen, oder ſich durch ein unſchuldiges Spiel mit ſeinen Commilitonen zerſtreuen, iſt erlaubt. Hüte Dich nur für den gefährlichen Oertern, wo die Spielſucht wohnet, die ſo manchen gutartigen, aber un-

vor-

vorſichtigen Jüngling erſt um ſeinen Fleiß, dann um ſein Vermögen, und endlich um ſeine gute Sitten gebracht hat. Vor den Häuſern auf dem Lande, wo die Frechheit und Völlerey ihren Sitz aufgeſchlagen, brauche ich einen ſo guten Jüngling, als Du biſt, nicht zu warnen, ſie ſind zu ſchrecklich, als daß ſie eine Verſuchung für Dich werden könnten, ſo lange Du Deinem Charakter treu bleibſt.

Sey gefällig im Umgange gegen alle, und habe doch nur wenig Freunde. Die Menge der Freunde iſt gemeiniglich ein Kennzeichen, daß man keinen wahren Freund habe. Sie verräth den Mangel des Verſtandes und der Erfahrung; ſie verräth eine jugendliche Haſtigkeit des Herzens, das von Natur unſtet iſt, immer in Abwechslung ſeyn will, und das aus Begierde zu gefallen, und vieler Liebe zu erwerben, leicht zu Gefälligkeiten ſchreiten kann, die im Anfange Schwachheiten ſind, im Fortgange Thorheiten werden, und oft, ach nur zu oft in Laſter ſich endigen. Und wirſt Du bey allzu vielen Freunden noch der Freund Deiner Pflicht und der Herr Deiner Zeit bleiben? Der wahre Freund iſt auch nicht ſtets der, der uns am erſten gefällt; und die beſten Eigenſchaften des Freundes entdecken ſich oft erſt durch die Vertraulichkeit.

Nur dem gehört allein des Freundes edler Name,
Der unſre Sorgen theilt, betrübt bey unſerm Grame,
Mit uns in unſerm Unglück weint;

Der,

Der, eh wir bitten, hilft, uns liebt, doch uns nicht
ſchmeichelt.
Ja, träf ihn unſer Zorn, nicht unſern Lüſten heuchelt;
Wie ſelten, Sohn, iſt dieſer Freund!

Vertraue Dich dem Freygeiſte eben ſo wenig, als dem Heuchler, zum Umgange; und halte denjenigen ſtets für eben ſo unfähig, als unwürdig, Dein wahrer Freund zu ſeyn, der zu wenige Güte des Herzens hat, ein Freund Gottes zu ſeyn.

Aber lerne Dich auch allein vergnügen und unterhalten, es ſey auf Deinem Zimmer durch die Hülfe der Muſik, oder durch das Vergnügen einer angenehmen und unſchuldigen Schrift, oder durch den Reiz des Zeichnens und Malens; oder es geſchehe im Freyen, in der Flur, in dem Garten, in einem anmuthigen Gehölze. Habe Auge und Ohr, mein Sohn, für die Schönheiten der Natur, und lerne Dich ihrer erfreuen, ſo oft Du ſie empfindeſt, und empfinde ſie oft mit den Freuden der Anbetung. Unerkaufte Vergnügungen, die alle genießen können, und doch die Wenigſten genießen, ſind die beſten und dauerhafteſten. Lerne endlich das edelſte Vergnügen, mit Abſicht Recht gethan zu haben, lebhaft empfinden, und ſtärke täglich durch dieſe Freude des Herzens die Liebe zur Religion und Tugend. Sie, dieſe Freude, giebt neuen Muth, und iſt ein tägliches Wohlleben der Seele.

Es iſt kein gutes Kennzeichen, wenn ein Jüngling nur den Umgang der Jünglinge, und nicht auch

der

der Männer, ja ſelbſt der Greiſe, ſucht. Durch ihren Ernſt muß er ſeinen Leichtſinn, und durch ihre Bedachtſamkeit ſeine Hitze mäßigen lernen. In ihrem Umgange muß ſeine Klugheit reifen, und durch ihren Beyfall ſeine Ehrbegierde genähret werden. Es iſt ein Fehler großer Männer, wenn ſie lehrbegierigen Jünglingen den Zutritt zu ſich ſchwer machen, oder ſie kaltſinnig annehmen, und eben ſo froſtig von ſich laſſen. Aber es iſt ein noch größerer Fehler, wenn ein Jüngling nicht die erlaubten Wege, zu der genauern Bekanntſchaft eines wackern Mannes zu gelangen, mit Sorgfalt und Beſcheidenheit ſucht. Sey nie zu ſtolz, dieſes Glück hoch zu ſchätzen, und dünke Dich nicht zu weiſe, den Rathſchlägen eines Kenners zu gehorchen. Danke ihm durch Ehrerbietung, ohne ihm durch ſchmeichleriſche Complimente beſchwerlich zu fallen. Sey aufrichtig ohne Unbedachtſamkeit, und lehrbegierig ohne Schwatzhaftigkeit. So lange Dich eine beſcheidene Lehrbegierde beredt machet, wirſt Du bey allen kleinen Fehlern immer noch gefallen. Gewinnt er Dich werth; (und dieſes Glück erwarte mehr, als daß Du es erringen ſollteſt) erlaubt er Dir einen freyen Zutritt, zieht er Dich zu ſeinen Vergnügen, oder zu ſeinen Büchern, oder zu ſeiner Mahlzeit: ſo bilde Dich zwar nach ſeinem Beyſpiele, aber ohne er ſelbſt ſeyn zu wollen, und vergiß nicht, daß die Mine des reifen Mannes den Jüngling nicht ohne Ausnahme kleidet, und daß die Fehler Deines Gönners das am wenigſten ſind, was Du nachahmen ſollſt. Außer dieſen Vortheilen wird Dich

die Scheu vor dieſem Manne von vielen jugendlichen Vergehungen zurück halten; ſo wie die Achtung für ihn und die Geſellſchaft, in die er Dich zieht, Deine Sitten angenehmer machen wird. Denke bey einer Thorheit, die Dich reizt: Aber was würde dieſer rechtſchaffene Mann von mir urtheilen? Getraue ich mir, ſie zu erzählen, ohne zu erröthen? Würde er ſich nicht meiner ſchämen; und würde ich ihm nach einer offenbaren Ausſchweifung noch mit Muth unter die Augen treten können?

Laß mich nun einige Erinnerungen hinzufügen, die die Art Deines Studirens und Deiner Oekonomie näher betreffen ſollen.

Art zu ſtudiren. Setze das Leſen der Alten, in deren Sprachen und Werken Du unterrichtet biſt, in Deinen akademiſchen Jahren ſo wenig bey Seite, daß Du Dir vielmehr ein Geſetz daraus macheſt, die beſten noch täglich zu ſtudiren. Beſtimme Dir eine Stunde dazu, und weiche nicht von dieſer Regel ab, wenn Du die höhern Wiſſenſchaften gründlich faſſen willſt. Die Alten ſind in der Geſchichte, in der Beredſamkeit und in der Poeſie die Quellen und zugleich die Beyſpiele; ſie ſind es auch zum Theile in der Philoſophie. Je bekannter Du mit ihnen biſt, deſto glücklicher wirſt Du die Geſchichte und Philoſophie, die kein Gelehrter entbehren kann, erlernen; und je mehr Du ihre Sprachen verſtehſt, deſto nützlicher und angenehmer wirſt Du ſie leſen. Du wirſt in der Folge finden, daß die guten Schriften der Al-

ten nicht Werke ſind, die wir nur mit einem unreifen Geiſte auf den niedern Schulen durcheilen ſollen, blos um die Sprachen der Alten aus ihnen zu erlernen. Die beſten unter ihnen ſind nicht nur die größten Genies, nicht einſame Gelehrte, deren Welt blos die Studirſtube war, ſondern Männer geweſen, die den Staat regiert, und Heere angeführet, und ihren Verſtand in den großen Geſchäfften des Lebens gebraucht und geſchärfet haben. Ich weis es, daß man die Hochachtung gegen die Alten übertreibt; daß man ihre Werke vergöttert, um die Neuen zu verkleinern; daß man ſie ſtudiret, ohne ſie weiter, als zur Pralerey, zu nützen, daß man ſie zur Wolluſt und aus Pedanterey, oft auf Koſten der Religion und ſeines eigenen Herzens, lieſt, und ihre Schreibart ſo lieb gewinnt, daß man die Schreibart der heiligen Schrift darüber verachtet; daß man endlich dahin kömmt, nichts für wahr und ſchön zu halten, als was Homer, Plato, Xenophon, Horaz und Cicero gedacht haben. Alles dieſes hebt die Pflicht nicht auf, die Beſten der Alten mit Fleiß und in der großen Abſicht zu leſen, daß man ſeinen Verſtand mit ihren guten Einſichten, ſein Gedächtniß mit den Kenntniſſen ihrer Zeiten, und ſeine Einbildungskraft mit ihrem lebhaften Witze bereichere, und lieber der blos ſpeculativen Philoſophie, die den Geiſt anſtrengt, ohne ihn zu nähren, weniger Zeit ſchenke. Verſtehe mich wohl: ich bin kein Feind der geſunden Philoſophie, ich müßte ſonſt ein Feind der Vernunft ſeyn. Ich habe Dir ſelbſt einen Vorſchmack der neuen Philoſophie gegeben, und

Du mußt ſie hören und ſtudiren; aber nicht auf Koſten der andern Wiſſenſchaften. Du mußt nicht glauben, wenn Du die Regeln und Grundſätze eines Syſtems haſt, daß Du alsdann die Gabe ſelbſt beſitzeſt, wahr und richtig, und ſchön zu denken; eben ſo wenig, als Du den Geiſt der Beredſamkeit beſitzen wirſt, wenn Du ihre Regeln gefaßt haſt. Du wirſt dereinſt viele Männer finden, die ihr philoſophiſches Syſtem auswendig wiſſen, und die doch ſo ſchlechte Scribenten, Redner und Lehrer ſind, als hätten ſie nie Philoſophie gehört. Lerne inſonderheit zeitig die gefaßten Lehren der Logik praktiſch anwenden, und treibe dieſe heilſame Uebung unter der Aufſicht eines ſcharfſinnigen Lehrers. Du wirſt ſehen, was für ein großer Schritt von der Regel bis zu der Anwendung ſey. Stelle dieſe Uebung zuerſt mit den Begriffen, Sätzen und Beweiſen des Rechts der Natur und der Sittenlehre an; ſie ſind die faßlichſten und gemeinnützigſten. Je geſünder und richtiger Du durch dieſe Uebung und das Leſen der Alten haſt denken und urtheilen lernen; deſto ſicherer vor philoſophiſchen Träumen wirſt Du Dich alsdann in das Gebiete der blos ſpeculativen Weltweisheit und Metaphyſik wagen. Du kannſt nie zu richtig und ſcharfſinnig denken lernen, das iſt gewiß; aber du kannſt, verliebt in die Geheimniſſe der Philoſophie, die der Wißbegierde des jugendlichen Verſtandes ſo ſehr ſchmeicheln, mit groſſer Begierde die Philoſophie ganze Jahre hören, und doch nicht denken lernen, und doch einen elenden Brief, eine abentheuerliche Abhandlung, eine leere und kin-

diſche Rede niederſchreiben. Es gehören Anmerkungen und Kritiken dazu, um richtig und den einzelnen Fällen gemäß zu denken; und Beleſenheit, Geſchmack und Erfahrung, um überall ſchön und der Sache würdig zu denken. Die Philoſophie ſeicht erlernen, benebelt nur den Geiſt, und macht ſchwatzhaft; ſie gründlich und mit eigener Einſicht erlernen, macht heiter und vorſichtig.

Halte Dir bey dem Leſen ein Diarium zu den ſchönſten Stellen, und übe Dein Gedächtniß an ihnen. Ueberhaupt weiche nicht von der Gewohnheit ab, zu der ich Dich angeführet habe, nicht vielerley, ſondern viel, nicht ſowohl alle, als die beſten oft und zehnmal zu leſen, nicht, ſo zu ſagen, blos mit dem Gedächtniſſe, ſondern mit ſeinem ganzen Verſtande leſen; daß man ſeinen Autor nicht mit flüchtiger Neugier durcheilen, ſondern ihm mit langſamen und bedächtlichen Schritten nachgehen, und ſelbſt mit ihm fortdenken; daß man den Plan deſſelben ſorgfältig aufſuchen, nnd durch das Ganze aufmerkſam verfolgen; daß man die Art der Ausführung ſelbſt genau bemerken, jeden Beweis, ſowohl an ſich, als in der ihm gegebenen Stellung betrachten, jeden neuen oder vorzüglichen Gedanken, jede edle Geſinnung auszuzeichnen, und überhaupt das Beſte und Wichtigſte des Werkes in einem kurzen Auszuge zuſammen faſſen müſſe. Folge dieſen Regeln ferner, mein Sohn: ſo wirſt Du nicht, wie viele, nur für das Gedächtniß, oder für die Eitelkeit, viel geleſen zu haben, ſondern für Deinen Verſtand, Dein Herz und die

wahre Bereicherung von beyden leſen. Die Alten gehen vor; aber die Neuern folgen. Lies auch dieſe, aber nie auf Koſten der erſtern. Lies die guten franzöſiſchen Schriffſteller aus dem Ludwigiſchen Zeitalter. Du wirſt finden, daß ſie ſich größten Theils durch den Geiſt der Alten gebildet haben; lies ſie, ſage ich, und belebe Dich durch ihre Art zu denken. Dieß muß auch der größte Lohn für die Mühe ſeyn, die Du auf die franzöſiſche Sprache gewendet haſt, und künftig auf die engliſche, vielleicht auch auf die italieniſche verwenden wirſt. Das Leſen der franzöſiſchen Schriftſteller ſoll Dich zugleich in der Fertigkeit erhalten, dieſe ſo unentbehrlich gewordene Sprache zu ſchreiben und zu ſprechen. Als ein Gelehrter mußt Du Dich gut im Latein ausdrücken können; dieſes iſt Pflicht. Vergiß alſo nicht, Dich in dieſer Sprache durch Schreiben und Reden zu üben; Du wirſt den Nutzen dieſer Geſchicklichkeit in Deinem künftigen Leben ſehr oft erfahren. Als ein Mann für die Welt mußt Du die Sprache des Hofs in Deiner Gewalt haben; und als ein Gelehrter für Dein Vaterland mußt Du Dich in Deiner Mutterſprache leicht, angenehm, regelmäßig und glücklich ausdrücken können. Lies alſo auch die guten Werke in Deiner Mutterſprache, und halte es nicht für eine Ehre, die Sprache Deines Landes nicht beſſer zu verſtehen, als Dein Bedienter. Uebe Dich unter einer guten Anführung itzt in der Schreibart der Briefe und andrer kleinen Aufſätze, und in Deinem letzten akademiſchen Jahre in der öffentlichen Beredſamkeit. Aber

werde ja kein frühzeitiger Autor, weder in der Poeſie, noch in der Proſa. Man muß ſein Genie erſt mit Wiſſenſchaften nähren, und die Begierde zu ſchreiben nicht für die Kraft zu ſchreiben halten. Die Autorkrankheit gleicht einem bösartigen Fieber; die erſten Anfälle ſind ein gewiſſer ſanfter Kützel, der ſich endlich in eine verzehrende Hitze für das Genie und denjenigen Fleiß verwandelt, den man auf die Erlernung der Wiſſenſchaften verwenden ſollte. Lies die claßiſchen Schriftſteller unſrer Nation, die ich Dich habe kennen lehren, und die dieſen gleichen. Aber hüte Dich vor der Krankheit, nur Journale, Wochenblätter und gelehrte Tageregiſter zu leſen. Fliehe das Neumodiſche und das Allzugemächliche in den Wiſſenſchaften, den Fehler unſers Jahrhunderts. Ich ſetze Dir jährlich etwas Gewiſſes zu Büchern aus. Es ſoll Dir überlaſſen ſeyn, die Bücher nach Deinem Sinne zu wählen; aber ich muß dabey auch eine Stimme haben. Traue den Urtheilen der Zeitungen nicht zu voreilig. Werde nicht ſo geizig, alle gute Bücher beſitzen zu wollen; aber ſey geizig auf die Nebenſtunden, in denen Du viele gute leſen kannſt. Ich laſſe Dich fünf bis ſechs Jahre auf Akademien. Hier ſollſt Du nicht alles leſen, ſondern das Nothwendigſte und Beſte, und ſollſt Dir nebſt dem Geſchmacke am Leſen, der Dich in Deinem ganzen Leben nicht verlaſſen müſſe, die Kenntniß der beſten Werke erwerben, die Du außer den Grenzen der Akademie nachleſen kannſt. Zu dieſer Kenntniß iſt der genauere Zutritt zu einer Bibliothek, der Um-

gang mit belesnen Männern, der Buchladen, und ein gelehrtes gutes Tagebuch nöthig. Aber vergiß nicht, daß man in der großen Welt mehr, als die Kenntniß der Bücher verlangt, und daß Du aus Mangel geographiſcher, hiſtoriſcher und ökonomiſcher Wiſſenſchaften in dem Leben oft lächerlich und unbrauchbar werden kannſt. Man erwartet es von einem Gelehrten, daß er kein Fremdling auf der Erden ſeyn ſoll. Und ehe Du die Geographie, und das, was zu ihr gehöret, vergiſſeſt: ſo lies lieber hundert witzige Schriften weniger; und ehe Du die reine Mathematik, die ich Dich gelehret habe, verlerneſt, und Deine gute Hand im Schreiben vernachläßigeſt: ſo lerne lieber eine Sprache weniger.

Dein Diarium, was und wie Du lieſeſt, will ich alle Quartale ſehen. Du wirſt mir dieſe Freude machen, und es fortſetzen, wie Du es an meiner Seite angefangen haſt. Wie wirſt Du Dich einſt in Deinem Alter erfreuen und verwundern, wenn Du das Verzeichniß Deiner gelesnen Schriften überſchauen, und Deine Anmerkungen und Auszüge bald billigen, bald verwerfen wirſt! Mittelmäßige Schriften, ja, dieſe lies auch, um Dir einen Eckel an dem Mittelmäßigen zu erwecken. Schöne, aber gefährliche Schriften, lies, ſo gut Dein Herz auch iſt, itzo nicht. Dein Vergnügen iſt mir ſo lieb, als das meinige, und Du weißt, daß ich Heiterkeit und Feinheit des Witzes liebe; aber der Witz in einem ungeſitteten Werke (und wäre auch der feinſte, der Witz eines Crebillon) iſt nichts beſſers, als die Schönheit in

dem Hauſe der Unzucht, und um deſto verführeriſcher, je mehr er dem Laſter die Anmuth und Mine der Unſchuld zu geben weis. Die Zeit der Ferien und Meſſen wende vornämlich zum Leſen und zur Wiederholung an. Denn wenn Du nicht auch unter Deinen Büchern durch Privatfleiß und eignes Nachſinnen Dein täglicher Lehrer wirſt: ſo kannſt Du ewig die Collegia beſuchen, und doch auf der Bahn der Wiſſenſchaften nicht weit fortrücken. Fliehe die Examinatoria nicht; ſie haben mehr, als einen Nutzen. Ueberhaupt, mein Sohn, höre hier noch eine Warnung, die Dir bey Deinem akademiſchen Fleiße ſtets wichtig und gegenwärtig seyn muß. Laß die Hauptwiſſenſchaft, mit der Du einſt der Welt in einem öffentlichen Amte nützen ſollſt, und die Du nach einer ſorgfältigen Prüfung Deiner Gaben und Umſtände, auf den Rath einſichtsvoller Männer, gewählt haſt, auch ſtets das Hauptziel Deines Fleißes ſeyn. Widme ihr täglich einen beträchtlichen und feſtgeſetzten Theil Deiner Zeit; und laß Dich die oft angenehmern Nebenſtunden nie zu weit von Deiner Hauptbahn ableiten, ſo rauh und mühſam ſie auch iſt. Sey ſtets auf Deiner Hut, daß der Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten Dir gegen Deine Hauptwiſſenſchaften nicht einen falſchen Ekel beybringe, der für Dein künftiges Amt die gefährlichſte Krankheit ſeyn würde. Wie mancher junge Studirende, der nur lauter Witz und Geſchmack ſeyn wollte, und der itzt mit eben ſo viel Ungeſchicklichkeit, als Abneigung, ſein öffentliches Amt antritt,

würde

würde daſſelbe mit mehr Brauchbarkeit, Glück und Zufriedenheit verwalten, wenn er ſich vor dieſer Krankheit verwahret, und mehr für ſeine Pflicht und ſein Amt, als für ſein Vergnügen ſtudiret hätte! Hüte Dich, mein Sohn, vor dieſem Mißbrauche der ſchönen Wiſſenſchaften um ſo vielmehr, je natürlicher er dem jugendlichen Herzen iſt. Die ſchönen Wiſſenſchaften ſollen Dir den Geſchmack an den nützlichern und ernſthaftern nicht benehmen, ſondern Dich vielmehr ſtärken und geſchickt machen, Deinen guten Geſchmack, Deine feinere Urtheilskraft auch hier zu gebrauchen und zu zeigen. Sie ſollen Deinen Geſchmack nicht verzärteln, ſondern läutern; ſie ſollen Dich nicht zum Stutzer in der gelehrten Welt, ſondern zum geſittetern und anſtändigern Gelehrten machen.

Oekonomie. Lerne die Sparſamkeit, die nicht allein für ſich, ſondern wegen ihres Einfluſſes in höhere Tugenden, ſchätzbar iſt. Kein Fürſt iſt zu reich, daß ihn die Sparſamkeit nicht ehren, und die Verſchwendung nicht beſchimpfen ſollte; und ein Mann, der mit dem Gelde nicht umzugehen weis, wird ſich oft in die Umſtände ſetzen, die ihm, wo nicht die nothwendigen Bedürfniſſe, doch viele Zeit, Ruhe und Kräfte des Geiſtes, und tauſend Gelegenheiten, Gutes zu thun, rauben, und ihn ſelbſt wider ſeinen Willen zwingen werden, in vielen Fällen kein ehrlicher und rechtſchaffener Mann zu ſeyn. Deswegen iſt die Sparſamkeit eine rühmliche Tugend, und, weil ſie ſelten die Tugend des jugendlichen Al-

ters iſt, eine Pflicht, zu der ich Dich deſto feyerlicher ermuntern muß. Sey alſo haushälteriſch zuerſt in Kleinigkeiten, die einzeln wenig betragen, und um deſto leichter verführen, die aber in der Folge zuſammen genommen, ſo gut eine anſehnliche Verſchwendung ausmachen, als hätten wir die Summe auf einmal verthan. Nicht kaufſüchtig ſeyn, ſagt ein römiſcher Conſul, dem Könige gehorchten, und Schätze vergebens anbieten konnten, nicht kaufſüchtig ſeyn, iſt ein großes Einkommen. Tauſend Dinge, die ihres Geldes ſehr wohl werth ſind, aber weder von der Nothwendigkeit, noch von dem Wohlſtande anbefohlen, ſondern nur von der Mode, von der Geſchicklichkeit des Künſtlers, und von dem Auge, das das Neue und Seltne liebt, empfohlen werden, gehören in die Claſſe der Ausgaben, für die Du zu arm ſeyn mußt, um reich zu Nothwendigkeiten, erleichternden Bequemlichkeiten, Wohlthaten für Arme und guten Büchern zu ſeyn. Es iſt Verſchwendung, wenn Du, um ein koſtbares Geräthe zu haben, das nur das Auge füllt, Dich arm macheſt, die Koſten eines erlaubten Vergnügens, einer Spazierfahrt und eines Aufwands für den Beſuch Deiner Freunde zu beſtreiten. Ein nützlich Buch iſt eine rühmliche Ausgabe; und oft würde dieſes Geld, zur Erquickung eines Elenden angewandt, eine weit rühmlichere Ausgabe ſeyn. Sey nie ſo arm, daß Du nichts für einen Unglücklichen erſparen könnteſt. Sey nie ſo ſinnlich, daß Du Dir zuweilen nicht auch erlaubte Vergnügungen, geſetzt, daß ſie noch ſo wenig

nig Aufwand verlangten, verſagen könnteſt; ſowohl um Herr über Deine Neigungen, als Herr über Dein Vermögen zu ſeyn. An dem Vermögen Deines Vaters ſollſt Du mit demjenigen umgehen lernen, das Du künftig Dir ſelber erwerben wirſt. Vor groben Verſchwendugen, die unmittelbar in Schulden ſtürzen, warne ich Dich nicht; Du biſt zu weiſe dazu. Allein auch die bloße Sorgloſigkeit in den kleinen Ausgaben machet uns anfangs zu verſchämten, und endlich wider unſre Abſicht zu böſen und ungerechten Schuldnern, nach der Vernunft und Religion, zu Räubern. Siehe alle Wochen und alle Monate Deine Rechnung durch. Gefällt es Dir, ſo ſchicke mir ſie monatlich. Handle aufrichtig, ich verringere Dir Dein Geld wegen unvorſichtiger Ausgaben nicht; und ich erhöhe Dirs nicht anders, als freywillig, und wenn Du es bedarfſt. Sey Deines Vaters durch aufrichtige Liebe werth, ſo wie ich des beſten Sohnes durch Sorgfalt werth ſeyn will. Wie Dich die Sparſamkeit vom Spiele, vom Weine und der Pracht in Kleidern abhält, ſo wird ſie Dich auch von allen den Gefahren, oder dem Lächerlichen entfernen, welches mit dieſen Gegenſtänden verbunden iſt. Ohne ſie wirſt Du, auch bey dem eifrigſten Fleiße, den Ruhm der guten Lebensart nicht lange behaupten, und Deinem Fleiße ſelbſt manches Hinderniß erſchaffen: ſo wie Du ohne ſie, auch bey der größten Gelehrſamkeit und allen andern Verdienſten, zu vielen öffentlichen Geſchäfften unbrauchbar, und ein unglücklicher Hausvater ſeyn wirſt. Unſer äußerlicher

Wohl-

Wohlſtand hängt von tauſend Kleinigkeiten ab, bey denen wir, ſo wenig ſie einzeln zu ſagen ſcheinen, Aufmerkſamkeit und Sorgfalt anwenden müſſen; und die keinen großen Verſtand, noch weniger aber Gelehrſamkeit erfordern. Aber eben, weil alle Menſchen hiezu Einſicht genug haben: ſo iſt es dem Gelehrten um deſto ſchimpflicher, wenn er in den Fällen Verſtand zu haben vergißt, wo ihn der gemeine Mann hat, und da nachläßig wird, wo ſich die Nachläßigkeit mit Mangel oder Verachtung und Gelächter ſelbſt beſtrafet. Die Ordnung gehöret zur guten Wirthſchaft, wie der Ton zur guten Ausſprache; und die Ordnung iſt bald eine Frucht, bald die Quelle der Sparſamkeit. Viele Bedürfniſſe des äußerlichen Wohlſtandes und der Bequemlichkeit behalten ihre Dauer oder ihre Schönheit länger, je nachdem wir ſorgfältig und ordentlich mit ihnen umgehen; und auf dieſe Art erſparen, iſt eine weiſe Kunſt, und für einen Menſchen, der gut denkt, eine große Pflicht. Geſetzt, Du könnteſt, ohne den Wohlſtand zu beleidigen, durch dieſe Sorgfalt in etlichen Jahren Dir die Koſten eines Kleides erſparen, und dafür einen rechtſchaffenen und armen Freund kleiden; fühleſt Du nicht, daß dieſe Sorgfalt etwas ſehr edles ſeyn würde? Betrachteſt Du die Sparſamkeit von dieſer Seite, ſo wird ſie ſehr ehrwürdig; ſie iſt alsdann kein bloßer Rath der Klugheit mehr, der zur Tugend führet, ſondern ſie iſt das Werk der Tugend ſelbſt. Das Vermögen iſt ein Mittel zu unzähligen guten Abſichten; und es verwahrloſen, iſt deswegen ſchon

mehr,

mehr, als Thorheit. Eine unbeſonnene Verwahrloſung, oder ein unrichtiger Gebrauch des Vermögens, ernährt alle die Begierden des Herzens, aus denen wir es verwahrloſen; es ſey Trägheit, Sinnlichkeit, Eitelkeit, Leichtſinn, Liebe zur Tracht, oder eine andre ſchlimme Neigung. Eben daher iſt eine üble Haushaltung mehr als Thorheit, weil ſie das Herz unvermerkt verderbt, wenn ſie auch unſerm äußerlichen Glücke nicht ſchaden ſollte. Ein Verſchwender kann nie ein kluger Mann, und eben ſo wenig ein tugendhafter Mann ſeyn. Die Verſchwendung aber findet bey geringem Vermögen ſowohl, als bey großen Schätzen ſtatt. Lerne alſo ſparſam ſeyn, als Jüngling, um das gewiſſe Glück zu haben, es als Mann zu ſeyn. Ein junger Verſchwender, wenn ihn die traurige Erfahrung weiſe oder dürftig gemacht hat, wird gern ein alter Geizhals, und der Geiz, mein Sohn, entehre das Blut meines Hauſes ſo wenig, als die Wolluſt und die Verſchwendung! Halte Dich nicht für zu vornehm, gewiſſe Kleinigkeiten der Ordnung ſelbſt zu beſorgen, ſondern lerne vielmehr an ihnen, in wichtigen Dingen ſorgfältig zu ſeyn, und wenn ich auch noch ſo viel Reichthümer beſäße, die ich doch nicht beſitze: ſo würde ich Dir eben dieſe Regel geben, und niemals mehr zum Aufwande, als Dein Stand erfordert; denn ich liebe Dich als ein vernünftiger Vater, und als ein vernünftig gütiger Vater will ich Dich erziehen. Nicht die blinde Liebe, ſondern die gewiſſenhafte wird mich ſtets bey Deinen Ausgaben leiten. Lebe ſo auf der

Akade-

Akademie, wie Du einſt in Deinem Alter gelebt zu haben wünſchen wirſt! Lebe ſo, daß Du einſt ohne Schamröthe und Zittern, daß Du mit Freuden und unverletztem Gewiſſen in Deine akademiſchen Jahre zurück denken kannſt! Hiemit ſegne ich Dich mit väterlichen Umarmungen, und bete, daß Du mit den Schätzen der Weisheit und Tugend einſt zurück in meine Arme und in die Dienſte der Welt kehreſt. Mit mehr Gelehrſamkeit und weniger gutem Herzen werde ich dich kaltſinnig, mit nützlichen Wiſſenſchaften und frommen und angenehmen Sitten werde ich Dich voller Entzückungen empfangen. Sey das größte Genie der Erden und kein rechtſchaffner Mann: ſo weine ich, Dir das Leben gegeben zu haben. Und hiermit lebe wohl, beſter Sohn.

Gellert.

An den Bibliothekarius Franken.

Rom, den 18. Jenner 1766.

Wenn ich nicht in einem Athem fortſchreibe, komme ich niemals an Briefe. Sie müſſen alſo, mein Liebſter, Geduld mit mir haben. Ich bin der geplagteſte Menſch in Rom. Der Prinz von Meklenburg will ohne mich nicht aus dem Hauſe gehen; ich muß zwo Stunden eſſen, da ich mit einer Viertelſtunde fertig werden könnte. Der regierende Fürſt von Anhalt-Deßau, welcher mit ſeinem Bruder hier iſt, verlanget, wenigſtens ein paarmal in der Woche, mit ihm auszugehen. Der Fürſt von Anhalt

iſt

iſt einer der groͤßten Prinzen, die ich kenne; es iſt ein Weiſer zum Heil vieler Laͤnder gebohren, und er wird es wenigſtens von ſeinen Unterthanen ſeyn. Er kam das erſtemal des Abends unvermuthet, mit einem Stabe in der Hand, in mein Zimmer getreten, von niemand, auch ſogar von keinem Bedienten begleitet, um nicht erkannt zu ſeyn. Ich bin von Deßau, ſagte er, mein lieber Winkelman; ich komme nach Rom um zu lernen, und ich habe Sie noͤthig. Er blieb bis Mitternacht bey mir, und ich habe Freudenthraͤnen vergoſſen, ſtolz uͤber unſere Nation, uͤber ein ſo wuͤrdiges Menſchenkind *)! Er iſt von zween wuͤrdigen Herren begleitet, von denen der eine des Koͤnigs von Preußen Adjutant geweſen iſt, und die Dienſte verlaſſen hat; er heißt Baͤrenhorſt; der andere iſt ein Sachſe, von Erdmansdorf, und iſt bereits in Italien geweſen, aber ohne Rom geſehen zu haben.

Mein liebſter Freund! wie ſoll ich auf Ihr Schreiben, welches mit Liebe und Freundſchaft uͤbergoſſen iſt, antworten? Ich will die ſchmerzliche Wunde

*) Da dieſe Stelle ſowohl dem Herzen unſers großen Winkelmanns, als dem erhabenen und vortrefflichen Fuͤrſten, den ſie betrift, gleichviel Ehre macht; und da eben dieſe im Vertrauen gegen einen Freund, und folglich ohne alle eigennuͤtzige Abſichten gemachte Abſchilderung, mit dem gemeinen Rufe ſo uͤbereinſtimmend iſt, ſo habe ich es fuͤr Pflicht gehalten, ſolche, wie ich ſie in der Handſchrift gefunden, oͤffentlich bekannt zu machen.

Wunde, die Ihnen der Tod Ihrer lieben Ehegattinn verurſacht hat, nicht von neuem aufreiſſen. Die Ewigkeit muß unſer Troſt ſeyn, und dieſer Glaube muß feſt in uns eingewurzelt bleiben. Wie glücklich wären wir, wenn wir von derſelben eine geometriſche Gewißheit haben könnten! Gott hat ſie wollen in ſie ſelbſt zurück bringen und einſchließen, nachdem er ſie den Hafen der Ruhe finden laſſen, um Ihnen einen Kanal abzuſchneiden, durch welchen Ihnen viel Vergnügen zufließen können, aber auch bey beſorglichen kränklichen Umſtänden einer ſo theuren Ehegenoſſinn, manche Unruhe. Ich bin niemals ein Feind des andern Geſchlechts geweſen, wie ich ausgeſchrieen werde; aber meine Lebensart hat mich von allem Umgange mit demſelben entfernt; ich hätte mich verehligen können, und vielleicht wäre es geſchehen, wenn ich mein Vaterland hätte wieder ſehen können, wozu nunmehr alle Hoffnung verſchwunden iſt; aber, verehligt würde ich niemals ſo weit gekommen ſeyn. Doch itzo fällt es mir kaum ein, und dieſe Enthaltſamkeit macht es, daß ich der vielen Arbeit und dem ämſigen Fleiße gewachſen ſeyn kann; ich bin nur unmäßig im Eſſen, ſonderlich aber im Trinken, das iſt: ich trinke Wein ohne Waſſer, welches den Römern fremde ſcheinet; im übrigen bin ich geſünder als jemals, und ich laufe und klettere mit allen jungen Leuten um die Wette.

Herr **Walther** will die Pariſer Ueberſetzung meiner Geſchichte der Kunſt nachdrucken, welches ich geſche-

geſchehen laſſen kann, bis auf drey Blätter, welche weg bleiben ſollen. Es iſt auch eine Engliſche Ueberſetzung derſelben erſchienen. Die Allegorie hoffe ich, ſoll eben dieſes Glück haben; ich wünſche Ihr Urtheil über dieſe Arbeit zu vernehmen. Ich hoffe, daß meine Anmerkungen über die Geſchichte der Kunſt das Beſte werden ſollen, was ich gemacht habe; denn ich habe an vier Jahre auf dieſe Arbeit gedacht, und meine Gedanken zu derſelben nach und nach kürzlich angemerket. Es werden in derſelben von neuem viele alte Scribenten erkläret, wo dieſelben dunkel und unverſtändlich waren. Mit dieſer Schrift will ich von meinem Vaterlande Abſchied nehmen.

Der *) berühmte Ritter Worthley-Montagu iſt von ſeiner Reiſe durch Egypten und Syrien zurückgekommen, und denket zu Piſa, wo er ſich aufhält, auf eine zweyte Reiſe nach der Levante; er iſt bereits ein Mann von ſechs und fünfzig Jahren.

Winkelmann.

An

*) Wer einige artige und überaus merkwürdige Anekdoten von dieſem Mane leſen will, dem empfehlen wir ein an dergleichen Nachrichten ungemein reichhaltiges Buch: Le Memorial d'un Mondain, Seite 10. ſeq. Ms. Grosley in ſeinem Traité de Londres hat auch verſchiedenes von ihm angeführt.

An den Bibliothekarius Franken.

Rom, den 23. März 1768.

Mein allertheuerſter Freund!

Niemals hab' ich Ihnen mit mehrerer Fröhlichkeit der Seele geſchrieben, als heute, da ich die Wolluſt genieße, Ihnen meine nahe Ankunft zu Nöthenitz anzukündigen, welches um die Hälfte des May, wenn mir keine Unpäßlichkeit auf dieſer weiten Reiſe zuſtößt, geſchehen wird, denn ich gedenke vor der Hälfte des Aprils von hier abzugehen, nachdem ich von meinem Herrn und dem Pabſte die Erlaubniß dazu erhalten habe. Da ich aber meine Reiſe bis zu meinem erſten Standquartier, welches bey dem vortrefflichen Fürſten in Deßau ſeyn wird, beſchleunigen, und eiligſt über Dresden hinlaufen werde, weil ich nur Sie und Herrn Walthern zu ſprechen nöthig habe, ſo erſuche ich Sie dieſe meine Ankunft völlig geheim zu halten, außer für Herrn Walthern; bey dieſem aber gegen die beſtimmte Zeit wiſſen zu laſſen, ſo oft Sie in Dresden ſind, damit ich wiſſe, wo ich ſie finden könne. Zu Deßau erwarte ich meinen Freund Stoſch, welchen der würdige Fürſt auf mein Bitten einladen wird. Wir werden alsdann von dort aus eine Reiſe zum Erbprinz von Braunſchweig machen, und hierauf nach Berlin gehen.

Mein Gefährte auf dieſer ganzen Reiſe iſt der bekannte Römiſche Bildhauer Cavaceppi, welcher mir

mir zu Liebe, und ſeiner Geſundheit zum Beſten dieſelbe unternimmt.

O! qui amplexus! & gaudia quanta futura! Ich ſtecke in Arbeit bis über beyde Ohren, ſonderlich da ich meinem von mir beſoldeten Kupferſtecher, nebſt einem Zeichner, bis auf den Herbſt und vielleicht noch länger alle Arbeit anweiſen und vorarbeiten muß, und mein Magen iſt durch die außerordentliche Anſtrengung dieſen Winter über dergeſtalt geſchwächt, daß ich etwas befürchten müßte, wenn ich die Reiſe nicht bald machen könnte. Zwey Tage in der Woche widme ich zween würdigen und einſichtsvollen Männern, Herrn Hamilton, Großbrittanniſchen Miniſter, und Mylord Stormont, Großbrittanniſchen Geſandten zu Wien, welcher Rom ſchon zum zweytenmale ſieht. Er iſt die gelehrteſte Perſon von ſeinem Stande, den ich noch gekannt habe; ſelbſt in der griechiſchen Sprache iſt er ungemein erfahren. Er iſt mit einer Gräfin von Bünau vermählt geweſen, deren Tod und eine ihm zugeſtoßne Schwermuth dieſe Reiſe verurſacht haben. Dieſe aber hat ſich in dieſem glücklichen Clima und durch Betrachtung tauſend lehrreicher Seltenheiten verlohren.

Meinen Gefährten, den berühmten Herrn Cavaceppi, bringe ich mit mir, wenn ich Sie in Nöthenitz beſuche, um Ihnen einen wahrhaftigen ehrlichen Römer zu zeigen. Ich umarme Sie tauſendmal in Gedanken, und verbleibe ewig Ihr

ganz eigener Freund

J. Winkelmann.

An den Herrn Hofrath H**.

Rom, den 13. Jul. 1765.

Da ich nach Dresden zu ſchreiben habe, will ich wenigſtens um den nächſten Weg nach G.... zu nehmen, in einigen Zeilen auf Ihr theures, werthes Schreiben antworten. Bald aber werde ich mich ſchämen, es in Deutſch zu thun, und dieſer Gedanke iſt in mir allererſt durch unſern Briefwechſel entſtanden. Ich merke, ich ſchreibe hölzern. Das Herz aber ändere ich nicht, ob ich gleich ſollte die Sprache ändern. Auf Michaelis wird endlich meine Allegorie, nebſt der Zuſchrift, an das Tageslicht treten, da ich ſchon anfieng zu befürchten, es habe der Moder oder das Feuer dieſelbe verzehret. Mein Italiäniſches Werk wird glücklich ſeyn, wenn es nach einem Jahre erſcheinen kann; es ſind aber zwey Bände in groß Folio mit mehr als 180 Kupfern. Ich wünſchte, einer mir wichtigen Entdeckung in griechiſchen Alterthümern nachſpüren zu können, von Ihnen, mein Freund, oder von andern Ihrer gelehrten Freunde in G... belehrt zu werden, zu welcher Zeit der Gebrauch angefangen, einen Trompeter, ὡς κήρυκα, von einem feindlichen Heer an das andere zu ſenden. So bald ich Luſt bekomme, werde ich eine vollſtändigere Ausgabe der Geſchichte der Kunſt beſorgen. Wir ſind heute klüger als wir geſtern waren.

Es hat ſich Ihnen, wie mir, der Mangel an griechiſchen gedruckten Büchern zu Florenz, an einem

und

und eben demſelben Scribenten gezeigt. Ich gieng in ganz Florenz umher, den Apollonius mit den Scholien zu finden, aber vergebens. Es wundert mich, daß derſelbe in der Magliabecchiſchen Bibliothek fehlet; denn ob gleich der beſchrieene Beſitzer dieſer Bibliothek keinen einzigen Vers in demſelben verſtanden hat, ſo hätte er doch dieſen klaſſiſchen Dichter haben ſollen. Mit der Nachricht von dem Etymologico magno aus der Vaticana kann ich Ihnen ſchwerlich vor der Mitte des Novembers aufwarten, denn vom Julius an bis dahin ſind Ferien in derſelben, und ich wohne eine halbe deutſche Meile davon entfernt. Itzo bin ich in meines Freundes Villa vor Rom, das iſt in dem Mittelpunkte von Schönheiten der alten und neuern Kunſt. Ich genieße hier eine ſtolze Ruhe, und lebe, wie ich es mir ehemals nicht in Träumen wünſchen können. Ich bin aus Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter, dem Publikum eine Beſchreibung derſelben ſchuldig, an welche ich Hand legen werde, wenn acht oder zehen Statuen ihren Platz bekommen haben. Die Zeichnungen zu den Kupfern ſind bereits gemacht. In dieſer angenehmen Beſchäftigung beneide ich, laut Ihrer Nachricht, keinen Ihrer Mitbrüder in Deutſchland.

Ich wundere mich, daß eine beyläufige Anzeige eines Freundes in Spanien Ihre Aufmerkſamkeit erweckt. Es iſt Herr Mengs, in welchem ich mehr das edle Herz, welches ſchwerlich einer unſrer heutigen Monarchen hat, den geometriſchen und meta-

phyſiſchen urſprünglichen Kopf, als den größten Künſtler ſeiner Art und Zeit ſchätze. Der gemeinſchaftliche Knoten dieſes unſers Bandes iſt deſſen Gattin, eine ſchöne Römerinn.... Ich erwarte ſie und ihn gegen künftigen Winter aus jenem barbariſchen Lande in dieſem unſerm gemeinſchaftlichen Vaterlande.

Das unglückliche Schickſal des Herrn von **Werpup** wird Ihnen bekannt ſeyn. Ich habe ihn nur einmal geſprochen, er beſuchte aber fleißig meinen Herrn, und hatte den letzten Morgen ſeines Lebens Abſchied von demſelben genommen. Künftig ein mehrers.

Ihr **Winkelmann.**

An den Baron von Riedeſel.

Rom, den 16. Jul. 1764.

Theuerſter Freund!

Das angenehmſte Ihres angenehmen Schribens iſt die Hoffnung Sie wieder zu ſehen in dem ſchönen Italien und in dem prächtigen Rom. Fürchten Sie nichts. Es iſt alles im Ueberfluß hieſelbſt; auch in Neapel fehlt es nicht; nur hat eine anſteckende Krankheit daſelbſt viel Menſchen weggeriſſen. Sie könnten ſich ſehr genau einrichten, und dennoch Rom angenehmer noch, als das erſtemal, genießen: denn zum wahren Genuſſe gehört nur Zeit und ein Freund; das erſte beruhet auf Ihnen; den Freund finden Sie in mir. Sie haben unſre ſchönſte Natur nicht einmal geſehen, ja die ſchönſte Natur glaube ich, die un-

ter der Sonnen iſt, und dieſe finden Sie zu Caſtello. Hier müſſen Sie mit mir mehr als einen Tag ſeyn, und mit aller Bequemlichkeit auf des Herrn Cardinals Villa wohnen. Sie müſſen das ſchönſte Geſtade an dem ganzen mittelländiſchen Meere, welches zu Nettuno iſt, mit mir genießen. Sie haben nur einen Bedienten nöthig, welcher kochen kann, und dieſes wiſſen die mehreſten welſchen Bedienten. Mein Herz würde noch einmal ſo weit werden als es iſt: denn ich habe mit niemanden mit ſo ungebundener Freyheit, als mit Ihnen geſprochen, und ich würde an allem Ihrem Vergnügen Theil nehmen, und es auf alle Weiſe zu befördern ſuchen.

Unſere Villeggiatura, (Aufenthalt auf dem Lande) welche anderthalb Monate gedauert hat, iſt einzig in ihrer Art geweſen. Ganz Rom war alle Abende daſelbſt verſammelt, und vielmals waren bis ſechzig Perſonen zum Abendeſſen, wo auch alle Fremden mit eben der Freyheit kamen und ſpeiſeten. Der Graf von H*** hat keinen Abend verſäumt; ich habe aber keinen Trieb gehabt, ihn kennen zu lernen, weil er nicht gekommen iſt, alte Mauren zu ſehen, wie er ſelbſt ausdrücklich ſaget. Bis an den hellen lichten Morgen wurde getanzt und geſpielet.

Ich habe mit dem Prinzen von York geredet, aber nichts weiter mit ihm zu thun gehabt: denn er wollte nichts ſehen, und hat ſich überhaupt nur zwölf Tage in Rom aufgehalten. Man zählte fünf hundert Kutſchen an dem Feſtin, welches ihm der Cardinal in der Villa gab.

Der Profeſſor Schöpflin iſt mir wohl bekannt; ſeine Achtung aber iſt bey mir durch Ihre Nachricht gefallen. Der arme Mann hat viel Unterricht nöthig. Ihr Stein iſt noch nicht geſtochen, es wird aber bald die Reihe an ihn kommen. Schöpflin konnte nicht wiſſen, was Sie von ihm verlangen: denn die Unterſuchung des Stils in der Kunſt, iſt gleichſam eine neue Entdeckung, wovon man ſich zu der Zeit, da derſelbe könnte in Rom geweſen ſeyn, noch nicht träumen ließ.

Es iſt vor wenig Tagen ein Kopf einer Pallas zum Vorſchein gekommen, welcher alles an Schönheit übertrift, was das menſchliche Auge ſehen kann, und was in eines Menſchen Herz und Gedanken gekommen. Ich blieb wie von Stein, da ich ihn ſahe. Cavaceppi hat denſelben, aber noch ganz in geheim.

Caſanova hat ein Gemälde von Correggio in Rom entdeckt, welches niemand kannte, weil es mit Schlamm bedeckt war. Er hat es gekauft, gereinigt, und iſt dadurch der Beſitzer eines der ſchönſten Gemälde in der Welt geworden. Er geht künftigen Monat von hier ab, nach Dresden. Tauſend Vergnügen, bis wir uns wieder ſehen. Ich küſſe Sie von ganzem Herzen

Ihr ganz eigner und ewiger

Winkelman.

Wenn Sie nach Rom kommen, bitte ich mir ein Geſchenk aus, und dieſes beſtehet in ein paar guten franzöſiſchen Federmeſſern.

An den Baron von Riedeſel.

Rom, den 30. März 1765.

Mein theureſter, wertheſter Freund!

Ich habe acht Tage lang angeſtanden, Ihnen zu antworten, weil ich viele Briefe aus Schuldigkeit ſchreiben müſſen; unter denſelben iſt eine lateiniſche Dankſagung an die königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen, die mich zum Mitgliede ernannt hat, und, da zugleich ein paar Profeſſores ſchrieben, habe ich auch dieſen antworten müſſen. Ich werde dieſer Geſellſchaft meine Allegorie zuſchreiben.

Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß ein deutſcher Prinz ein ſyſtematiſches deutſches Buch leſe, wenn Sie es nicht wären, der es ſchreibt. Dieſes zeigt außer dem Begriff einer hohen Würdigkeit, den Sie mir von dieſem Herrn geben, zugleich einen Patrioten unſrer Nation an. Ich darf es alſo wagen, Sie zu erſuchen, meine Wenigkeit dieſem durchlauchtigſten Prinzen unterthänigſt zu empfehlen. Ich wünſchte, daß ich dieſes ſelbſt perſonlich in Rom in Ihrer Geſellſchaft thun könnte. Dieſe Ehre, welche meine Geſchichte erhalten, vergütet, was ich neulich erfahren müſſen. Es iſt dem ähnlich, was Cicero von ſich ſelbſt berichtet. Er war als Quäſtor in Sicilien geweſen, und hatte dieſe Stelle mit großem Ruhme verwaltet, glaubte auch daher bey ſeiner Zurückkunft in Rom viel von ſich reden zu hören, und

er wurde erniedriget, da einige ſeiner Bekannten nicht einmal wußten, daß er in Sicilien geweſen. Ein junger Deutſcher Graf, welcher ein ſtarker Spielmann (Spålmann nennt man in Niederſachſen einen Muſikus) ſeyn ſoll, kam, nach einiger Zeit ſeines Aufenthalts in Rom zu mir, blos ein ihm in Bologna aufgetragenes Gewerbe auszurichten, und daſelbſt hatte er gehört, daß ich in der Welt ſey, und Bůcher geſchrieben habe, und er glaubte, es wåren dieſelben in lateiniſcher Sprache. Ich bin ſehr mit mir zufrieden, daß ich demſelben weiter nichts ſagte, als daß ich das meiſte in unſrer Sprache geſchrieben, ohne ihm anzuzeigen, was. Deſſen Hofmeiſter oder Begleiter, ebenfalls ein Deutſcher, hatte niemals den Namen **Mengs** nennen hören, welches ich dieſem ohne Verweiß nicht konnte hingehen laſſen. Beyde ſind noch in Rom, ich habe ſie aber nicht weiter geſehen. Was meynen Sie, ſollte man mit dieſen Leuten angeben? Aus dem einen håtte ſollen ein wirklicher Muſico gemacht werden. Von dem andern weiß ich nichts; ich wůrde ihn in ein Land ſchicken, wo die Menſchen wenige Begriffe haben. Es iſt außer dem noch ein Leipziger hier, den ich aber niemals geſehen. Ich werde durch dergleichen Soggettini immer mehr in meinem Vorſatz beſtårkt, mich den Fremden, vornehmlich den Deutſchen zu entziehen. Der Herr Graf machte mir ein artiges Compliment beym Weggehen: er ſagte, ich wåre Patron, bey ihm zum Eſſen zu kommen, wenn ich wollte, denn er lade niemand auf einen gewiſſen Tag. Was

denken Sie von dieſer Hoͤflichkeit? Ich gab ihm zur Antwort, daß ich mit dem Herrn Cardinal eſſe.

Daß man in der Schweiz das wahre Schoͤne kennen ſolle, iſt nicht zu vermuthen; gluͤcklich aber iſt, der ſehend iſt in einem Lande der Blinden, wie Sie ſind. Vielleicht ſage ich zu viel, denn man kann gluͤcklich ſeyn ohne dieſe Kenntniſſe, aber ich glaube, nicht ohne Empfindung, wenn dieſe auch gleich dunkel bleibt.

Sie nennen den Fueßli; es iſt wahr, um keinen Menſchen habe ich mir mehr Muͤhe gegeben; aber, glauben Sie, daß er faſt in einem Jahre nur einmal geſchrieben? und zwar, da er die ihm zugeeignete Schrift erhalten hatte, und zwar auf eine ſolche Art, daß ich merkte, es waͤre nicht geſchehen, wenn er es weniger haͤtte thun koͤnnen. Daher laſſe ich mich kuͤnftig in Ewigkeit in keinen Briefwechſel mehr ein. Ich werde daher auch den Brief, worinn ein Fremder mir empfohlen wird, fuͤr eine Beleidigung anſehen. Sie ſind mir von ſo vielen allein uͤbrig geblieben, und der freundſchaftliche Briefwechſel mit Ihnen und Mengs iſt mir ungemein werth.

Ich bin, der ich ſeyn werde mit ewiger Freundſchaft

der Ihrige und eigene
Winkelmann.

An den Baron von Riedeſel.

Villa Albani, den 17. Jun. 1767.

Mein ſüßeſter, liebſter Freund!

Iſt mir irgend ein Schreiben von Ihrer Hand angenehm, willkommen und erfreulich geweſen, ſo iſt es das heutige, welches ich dieſen Augenblick erhalte; und voll von Glückwünſchung, Liebe und warmer Freundſchaft, aber zugleich nicht ohne große Verwirrung, antworte ich Ihnen: denn ich bin getheilt zwiſchen Ihnen und dem entfernten Freunde, zwiſchen Griechenland und dem väterlichen Himmel. In dieſem großen Streite, wo tauſend reizende Bilder ſchnell in mir vorüberfahren, und Herz und Empfindung unſchlüßig laſſen, iſt die ſüßeſte Hoffnung, Sie bald mit Leib und Geiſt, in aller Freyheit, und mit unumſchränkter Ergebenheit zu genießen, mein höchſter Troſt, nebſt der Vorſtellung, daß ich frey und ungebunden bin, Ihnen zu folgen. Nunmehro überzeuge ich mich ſelbſt, daß, wenn ein Menſch iſt, der ſein Glück mit Billigkeit abwäget, ich es auch bin: denn ich bin höchſt zufrieden, und genieße das hohe Glück, zween Freunde zu beſitzen, die Welten und Monarchien nicht erſetzen noch vergüten können, und bey einem von Euch Beyden werde ich vermuthlich mein Leben, ferne von Begierden, von Kummer, von Ehrſucht, beſchließen. Ich käme unausgeſetzt nach Neapel, wenn es nicht der warmen Zeit zu nahe wäre, und ich kann meines kleinen Vertriebs wegen,

den ganzen Sommer nicht abweſend ſeyn. Aber den Herbſt müſſen Sie, geſchätzteſter Freund, Rom und mir gönnen. Alsdenn will ich Sie genießen zu aller Stunde, und mit Ihnen die glücklichen Gegenden durchwandern, ſtolz über den Freund, an deſſen Seite ich ein ſolches Vergnügen genießen werde. —

Tauſend Dank ſage ich Ihnen für die Bewirkung in Sicilien; auf dieſe Art würden kaum in ganz Deutſchland ſo viel unterzubringen ſeyn.

Die Nachrichten von Ihrer Reiſe bitte ich ſo viel möglich ungeſäumt zu entwerfen. Ich will dieſelben, wenn Sie es für gut befinden, mit einer Vorrede begleiten und eine Zuſchrift an Sie machen, aus welcher man ſchließen könne, der Verfaſſer ſey derjenige, welcher die Zuſchrift angenommen.

Nocturnis te ego ſomniis
Jam captum teneo — — Hor.

Ihr ewiger und einzig ergebner
Winkelmann.

Meine vornehmſte Beſchäftigung iſt gegenwärtig die Ausbeſſerung und Vermehrung der Geſchichte der Kunſt zu einer brittiſchen Ueberſetzung, die ein Füeßli in London unternimmt. —

Einige

Einige
Briefe aus Abbts Correſpondenz.

An den Herrn Abbt.

Berlin, den 2. Wintermonat 1762.

Wir leben in einer düſtern, ſchwermüthigen Zeit. Freunde vergeſſen einander, Brüder kennen ſich nicht mehr. Zu Waſſer und zu Lande, vom Aufgange bis zum Niedergange iſt Menſchenwürgen; Könige gehen zu Fuße, Geldwechsler fahren mit Sechſen, Dichter belagern Feſtungen *), und Weltweiſe heurathen. Alles iſt in der größten Unordnung, und was das ſchlimmſte iſt, die guten Schriftſteller nehmen überhand, und die Litteraturbriefe werden loben oder verſtummen müſſen.

In der That, mein Freund! ich weis nicht, was wir anfangen werden? Wielands Shakeſpear, Geßners Schriften, Hagedorns Betrachtungen über die Mahlerey, Winkelmanns herkulaniſche Alterthümer, Mengs über die Schönheit und den Geſchmack, Weiſſens Amazonenlieder und Trauerſpiele. — Iſt es doch, als wenn ſich die Deutſchen zuſammen verſchworen hätten, uns arme Piraten zu ſchanden zu machen!

*) Herr Leßing war zu der Zeit bey der Belagerung vor Schweidnitz.

machen! Am Ende werden wir auf unſere eigene Briefe ſchimpfen, und gute Nacht ſagen müſſen.

Wenn uns doch die Könige dieſen Winter den Gefallen thun wollten, Friede zu machen; ſo könnten wir uns doch mit einem Scheine der Ehre aus dem Spiele ziehen, und unſern Officier ſelbſt leſen laſſen. So lange dieſe aber noch in dem Felde ſtehen, müſſen wir noch unſere letzte Kräfte wagen, und den Krieg fortſetzen. Zum Glücke beſitze ich noch einen kleinen Vorrath, und wenn die Noth an den Mann kömmt, ſo bin ich dem Herrn R. noch eine Antwort ſchuldig. — Doch nein! Ich bin nicht willens mit einem Manne anzubinden, der in der That Hochachtung verdienet, ob er gleich in ſeiner elenden Vertheidigung aus einem Profeſſortone ſpricht, der ganz unausſtehlich iſt. Er iſt ſo unglimpflich, mir Abſichten anzudichten, mir Beſchuldigungen aufzubürden, auf die ich ohne Bitterkeit nicht würde antworten können. Was ich zu ſeinen Vertheidigungsgründen ſagen ſoll, weis ich in der That nicht. Ich muß mich entweder entſetzlich links gehalten, oder Herr R. ſich vorgenommen haben, mich durchaus nicht zu verſtehen. Nirgend trift er den rechten Punkt, niemals paßt ſeine Antwort auf meine Erinnerung. So können wir in Ewigkeit Streitſchriften wechſeln. Lieber ſoll R. Recht haben.

Ich habe Hume's Geſchichte von England geleſen. Unvergleichlich! Was mir an ihm am meiſten gefällt, iſt die Art und Weiſe, wie er Charaktere

und Begebenheiten entwickelt. Sein Zweifelgeiſt hat ihm hier trefliche Dienſte gethan. Er zeigt beydes, die gute und ſchlechte Seite ſeiner Charaktere, die vorher beſtimmlichen und zufälligen Urſachen einer jeden Begebenheit, und ſtellet jene ſo vermiſcht, und dieſe ſo in einander geflochten vor, wie ſie in der Natur zu ſeyn pflegen. Ich bin allezeit mistrauiſch gegen einen Geſchichtſchreiber, der die Charaktere unveränderlich, und Urſachen und Wirkungen ſo übereinſtimmend vorſtellet, wie in einem Roman. — Seine Schreibart iſt unvergleichlich. Sagen Sie mir doch, ob ich mich betriege, wenn ich ihn, in Anſehung des Vortrags, mit dem Salluſt vergleiche. Dieſelbe abgemeſſene Kürze, dieſelbe Deutlichkeit und Energie, dieſelbe Würde, in den Geſinnungen.

Nur daß er ſich mehr in philoſophiſchen Betrachtungen, als in Erzählungen zu gefallen ſcheinet. Hierdurch iſt er öfters in Gefahr den Leſer zu ermüden. Es iſt wahr, er ſetzt ihn in den Stand, von dem verwickelten Staatsintereſſe der Engländer, und von der Vermiſchung der Religions- und politiſchen Grundſätze der verſchiedenen Partheyen richtig zu urtheilen; allein er kömmt gar zu oft auf dieſe Topiks zurück, und eilet über die Begebenheiten ſo flüchtig hinweg, als wenn ſie nur ſein Nebenwerk wären. — Seine Beurtheilung der Schriftſteller iſt ziemlich unpartheyiſch.

Herr Leßing hat geſchrieben, und einen Beytrag zu den Litteraturbriefen verſprochen. Credat

Ju-

Judaeus Apella &c. Leben Sie wohl, mein theureſter Freund! und vergeſſen Sie niemals, daß zu Berlin unter Laſt von tauſend unangenehmen Geſchäften, beym Ueberfluſſe an blaſenden Poſtillionen, und beym Mangel von vielen nothwendigen Dingen, ein verheiratheter Philoſoph lebet, der ſich nennet ꝛc.

Von Herrn Abbt.

Ich fahre jetzt nicht in unſerm Streite fort, er mag noch ein wenig ruhen: Sie dürfen deswegen nicht denken, daß Sie mich bis zu dem Grade entkräftet haben, daß ich dieſe Zeit zur Erholung bedarf: Wenn ich prahlen wollte; ſo würde ich ſagen, daß ich Sie noch zwo Belagerungen aufzuheben zwingen dürfte. Ich will jetzt nur auf zwey Stücke eines vorhergehenden Briefes von Ihnen antworten.

Sie rathen mir in Abſicht meines Studirens, wozu ich mich ſchon ſelbſt zu lenken angefangen habe. Ich bin alſo leicht und gar doppelt mit Ihnen zufrieden. Blos darin verſehen Sie es, daß Sie ſich wegen dieſer Freundſchaftsprobe noch eine Verzeihung ausbitten. Warum ſetzen Sie mich unter diejenigen, die faſt kein ſicheres Mittel wiſſen, um eine alte Bekanntſchaft zu trennen, als dieſes, daß ſie einen um Rath fragen?

Mein Genie ſcheint ſich wirklich eher für Kenntniſſe zu ſchicken, wo meine Einbildungskraft etwas zu thun hat, als für ſolche, da ich in einer trockenen

Aufmerkſamkeit fortgehen muß. Meine Einbildungs-kraft iſt eben nicht außerordentlich lebhaft; aber doch geſchäftig genug oder faſt den andern Kräften über-legen. Doch ſcheint es mir, daß ich etwas geſundes im Beurtheilen habe, welches ſich für Begebenheiten beſſer ausnimmt, als für Aequationen. Dagegen iſt mein Gedächtniß ſchwach. Ich faſſe leicht, aber es verſchwindet eben ſo gern wieder. Wenn ich mich zwingen könnte, alle Abend das Gelernte zu wieder-holen; ſo lieſſe ſich der Mangel beſſern. Aber ich bin einer von den unglücklichen Baumeiſtern der ſpa-niſchen Schlöſſer: ſobald ich mich von den Büchern entferne, ſo ſchweift meine Einbildungskraft aus, und dieſe ganze Zeit iſt nachher verloren. Dazu kömmt, daß ich nicht nur ein ganzes Vierteljahr lang durch das Warten auf die Entſcheidung meines Be-rufs nach Frankfurt jämmerlich bin gemartert, und dadurch zu irgend einer Arbeit untüchtig gemacht worden; ſondern auch ſchon vorher eine lange Zeit theils durch eigene, theils durch anderer Sachen, worinn ich mich gutwillig ziehen laſſen, ſehr oft, be-ſonders auch in der letzten Zeit, ſo ſtark bin beunru-higet worden, daß ich kaum begreiſe, wie ich habe thun können, was ich gethan habe. Unterdeſſen hoffe ich, daß dieſes vorübergehen ſoll; ſo bald ich einmal meinen feſten Sitz, und dieſen einigermaßen nach meinen Wünſchen habe.

Was ich Ihnen hier von meinen Fähigkeiten ſage, ſo weit ich ſie ſelbſt kenne, können Sie nicht wohl für die Wirkung einer lächerlichen Eigenliebe

auslegen. Ich ſpreche mit Ihnen, wie ich mit mir ſelbſt ſprechen würde, um Sie zu einem gegründeten Urtheile in den Stand zu ſetzen. Dieß ſind denn meine Gründe von innen. Hier ſind die von auſſen. Oder anders, jene ſind weſentlicher, dieſe ſind zufälliger. Ich wünſche nemlich über kurz oder lang vom Profeſſorleben wegzukommen. Vom Ueberdruſſe immer einerley Sachen vorzutragen, nichts zu erwähnen, iſt dieſes das ſchrecklichſte, mit Pedanten, die noch dazu meiſtens ſchlechte Gemüthscharakter haben, in einem Collegium zu ſeyn. Wenn es auch nicht allemal aus Bosheit iſt; ſo iſt es oft aus Dummheit und Eigenſinn, daß man ihrentwegen, wenn auch die Miniſter wollten, nichts ausrichten kann. Ich will hier eine Note machen *), um Ihnen ein kleines Exempel anzuführen; ſo ſeltſam auch Noten in einem Briefe ſcheinen. Nun habe ich von Seiten des Würtemberger Hofes (aber nur von dem künftigen Regenten, mit dem ich wirklich im Briefwechſel

 ſtehe)

*) Die Note iſt dieſe. Ich habe an unſer Miniſterium geſchrieben, daß es gut wäre, unſere Convictoriſten alle halbe Jahr in der Philoſophie, Mathematik und den Sprachen zu examiniren, damit ſie wenigſtens aus Furcht auf die erſtere ſich legen möchten. Der Miniſter billigte den Vorſchlag, und ſchrieb an die Univerſität, ihr Gutachten einzuſchicken. Was meynen Sie, was die Vota meiner Herren Collegen (einen einzigen ausgenommen) geweſen? „Weil ſich faſt keiner eigentlich der philoſophiſchen Fakultät widmen würde: ſo wäre es genug, daß ſie im Jure oder in der Theologie examinirt würden.“ Was ſagen Sie dazu?

ſtehe) einige Hoffnung und Verſprechen, ſobald Er regiert, von der Univerſität wegzukommen. Dieß iſt freylich weitausſehend, und ich kenne die Gründlichkeit der Fürſtenworte. Unterdeſſen kann ſo etwas nicht ſchaden, und iſt mir eben daher eher zu rathen, daß ich Studien ergreife, die mit der Zeit einen ſolchen Willen nicht unmöglich machen. Noch mehr, Iſelin wünſcht mich in Baſel zu haben, und ich ſelbſt wünſchte an einem Orte zu wohnen, wo die Raſereyen der Könige mir nicht ſchaden könnten. Nun wird dahin (weil das Archiv des Durlachiſchen Hofes in Baſel verwahret wird, zugleich mit einem Antiquitätenkabinet) von dieſem Hofe ein Archivarius und Aufſeher über das Kabinet geſucht. Er hat mir gerathen, deswegen an * *, den ich kenne, und der alles am Durlachiſchen Hofe vermag, zu ſchreiben. Ich bin kein Kenner der Diplomen. Aber die ganze Sache ſchien mir mit allen meinen andern Abſichten ſo ſehr zu paſſen, daß ich, ſo ſchwer es mir auch ſonſt wird, in irgend einer Sache, Schritte im voraus zu thun, doch dießmal an * * * geſchrieben habe, ohne ihm doch, wie Sie mir von ſelbſt zutrauen werden, meine Unwiſſenheit zu verheelen. Was ſagen Sie zu dieſem Schritte, wenn Sie ihn in der Verbindung aller übrigen Umſtände werden überlegt haben? Es iſt zwar nun nicht mehr Zeit zu rathen. Ich bin auch darinn unglücklich, daß ich nicht allemal die Zeit habe, Rath einzuholen: aber Sie können doch dreiſte misbilligen. Wird nicht an mich gedacht; ſo bleibe ich wie vorhin. So weit bin ich vor der Hand

entſchloſſen. Unter allen Univerſitäten (Göttingen etwa ausgenommen) möchte ich kaum, nach dem Sprüchworte, die Hand umwenden. Auch werde ich ſchwerlich einer andern zu Liebe umziehen. Berlin iſt noch der einzige Ort in Deutſchland, wohin ich mich wünſche, aus Urſachen, die Sie leicht errathen werden.

Nun iſt das nächſte, daß Sie mir rathen, wie ich meine Studien einrichte. Ich habe noch nie in der Ordnung ein Jus naturae ſtudiret, die ſogenannten prudentiam ſocialem und Jura ſocialia durchzugehen? Gehe ich von da auf das Völkerrecht etwa nach dem Vattel und Burlamaquai? Setze ich die Politik des Bielefeld dazu? Soll ich von Cameralwiſſenſchaften etwas beyfügen, oder eher von den kanoniſchen und Feudalrechten etwas lernen. Denn hier giebt es wieder einen Scheideweg.

Ich muß eilen, damit ich die Poſt nicht verſäume. Leben Sie wohl, liebſter Freund. Grüßen Sie unſern N. Ich ſchreibe Ihnen nächſtens wieder die Verſicherung, daß ich der Ihrige bin.

An Herrn Abbt.

Berlin, den 12. Heumonat 1764.

Hätte ich des Herrn Lambert neues Organon vor einigen Jahren geleſen; ſo wäre meine Preisſchrift ſicherlich im Pulte liegen geblieben, oder hätte vielleicht den Zorn des Vulkans empfunden. Nur ein

Lambert weis die verborgenſten Wege der Vernunft, die geheimſten Zugänge zum Tempel der Wahrheit auszuſuchen. Sein Werk iſt das vortreflichſte von dieſer Art. Seine Dianoilogie enthält die Grundſätze der Erfindungskunſt, ſeine Phänomenologie fruchtbare Begriffe zur Logik des Wahrſcheinlichen, ſeine Lehre von der Bezeichnung der Wahrheit iſt von gleichem Werth. Nur ſeine Alethologie hat mir etwas weniger gefallen. Leſen Sie das Werk, um des Himmels willen, ſo bald als möglich, damit wir ein mehreres davon ſprechen können.

Auch kömmt von Leibnitzen eine Widerlegung des Lockeſchen Verſuchs, unter dem Titel: Nouveau Eſſai ſur l'Entendement humain par l'Auteur de l'Harmonie preetablie heraus, die wenigſtens ſo ſtark als das Lockeſche Werk werden ſoll. Ich habe 41 abgedruckte Seiten davon geleſen. Sie enthalten trefliche Ideen. Der Styl iſt etwas nachläßig, wie überhaupt alle poſthume Werke.

Sehen Sie, ſolche Werke kommen in Deutſchland zum Vorſchein! Nehmen Sie den Meſſias, Winkelmanns Geſchichte der Kunſt, Hallers Phyſiologie, Lamberts Organon. — Und die Ausländer reden ſo verkleinerlich von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften in Deutſchland.

Ich weis nicht, ob Ihnen, in Ihrer Einöde, Winkelmanns Geſchichte der Kunſt zu Geſichte gekommen. Die Künſtler ſagen, er ketzere in der Malerey.

lerey. Was gehet mich die maleriſche Orthodoxie an? Genug, er zeigt uns die Schönheiten des Alterthums von ihrer edelſten Seite, laßt uns die Uebergänge von der körperlichen Schönheit auf die geiſtigen fühlen und denken, und lehrt uns in der Windung eines jeden Muskels Leidenſchaften, Neigungen, Fähigkeiten und Geſinnungen unterſcheiden. Alles dieſes iſt in einem Styl, der bezaubernd iſt.

Mein Urtheil über die Karſchiſchen Oden nehme ich noch nicht zurück. Wenn Sie eine Horaziſche oder Rammleriſche Ode, ſo werden ſchälen können; ſo ſoll Herr * * * vielleicht Recht haben. Ich ſage nur vielleicht, denn es wird immer noch die ſchlechteſte aus dem Horaz oder Rammler ſeyn, und die ich von der Frau Karſchin angeführt, ſind ihre beſten. Strengern Kunſtrichtern hat meine Recenſion noch viel zu gelinde geſchienen. Indeſſen bin ich doch begierig Ihre Vertheidigung zu leſen. Vielleicht widerrufe ich, um der Dichterin Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Es wird mich nicht die geringſte Ueberwindung koſten.

Ich komme zu Ihren Betrachtungen über die Beſtimmung des Menſchen. Es ſcheinet, als wenn Sie verlangten, die gemeinſame Beſtimmung ſollte und müßte bey allen Individuis in gleichem Grade erhalten werden. Sie wollen daher die Entwickelung der Seelenfähigkeiten, weil ſie nicht bey allen Menſchen in eben dem Grade erhalten wird, lieber für eine Vorbereitung zur Beſtimmung, als für die Be-

ſtimmung ſelbſt halten. Allein die göttliche Abſichten erſtrecken ſowohl auf jedes einzelne als aufs Ganze, und Sie werden im Ganzen auf das vollkommenſte, im Einzelnen aber nur in Rückſicht auf das Ganze erfüllet.

Es kann alſo die Einrichtung des Ganzen, und muß verhindert haben, daß die Abſichten bey jedem Einzelnen nicht gleich vollkommen erfüllet werden. Ein Feldherr muß freylich lieber ſehen, wenn alle ſeine Streiter eine gleiche Fertigkeit in den Handgriffen beſitzen, weil ſein endlicher Geiſt nur einen allgemeinen Vorſatz hat, und nicht vorher beſtimmen kann, was jeder Soldat zu Erhaltung deſſelben beytragen ſoll. Der Vorſatz des Geſetzgebers iſt ſchon beſtimmter. Er will einer menſchlichen Geſellſchaft Sicherheit, Ruhe und Bequemlichkeit verſchaffen. Daher wird er Stände, Aemter und Nahrungsgeſchäffte verſchiedentlich beſtimmen, und nicht verlangen, daß alle ſeine Bürger gleiches Vermögen und gleiche Fähigkeiten beſitzen ſollen. Allein bis aufs Einzelne kann ſeine Eintheilung und nähere Beſtimmung gleichwohl nicht gehen, weil ſeine Einſichten nicht bis dahin reichen. Aber der Schöpfer und Stifter des Geiſterreichs vertheilet die Rollen auf das allerbeſtimmteſte, und läßt jedes einzelne ſo viel von ſeiner beſondern Beſtimmung erhalten, als ohne Nachtheil des Ganzen geſchehen kann. — Jedoch ich gebe mir unnütze Mühe. Ich muß Ihren Einwurf nicht recht verſtehen. Unmöglich können Sie verlangen, daß ſich die Kräfte aller Glieder des

Geiſterreichs in gleichem Grade entwickeln ſollen. Dieſe Chimäre widerlegt ſich ſelbſt, denn Einförmigkeiten in den Beſtimmungen würde Einförmigkeit der Kräfte vorausſetzen, würde Uebereinſtimmung, Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit aufheben, und das Werk Gottes in ein Chaos verwandeln. Muß aber Verſchiedenheit in der Beſtimmung ſeyn; ſo müſſen auch die Seelenfähigkeiten verſchiedentlich entwickelt werden, und die Reihe wird von dem bloſſen Vermögen bis auf Engelsfähigkeiten fortgehen.

Daß aber die Entwickelung der Geiſterkräfte auch Vorbereitungen zu fernern Beſtimmungen ſind, wird Ihnen mit Vergnügen eingeſtanden, denn jeder beſondere göttliche Endzweck iſt zugleich ein Mittel zu fernern und höhern Endzwecken. Allein dieſe fernere Abſichten und Endzwecke, zu welchen wir uns hienieden vorbereiten, müſſen doch nothwendig auf das Wohlſeyn der Geiſterwelt abzielen, und endliche Geiſter können nicht anders wohl und glücklich ſeyn, als durch die Entwickelung ihrer Kräfte und Fähigkeiten. Wir ſind alſo gezwungen, dieſes für die Beſtimmung der Geiſter zu halten, und Gottlob! wir Menſchen ſind kein Rindvieh, wir laufen mit unter den Geiſtern.

Von Herrn Abbt.

Rinteln, den 8. Aug. 1764.

Ich bin Ihnen und Herrn M. weitläuftige Antworten ſchuldig, ſehen Sie alſo dieſen Brief, der ſehr kurz ſeyn wird, nicht dafür an. Ich verſchiebe alles, bis auf den nächſten Poſttag. Denn itzt iſt meine Hauptabſicht, Ihnen die eine Hälfte von meinem Mſcrpt. *) zu übermachen. Die andere iſt noch nicht angefangen. Aber ich halte ſie für leichter als das, was fertig iſt, alſo wird ſie hoffentlich wohl zu rechter Zeit fertig werden. Ich habe alles rein abſchreiben laſſen, und hernach wieder durchkorrigirt. Die Hand iſt ſehr deutlich; alſo würden viele Druckfehler ganz unverzeihlich ſeyn. Vor allen Dingen aber wird Freund M. feyerlich gebeten, im Schweiße ſeines Angeſichts das Mſcrpt. durchzuleſen. Ich gebe ihm freye Gewalt, das was ihm unrecht deucht, zu ändern. Es ſoll ſeyn, als ob es mir ſo gedeucht hätte. Denn zum hin- und herſchicken haben wir nicht Zeit.

Es iſt leider ein trauriges Schickſal, daß ich nicht beym Drucke gegenwärtig ſeyn kann. Meine zwote Bitte an dieſen lieben Freund iſt, (wo möglich) die Korrektur zu beſorgen. Wenn es aber wegen Entfernung der Druckerey nicht angeht; ſo bitte ich Sie, Freund! inſtändig, dabey nicht nachläßig zu ſeyn. Sie ſehen, daß ſchon ziemlich viel Mſcrpt. vorräthig iſt: alſo könnte man bald mit dem Drucken

*) Vom Verdienſte.

cken anfangen. Die erſten gedruckten Bogen möchte ich dann wohl ſehen. Es bleibt bey der Abrede.

Durch die Auflage meiner franzöſiſchen Ueberſetzung erweiſen Sie mir einen wahren Gefallen. Ich ſchicke Ihnen hier zugleich die Ueberſetzung des Stücks No. 45. aus dem North Briton *). Fragen Sie aber vorher an den gehörigen Orten an, ob man den Abdruck dieſer Ueberſetzung erlaube, damit Sie nicht nachher Verdruß davon haben.

In meiner Schrift, wie Sie wiſſen werden, ſteht weder Tadel noch Schmeicheley. Die beyden übrigen Hauptſtücke ſind: vom Maaße des Verdienſtes und vom Anbau des Verdienſtes. Ich habe mich bemüht, deutlich zu ſeyn, weil das Gegentheil, wie ich nach und nach bemerke, mein Hauptfehler iſt.

Von allen übrigen Punkten Ihrer Briefe berühre ich nur den noch, von einer Reiſe nach Berlin. An dieſen Vorſchlag iſt nun nicht zu gedenken, ſo nahe er ſonſt an meinem Herzen iſt. Koſten, Schwierigkeit und Verdacht bey meiner Herrſchaft, und vor allen Dingen die Bitterkeit, von Ihnen wieder weg nach Rinteln zu müſſen, das ſind meine Gründe.

Es bleibt mir nichts übrig, als auszuhalten. Ich umarme Sie werther, ſehr werther Freund, und ſo umarme ich auch meinen M.

An

*) Sie iſt nicht gedruckt worden.

An Herrn Abbt.

Berlin, den 26. Merz 1765.

Ich erkläre Ihnen ein für allemal, daß ich mit Vergnügen an Sie ſchreibe, und daß es mein rechter Ernſt iſt, wenn ich Ihnen mit allzulangen Briefen drohe, ob ich gleich dieſe Drohung, leider! ſo ſelten erfüllen kann. Mein lieber Freund! ich höre den langen Tag ſo viel unnützes Geſchwätz, ich ſehe und thue ſo viel gedankenloſe, ermüdende und dummmachende Dinge, daß es keine geringe Wohlthat für mich iſt, wenn ich mich des Abends mit einem vernunftliebenden Geſchöpfe unterhalten kann. Gelehrten Umgang habe ich nicht, haben vielleicht nur überaus wenige in dem großen muſenloſen Berlin. Die wenigen Freunde der Wiſſenſchaften, die hier ſind, ſuchen ſich einander nicht. — wenigſtens ſuchet mich niemand, und Sie wiſſen, wie wenig ich aufgelegt bin, andere zu ſuchen. Leſſingen habe ich nunmehr in drey, und er mir in vier Jahren nicht geſchrieben. Sie ſind alſo der einzige, mit dem ich mich von litterariſchen Sachen unterhalte, und wenn ich nicht aus dem Buche der vernünftigen Geſchöpfe ganz ausgeſtrichen ſeyn will; ſo muß ich Ihnen ſehr oft und ſehr lange Briefe ſchreiben. Welches zu erweiſen war. — Nun fragen Sie mich ja nicht, warum es denn ſo ſelten geſchiehet? Und glauben Sie einem ehrlichen Iſraeliten auf ſein Wort, daß es niemals anders als aus Mangel der Muße unterbleibt. Dieſes ſey Ihnen hiemit ein für allemal geſagt.

Hier ſind die Bogen, die Ihnen an meinen Schriften fehlen. Der Buchhändler hat ſie mir vor ſeiner Reiſe nach Stettin geſchickt; aber Ihren Brief hat er mitgenommen. Er ließ mir ſagen, er wollte Ihnen von Stettin aus antworten. Es wird doch wohl geſchehen ſeyn?

Ihre Briefe über Bertrams Geſchichte ſind gut, ſehr gut. Aber die gezierte Schreibart! Jedermann klagt darüber. Sie ſuchen das Neue auf Unkoſten des Natürlichen. Herr N. und ich, wir haben Sie ſchon ſehr oft, und ſehr nachdrücklich vor dieſem verderblichen Geſchmack gewarnet, oder war die Lauge nicht heiß genug? O Schade! Schade! für die gute Proſa, die Sie uns liefern könnten, wenn Sie nicht durchaus allezeit vortreffliche liefern wollten! Wenn Sie ein neues Werk unter der Feder haben; ſo ſeyn Sie auf Ihrer Hut, und vermeiden Sie den allzugläſernen Glanz, den das Neue Ihrer Schreibart giebt. Wer immer neu ſeyn will, wird nur gar zu früh alt. — Da haben Sie eine Antitheſe, wenn Ihnen unſere Vernunftgründe zu ſchwach ſcheinen. Eine Antitheſe, die zugleich ein Machtſpruch iſt, und von welcher ich nicht ſagen kann, ob ich auf eine ehrliche Weiſe dazu gekommen bin.

Ihre fernere Zweifel über die Beſtimmung des Menſchen beantworte ich heute nicht, denn wie geſagt, ich habe Ihren Brief nicht vor mir. Unſer Freund, der Buchhändler, ſcheinet nicht glauben zu können, daß ein Streit über die Beſtimmung ſo dringend

gend ſey, und ſo wenig Aufſchub leiden könne. Wenn es noch um Mſcrpt. zur Meſſe zu thun wäre, mag er wohl denken. — Einige kurze Betrachtungen kann ich mich nicht enthalten hieher zu ſetzen, die ich Ihnen vielleicht ſchon geſchrieben habe, in welchem Falle Sie denn ſchon doppelt leſen müſſen.

Der bekannte Satz, daß in den Werken Gottes alle Mittel Abſichten, und alle Unterabſichten Mittel ſind, iſt einer größern Fruchtbarkeit fähig, als man ihm bisher gegeben hat. Wenn z. E. Maupertuis fragt, iſt die Fliege deswegen ſo wundervoll gebauet, damit alle ihre Herrlichkeiten von der raubbegierigen Spinne in einem Augenblick verzehret werden? ſo antworte ich, in den Werken Gottes giebt es kein ſo beſtimmtes Deswegen. Der künſtliche Bau dieſer fliegenden Maſchine hat zur erſten Abſicht das Leben des Thierchens. Wozu? damit auch ſolche Dinge Leben und Empfindung haben ſollen, die wie die Fliegen ausſehen. Fahret fort mit eurem kurzſichtigen wozu? ſo könnet ihr die Schöpfung in eine Wüſte verwandeln. Das ſtolze armſelige Ding, der Menſch, fragt auf alles, was Er nicht brauchen kann, wozu dieſes? — Das Daſeyn der Fliege mag auch einige Nebenabſichten befördern; ja es muß vielmehr, wenn der Begriff nicht irrig iſt, den ich mir von der Verbindung der Mittel und Abſichten in der Natur mache. Sie mögen die Luft vielleicht reinigen, verkündigen dem Menſchen durch ihre Stiche, daß ſich das Wetter verändern wird, und dienen den Spinnen zur Nahrung, und ſodann führet Gott

wahr-

wahrſcheinlicher Weiſe mit jeder einzelnen Fliege auch gewiſſe beſondere Abſichten aus, aber wer wird ſie ergründen?

Eine ähnliche Frage in der Naturlehre iſt folgende: wozu ſo unendlich viele Thierlein und Körnlein in dem Saamen der Thiere und Pflanzen, wenn nur ein einziges fortkömmt, und die übrigen verweſen. Ich antworte hierauf: die kleinen Thiere und Pflanzen ſind in der Natur verhältnißmäßig ſo wichtig, als die großen, und man kann nicht ſagen, daß jene nur deswegen da ſind, damit dieſe aus ihnen entſtehen mögen. Wahr iſts, die Saamenthierchen und Saamenpflänzchen haben alle eine innere Diſpoſition große Thiere und Pflanzen zu werden. Wo iſt aber die Nothwendigkeit, daß ſie es jetzt werden müſſen? und warum ſpricht man ihrem Daſeyn allen Nutzen ab, ſobald ſie nicht durch die Entwickelung groß geworden ſind? Sie ſind auch in ihrer unendlichen Kleinheit eine Zierde der Schöpfung. Aber ſo gehet die Diſpoſition ſich zu entwickeln bey dem größten Theile derſelben verloren? Nicht verloren. Sie hören nicht auf zu ſeyn, ſie hören nicht auf, die Abſichten Gottes zu erfüllen, die bis ins unendlichkleine herabſteigen, und würden wahrſcheinlicherweiſe, wenn ihre innere Organiſation nicht ſo wäre, wie ſie iſt, dieſe Abſichten nicht haben erfüllen können. — Welches ſind denn aber dieſe Abſichten? Ich glaube, daß es hier Zeit ſey den Finger auf den Mund zu legen. Dieſes kluge, ich weis nicht, iſt unſere letzte Zuflucht in allen unſern Unterſuchungen.

Nur

Nur müſſen wir deswegen nicht das verwerfen, was wir wiſſen.

Ich glaube, daß ich Ihrer Frage immer näher komme. Mit den Menſchen, mit unſerm Leben hienieden, mag es eine ähnliche Beſchaffenheit haben, wenn Sie das näher beſtimmen, was wir als vernünftige Geſchöpfe eigenes haben. Wir ſind da, alſo können wir ſicher ſchlieſſen, daß die Welt nicht ſo vollkommen ſeyn würde, wenn es keine Menſchen gegeben hätte. Was ſollen wir hier? Das, was wir alle thun, und niemals unterlaſſen können, nämlich die Kräfte unſers Geiſtes ausbilden; dieſer mehr, jener weniger. Worinn iſt die Beſtimmung der Menſchen von der Beſtimmung anderer Geiſter unterſchieden? Darinn, daß wir durch dieſe Sinne, die wir haben, auf dieſer Erde, die wir bewohnen, den beſtimmten Grad der Vollkommenheit entwickeln, der uns beſchieden worden. — Warum wiſſen die wenigſten den Zweck ihres Daſeyns? Darum, weil ſie ihn eben ſo gut erfüllen, wenn ſie ihn nicht wiſſen. Wiſſen doch die wenigſten Menſchen den Zweck des Hungers, und dieſe wenige haben ſo gar den ſchlechteſten Appetit. Die Menſchen wiſſen nicht, warum ſie hier ſind! O ja, ſie wiſſen es recht ſehr gut. Sie hören, ſehen, fühlen, vergleichen, üben ſich und denken unaufhörlich, und mit großer Begierde; nur daß ſie die allgemeinen Notionen nicht haben, von Zweck, Daſeyn, Mittel u. ſ. w. um dasjenige, was ſie unaufhörlich empfinden und thun, in einen logiſchen Satz zu verwandeln. Ich weis nicht, warum

Sie dieſes ſo nöthig finden. — Aus der Einſchränkung, daß wir unſere Geiſteskraft durch Hülfe unſerer Sinne ausbilden ſollen, fließen die Pflichten gegen unſern Körper, und weil es auf dieſer Erde geſchehen ſoll, eine Menge anderer Pflichten, die den Menſchen in dieſer beſtimmten Relation angehen.

Einige Menſchen ſterben, bevor ſie den Grad der Ausbildung erreichen, der hier auf Erden möglich iſt. — Ja, wenn Sie dieſe Möglichkeit ſo im Ganzen nehmen. Nehmen wir aber die Möglichkeit in Abſicht auf dieſes oder jenes einzelne Ding, mit ſeinen individuellen Beſtimmungen und Verhältniſſen, ſo werden wir anders urtheilen. Wir werden finden, daß jedes den Grad der Ausbildung bekommen, den es in dieſen Umſtänden, in dieſer Verbindung hat haben können und ſollen, ſo wie das Saamenthierlein, das nicht empfangen wird, ſich dieſesmal nicht weiter hat entwickeln können, noch ſollen. Es gehet deswegen nicht die geringſte Diſpoſition, nicht der geringſte Grad der Entwickelung völlig verlohren; denn wie geſagt, in den Werken Gottes giebt es keine ſ‥ beſtimmte, hervorſtechende Abſicht, außer der all‥meinen Hauptabſicht, davon man ſagen kön‥, wenn wir ſehen, daß ſie nicht erreicht wird, ſo ſeyn alle Mittel verlohren.

Von Ihren Einwürfen wider das metaphyſiſche Gewäſche von Kraft und Subſtanz, damit Sie leider! wider Ihr Gewiſſen, Ihr Brod verdienen müſſen, ein andermal. Ich bin kühn genug, Sie zu verſichern, daß ſich Ihr Gewiſſen beruhigen kann,

und daß Ihre Schüler für ihr geringes Geld Wahrheit genug von Ihnen bekommen. Leben Sie wohl! Ich habe Ihnen noch tauſenderley zu ſagen, allein ich muß zur Arbeit. Ich umarme Sie.

Von Herrn Abbt.

Allerdings thue ich mir auf Herrn Leſſings Beyfall ſehr viel zu gute; ihm und wenigen ſeines gleichen gefallen zu haben, giebt die wahre Beruhigung des Schriftſtellers. —

Denken Sie ja nicht, daß der Graf von der Lippe einer unſerer gewöhnlichen großen Herren ſey. Wenn Sie ihn bey Tiſche ganze Stellen aus dem Shakeſpear mit der vollen Empfindung des Inhaltes herſagen hörten, und ihn bey einer geſtirnten Nacht mit philoſophiſchem Tiefſinn und beſcheidenem Zweifel über die wichtigſten Materien, die den Menſchen angehen, ſprechen hörten; ſo würden Sie ihn hochſchätzen. Wozu Sie noch ſetzen müſſen, daß er ſein Handwerk, die Kriegskunſt, zu einem hohen Grad der Vollkommenheit ſtudirt hat. Ich habe ihn und einen engliſchen Oberſten Lloyd, eine ſchwere Stelle des Cäſars bey der Tafel erklären hören, und habe mich geſchämt. Man glaubt zuweilen, daß alles Studiren im Kabinete ſich befände; aber ich bin verſichert, daß das thätige Leben mit jenem verbunden, viel weiter bringt, als jenes allein.

Ich

Ich kenne itzt in der Nähe zwey Exempel, den unvergleichlichen Prinzen Ludwig von Würtemberg (der letzthin zugleich mit Klynjogg zu Schinznach geweſen, und von den Schweizern Bewunderung erzwungen hat), und den Grafen von der Lippe. Der letztere iſt äußerſt mäßig an ſeiner Tafel, und hat auf Wein, Spiel und Weiber nichts zu verwenden. Seine ganze Zeit iſt außer dem thätigen Leben dem Studiren gewidmet. Zu ſeinem thätigen Leben rechne ich die Verfügungen, die er noch immer in Portugall, auch außer dem Militairſtande trift: unter andern hat er dort eine Kriegsſchule errichtet. Der Graf d'Oeyras, dem er eine der größten Seelen beylegt, hilft ihm darinn treulich. Ich habe des Grafen erſten Brief an mich an meinen Vater nach Ulm geſchickt; ſo bald ich ihn wieder habe, ſoll er Ihnen nebſt einigen andern zukommen.

Wer weis, ob wir uns nicht bald wieder ſehen, mein innigſt geliebter Freund! Ich habe einen Ruf nach Halle an des ſeligen Prof. Langens Stelle erhalten: es hat ſich nur noch an einem Punkte geſtoſſen, daß der Beruf nicht ſchon dem Könige zur Beſtättigung vorgelegt worden. Da ich aber in meinem letzten Briefe dieſen Punkt fahren laſſe, ſo wird nun wohl die Sache keinen Anſtand mehr haben.

Die Bedingungen, auf die ich gehe, ſind eben ſo vortheilhaft nicht; aber Halle iſt ums alterum tantum, der Lage, dem Orte, und dem Rufe nach, beſſer als Rinteln, ja wohl noch mehr, alſo habe ichs in Gottes Namen angenommen. In dieſem

Falle würde ich nun auf Oſtern hingehen. Zwar käme ich ſodann nicht gleich nach Berlin. Aber es müßte ſchlimm zugehen, wenn Sie nicht einmal in der Meßzeit mit N. nach Leipzig kämen, und denn ſchickte ich Ihnen den Mag. Bahrd auf den Hals, wenn Sie nicht noch die kleine fünf Meilen nach Halle machten. O mein lieber Freund! wie werde ich mich glücklich ſchätzen, Sie wieder zu ſehen, auch nur Sie mir näher zu wiſſen.

Sind denn die Litteraturbriefe geſchloſſen, und wie ſtehts um die allgemeine Vorrede? Ich ſollte doch was davon wiſſen dürfen, dächte ich, da ich mir mit dieſen verruchten Briefen, die ewige Verdamniß auf den Hals geladen habe.

Die wichtigen Punkte unſers Briefwechſels ſpare ich auf ein andermal, da ich jetzt nicht ruhig genug bin. Seit drey Monaten hat mich die Nachricht, daß ich nach Marpurg ſollte (die noch wahr ſeyn mag), und dann der Ruf nach Halle ſo beunruhigt, und in der Ungewißheit gehalten, die für meinen Geiſt die gröſte Marter iſt, daß ich kaum zu irgend etwas aufgelegt geweſen bin.

Leben Sie wohl, mein liebſter M. Unſer gemeinſchaftlicher Gott, der nicht der Gott der Juden, oder der Chriſten, ſondern der Gott aller Menſchen und aller Geiſter iſt, laſſe es Ihnen ſo wohl gehen, als es Ihnen mein Herz wünſchet, das nicht anders als in der Bruſt Ihres treuen Freundes ſchlagen wird.

Das

Das Auto da Fe iſt ſchon in der ſchwarzen Zeitung bekannt gemacht. Sie haben ſich ganz gelinde vertheidiget, und in einigen Stellen unſtreitig ihre Schwäche gefühlt. Aber deſto mehr wird ihr grimmiger Haß von innen kochen, und wehe dem, auf den ſie argwohnen. Gott mag ihn in ſeinen Schutz nehmen, oder der König von Preußen. Mich ärgerts, daß *** darinn vergeſſen iſt. Aber er iſt ſelber Schuld daran. Warum läßt er nichts mehr von ſich hören.

Ich verlaſſe mich auf Ihr gegebenes Wort, daß Sie mir die ſchlechten Stellen meines Buches anzeigen wollen. Tadeln Sie nur, ich will treulich verbeſſern, wenns zu einer neuen Auflage kommt.

Von meinem Tode fürs Vaterland iſt kein Exemplar mehr vorhanden: aber N. hälts jetzt nicht rathſam, dieß Werkchen wieder zu drucken. Was meynen Sie? das ſchlimmſte iſt, daß ich ſelbſt kein Exemplar davon habe.

Die
Beſtimmung des Menſchen *).

Ich ſehe, daß ich die kurze Zeit, die ich auf der Welt zu leben habe, nach ganz verſchiedenen Grundregeln zubringen kann, deren Werth und Folgen daher auch unmöglich einerley ſeyn können. Da ich nun unläugbar eine Fähigkeit zu wählen, und in meinen Entſchließungen eines dem andern vorzuziehen an mir finde: ſo muß ich auch hierbey nicht blindlings zufahren, ſondern vorher nach meinem beſten Vermögen auszumachen ſuchen, welcher Weg für mich der ſicherſte, anſtändigſte und vortheilhafteſte ſey. Manche Erfahrungen haben mich ſchon in Dingen von geringerer Wichtigkeit gelehret, daß es nicht in meiner Gewalt iſt, die quälende **) Empfindung der Reue, nach vollbrachten Handlungen, willkührlich abzuweiſen. Deſto mehr würde ich mir hernach vorzuwerfen haben, wenn ich nicht die ernſt=

*) Nach der ſiebenten Auflage. Ich halte dieſe Arbeit des Herrn Spaldings für ein Muſter aller Muſter in der Männlichkeit des deutſchen Styls. Da und dort habe ich eine kurze Erinnerung an den großen Geſchmack des Verfaſſers für Jünglinge beygeſetzt. Alles iſt ernſthaft: keine modiſche tanzende Perioden.

**) Jünglinge mögen bey ſolchen Beywörtern auf den Gedanken, der ſie herbeygeführt hat, Acht haben. Keines derſelben ſteht müßig da. Ich merke dieß an, um die Anfänger vor dem Fehler unnöthiger, begriffloſer Zierrathen zu warnen. In dieſer Abhandlung herrſcht die demſelben entgegengeſetzte Tugend des Styls von Anfang bis zu Ende.

ernſthafteſte Ueberlegung auf dasjenige gerichtet hätte, worauf mein eigentlicher Werth und die ganze Verfaſſung meines Lebens ankömmt; wenn ich aus dieſem meinem Leben eine Tändeley, ein Spiel machen wollte, ehe ich gewiß bin, ob ich mit Sicherheit ſpiele. Es iſt doch einmal der Mühe werth, zu wiſſen, warum ich da bin, und was ich vernünftiger Weiſe ſeyn ſoll?

Die Beyſpiele der Menſchen neben mir ſind mir in dieſem Stücke keine gültige Gewährleiſtungen: und wenn ſie es auch ſeyn könnten, ſo ſondern ſie ſich doch ſelbſt hierinn ſo unendlich weit von einander ab, daß ich in viel größerer Verwirrung und Verlegenheit ſeyn würde, mir unter ihnen einen Führer auszuſuchen, als für mich ſelbſt nach dem richtigſten Wege zu forſchen. Wenn ich dem einen Schwarme folge, ſo bin ich allemal ſicher, von dem andern entweder verlacht oder verdammt zu werden. Ich weiß dieſer Ungelegenheit nichts ſtärkeres, als eine aus Unterſuchung entſpringende Gewißheit entgegen zu ſetzen; und ich hoffe, dieſe wird mich auf allen Fall gegen beydes gleichgültig machen. In einer Sache von dieſer Erheblichkeit iſt mir ſehr daran gelegen, daß weder eine erhitzte Einbildungskraft mich mit glänzenden poetiſchen Bildern täuſche; noch eine trockene Spitzfindigkeit mich von der Wahrheit weg, in philoſophiſche Labyrinthe verleite *). Die bloße

 einfäl-

*) Die natürliche Konſtruktionsordnung, die Deutlichkeit der Einſchnitte, die Aneinanderfügung der Perioden,

einfältige Natur mag bey mir reden; ihre Entſchei-
dungen ſind ohne Zweifel die zuverläßigſten.

So viel begreife ich leicht, daß die gemeinen Beſtrebungen nach Reichthum und Ehre, wenn ſie nicht als bloße Mittel zu wirklichen Abſichten und Gütern angeſehen werden, dem wahren Zwecke des Menſchen unmöglich gemäß ſeyn können. Es iſt ſo viel Leeres, ſo viel Falſches, ſo viel auf der bloßen Einbildung beruhendes in dieſen Glückſeligkeiten, daß ich mich in einem tauſendfachen Elende befinden kann, wenn ich gleich in jenen alle meine Abſichten völlig erreichet habe. Wäre meine Natur ſonſt keiner wirklichern Empfindungen der Luſt und des Schmerzens fähig, und ſtünden danächſt meine Phantaſeyen und Vorſtellungen beſtändig unter meiner Herrſchaft: ſo würde ich mir kein Bedenken machen dürfen, mein Glück in Phantaſeyen und Vorſtellungen zu ſetzen; und ſolchen ſodann mit einer unverrückten Begierde nachzuhängen. Allein, davon bin ich mir des Gegentheils zu klar bewußt. So lange alſo noch etwas Weſentlicheres, das meine Neigung rege machen kann, in der Natur vorhanden iſt, kann ich mich vor mir ſelbſt nicht entſchuldigen, wenn ich mich bey Träumen aufhalte.

Sinn-

rioden, mit einem Worte: die Richtigkeit der Grammatik mag der Anfänger in dieſer gedankenreichen Schrift mit andern guten Eigenſchaften des Styls wohl beobachten.

Sinnlichkeit.

Dergleichen Weſentlicheres iſt ohne Zweifel das Vergnügen der Sinne. Ich geſtehe es: dieß wirkt auf mich mit einem gewaltigen Reize. Sollte ich wohl nicht begierig ſeyn, es zu ſuchen, und zu genießen? — Der Trieb zum Vergnügen, der ſo tief in meiner Seele liegt, ſcheint es völlig zu rechtfertigen, wenn ich mich dieſer Gattung von Begierden ganz überlaſſe. Was will ich mehr, als Vergnügen, da ich, allem Anſehen nach, zum Vergnügen gemacht bin? Und was fehlet mir an Vergnügen, wenn ich mir nichts verſagen darf? Dieſer Grundſatz wird auch, wie es ſcheint, von der Erfahrung mächtig unterſtützet *). Wenn ich mir die ſüße Betäubung vorſtelle, in welcher eine beſtändige Abwechslung von ſinnlicher Luſt mich durch die kleine Dauer dieſes Lebens hindurch führen kann: ſo dünkt mich, bleibt mir nichts weiter zu wünſchen übrig. Warum ſoll ich mit einer Begierde, die in mir aufſteigt, erſt zu hadern **) anfangen, da ſie mir, zum Lohne ihrer Erfüllung, voraus ein unfehlbares Ergötzen verſpricht? Warum ſoll ich entfernte, ungewiſſe, vielleicht eingebildete Folgen, durch die Furcht aus der Zukunft herbey holen, um mir

*) Auch die vernünftigſte Rechtſchreibung ſey dem jungen Schüler in dieſer Schrift zur Beobachtung empfohlen!

**) Durch die Verbindung giebt Herr Spalding ſeinen Worten Neuheit!

die Zeit zu vergiften, die ich unterdeſſen anwenden könnte, neue Neigungen rege zu machen, und auf eine neue Art zu ſättigen? Was mangelt jenem von Wolluſt trunkenen Menſchen? und was würde mir mangeln, wenn ich ſie nachahmete; wenn ich meiner Seele, durch Gewährung deſſen, was ſie ſelbſt fodert, beſtändig zu thun gäbe, und wenn ich immer ein Vergnügen ſo an das andere knüpfe, daß kein leerer Platz dazwiſchen, ſie mit Eckel quälen, oder mit Ueberlegungen erſchüttern darf? Die Natur und die Geſellſchaft ſind unerſchöpfliche Quellen dieſer Luſt, die meine Sinnen nicht müſſig laſſen werden, wenn ich ſie ihnen nur widmen will.

Dieſe Ueberredungen ſind ſtark, aber mich dünkt, ihre Stärke hat etwas wildes und übertäubendes an ſich, welches meiner Seele noch nicht Stille *) genug verſtattet: darum muß ich ſie nochmals gelaſſener unterſuchen.

Das, was ich an manchen Beyſpielen derer, die nach den bisherigen Grundregeln verfahren, wahrnehme, iſt ſchon geſchickt, einiges Mißtrauen gegen dieſen meinen Folgerungen zu erwecken. Ich habe ihre Luſt geſehen; ich habe ihre Begierden gleichſam in ihrer Geburt befriediget geſehen; ich habe geſehen

*) Dieſer hohe Begriff iſt wohl die Grundlage des ganzen Gebäudes von Schlüſſen, das Herr Spalding unter dem überzeugendſten Nachdenken aufgerichtet hat. Schuldloſe, thätige Stille der Seele iſt das Ziel aller meiner Bemühungen in dieſem Leben!

ſehen, mit welcher Schnelligkeit ſie von einer Ergötzung zur andern geeilet, mit welcher Wachſamkeit ſie auf allen Seiten das Vergnügen gehaſchet *), das bey ihnen vorbey ſtreichen wollen; mit welcher triumphirenden Gewalt ſie den ſchwermüthigen und grüblenden Theil ihrer Seele in den Schranken gehalten. Das war ein Meer von Wolluſt, darinnen ſie ſchwammen. Aber dieſer Zuſtand iſt nicht mehr, und die Veränderung iſt traurig. Jener ſeufzet in der Dürftigkeit, die ihm, nebſt dem koſtbaren und ausgekünſtelten Vergnügen, auch zugleich das Wohlfeilere und Natürlichere entzieht; und dieſer ſchmachtet in Krankheiten und Schmerzen, die ihm die vorüber gerauſchten unbändigen Freuden ſcharf genug verbittern. Eines ſowohl als das andere iſt eine eigentliche Folge des Eifers, womit ſie die große Grundregel, ſich nichts zu verſagen, zur Ausübung gebracht haben. Es fehlet unendlich viel, daß das Andenken der Wollüſte, die ſie genoſſen, oder die Bemühungen, womit ſie darnach getrachtet haben, ihnen jetzo eine überwiegende Beruhigung geben ſollte. Dieſe werden ihnen vielmehr zu ſo viel Furien, die ihr Inwendiges zerreißen. Das erſchreckt mich nun. Wollte ich wohl in ihrer Stelle ſeyn? Wollte ich mich

*) Jedes Zeitwort paßt hier zu ſeinem Subſtantiv; und jedes Comma hat ſeine richtige Begleitung. Mit dem Worte haſchet würden Anfänger im Schreiben den Gedanken beſchloſſen haben. Wie nothwendig ſind die Worte noch zur Vollſtändigkeit: das bey ihnen vorbeyſtreichen wollen.

mich wohl in die auch nur wahrſcheinliche Gefahr geben, daß ich einmal in ihrer Stelle ſeyn könnte? Sollte ich denn wohl dazu auf der Welt ſeyn, alles zu thun, was den Empfindungen meiner Sinne ſchmeichelt? Es iſt höchſt verdrießlich, daß bey der wünſchenswürdigſten Sache in der Welt, bey dem Vergnügen, ſchlimme Wirkungen möglich ſind: aber das kann ich nun einmal nicht ändern! Ich muß alſo bey dieſer Regel nur auf Einſchränkungen bedacht ſeyn. Ich muß das Vergnügen der Sinne ſo genieſſen, daß ich für *) ſeine übeln Früchte ſicher bleibe. Hierin beſteht die große Wiſſenſchaft, an welcher die feinſten Köpfe ſo lange gearbeitet haben; ihre einzige Hauptwiſſenſchaft des Lebens. Die Kunſt iſt freylich nicht wenig werth, die mich lehret, das Süße aus der Wolluſt heraus zu ziehen, ohne von ihrem Stachel getroffen zu werden **) und wenn dieß gleich vermittelſt einer Mäßigung und Enthaltſamkeit geſchehen muß, die mir etwas koſtet, ſo iſt doch dieſer Preis nicht zu hoch, für welchen ich die Befreyung von Eckel ſowohl, als von nachmaligen Schmerzen zugleich erkaufe. Ich genieße vielleicht weniger Luſt: aber ſie iſt empfindlicher und dauerhafter. Hier ſchleichen ſich keine nagende Sorgen in das

*) Auf die in gewiſſen deutſchen Provinzen ſo falſch angewendeten für und vor muß ich hier den Anfänger einmal für allemal aufmerkſam machen. Auch der Pluralis: ſeine übeln Früchte gehört noch mit zu dieſer Anmerkung.

**) Ausdruck und Gedanke ſind hier merkwürdig.

das Herz, das nur dem Vergnügen offen ſteht. In dieſer Folge von Ergötzungen iſt zwar Raum für Gedanken und Behutſamkeit, aber nicht für Kummer und Vorwürfe und ſchreckende Einbildungen. Ich unterdrücke meine Vernunft nicht; ich brauche ſie ihrem Zwecke gemäß, und laſſe ſie, da ich zum Empfinden lebe, den Empfindungen dienen. So flieſſet denn mein Leben, als ein ſanfter Bach, unbeſtürmt zwiſchen lauter Blumen dahin *). Und ſo wäre alſo ein ordentlicher Wollüſtling dasjenige, was die Natur aus dem Menſchen haben will.

Nach dieſem meinem neuen Syſtem genieße ich nun eine Zeit lang die Ergötzungen des Lebens mit aller Vorſichtigkeit und Sorgfalt. Und nichts deſto weniger finden ſich gewiſſe Augenblicke, da mir iſt, als wenn mir etwas fehlete. Ich kann den Eckel und Ueberdruß mit aller meiner Mühe nicht vermeiden; ich werde unzufrieden; alles wird mir zur Laſt, und ich ſelbſt auch. Ich zerſtreue mich; allein, ich ſpüre bald, daß ich meinen Unmuth zwar auf eine kleine Zeit vergeſſe, aber nicht hebe. Ich nehme meine Zuflucht zu meinen gewohnten Vergnügungen, zu den unſchädlichſten und einnehmendſten, die ich kenne;

*) Dieſe treffende Bilder ſind ein Vorrecht der Spaldingiſchen Schreibart, wenn ſie den Gedanken ſo deutlich, obgleich mit einem Flore überzogen, durchſchimmern laſſen, als die naſſen Gewänder der Alten die geſunden Gliedmaſſen der Körper durchſehen lieſſen. Es iſt eine mit Verſtand angebrachte Blüthe, die ſich niemals ir[illegible]e Ueppigkeit der Worte verliert.

kenne; jedoch, in dieſen trüben Stunden habe ich gleichſam den Geſchmack davon verloren; ſie ſind jetzo das nicht, was mich befriedigen kann; meine eckele Seele ſtößt ſie von ſich, und bleibt in ihrer unſtetigen und troſtloſen Verwirrung *). Es iſt ein dunkles Gefühl von Sehnſucht und einem geheimen Leeren in mir, das mich zu Boden drückt, das mich verzehret. Ich Unglückſeliger! Was will ich denn? und wie wird mir geholfen? Das iſt mir wenigſtens nun unläugbar, daß die angenehme Bewegung meiner Sinne nicht meine ganze Seele ausfüllet; daß noch gleichſam **) ledige Abgründe darinnen ſeyn müſſen, welche eine Befriedigung von ganz anderer Art erfordern. Aber wo finde ich dieſe andere Befriedigung? Wo finde ich dieſe unbekannte Sättigung, nach welcher mein leerer Geiſt mit Angſt und Unruhe ſchmachtet?

Vergnügen des Geiſtes.

Ich mache bey einer genauern Aufmerkſamkeit die Entdeckung, daß mir ſehr oft, mitten unter den ſinnlichen Vergnügungen ſelbſt, eine Art von höherer und edlerer Luſt vorkömmt, bey welcher meine Ueber=

*) Es iſt allezeit Wirkung eines lang fortgeſetzten Nachdenkens über ſeinen Gegenſtand, wenn dem Schriftſteller die richtigſten Ausdrücke von ſelbſt in die Feder fließen: eine Bemerkung, welche der Anfänger durch die ganze Schrift durchziehen kann.

**) Die befremdenden Metaphern hat die Sorgfalt des Schriftſtellers allezeit mit gleichſam gemildert.

Ueberlegungen länger aushalten können, welche ich noch nachher mit Wohlgefallen in meinen Vorſtellungen zurück hole, und bey welcher meine Seele ſich nie ſo klein und ſo beſchämt findet, als nach jenem blinden Taumel einer aufgewiegelten Sinnlichkeit. Ich ſuche den Urſprung dieſer beſſern Luſt aus dem vermiſchten Haufen der Ergötzungen, die mich einnahmen, auszuwickeln; und ich werde gewahr, daß es damit auf eine Empfindung der Ordnung, der Harmonie, der Proportion, des Neuen und Großen, und alles deſſen, was Schönheit und Vollkommenheit heißt, ankömmt. Mein Geiſt iſt augenſcheinlich dazu aufgelegt und eingerichtet, von dieſen Eindrücken angenehm gerühret zu werden, und ſie vergnügen mich ſo viel ruhiger und anhaltender, je ungeſtörter ſie der Vernunft und dem richtenden Nachdenken ihre völlige Thätigkeit laſſen.

Sowohl die Regelmäßigkeit in den Figuren und in den Miſchungen von Licht und Farben, als auch die harmoniſche Abwechſelung der Töne, führet etwas dem innerſten Gefühle meiner Seele ſo angemeſſenes bey ſich, daß ich mich unausbleiblich dadurch erquicket finde: und ich bin mir allemal bewußt, daß auch meine ruhigſte und heiterſte Ueberlegung dieſe Erquickung billiget *). Auf dieſe Art enthält die Natur unzähliches, welches vermittelſt dieſer feinern Sinne dem Geiſte Nahrung giebt.

Dieß

*) Dieß iſt der vorzüglichſte Grund von dem Vergnügen der ſchönen Künſte.

Dieß iſt ohne Zweifel die erſte Stufe, die mich in Anſehung des Vergnügens, über das vernunftloſe Leben erhebt. So viel Schönes und Angenehmes ſehe und höre ich um mich, welches mich ſchon belehret, daß es beſſere und beyfallswürdigere Freuden giebt, als die, welche ich mit den Thieren gemein habe. Welch ein ganz neuer Schauplatz der Luſt wird mir von ſolcher Seite die Welt! und dieſer Schauplatz erweitert ſich mit einem jeden Wachsthum meiner Einſichten und Kenntniſſe.

Indem ich mein Auge und Ohr mit Gedanken öffne, ſo ſtrömen durch dieſe Eingänge die Vergnügungen von tauſend Seiten meiner betrachtenden Seele zu. Die Blume von der Hand der Natur gemalet, der melodiereiche Wald, das heitere Licht des Tages, das allenthalben Leben und Luſt um mich her gießt; und dann beſonders die Bildung, das Angeſicht, das ſeelenvolle Auge *) des denkenden Menſchen: dieſe Ankündigungen einer noch weit höhern Klaſſe von Schönheiten; dieß alles giebt mir viel reinere Entzückungen, als das, was ich vorhin, in der Knechtſchaft des körperlichen Gefühls, das einzige und größte Vergnügen des Lebens nannte. Darüber vergeſſe ich auch dieſes letztere ſo viel leichter, weil meine Empfindung mir ſagt, daß jenes noch weit mehr für meine Natur gehöret. Die Kunſt, welche freylich keinen wahren Zuſatz zu den Vortrefflichkeiten der Natur machen kann, da ſie nur etwas von

*) Ein vortreffliches Beywort an dieſer Stelle.

von dem Schönen, was in dieſer unerſchöpflich iſt, nachahmet *), die macht doch in ſo weit einen Zuſatz zu meinen Ergötzungen, da ſie mir Gelegenheit giebt, die Geſchicklichkeit der Hand, oder die Stärke des Witzes zu bewundern, die auch den Menſchen in ſeinem Maaße zu einem Schöpfer machen. Daher entſpringt die einnehmende Luſt, welche die Künſte der Einbildungskraft mir gewähren. Bilder, Beſchreibungen, Charaktere, jeder richtige und feine Gedanke in einen angemeſſenen Ausdruck gekleidet; jede regelmäßige Zuſammenfügung von Geſtalten oder Begebenheiten, mit allem, was der Geiſt ſchaffet und verſchönert, das ſammlet ſich in dieſem neuen Felde des Vergnügens, und befriediget ſolche Neigungen und Empfindungen in mir, die ich unſtreitig als einen hauptſächlichen Theil meiner Natur und urſprünglichen Verfaſſung erkennen muß.

Eben ſo offenbar ſpüre ich, daß überhaupt zur Erforſchung des Wahren eine natürliche Anlage in meinem Geiſte iſt, ohne geborgten Zierrath, ohne Glanz und Reiz für Einbildungskraft und Witz, zieht mich doch alles das mächtig an ſich **), worinn ich Fol-

*) Nicht nur nachahmet, ſondern auch die Unvollkommenheiten der Natur von jedem zum Nachahmen gewählten Gegenſtande abſondert: wodurch die Kunſt in einzelnen Gegenſtänden einen Vorzug über die Natur erhält.

**) Es iſt ein Reichthum ſolcher philoſophiſcher Ausdrücke in dieſer Schrift, welchen der beobachtende Lehrer ſeinem Schüler zu zeigen verbunden iſt.

Folgerung und Zuſammenhang erblicke, wodurch ich zu neuen Begriffen und zu neuen Verbindungen derſelben gelange. Ein natürliches, unwiderſtehliches Beſtreben nach Erkenntniß iſt ſtets in mir geſchäftig; und ich ſehe das weite Reich der Wahrheit als mein Eigenthum an, von deſſen verſchiedenen mir bequem gelegenen Gegenden ich nur durch Anſtrengung meines Nachdenkens Beſitz nehmen darf; ein Beſitz, der mich glücklicher macht, als die Könige durch Eroberungen von Welten werden können. Das iſt alſo eine ſchätzbare Sättigung meines Geiſtes, welche die Wiſſenſchaften enthalten, und das iſt zugleich ein untrügliches Gepräge, womit auch dieſes Ziel meiner Natur bezeichnet iſt.

Hier habe ich nun auf eine höchſt angenehme und ſichere Art zu thun. Wenn ich der Wahrheit nachſuche; wenn ich die Welt der Ideen durchwandere, und daher meinen Verſtand bereichere; wenn ich das Schöne der Natur und der Kunſt bemerke, und meine Seele zu einem richtigen Geſchmacke an demſelben gewöhne, ſo leiſte ich damit einem meiner wichtigſten Bedürfniſſe und geſchäftigſten Triebe eine Genüge. Ich vermehre damit augenſcheinlich die Summe der wahren Luſt in meinem Leben; und ich werde mir dabey die eigene ruhige Billigung niemals verſagen dürfen.

Das iſt alles meiner Natur gemäß; aber es iſt noch nicht genug. Ich ſehe andere Weſen um mich, und ich frage mich dabey: Sind dieſe alle um mei-

netwillen da? Haben ſie keinen andern Zweck, als mein Beſtes? Findet zwiſchen mir und ihnen kein anderes Verhältniß ſtatt, als daß ich, gleich einem Mittelpunkte, alles andere auf mich ziehen darf? Bin ich mir alles, und allen andern Weſen für ſich nichts ſchuldig? Und habe ich keinen andern natürlichen Zweck, keine andere natürliche Begierde in meiner Seele, als meinen Nutzen, meine eigene Vollkommenheit?

Tugend.

Ich gehe hiebey von neuem in mich ſelbſt, und merke ſorgfältig auf das, was ſich in verſchiedenen Fällen bey mir geäußert hat; und da entdecke ich unwiderſprechlich, daß noch etwas mehreres iſt, wohin ſich meine Seele neiget, und was für ſie gehöret. Ich habe vielfältige Triebe und Neigungen in mir wahrgenommen, die ſich lediglich auf andere Weſen und deren Beſtes beziehen, und die ich aus keiner von den vorhin erwähnten Empfindungen erklären kann. Woher kommt doch das Ergötzen an der Glückſeligkeit meiner lebendigen Nebengeſchöpfe? Woher das rührende Wohlgefallen oder Misfallen an Handlungen, die ich für gerecht oder ungerecht, für großmüthig oder niederträchtig halte? Was war das doch, was mich hinderte, die von meinem Wohlthäter mir heimlich anvertrauten Güter nach ſeinem Tode zu verſchweigen, und ſie ſeinem darbenden Bruder zu entziehen? Was erregte in mir ei-

gentlich das lebhafte Vergnügen, womit ich jenen unſchuldigen Fremdling aus der Gefahr befreyete, in welche er durch eine falſche Anklage gerathen war? Dieſes alles mag herkommen, woher es will, ſo ſehe ich doch augenſcheinlich, daß es nicht aus der Begierde nach ſinnlicher Luſt, oder nach meiner eigenen Verbeſſerung ſeinen Urſprung hat. Es muß alſo noch eine ganz andere Quelle von Neigungen in mir ſeyn, als dieſe. Und wenn das keine Phantaſey iſt, oder wenn auch dieſe Phantaſey außer meiner willkührlichen Gewalt iſt, wenn ſie nur natürlich und unveränderlich iſt; ſo muß ich nothwendig für ihre Befriedigung mit ſorgen. Dieß iſt meiner ernſthafteſten Ueberlegung werth, und wenn auch alle Vortheile und Beqnemlichkeiten einer eigennützigen Philoſophie darüber zum Opfer werden ſollten.

Ja, wahrlich, ich kann es nicht läugnen: Ich ſpüre Empfindungen in mir, dabey ich mich ſelbſt vergeſſe, die nicht mich und meinen Vortheil, in ſo fern ich es bin, und in ſo fern es mein Vortheil iſt, ſondern ganz etwas anders zum Zwecke haben; Empfindungen des Rechts und der Güte, die mein bloßer Wille nicht gemacht hat, und die auch mein bloßer Wille nicht verrichten kann, urſprüngliche und unabhängige Triebe meiner Seele zu dem, was ſich ſchickt, zu dem, was anſtändig, großmüthig und billig iſt *), zu der ſo vorzüglichen Schönheit, Uebereinſtim-

*) So löſt der Verfaſſer oft die abſtrakten Wörter in concrete Ausdrücke auf, ohne darauf ausgegangen zu ſeyn.

einſtimmung und Vollkommenheit in den Geſinnungen und Handlungen freyer verſtändiger Weſen.

Was ſollte ich ſonſt aus der Scham machen, aus dieſer beſchwerlichen und von der Furcht doch ſo weſentlich unterſchiedenen Empfindung? Was wäre die ſo oft von aller Erfahrung oder Beſorgniß eines eigenen Schadens abgeſonderte Reue? Woher käme der große Unterſchied des Unwillens bey einerley Nachtheile, der mir entweder von einem Thiere, von einem Kinde, von einem Wahnwitzigen, oder hergegen von einem ordentlichen verſtändigen Menſchen aus Vorſatz und Bosheit zugefüget wird; wenn nicht meinem Geiſte ein natürlicher Begriff von einem Anſtändigen und Schändlichen, von einem Schönen und Häßlichen in den Geſinnungen, von Recht und Unrecht eingedrücket wäre?

Vielleicht iſt dieſe natürliche Empfindung erſt von Anfang an, durch die betäubende Macht der Sinnlichkeit, die mich ſogleich in der Welt von allen Seiten umringet und beſtürmet hat, geſchwächet und unterdrücket worden. Allein, da hat mir nachher eine genauere und tiefer gehende Achtſamkeit bald gezeiget, daß dieß ein Mangel, ein wirklicher Uebelſtand in meiner Natur geweſen; derſelbe mag nun auch zur Urſache gehabt haben, was er gewollt. Und wenn ich es hergegen ſelbſt durch angenommene Fertigkeiten dahin bringe, daß ſich dieſe edlen Triebe nicht ſo ſtark mehr in meiner Seele regen, daß ſie wider die Obergewalt der andern ſinnlichen

und eigennützigen Begierden nicht mehr ſo laut reden *); ſo bin ich mir auch in ſolchem Falle gar wohl bewußt, daß es mir etwas gekoſtet hat, ehe ich ſie unter dieſes Joch gebracht. So lange ich dahin noch nicht gerathen bin, fühle ich beſtändig dieſen klaren Unterſchied meiner Begierden, daß einige bloß auf mich, andere aber auf ein allgemeines Beſtes, oder auf das, was an ſich ſchön, gut und recht iſt, abzielen; wiewohl ſie alle, die von der einen Gattung ſowohl als von der andern, das gemein haben, daß ihre Erfüllung das Vergnügen bey ſich führet.

Auf dieſe Art fällt die Vermuthung gänzlich hinweg, daß jene Triebe des Rechts und der Güte ein bloßes Vorurtheil, eine Wirkung der Erziehung bey mir ſeyn könnten. Denn wenn das möglich iſt, ſo weiß ich nicht, warum meine Begierde nach den Vergnügungen der Sinne, und nach meinem Beſten nicht gleichfalls ein Vorurtheil, eine Wirkung der Erziehung ſeyn ſollte. So gewiß, als ich verlange, etwas Anmuthiges zu fühlen, oder eines Vortheils theilhaftig zu werden; ſo gewiß verlange ich auch, es lieber ohne den Schaden eines Fremden und Unſchuldigen, als mit demſelben, zu erhalten: und das iſt in dieſem Stücke ſchon entſcheidend genug.

Hier

*) Warum ſollten wir unſere klaſſiſche Schriftſteller für Schüler und Anfänger nicht eben ſo gut mit Anmerkungen begleiten dürfen, um ſie auf die ungeſuchten Schönheiten, und Früchte eines denkenden Mannes aufmerkſam zu machen, als wir es in fremden Sprachen zu thun gewohnt ſind?

Hier finde ich eigentlich den Urſprung deſſen, was in den Handlungen edel und ſchön iſt; den wahren und großen Unterſchied des Anſtändigen und Nützlichen. Eine That kann für mich vortheilhaft ſeyn, ſie kann deswegen klug und vernünftig heißen; aber ſie kann unmöglich eine edle und ſchöne That heißen, wenn ſie nicht das Beſte anderer, oder das allgemeine Beſte zu ihrem eigentlichen Zwecke hat. Die ganze Welt hat dieſe Begriffe, und brauchet ſie auch ſo in den gemeinſten Fällen des menſchlichen Lebens.

Es iſt alſo gewiß eine Art von Neigungen, eine Quelle der Handlungen in mir, die von meiner Eigenliebe weſentlich unterſchieden iſt, und doch eben ſo weſentlich zu meiner Natur gehöret. Ich finde dieſe Quelle von ſolcher Kraft, daß ſie ſich oft über meine ganze Seele zum Meiſter macht, daß ſie alle andere Empfindungen gleichſam verſchlingt, und allein mich entweder mit Luſt oder mit Quaal erfüllet. Wenn ich bey einem Blicke auf mein Inwendiges, in meinen Empfindungen Richtigkeit, in meinen Begierden Ordnung, in meinen Handlungen Uebereinſtimmung wahrnehme; wenn ich ſehe, daß in meinem Gemüthe alles wahr iſt, daß darinn alles den weſentlichen Verhältniſſen der Dinge gemäß beſtimmet iſt; ſo erwecket dieſer Anblick eine Wolluſt in mir, die alles ſinnliche Misvergnügen überwältiget. Aber dagegen ſind die lebhafteſten Ergötzungen unfähig, mich zu befriedigen, wenn ich, durch das Anſchauen einer einheimiſchen Zerrüttung gequälet,

vergebens mir ſelbſt zu entfliehen, und unter dem dickſten Schwarme körperlicher Beluſtigungen mich vor den Verfolgungen einer innerlichen Anklage zu verſtecken ſuche *). Da ich nun dieſe meine urſprüngliche Einrichtung nicht verläugnen kann, ſo würde ich derſelben offenbar widerſprechen, wenn ich meine Abſichten auf nichts weiter, als auf mich, auf meine Luſt, und auf meinen Vortheil richten wollte.

Ich ſehe nunmehr, wohin meine Natur mich führet, meine ganze Natur, wenn ich ſie unverſtümmelt und unverfälſcht betrachte; und ich will ihr folgen, wohin ſie mich führet.

Ich will meine Luſt und meinen Nutzen ſuchen; aber ich will ſie nicht allein ſuchen, weil ich meinen ganzen Zweck und meinen wahren Werth darein nicht ſetzen kann.

Dieſer Leib, den ich an mir trage, ſoll erhalten werden: und das iſt der vernunftmäßige Zweck, worauf auch die mir eingepflanzte Begierde nach ſinnlicher Luſt abzielet. Ich bin ſelbſt ein Theil des Ganzen, und mir ſelber dabey am näheſten; ich kann niemanden ſo bald und ſo leicht, als mir ſelbſt nützen; darum kömmt mir der Trieb ſo wohl zu ſtatten, der mich beſonders veranlaſſet, auf dasjenige Acht zu haben, was ich am erſten beſorgen kann. Ich

*) Der ganze Periode hat einen fühlbaren Adel des Ausdrucks, der, wie ein Gewand, über ſonnenklare, aber doch nicht von allen Menſchen bemerkte Wahrheiten hingeworfen iſt.

Ich weiß auch, daß die Widerwärtigkeiten und Schmerzen, welche meine Sinnlichkeit angreifen, zugleich allemal mein höheres Vergnügen in einigem Grade ſchwächen; darum will ich darauf bedacht ſeyn, auch dieſer Stimme der Natur zu gehorchen, die mich jene Ungelegenheiten vermeiden heißt.

Indeſſen ſoll doch dieß beſtändig meine Hauptſache ſeyn, daß ich die höhern und edlern Triebe meiner Seele nicht unterdrücken noch übergehen möge. Dieſe Triebe, von welchen ich deutlich genug erkenne, daß ſie billig regieren müſſen.

Ich will dahin trachten, daß die Neigungen der Güte und der wohlthätigen Liebe, die mir eingepflanzet iſt, immer mehr geſtärket, und auf alle mögliche Weiſe befriediget werde. Die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts, die mich ſo angenehm rühret, ſoll unveränderlich ein Gegenſtand meiner ernſtlichen Beſtrebungen, und meine eigene Glückſeligkeit ſeyn. Wenn ich den Unſchuldigen vertheidiget, den Elenden unterſtützet, den Nothleidenden gerettet, den Menſchen überhaupt glücklich gemacht ſehe; ſo will ich mich dem Vergnügen, das ich darüber fühle, gänzlich überlaſſen, und mir dieſe Zärtlichkeit meiner Seele zu einer Ehre anrechnen, da ſie ſo tief und weſentlich in meiner Natur gegründet iſt. Wie ſollte ich wünſchen, glücklich zu ſeyn, und doch bey den Angelegenheiten dererjenigen unempfindlich bleiben, die es eben ſowohl wünſchen, als ich? Nein! es iſt ein Geſetz in mir, das es ganz anders fodert, und das muß ich hören. Ge-

rechtigkeit gegen alle Menſchen, Aufrichtigkeit in meinem ganzen Verhalten, Dankbarkeit gegen Vaterland und Wohlthäter, Großmuth gegen Feinde ſelbſt, und eine in dem weitläuftigſten Verſtande allgemeine Liebe; dieſe natürlichen und unmittelbaren Ausflüſſe einer innerlichen Richtigkeit, darinn die Geſundheit und die Zierde meines Geiſtes beſteht; dieß ſoll mein angenehmſtes und beſtändigſtes Geſchäfte ſeyn. Ich will mich gewöhnen, das Gute, das Glück, die Schönheit, die Ordnung allenthalben, wo ich ſie ſehe, mit Luſt zu ſehen. Indem ich aufs klärſte gewahr werde, wie verſchiedentlich ſich die Dinge in der Welt auf einander beziehen, und gegen einander verhalten, und in was für mannichfaltigen Verhältniſſen ich ſelbſt gegen andere Weſen ſtehe, ſo ſoll es meine unablä ßige Sorge ſeyn, daß meine Empfindungen, Neigungen und Handlungen mit dieſen Verhältniſſen aufs genaueſte übereinſtimmen mögen. Ich kann nicht machen, daß ein Menſch, der mein Wohlthäter geweſen iſt, mein Wohlthäter nicht geweſen ſey; ich kann nicht machen, daß ein Weſen, welches beſſer und vortrefflicher iſt, als ich, mir gleich, oder ſchlechter ſey. Wie widerſinnig wäre es denn nicht, wenn ich jenem meine Dankbarkeit, und dieſem meine Hochachtung verſagen wollte? Wenn ich auf ſolche Weiſe dem unveränderlichen Weſen der Dinge widerſprechen, und mich wider das alleroberſte Geſetz der Wahrheit empören wollte?

Solchergeſtalt habe ich die meiſten Regeln des Rechts und der moraliſchen Ordnung erkannt. Ich

habe erkannt, daß es nicht bey mir ſteht, die Beziehung der Dinge unter einander, aus welchen jene Regeln entſpringen, noch auch meine Empfindungen davon, zu ändern. Es iſt alſo, wenn ich mich nicht ſelbſt verdammen will, kein anderer Weg für mich, als daß ich mich ſo verhalte, wie es denſelben gemäß iſt.

Mein Werth und meine Glückſeligkeit ſoll nun darinn beſtehen, daß die oberherrſchaftlichen Ausſprüche der Wahrheit, unbetäubet durch den Tumult der Leidenſchaften und der eigennützigen Begierden, allein meine Handlungen leiten *); daß die reine Empfindung deſſen, was ſich ſchickt, meine eigentliche höchſte Verbindlichkeit ausmache; und daß ich alſo überhaupt in einem jeden Augenblicke meines Lebens das ſeyn möge, wozu meine Natur und die allgemeine Natur der Dinge mich beſtimmen.

Hiedurch wird in meiner Seele ein Gleichgewicht, eine Heiterkeit und Ruhe zuwege gebracht werden, die über die Anfälle äußerlicher Widerwärtigkeiten weit hinaus iſt. Ich bin freylich vor den beſchwerlichen Zufällen nicht ſicher, welche das menſchliche Leben ſo vielfältig begleiten: allein, ich bin dann doch vor den Quaalen der Schaam und der Reue ſicher, welche dieſe Zufälle immer am allerbeſchwerlichſten machen. Alles Böſe, was mich etwa treffen

*) Ein tiefer Gedanke durch das Colorit des Ausdruckes, und durch die Ordnung der Konſtruktion, leicht und ganz deutlich gemacht!

ſen mag, dringt höchſtens nicht weiter, als auf meinen Leib, und bringt ſeine Verwüſtungen niemals in meine Seele, ſo lange ich in einer gelaſſenen Beſchauung mich ſelbſt billigen, ſo lange ich zu mir ſelbſt ſagen kann: Ich thue das, was ich thun ſoll; ich bin das, was ich ſeyn ſoll. Dieß allein iſt eine unerſchöpfliche Quelle der Gleichmüthigkeit und des Friedens, der in ſeiner Stille mehr werth iſt, als alles Getöſe ſinnlicher Beluſtigungen. Iſt gleich das Gefühl dieſes hohen Ergötzens in mir anfangs ſchwach geweſen; ſo habe ich es doch gleich anfangs unumſtößlich recht und wahr gefunden; und je mehr ich hernach meinen Geſchmack an der Wahrheit und Ordnung geübet habe, deſto feiner iſt dieſe empfindende Fähigkeit meines Geiſtes, und deſto rührender iſt dieſe Luſt geworden. Dieſe Verfaſſung meiner Seele bringe ich mit in alle die Umſtände, worein mich mein Schickſal ſetzet; und was ich denn auch ſonſt in der Welt immer ſeyn mag, ſo bin ich doch innerlich glücklich, weil ich rechtſchaffen bin.

Dann ergießen ſich auch die Quellen des Vergnügens in der Natur, die ich vorher bereits entdeckt habe, für mich noch reichlicher. Seitdem ich angefangen habe, keine Spur der Schönheit und Regelmäßigkeit nachläßig zu übergehen, und in mir ſelbſt eine damit übereinſtimmende Regelmäßigkeit zu unterhalten, ſo finde ich ſie unendlich in allem, was ich um mich ſehe. Wie gleichgültig, wie geſchmacklos und todt ſind mir jene gekünſtelten phantaſtiſchen

Schim-

Schimmer der Ueppigkeit und der Pracht, gegen den lebendigen Glanz der wahrhaftig ſchönen Welt *)! gegen die Eindrücke der Fröhlichkeit, der Ruhe und der Bewunderung von einem Gefilde, von einem rauſchenden Bache, von dem angenehmen Schrecken der Nacht, oder von dem majeſtätiſchen Auftritte unzählbarer Welten! Selbſt die nächſten und gemeinſten Geſtaltungen **) der Natur rühren mich mit einem tauſendfachen Ergötzen, wenn ich ſie mit einer Seele empfinde, die zur Freude und zum Bewundern aufgelegt iſt, und die nicht in ſich ſelbſt, in ihrer eigenen Verkehrtheit den natürlichſten Saamen des Unmuths trägt. Dieſe meine Seele umfaſſet die ganze Natur mit einer höhern Art der Liebe, als die von den Sinnen entſpringt; darum iſt auch ihre Befriedigung nicht in dieſe engen und wandelbaren Gränzen eingeſchränkt. Ich verliere mich mit Luſt in die Erwägung dieſer allgemeinen Schönheit, davon ich ſelbſt ein nicht verunſtaltender Theil zu ſeyn trachte.

Religion.

Indem ich aber dieſen Gedanken, die mich ſo hoch führen, immer weiter folge, ſo gerathe ich auf einen Begriff, der mich zu einer noch weit erhabe-

*) Wörter voll Gedanken, aus welchen ſich der Anfänger eine Sammlung machen ſollte; und die klaſſiſchen Stellen aus Spalding, zum Muſter, dazu ſchreiben.

**) Geſtalt entſpräche hier nicht dem Begriffe. Solche Schattirungen müſſen junge Leute in Acht nehmen.

habenern Bewunderung hinreißt. — Weſen, die ſchon in ihren Einſchränkungen ſo ſchön ſind, Welten, die in ihren veränderlichen Theilen und in ihrer zufälligen Verbindung ſo viel Richtigkeit haben, ein Ganzes voll Ordnung, von dem kleinſten Staube an bis zu der unermeßlichſten Ausdehnung, voll Regelmäßigkeit in allen ſeinen Geſetzen, der Körper ſowohl als der Geiſter; ein Ganzes, das ſo mannichfaltig, und doch durch den genaueſten Zuſammenhang Eins iſt; dieß giebt mir die Vorſtellung von einem Urbilde der Vollkommenheiten, von einer urſprünglichen Schönheit, von einer erſten und allgemeinen Quelle der Ordnung. Welch ein Gedanke! — So iſt denn etwas, von dem alles, was ich bisher bewundert habe, abhänget! So iſt denn etwas, von dem alle Theile der Natur ihre Uebereinſtimmungen, ihre Verhältniſſe und ihren Reiz haben! ein Verſtand, der für das Ganze denkt, der das Ganze einrichtet und lenket! ein Geiſt, der durch ſeine unbegreiflichen Ausflüſſe allen Dingen Daſeyn, Dauer, Kräfte und Schönheit mittheilet! Hier erweitert ſich meine erſtaunte Seele bis zum Unendlichen. Mich dünkt, ich empfinde, und mit einem entzückenden Schauder, die Wirkung dieſes oberſten Geiſtes. Wahrlich, er belebt mich, er wirket in mir! Was würde ich ſeyn, ohne ihn *)? Was würde

*) Wer bemerket hier nicht den Unterſchied des Vortrags! Der Verfaſſer tritt in ſein Element, und ſpricht mit einer göttlichen Lieblichkeit, die man nur empfinden kann.

würde ich können, ich, der ich aufs klärſte weiß, daß ich einmal nicht geweſen bin, und daß ich meine Thätigkeit mir nicht gegeben habe? —

Und was ſollten ſich daher wohl bey mir für Empfindungen gegen dieſes Weſen ſchicken, in welches alle meine Begriffe von Vortrefflichkeiten zuſammen fließen? Ehrerbietung, Bewunderung und die tiefſte Anbetung iſt noch wenig genug, das Verhältniß auszudrücken, worinn ich gegen einen unendlichen Geiſt ſtehe, der zugleich mein Urheber iſt *). Weil ich ihm aber nur ſo wenig leiſten kann, ſo will ich es ihm doch auch deſto aufrichtiger leiſten. Ich will mich einer ſo ungeheuren und abſcheulichen Verrückung nicht ſchuldig machen, daß ich mit Gleichgültigkeit und Geringſchätzung an den Urſprung der Weſen und der Vollkommenheiten denken ſollte. Allenthalben, wo ich bin, da bin ich mit den Wirkungen ſeiner weiſen und allmächtigen Güte umgeben. Außer mir Geſchöpfe, die die angenehmſten Eindrücke in mich machen, und in mir Fähigkeiten, die jene mannichfaltige Annehmlichkeit ſo lebhaft empfinden können. Selbſt die ganze ſinnliche Natur liegt noch vor mir ausgebreitet, mich zu erfreuen; und meine Erhebung zu jenem ewigen Urbilde des

Schö=

kann. Die ganze Zufriedenheit der erquickendſten Abhängigkeit von Gott ſpricht aus ihm.

*) Dieſer Periode, ich geſtehe es, iſt mein Lieblingsperiode in der ganzen meiſterlichen Arbeit des groſſen Spaldings.

Schönen hindert mich nicht, auch das niedrigere Schöne der Körperwelt, gleichſam den Schatten von ihm, in dem Maaße zu genießen, als es mich an den beſſern Befriedigungen nicht hindert. Ich werde freylich nicht mit angeſtrengter Begierde an den hinreiſſenden Bewegungen der Sinnlichkeit haften müſſen; ich werde nicht daran arbeiten müſſen, die Empfindung von dieſer, vermittelſt einer vorſetzlichen Verdunkelung des vernünftigen nachdenkenden Urtheils, ſo klar und durchdringend zu machen, als ſie immer werden kann. Dieß würde mir die unvermeidliche Gefahr zuziehen, in die völlige Knechtſchaft der ſinnlichen Eindrücke zu gerathen, und alles Geſchmacks an edleren Gegenſtänden beraubt zu werden. Allein, was ich hiebey, in Vergleichung mit dem zügelloſen Wollüſtlinge an der Lebhaftigkeit und Stärke des ſinnlichen Ergötzens zu verlieren ſcheine, das wird mir überflüßig dadurch erſetzet, daß ich dann dieſes Ergötzen, durch die Verbindung deſſelben mit den moraliſchen Empfindungen, ſo viel mehr erhöhen und verfeinern kann. Zu dem Gefühl meiner gröbern Sinne kommt dann das ungleich würdigere Gefühl der Seele von Zärtlichkeit und Menſchenliebe, und inſonderheit das unendlich erhabene und erfreuliche Gefühl von dem Wohlgefallen der Gottheit hinzu. Von jeder angenehmen Bewegung, die mich einnimmt, laſſe ich bald meine Vorſtellung zu demjenigen hinauf ſteigen, der ſie mir gönnet und giebt, der die Ströme der Luſt in unzählbaren Kanälen von ſich durch das Ganze fließen läßt, und der ſelbſt

ohne Zweifel in der Höhe ſeiner Selbſtgenugſamkeit eine göttliche Luſt daran findet, wenn alles, was lebet, in reger ihm angemeſſener Freude, ſeiner beſeelenden Güte lobſinget *). Ich bin mir alſo beſtändig bewußt, daß ich unter den ſegnenden Augen dieſes allgemeinen Vaters, und in der Geſellſchaft einer unendlichen Menge lebendiger Weſen, die eben daſſelbe Meer der Wolluſt tränket, ein jedes Glück, eine jede vergnügte Stunde genieße, die mir zu Theil wird: und es gehöret mit zu der großen Kunſt, mich recht zu vergnügen, daß ich jederzeit mit allen meinen Gedanken und Empfindungen ihm, der Quelle des Guten, ſo nahe, als möglich, zu bleiben ſuche.

Dadurch wird dann auch der ſonſt ſo furchtbare Eindruck von der majeſtätiſchen Gegenwart des höchſten Geiſtes zu der ſanfteſten Beruhigung gemildert, oder vielmehr in zuverſichtliche ſüße Entzückung verwandelt. Ich erſchrecke ſonſt allerdings über meine Kleinheit in der unermeßlichen Natur, und gegen die noch unermeßlichere Gottheit. Dieſer Sonnenwirbel iſt ein Sandkorn; dieſe Erde iſt ein Staub, ein Punkt; und ich auf dieſer Erde, — was bin ich?

*) Nun ergießen ſich die ſtillen, gedankenreichen Ströme der Spaldingiſchen Beredſamkeit mit ſolcher Macht, daß die für junge Schüler nur hingeſchriebene Anmerkungen mir zu enge werden. In dieſem und in dem folgenden Kapitel iſt der Meiſter ſichtbar. Zu dieſem Style gehört mündliche Erklärung eines empfindenden Lehrers.

ich? Nur das macht mich noch zu etwas, daß ich die Ordnung empfinde, und in derſelben bis zu dem Anfange aller Ordnung hinauf ſteigen kann. Zu einer ſolchen Hoheit bin ich beſtimmt, und der will ich immer näher zu kommen ſuchen. Ich will nicht eher ſtehen bleiben, als bis ich der Schönheit bis zu ihrer erſten Quelle gefolget bin. Da ſoll denn meine Seele ruhen. Da ſoll ſie, in allen ihren Fähigkeiten befriediget, in allen ihren Trieben vergnüget, ſatt von göttlichem Lichte, und entzückt in den Verehrungen und Anbetungen der oberſten allgemeinen Vollkommenheit, alles Niedere und ſich ſelbſt vergeſſen *).

Hiebey erkenne ich denn nun auch ungezweifelt, daß dieſe alles regierende Weisheit keine andere Abſicht haben könne, als daß alle Dinge in ihrer Art und im Ganzen gut ſeyn mögen. Dahin ſind alle Geſetze eingerichtet, die ſie in dieſelben geleget hat. Dahin zielen die Bewegungen der Körper, und die urſprünglichen Triebe der verſtändigen Weſen. Die große Empfindung des Guten und Böſen, des Rechts und Unrechts, die ich in mir erkannt habe, rühret nicht weniger von demjenigen her, der ſeine mächtigen Einflüße überall ausbreitet. Es iſt alſo eine göttliche Stimme, es iſt die Stimme der ewigen Wahrheit, die dadurch in mir redet. Da ich nun einen

*) Hier vergißt man den Ausdruck, ganz erfüllt von dem Genuſſe der Gedanken, wovon man nicht ein Haar verlieren will.

einen ſo ehrwürdigen Lehrer und Geſetzgeber an meinem Gewiſſen habe, ſo bin ich zwar deswegen ſo viel mehr verbunden, auf ſeine Sprache, die ſich ohne Unterlaß in dem innerſten Grunde meiner Seele hören läßt, aufmerkſam zu ſeyn, und ihr zu gehorchen: allein, ich bin dann auch zugleich gewiß, daß die unwandelbare Redlichkeit, die ich hierinn beweiſe, der richtige Weg iſt, jenem Urbilde der Ordnung nach meiner Fähigkeit ähnlich zu werden, und ihm zu gefallen. Es iſt nichts bey mir möglich, das mir einen Werth geben kann, nichts, das mich mit der anfänglichen Einrichtung meiner Natur und mit den Abſichten der höchſten Regierung übereinſtimmig machen kann, als meine innerliche Richtigkeit. Dieſer Grund des Wohlgefallens der Gottheit iſt ſo ewig und unveränderlich, als ſie ſelbſt. Höher kann ſich denn auch meine Ehrbegierde unmöglich erheben, als wenn ich dem gefalle, von dem alles Gute herfließt; wenn der, der alles ſieht, der mit einem Blicke alle Empfindungen und Bewegungen in Millionen Welten durchſchanet *), wenn der mitten unter dieſer Menge auch mich ſieht und billiget. Nun ſind mir die Urtheile der ganzen Welt viel zu klein, als daß ich mich darum beſonders bekümmern ſollte. Läßt ſich der Beyfall anderer Menſchen, die Gewogenheit der Großen ſowohl, als die Achtung der Geringern, nicht ohne dieß auf der königlichen Straße der Wahrheit und Gerechtigkeit, die ich allein gehen

 muß,

*) Bey dieſen Zeilen bleibe ich ſtehen, und denke, was ich nur denken kann!

muß, vor mir antreffen, ſo verdienen ſie gewiß nicht, daß ich ihrenthalben einen Schritt auf Nebenwege thue. Kein Menſch, mit allem Schwulſt ſeines Gepränges und ſeines Stolzes, kann mir durch ſein Gutheißen einen Werth geben *), weil er ſelbſt keinen Werth hat, als in ſo fern er rechtſchaffen iſt, und ſich mit mir nach eben demſelbigen ewigen Regelmaaß des Rechts und der Ordnung richtet. Ich bin groß genug, wenn ich dem Regierer des Ganzen nicht mißfalle.

So wie mich aber dieß groß macht, ſo macht es mich auch ruhig. Der Geiſt, der über alles wachet, der wird auch über mich wachen. Er, deſſen Weisheit und Güte ſich überall in ſo ſichtbaren Spuren offenbaret, wird nichts geſchehen laſſen, davon das Ende ihm nicht anſtändig, und ſeinen Geſchöpfen nicht heilſam ſey. In ſeiner Hand allein ſtehen auch meine Schickſale; und wenn ich mich nicht, durch meine Abweichung von den unveränderlichen Vorſchriften des Wahren und Guten, der glückſeligen Wirkungen ſeiner Fürſorge unfähig mache; wenn der Richter, den er in mir verordnet hat, mich nicht verdammet: ſo wird nichts von dem, was mir widerwärtig deucht, mir wahrhaftig ſchaden können.

Zwar in der Welt iſt mir alles ein Räthſel. Ich ſehe die Oberflächen der Dinge, und ihre Beſchaffenhei-

*) Dank ſey Spalding für dieſe geſagte unläugbare, obgleich wenig geachtete Wahrheiten!

heiten entwiſchen meinem Auge ſowohl, als meinem Nachdenken. Vielleicht lehren mich die langwierigſten und emſigſten Unterſuchungen nichts mehr, als nur künſtlicher und nicht einmal glücklicher, muthmaſſen. Hier geht alles ins Unendliche hinein; und ſo auch die Verwaltung der Welt. Alles verwirret mich; alles macht mich ungewiß. Doch, was brauche ich mehr zu wiſſen, da ich meine Schuldigkeit und die Oberherrſchaft einer unendlichen Liebe mit einer ungezweifelten Ueberzeugung erkenne? Dieſe ſind es endlich doch nur allein werth, daß ſich alle übrige Einſichten darinn endigen. Ich will es mich deswegen auch nicht befremden laſſen, wenn ich in Umſtände gerathe, davon ich die Folgen und Entwickelungen nicht voraus ſehe. Ich will nur meinen großen Zweck nie aus dem Geſichte verlieren, und mich dann mit einer unbewegten Sicherheit den Regungen desjenigen überlaſſen, der alles nach ſeinem Willen lenket, und deſſen Wille immer gut iſt. Von ſeiner Fürſicht geleitet, werde ich mitten durch die fürchterlichſten Verwirrungen dieſes Lebens glücklich hindurch gelangen, und alle die Dunkelheiten, die mich vielleicht itzo umgeben und ſtutzig machen, werden ſich endlich einmal in Licht und Freude verwandeln *). Aber wenn wird dieſes geſchehen? Ich folge hin und wieder den Schickſalen in dieſem Leben mit meinen Beobachtungen bis ans Ende; und ich finde den Knoten nicht aufgelöſet. Erſt der Tod endiget hier die Unterdrückung der Tugend, und dort

 das

*) In welche Auen von Ideen werden wir hier geführt!

das ſtolze Glück des Laſters. Dieß widerſpricht aller meiner Erwartung, die auf die Begriffe von der Ordnung gegründet war. Können denn die unwandelbaren Regeln der Billigkeit verſtatten, daß einer Seele, die ſo iſt, wie ſie ſeyn ſoll, die natürlichen glückſeligen Folgen ihrer innerlichen Richtigkeit, die ihr ſonſt allein ſchon Belohnung genug ſeyn würden, durch eine boshafte Gewalt auf immer geraubt, geſchwächet, oder verbittert werden? Schicket es ſich, daß ein rechtſchaffenes Gemüth, welches allein glücklich zu ſeyn verdienet, das ganze Leben durch ein Raub der Bosheit, ein Spiel ungerechter Verfolgungen ſey? daß Unſchuld und Recht verdammet werde? daß die Tugend unter Hunger und Blöße und Verachtung ſeufze, und oft durch die Hand grauſamer Henker und auf den Befehl noch grauſamerer Tyrannen in Schmerzen und Foltern ihren letzten Lohn finde *)? und daß hergegen Treuloſigkeit und Mordſucht, indem ſie die Luſt und die Vortheile dieſes Lebens an ſich reißen, gar nicht inne werden, was es auf ſich habe, von dem, was ewig recht iſt, abzuweichen, und ſich wider die Geſetze der allgemeinen Regierung aufzulehnen? Ebenmaaß und Uebereinſtimmung verſchwinden hier; und mein Begriff von einer herrſchenden Ordnung verwirret ſich gänzlich.

Unſterb-

*) Und wie viele ſolcher menſchenwidrigen Auftritte zeigt uns die Geſchichte!

Unſterblichkeit.

Nein! es iſt nicht möglich, daß die Welt alſo regieret werde, da ſie einmal regieret wird. Es muß nothwendig ein beſſeres Verhältniß der Dinge da ſeyn; ſollte ich dieß auch in ſeiner völligen Klarheit außer dem Bezirk dieſes Lebens zu ſuchen haben. Es muß eine Zeit ſeyn, da ein jeder das erhält, was ihm zukömmt; da alles, was hier verrücket, und an dem unrechten Orte zu ſtehen ſcheint, ſich in ſein gehöriges Geſchick, und in die ihm gebührende Stelle hinſenket; da die allerangemeſſenſte Erſtattung in einer unendlichen Verſchiedenheit von Graden, von einem äuſſerſten Ende bis zu dem andern geſchehen, und alles in der vollkommenſten Proportion hergeſtellet werden wird *). Es iſt hier eine Art von Disharmonie, die unſtreitig ein Fehler ſeyn würde, wenn ſie ſich nicht hernach in eine vollſtändige Zuſammenſtimmung auflöſete.

Auf die Art öffnet ſich mir eine Ausſicht in die Zukunft, welche meiner bisher gleichſam eingeſchloſſenen und umwölkten Seele ſo viel mehr Luft und Freyheit giebt, mir von jenen finſtern Stellen in dem Plane, nach welchem die Welt regieret wird, eine völlige Aufklärung verſpricht, und mir den ganzen Umfang der Fürſehung ſo viel würdiger und größer

 macht.

*) Es fließt doch jeder Gedanke ſo natürlich aus dem vorigen heraus, daß man nur wenige Schriften von ſolcher Ueberlegung finden wird.

macht. Ich würde alſo getroſt noch eine entfernte Folge von Zeiten zu erwarten haben, welche die volle Ernte von der gegenwärtigen Saat ſeyn, und, vermittelſt einer allgemeinen richtigen Vergeltung, die Weisheit rechtfertigen wird, welche das Ganze verwaltet.

Die Anlagen und Anfänge einer moraliſchen Regierung ſind unläugbar da. In der ganzen Natur führet mich alles darauf, daß Rechtſchaffenheit und Glückſeligkeit zuſammen gehöret, und auch allemal zuſammen iſt, ſo oft nicht äußerliche Hinderungen dieſes ſonſt ſo weſentliche Band unterbrechen. Ein ſolcher allgemeiner Hang zur Ordnung wird einmal müſſen durchgeſetzet werden; und nur dieſer Ausgang allein hebt die Verwirrung und den Widerſpruch, der ſonſt unauflöslich bleiben würde. Wenn ich dieß Leben, als den letzten entſchiedenen Zuſtand des Menſchen betrachte, ſo kann ich in meinen Begriffen hierüber nichts mit einander reimen. So bald ich es aber, als einen Zuſtand der Erziehung, der Prüfung, und der Vorbereitung auf etwas weiteres anſehe, ſo wird mir alles helle und voll begreiflichen Zuſammenhanges. Ich kann alſo unmöglich den ordentlichen Geſetzen im Denken und Urtheilen folgen, wofern ich nicht unter den verſchiedenen Meynungen oder Phantaſeyen, die mir vorgeleget werden, mit Zuverſicht die einzige Lehre ergreiſe, die auf allen Seiten den Schwierigkeiten eine Genüge thut, und mich hinlänglich befriediget; da

herge-

hergegen ein jeder anderer Wahn mich in Irrgänge voll Dunkelheit und Schrecken ſtürzet. Auch bey mir ſelbſt ſcheint die Einrichtung gar zu offenbar zu einem fortdaurenden Leben gemacht zu ſeyn. Ich ſpüre Fähigkeiten in mir, die eines Wachsthums ins Unendliche fähig ſind. Sollte mein Vermögen, das Wahre und Gute zu erkennen und zu lieben, alsdann aufhören, wenn es erſt durch die Uebung geſchickt werden kann, ſo viel geſchwinder zu einer größern Vollkommenheit hinan zu ſteigen? Das wäre, deucht mir, zu viel Vergebliches in den Veranſtaltungen einer unendlichen Weisheit.

Bin ich aber nur verſichert, daß der große Urheber aller Dinge, welcher allemal nach den ſtrengſten Regeln, und nach den edelſten Abſichten handelt, wohl nicht Willens ſeyn kann, mich unmittelbar zu zernichten, ſo, glaube ich, darf ich keine andere Zerſtörung fürchten. Meine eigene innerliche Beſchaffenheit ſetzet mich davor in Sicherheit. Je mehr ich auf mich Acht gebe, deſto mehr finde ich, daß ich in dem allergenaueſten Verſtande Eines bin. Dieſe Glieder, die meine Werkzeuge ausmachen, das bin Ich nicht; ſie ſind, meiner deutlichen Empfindung nach, von Mir unterſchieden. Ich bin eigentlich das, was in mir Vorſtellungen hat, urtheilet, ſich entſchließt; und dieſes Ich iſt ganz gewiß nicht etwas in vielen, oder in verſchiedenen auſſer einander befindlichen Theilen beſtehendes. Ich, der ich den Eindruck von dem Lichte fühle, ich bin

eben derſelbe, der zu gleicher Zeit die Wärme von der Luft, den Geruch von der Blume, den Schall des mit mir Redenden empfindet; der dieſe Empfindungen unter ſich vergleicht, der die eine der andern vorzieht. Ich bemerke gar zu klar, daß es nicht unſer viele ſind, davon einer dieſen, der andere jenen Eindruck hat, die ſie ſich etwa einander mittheileten, und daß alſo dieß Ich keine Zuſammenſetzung von mehrern Theilen ſeyn kann. Eben dieſes wird mir auch aus der unwandelbaren Beſtändigkeit deſſen, was in mir denket, offenbar. Alles iſt ſonſt an und neben mir in einem unaufhaltbaren Fluſſe. Ob ein Theil, auch der kleinſte, von meinem Leibe und meinen Gliedmaſſen noch derſelbe iſt, als im Anfange, das kann ich nicht behaupten. Ich habe vielmehr Urſache genug, das Gegentheil zu glauben. Aber ich ſelbſt, der ich dieß denke, ich bin mir, vermittelſt der innigſten Empfindung, bewußt, daß ich, mitten unter allen dieſen gewaltigen und ſtets fortgehenden Veränderungen, immer derſelbe bin und bleibe, der ich jemals geweſen bin, ſeitdem ich mich meiner Empfindungen erinnere. Kein Strom der Zeit hat mich, mich ſelbſt, verwandelt, oder von mir etwas hinweggeriſſen. Ich werde alſo auch, bey noch ſo vielen Umkehrungen und Zerſtörungen, die ferner mit mir vorgehen mögen, immer derſelbe bleiben. Ich bin ein denkendes Weſen, und habe die Vorſtellung und Empfindung von einem mir zugehörigen ausgedehnten, beweglichen Leibe. Das iſt es eigentlich, was ich hievon weiß; und das iſt ganz

etwas anders, als daß ich ſelbſt dieſer Leib ſeyn ſollte. Ich bin Eines, wenn gleich alles andere um mich noch ſo vielfach, und folglich noch ſo wechſelnd iſt. Ich weiß freylich nicht, wie es damit im Grunde weiter bewandt ſeyn mag: allein, dagegen weiß ich auch eben ſo wenig, ob und was die äußern, theilbaren, körperlichen Dinge ſind, davon ich die Vorſtellungen habe. Wenigſtens bin ich ſelbſt mir mehr bekannt, als jenes alles, und ich kann daher mit einer vernünftigen Zuverläßigkeit aus allem dem vorigen ſchließen, daß dasjenige, was eigentlich Ich bin, nicht nothwendig der Vertilgung, die meinen Leib dahin reißet, mit unterworfen ſeyn müße.

Und nicht nur das bloße Daſeyn, ſondern auch das wirkliche Leben in der Zukunft wird mir von der innern Natur meines Geiſtes vernehmlich genug geweiſſaget. Die wahre Thätigkeit deſſelben iſt unſtreitig nicht an ſich von den Gliedmaſſen der Sinne abhänglich. Dieſe ſind gleichſam nur die Gerüſte und Hebezeuge, durch welche mir, in meiner gegenwärtigen Verhüllung, von den äußern Geſtalten und Bewegungen der Dinge die Materie zum Denken und Empfinden zugebracht wird; und die können, wenn der erforderliche Gebrauch von ihnen gemacht worden, niedergebrochen werden, ohne daß damit mir ſelbſt etwas abgehet. Ich werde vielmehr dann, anſtatt der wenigen Eingänge, wodurch ich itzo die Vorſtellungen von den Gegenſtänden außer mir empfange, von allen Seiten, ſo zu reden, den Eindrü-

cken

cken derſelben offen ſtehen, und alles an mir wird vielleicht lauter Empfindlichkeit, nur ein allgemeiner lebhafter Sinn ſeyn. Ich werde alſo, von dieſem niederdrückenden Gewichte des trägen Leibes entlaſtet, mich mit einem weit ſchnellern und mächtigern Fluge durch den weiten Umfang der möglichen Erkenntniſſe ſchwingen können. Mit einer, auch ſelbſt in der thieriſchen Welt nicht ungewohnten, Entwickelung werde ich, nach abgeſtreifter gröbern Hülſe, gleichſam eine ſo viel reinere Luft ſchöpfen, und ſo viel freyer und ungehinderter meine weſentlichen Kräfte in Uebung bringen.

Wie ſehr wird nun nicht durch dieſe große Erwartung mein Werth und meine Beſtimmung erhöhet? Ich erkenne nunmehro, daß ich zu einer ganz andern Klaſſe von Dingen gehöre, als diejenigen ſind, die vor meinen Augen entſtehen, ſich verwandeln und vergehen; und daß dieſes ſichtbare Leben bey weitem nicht den ganzen Zweck meines Daſeyns erſchöpfe. Ich bin alſo für ein anderes Leben gemacht. Die gegenwärtige Zeit iſt nur der Anfang meiner Dauer; es iſt meine erſte Kindheit, worinn ich zu der Ewigkeit erzogen werde; Tage der Zubereitung, die mich zu einem neuen und edlern Zuſtande geſchickt machen ſollen.

Aus dieſem Begriffe von meinem wahren und ganzen Leben will ich lernen, das itzige recht zu ſchätzen. Ich will nie das Verhältniß vergeſſen,

worin dieſe wenigen Tage gegen die Ewigkeit ſtehen, die ich durchzuleben habe. Die guten und böſen Begegniſſe der gegenwärtigen Welt verlieren, von dieſer Seite betrachtet, in meinen Augen alles ihr Gewicht. Anſehen, Ruhm, Macht, Siege und Kronen ſind ein kurzes Spiel der menſchlichen Eitelkeit, und ſind wenigſtens nach dem Tode nichts mehr. Sollte ich mich ſo erniedrigen, daß ich ſolches zu einem Gegenſtande meiner wahren Hochachtung machte? So klein iſt meine Seele nicht, deren Dauer und Empfindungen ſich unendlich weiter erſtrecken. Nach tauſend Jahren geben mir alle jene Dinge weder Würde noch Vergnügen mehr; und ich würde noch ſehr glücklich ſeyn, wenn ich alsdann daran ſo zufrieden und unbeſchämt, als itzo an die Zeitvertreibe meiner Kindheit, gedenken könnte.

Aber was iſt dann auch aus gleichem Grunde die Widerwärtigkeit dieſes Lebens? Soll ich über die Unbequemlichkeiten eines kurzen Weges untröſtlich ſeyn, der mich zu meinem höhern Vaterlande führet, zu jenem Reiche des Lichtes und der Wahrheit, wo mir in dem nähern Anſchauen und Genuſſe der urſprünglichen Güte, und in dem ewigen Gefühle der reineſten Freude, eine genugſame Vergütung desjenigen, was ich hier etwa gelitten habe, zu Theil werden wird?

Ich ſehe, wie viel mir darauf ankömmt, daß ich dieſen Gedanken bey mir gegenwärtig erhalte.

Ich will mich alſo gewöhnen, die Ewigkeit und das gegenwärtige Leben beſtändig als ein Ganzes zu betrachten, dieſes in allen meinen Handlungen mit jener zu verknüpfen, von einer jeden Sache immer ſo zu denken, wie ich einmal in der zukünftigen Welt, und in den letzten Augenblicken des itzigen Lebens davon werde denken müſſen, und nimmer zu vergeſſen, daß Rechtſchaffenheit und eine ordentliche Seele das einzige ſey, welches in beyden ſeinen gleichen Werth behält.

Ich hoffe, dieß wird mich nach und nach zu der Verfaſſung bringen, daß ich den Abwechſelungen und Zufällen dieſer Welt mit unbewegtem Gemüthe, ohne Furcht und Begierde, zuſehen kann. Ich werde alsdenn nicht mehr verſtatten dürfen, daß das ſcheinbare Gute und Böſe lebhaftere Eindrücke bey mir habe, als es werth iſt. Ich werde damit meinem Leben eine gewiſſe Feſtigkeit und Einförmigkeit geben, und mir ſelbſt immer gleich ſeyn. Ich werde dieſe Tage der Wanderung mit Zufriedenheit zubringen, und mit Freudigkeit endigen. Ich bin alsdann abſonderlich auch zu dieſem letztern Schritt beſtändig gefaßt. Ich werde an meinen Abtritt von dieſem Schauplatze des Lebens, als an eine Sache, gedenken, dazu ich dieſelbige Stunde aufgefodert werden kann; und ich werde bey dieſem ſonſt ſo fürchterlichen Gedanken nichts verlieren. Es iſt ohne Zweifel ein jämmerlicher Zuſtand, in welchem ſich die Menſchen befinden, denen dieſe große und unver-

unvermeidliche Veränderung nie einfällt, ohne ſie in Zittern zu ſetzen. Ich finde es meiner größten Sorge werth, mich auch über dieſes Elend zu erheben; und ich werde darüber erhaben ſeyn, wenn ich nur unverrückt der Bahn folge, die mir die ewige Wahrheit vorſchreibt. Da iſt denn meine ganze Einrichtung einmal ſo gemacht, daß alle meine Vergnügungen ſich mit der Vorſtellung vom Tode vollkommen wohl vertragen. Dieſe Vorſtellung kann meine Ruhe und Freude nimmer ſtören, da er ſelbſt, der Tod, an meiner Glückſeligkeit nichts zu zerſtören finden wird, ſondern ſie vielmehr, nach allen ihren weſentlichen Theilen nothwendig vermehren muß.

Einen ſo edlen und erwünſchten Einfluß hat dieſer große Gedanke von meiner künftigen Beſtimmung in die ganze Verfaſſung meiner Seele und meines Verhaltens. Hier bey dieſer Betrachtung findet mein Geiſt ſich in ſeinem wahren Elemente; und ich weiß keine Beſchäftigung meines Verſtandes, die mir meine urſprüngliche Würde entzückender zu fühlen giebt; die aber auch ein dieſer Würde gemäſſes Beſtreben ſtärker erwecket und belebet, als eben die Erwägung meiner Unſterblichkeit. Erwünſchte glückſelige Unſterblichkeit! Ich will alſo mein ganzes Gemüth immer mehr mit der troſtvollen alles verſüßenden Vorſtellung erfüllen, daß ich noch in einem andern Zuſtande zu leben habe, worin ich, nach der Natur der Dinge, und nach der gütigen Regie-

rung der höchſten Weisheit, nichts als Gutes erwarten darf, daß ich alſo einmal, nach einer völligen Befreyung von den Thorheiten ſowohl als den Plagen dieſes Lebens, mich auf ewig mit der Quelle der Vollkommenheiten vereinigen, die ganze Wolluſt richtiger Geſinnungen unvermiſcht und ungeſtört genießen, und alſo das große Ziel deſto mehr erreichen werde, dazu ich durch meine Natur und von meinem Urheber beſtimmet bin, nämlich rechtſchaffen, und in der Rechtſchaffenheit glückſelig zu ſeyn.

Neve putes alium ſapiente bonoque beatum.

Hor.

Johann

Johann Andreas Cramers Betrachtungen über Gott und ſeine Werke.

Die Erkenntniß Gottes die herrlichſte Erkenntniß.

Die Seele, welche glücklich ſeyn will, muß groß ſeyn; groß in ihren Wünſchen, und damit ihre Wünſche mit der Unendlichkeit ihrer Begierde nach Glückſeligkeit übereinſtimmen mögen, groß in ihren Gedanken und Erkenntniſſen. Weite Ausſichten erweitern den Geiſt, der, je enger der Kreis ſeiner Einſichten iſt, ſich auch in einem kleinern Kreiſe des Vergnügens befindet. Was die Sinne empfinden; was die Ohren hören und die Augen ſehen, kann nur ſo lange groß zu ſeyn ſcheinen, als wir nicht die Mängel und Unvollkommenheiten der Dinge erblicken, die uns in Verwunderung ſetzen. Ihr Anblick tödtet, ſo zu ſagen, die Verwunderung; das Erſtaunen ſtirbt, das Große wird klein, das Erhabene niedrig, ſo bald die Seele zur Erkenntniß deß, was größer, vollkommener und erhabener iſt, empor ſteiget. So müſſe ſie denn alle Kräfte ihrer Aufmerkſamkeit und Betrachtung allein auf den richten, deſſen Größe die Unendlichkeit iſt, und ſie müſſe nicht eher ruhen, als bis ſie ſich zu der unermeßlichen Vollkommenheit deß

aufgeſchwungen hat, der über allen Mangel und über alle Schranken erhoben iſt! Sie müſſe ihre vornehmſte Sorge ſeyn laſſen, Gott kennen zu lernen, weil nichts größers iſt, als die Gottheit!

Warum ſind die Werke Gottes ſo geſchmückt? Warum herrſcht in Allem, was wir ſehen, eine ſolche Pracht? Warum begegnen unſern Blicken überall ſo mannigfaltige und unzählbare Schönheiten, von denen jede immer einen andern und immer eine einen größern Reiz und Glanz hat, als die andere? Warum finde ich, wenn ich nur nicht muthwillig blind ſeyn will, überall neue Gegenſtände der Verwunderung, neue Veranlaſſungen zum Erſtaunen? Darum, daß es meinem Erſtaunen über den, der unausſprechlich größer, erhabener und herrlicher iſt, als alles, was er meinen Sinnen zu empfinden vergönnet hat, niemals an Nahrung fehlen möge; darum, daß ich ſagen könne: Sind die Werke ſo vollkommen: wie herrlich muß der nicht ſeyn, der ſie gemacht? Iſt die Schönheit deſſen, was er geſchaffen hat, ſo unermeßlich groß, ſo iſt der unausſprechlich größer, der die Schöpfung mit einem Gedanken umſpannt? Hat die Sonne einen Glanz, den meine Augen nicht ertragen können: ſo darf ich mich nicht verwundern, daß der, der ſie angezündet hat, in einem Lichte wohnet, worinn ihn kein Menſch geſehen hat und ſehen wird. Sollte er weniger wunderbar ſeyn, als das, was ſeine Hand gebildet hat? Je wunderbarer ſeine Werke ſind, deſto mehr muß er ſelbſt mein Erſtaunen verdienen. Wären wir fähig, ihn zu faſſen,

ſo würde er Gott, oder wir würden nicht Menſchen ſeyn. Von dieſem Gegenſtande iſt nichts wahr, als was uns in ein ewiges Erſtaunen ſetzt.

Ich ſtehe in der ſtillen Mitternacht auf, wo die Aufmerkſamkeit meines Geiſtes weder durch das Geräuſche der Eitelkeit außer mir, noch durch die Unruhe der Arbeit, der Sorge und der Leidenſchaft in mir geſtört wird, und verliere mich in dem Anblick des geſtirnten Himmels, wo nun ſtatt einer Sonne am Tage zehntauſend und noch mehr Sonnen in einer unermeßlichen Entfernung von mir angezündet ſind! Ein ruhiges, aber faſt ein allmächtiges Erſtaunen überfällt mich! Welch eine herrliche Offenbarung Gottes! Welch ein Schauplatz ſeiner Größe! Welches Auge kann ihn faſſen! Welch eine Höhe, wenn ich hinauf ſchaue! Welch eine Tiefe, worinnen ich mich ſelbſt kaum gewahr werde, wenn mein Auge aus der Höhe zurück kömmt! Kreiſe über Kreiſe von einem Umfange, den vielleicht der erſte Engel kaum ausmeſſen kann! Ohne Ende Sonnen über Sonnen, und ohne Zweifel um ſie her Welten, die größer ſind, als das Sandkorn von Erde, auf der ich wohne! Was für ungeheure Maſſen von Licht müſſen das ſeyn, daß noch ein Schimmer von ihnen bis zu meinem Auge herab dringen kann! Welch eine Ordnung und Schönheit, welch eine ſchnelle Bewegung derſelben! Welch eine Entfernung, worinnen ſich die äußerſten Grade der Höhe, der Breite und der Tiefe verlieren! Das iſt groß; unausſprechlich groß; daß iſt der Verwunderung und des Erſtaunens

würdig! Aber wie viel größer iſt der, der ſagen kann: Der Himmel iſt mein Stuhl, und die Erde meiner Füße Bank. Meine Hand hat alles gemacht, was da iſt, ſpricht der Herr. Wie viel größer der, den aller Himmel Himmel nicht faſſen können? Wie viel größer der, der höher, als der Himmel, tiefer, als der Abgrund, länger, denn die Erde, und breiter, als das Meer iſt? Wornach meſſen wir die Größe der Größten unter den Menſchen, der Könige? Nach der Größe und Pracht ihrer Werke, nach den Coloſſen ihrer Bildſäulen, nach den Steingebürgen ihrer Palläſte, nach den meilenlangen Gärten, worinnen ſie Flüſſe in Becken ſammlen, und Wolken gegen Wolken ſpritzen laſſen? Welch eine Kraft haben dieſe kleinen Werke, uns in Verwunderung zu ſetzen! Wie groß, rufen wir aus, müſſen dieſe ſeyn, die ſie aufführen! Welche Macht, welche Schätze müſſen ſie beſitzen! Mit welch einer Kraft muß denn nicht der unermeßliche Schauplatz der Natur auf unſere Verwunderung wirken! In welchem Erſtaunen müſſen wir hier verſtummen oder ausrufen: Wie unendlich groß iſt der, der ſagen kann: Der Himmel iſt mein Stuhl, und die Erde meine Fußbank.

Wo können ſich alſo meine Ausſichten mehr erweitern; wo kann ich größere Erkenntniſſe und Gedanken einſammlen, als in der Betrachtung der an Pracht und Gewalt ſo grenzenloſen Gottheit, um allen Kräften meiner Seele die Stärke zu verſchaffen, die mich zum Genuſſe unendlicher Freuden geſchickt machen?

machen? Je mehr ſich mein Geiſt auf Erden erweitert; je größer er durch die Betrachtung des Größten hier geworden iſt, deſto mehr wird er dort faſſen können. So will ich denn nun meine Aufmerkſamkeit zwiſchen Gott und der Natur theilen, aber nur, um in dieſer, als in einem Spiegel, das Bild des Weſens zu finden, das ich nicht von Angeſicht zu Angeſicht ſehen kann. Ich will die mannigfaltigen Schönheiten und Vollkommenheiten, die durch das weite Gefild der Schöpfung zerſtreuet ſind, ſammeln, und wenn mich ihre unzählbare Menge in Verwunderung ſetzt, will ich zu mir ſelbſten ſagen, daß ſie weniger gegen die Vollkommenheiten ihres Schöpfers, als ein Tropfen gegen das Weltmeer ſind! Ich will von ihren herrlichen Eigenſchaften alle Endlichkeit und Einſchränkung abſondern, um einen würdigen Begriff von allen Vollkommenheiten ihres Schöpfers zu erhalten, und wenn meine Verwunderung über ihre Herrlichkeit durch die Entdeckungen ihrer Mängel und Unvollkommenheiten vermindert worden iſt, will ich ausrufen: Iſt die Schöpfung mit allen ihren Mängeln ſo ſchön: wie groß und bewunderungswürdig iſt der, deſſen Herrlichkeit ohne Flecken, reiner als das Licht und heller als die Sonne iſt! Ich will dich erhöhen, mein Gott, du König, und deinen Namen immer und ewig loben. Ich will dich täglich loben, und deinen Namen immer und ewig rühmen. Ich will reden von deiner herrlichen ſchönen Pracht und von deinen Wundern, daß man deine große Güte rühme und deine Herrlichkeit erzähle. Mein Mund

ſoll des Herrn Lob ſagen, und alles Fleiſch lobe ſeinen Namen immer und ewiglich!

Die Glückſeligkeit derer, die Gott zu kennen ſuchen.

Wie hoch ſollten wir nicht die Glückſeligkeit ſchätzen, daß wir fähig ſind, Gott zu erkennen und zu lieben; daß wir durch die ganze Einrichtung unſerer Natur gleichſam genöthiget werden, uns nicht, gleich den Thieren, blos auf den Genuß des kurzen ſinnlichen Vergnügens einzuſchränken; daß es, je länger es genoſſen wird, immer mehr von ſeinem Reize verliert; daß wir, je mehr ſich unſere höhere Kräfte entwickeln und ausbilden, immer unzufriedener werden müſſen, je weiter wir uns von dem Beſitze des Beſten und Vollkommenſten entfernt ſehen! Es iſt die erhabenſte Beſchäftigung des Menſchen, Gott zu erkennen, aber was noch mehr iſt, auch die ſeligſte. Je näher wir dadurch unſrer wahren Würde kommen, deſto näher kommen wir auch durch ſeine Erkenntniß unſrer einzigen wahren Wohlfahrt. Wenn ſchon die Wahrheiten, welche uns mit endlichen und eingeſchränkten Dingen bekannt machen, eine faſt unbeſchreibliche Anmuth für unſern Geiſt haben: können denn wohl diejenigen weniger gewähren, welche das Weſen der Weſen, die Quelle und den Urſprung alles deſſen angehen, was unſre Aufmerkſamkeit und Betrachtung an ſich zieht?

Dieß

Dieß ſind Wahrheiten, die uns nur ſo lange nicht rühren; ſo lange wir mehr Thiere, als Menſchen ſind; ſo lange die Vernunft ihre Stimme vergebens erhebt, weil ſie von der Sinnlichkeit übertäubt wird; ſo lange wir das Auge, den Geſchmack, das Ohr, und die körperliche Empfindung für die einzigen Wegweiſer zum Vergnügen halten, ob ſie uns gleich zu keinen andern Freuden führen, als zu ſolchen, die eben ſo geſchwind verwelken, als ſie aufblühen.

Wo wir Vollkommenheiten finden, finden wir Freude. Blos ihr Anblick iſt genug, die Seele aufzuheitern; man fängt das Gute ſchon an zu genieſſen, wenn man es nur kennt. Woher käme der angenehme Eindruck, welchen die Erzählungen von den großen Eigenſchaften und Tugenden längſtverſtorbener Menſchen auf uns machen, bey denen wir auf keine perſönlichen Vortheile und Wohlthaten rechnen können? Es iſt ſchon genug, zu wiſſen, daß etwas ſchön und herrlich ſey, um ſich darüber zu freuen. Unzählbare Schönheiten können nicht einmal anders genoſſen werden, als durch Vorſtellung derſelben: ihre Erkenntniß iſt auch Genuß. Wie kann ich den nächtlichen Himmel in ſeiner Pracht; wie kann ich die meiſten Schönheiten der Natur, wie kann ich die Ordnung, die Uebereinſtimmung und Kunſt in allen ihren Werken anders genießen, als daß ich ſie betrachte! Welche Glückſeligkeit muß es denn nicht ſeyn, den Vollkommenſten auch nur zu erkennen!

Die Freude iſt die natürliche Frucht des Vollkommenen, und es giebt keine andere Quelle unſres Verdruſſes, als den Mangel deſſelben. Was uns angenehm ſeyn ſoll, muß uns wenigſtens vortrefflich zu ſeyn ſcheinen; mit dem Scheine deſſelben verſchwindet auch ſeine Anmuth. Die Gränzen von der Güte und Schönheit eines Gegenſtandes ſind die wahren Gränzen unſers Vergnügens darüber. Nur darum, weil wir dieſe Gränzen nicht immer ſehen, oder ſie verkennen, legen wir tauſend kleinen und eiteln Vergnügungen einen höhern Werth bey, als ſie haben. Je mehr wir an einem uns angenehmen Gegenſtande Vollkommenheiten entdecken; je vortrefflicher er nicht allein wegen der Menge, ſondern auch wegen des hohen Grades ſeiner Vorzüge iſt, eine deſto größere und lebhaftere Freude wird er uns verurſachen, wenn wir ſie kennen! Was für ein Strom von Entzücken muß ſich denn nicht in unſre freudenbegierigen Seelen ergießen, wenn wir das Weſen kennen, welches die ewig unerſchöpfliche Fülle aller Vollkommenheit und Schönheit iſt? Oder wird man vielleicht aus der Quelle ſelbſt ſeinen Durſt nach Vollkommenheit und Freude löſchen können, wenn man ſich ſchon in einem kleinen davon abgeleiteten Bache erquicken kann? Aber Gott kennen, heißt freylich nicht einige Wahrheiten von ihm in ſeiner Kindheit mit Mühe und Verdruß ins Gedächtniß verwahret haben, ohne zu verſtehen, welche Schätze man beſitze, ohne über ſein majeſtätiſches Weſen, über ſeine unendlichen Eigenſchaften und den deutlichen Abdruck

derſelben in ſeinen Werken nachzudenken, ohne ſeine Vorſtellungen von ihm zu der Deutlichkeit, Richtigkeit, Gewißheit und Lebhaftigkeit zu bringen, die ſie haben ſollen. Ein Vergnügen, das vornämlich den Verſtand angeht, kann nicht ohne den gehörigen Gebrauch deſſelben genoſſen werden; noch vielweniger kann die Erkenntniß des höchſten und beſten Weſens die Seele aufheitern, wenn ſie ſich ſelbſt ohne Aufhören dieſem glanzreichen, wohlthätigen und begeiſternden Lichte entzieht.

Wir freuen uns über einen weiſen und mächtigen Mann, und unſre Freude iſt um ſo viel lebhafter, je edler der Gebrauch ſeiner Macht iſt, und je mehr wir Beweiſe ſeines ausnehmenden Verſtandes in ſeinen Werken entdecken, ſelbſt wenn wir in keiner ſolchen Verbindung mit ihm ſtehen, daß wir von dem weiſen und edlen Gebrauche ſeiner Macht einigen Nutzen für uns erwarten könnten. Unſere Seele iſt ſo gebildet, daß ſie eine Macht, die Vollkommenheit hervorbringt oder befördert, und eine Weisheit, die nützliche Entwürfe macht und glücklich ausführt, in allen ihren Unternehmungen nach vortrefflichen Abſichten und Regeln handelt, mit Freuden bewundern wird. In welchem Widerſpruche mit ihrer eigenen Sehnſucht nach Vergnügen und mit ihrer ganzen Beſtimmung müßte ſie nicht ſtehen, wenn ſie gegen die Vorſtellungen der vollkommenſten Macht und den Anblick einer Weisheit, gegen welche die Klugheit aller Erſchaffenen in ein unmerkliches Nichts verſchwindet, unempfindlich bleiben; wenn ſie nicht da-

durch zum Gefühle der lebhafteſten Freude erhoben werden könnte?

Jedoch alles, was vollkommen und ſchön iſt, verurſachet uns um ſo vielmehr Vergnügen, je mehr es zu unſrer eignen Vollkommenheit beyträgt. Wenn es ſeine wohlthätigen Wirkungen bis auf mich erſtrecket, ſo ſehe ich es nicht als ein Gut an, ſondern als mein Gut. Ich preiſe ein jedes Volk glücklich, welches einen weiſen und gütigen Beherrſcher hat. Ich kann mich darüber freuen, wenn ich auch nicht zu ſeinen Unterthanen gehöre. Aber wenn er mein Beherrſcher iſt; wenn ich die Früchte ſeiner vortrefflichen Anſtalten genieße; wenn ich mich als ein Augenmerk ſeiner väterlichen Sorgfalt betrachten kann: wenn ich durch ſeine Geſetze und Unternehmungen glücklich werde, wie viel größer iſt nicht meine Freude? Wie viel mehr wird mich nicht alles rühren, was ich von ihm höre und ſehe? O wie ſelig bin ich denn nicht, daß ich Gott kenne! Er, das Urbild aller Vollkommenheit und Schönheit, die immer überfließende Quelle alles Guten, er iſt mein Gott! Er iſt nicht ein Weſen, das mich etwa nichts weiter angeht, als daß mir der Anblick ſeiner Herrlichkeit vergönnet iſt; er iſt ein Gut, das mein Gut, meine Ehre und die immer wirkſame Urſache meiner Freude und Glückſeligkeit iſt; er iſt mein Gott. Wenn irgend eine Traurigkeit meine Seele überfällt, und ich überwältige die Empfindung derſelben nicht; wenn ich mich beklage, daß ich keine Freude habe, weil dieſe oder jene Wünſche meines Herzens nicht befrie-

diget werden: Bin ich zu bedauren? Habe ich es nicht mir zuzuſchreiben, daß meine Seele finſter iſt? Wenn ſich auch die ganze Welt in eine freudenleere Einöde für mich verwandelte; wenn für mich der Himmel keine Pracht, die Sonne kein Licht, die Natur keine Güter hätte! Gäbe es darum kein Vergnügen für mich? Stehet mir nicht immer die reichſte Quelle deſſelben offen? Kenne ich Gott nicht, und iſt nicht Gott, das vollkommenſte, beſte und herrlichſte Weſen, mein Gott?

Hochachtung, Ehrerbietung, Bewunderung, Liebe, Zärtlichkeit, Vertrauen und Hoffnung ſind die angenehmſten Bewegungen, welcher ein vernünftiges Weſen fähig iſt. Das Vergnügen, welches ſie der Seele geben, iſt zwar von einer ruhigern und ſanftern Art, als das Vergnügen der Sinne: aber wenn es nicht, wie dieſes, berauſcht, ſo verſchwindet es auch nicht ſo ſchnell, wie die Trunkenheit deſſelben; es iſt nur edler und dauerhafter, weil es geiſtiger iſt. Ein Gemüth kann nicht elend ſeyn, welches ſich von dieſen Empfindungen begeiſtert fühlt, wenn nur der Gegenſtand derſelben Vorzüge genug hat, ſie zu erwecken und zu unterhalten. Muß darüber nicht der Verſtand entſcheiden? Kann ich etwas achten, bewundern und lieben, ohne es zu kennen? So bald ich ſeine Vorzüge einſehe, ſo bald empfinde ich Achtung und Liebe gegen daſſelbe, und alles Vergnügen, welches aus dieſen Bewegungen des Gemüths entſpringt. Ich werde mich alſo gewiß freuen, wenn ich an Gott denke, und mich mit

der

der Betrachtung ſeiner Vortrefflichkeit beſchäftige. Ich werde mich unausſprechlich freuen, weil ich unausſprechliche Vorzüge an ihm entdecken werde. Ich werde zu der äußerſten Hochachtung, zur höchſten Bewunderung, zur feurigſten Liebe, zur innigſten Zärtlichkeit gereizt werden. Ihre Empfindungen werden alle andere Empfindungen verdunkeln; ich werde ganz mit Vertrauen und Zuverſicht erfüllt ſeyn; meine Seele wird ſich zu den erhabenſten und größten Hoffnungen erweitern. Kann ein Menſch ſich in einem glücklichern Zuſtande befinden? Kann er nichts mehr wünſchen, als ſo glücklich zu ſeyn, ſo kann es auch keine ſeligere Beſchäftigung geben, als die Erkenntniß Gottes.

Wie unruhig iſt ein gutgearteter Menſch, wenn er einem Unbekannten große Wohlthaten ſchuldig iſt! Wie unvollkommen iſt die Freude über das Gute, das er ihm zu danken hat! Wie brennt er vor Verlangen, ihn kennen zu lernen! Wie groß iſt ſein Entzücken nicht, wenn er ihn endlich ausgeforſcht hat! Das Vergnügen über Wohlthaten kann groß ſeyn, wenn große Bedürfniſſe dadurch befriedigt werden; aber größer wird bey einem jeden Gemüthe, das edler Empfindungen fähig iſt, die Freude über die Wohlthäter selbſt ſeyn. O Gott, welche Seligkeit iſts, dich zu erkennen! Wie viel fehlte dem Vergnügen über deine Geſchenke, wenn ihm das Entzücken über den Geber fehlte!

O wie ſelig bin ich, daß ich den Einzigen kenne, der alle Vollkommenheiten beſitzt, und unter

ihnen

ihnen nicht einen Vorzug, deſſen Kenntniß mir nicht unausſprechliche Freude gewährt! Weil ich Gott kenne, ſo weis ich, daß ich kein Werk eines unweiſen und blinden Zufalls bin. Ich weis, daß ich mein Daſeyn, meine ganze Natur, alle ihre Kräfte, alle meine Fähigkeiten einer unendlichen Güte zu danken habe; daß meine Beſtimmung keine andere, als die Beſtimmung glücklich zu ſeyn, und immer glücklicher zu werden ſey; daß das beſte Weſen mich nicht zum Elende erſchaffen haben könne. Weil ich Gott kenne, ſo weis ich, daß die weiſeſte und gütigſte Vorſehung alles regiert; daß ich zwar kaum den Anfang ihrer Werke verſtehe, aber doch ſchon deutlich genug einſehe, daß, wenn der Anfang deſſelben ſo herrlich iſt, der Fortgang deſſelben noch herrlicher ſeyn müſſe. Weil ich Gott kenne, ſo weis ich, daß er, wie David ſagt, überall ſeine Hand über mich hält. Wer kann mir ſchaden, wenn er mir nicht ſchaden will? Der Herr iſt mein Licht und mein Heil, für wem ſollte ich mich fürchten? Der Herr iſt meines Lebens Kraft, für wem ſollte mir grauen? Was kann ich nicht von dem Beſten erwarten? Was kann ich nicht von dem Unendlichen hoffen? Giebt es wohl noch angenehmere Gedanken, Vorſtellungen, die mehr Kraft hätten, als ſie, die Seele zu beglücken? Und entſpringen ſie nicht aus der Erkenntniß meines Gottes?

Keine Freude iſt göttlicher, als die aus ſeiner Erkenntniß entſpringt; denn keine iſt der Seligkeit, die er ſelbſt empfindet, ähnlicher, als ſie. Woraus

entſprin-

entſpringet ſeine Seligkeit, als aus dem vollkommnen Bewußtſeyn, das er ewig von ſeinen majeſtätiſchen und unendlichen Vollkommenheiten hat; daß er nichts will, und nichts thun kann, als was ihnen und der Hoheit ſeines Weſens anſtändig iſt; daß niemand, als er ſelbſt, ſein unendliches Wohlgefallen verdient? Darum iſt er vollkommen; darum iſt er ewig ſelig. Ich nehme alſo Theil an ſeiner Seligkeit, wenn ich ihn kennen lerne; ungeachtet meiner Endlichkeit und Einſchränkung genieße ich eine göttliche Freude, und je vollkommener meine Erkenntniß meines Gottes wird, deſto ſeliger muß ich werden; **denn bey ihm iſt die lebendige Quelle, und in ſeinem Lichte ſehen wir das Licht.**

Heißt deswegen nicht die Erkenntniß Gottes in ſeinem Worte das ewige Leben? Verſichert es nicht der, der die Wahrheit ſelbſt iſt: **Das iſt das ewige Leben, daß ſie dich, der du allein wahrer Gott biſt, und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum erkennen.** Was iſt das ewige Leben, als die ewige Seligkeit? Wenn ich ihn nicht kenne, was für wahre Freude kann ich denn hier hoffen und dort genießen? Der Mangel ſeiner Erkenntniß iſt der ewige Tod; wenn ich ſie entbehre, ſo entbehre ich den Himmel. Wenn ich ſie verliere, ſo verliere ich ein Leben voll immer dauernder Freuden. Die Erkenntniß Gottes hier im Spiegel ſeiner Werke iſt der Anfang, und die Erkenntniß dort von Angeſicht zu Angeſicht iſt die Vollendung unſrer Seligkeit: **Das iſt, Vater, das ewige Leben, daß wir dich,**

der du allein wahrer Gott biſt, und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum erkennen.

Ueber die Abſichten in der lebloſen Körperwelt.

Wo Verhältniß und Uebereinſtimmung iſt; wo wir in der Verbindung und Folge der Dinge nebeneinander eine ſolche Anordnung entdecken, nach welcher die Beſchaffenheit des einen immer durch das andere, um eines gewiſſen Nutzens willen, beſtimmt und eingeſchränkt wird: da erkennen wir Endzwecke, und Endzwecke laſſen ſich ohne ein verſtändiges Weſen nicht denken. Wir erkennen aus dem Gebrauche eines Kunſtſtückes ſeine Abſicht, und aus der Abſicht den Künſtler. In einem Gebäude erblicken wir eine Verbindung mannichfaltiger Theile miteinander. Es ſind Oeffnungen darinnen, damit das Licht hineindringen möge; dieſe Oeffnungen ſind mit einer durchſichtigen Materie verſchloſſen, damit der Einfluß der Luft zurück gehalten werde; wir ſehen Treppen angelegt, um von den untern Zimmern in die obere Abtheilungen des Gebäudes zu kommen; dieſe Treppen beſtehen aus Stufen von einer gewiſſen beſtimmten Höhe, damit man auf denſelben ohne Ermüdung hinaufſteigen könne. Alle Zimmer ſind von einander abgeſondert, und doch können wir vermöge ihrer Einrichtung aus einem in das andere kommen; jedes hat ſeine eigene Anordnung und Beſchaffenheit nach

dem

dem Gebrauche, dazu es beſtimmt iſt. Der Gebrauch eines jeden war die Abſicht und zugleich die Regel, nach der es angelegt wurde. Dieſe Abſicht, die ſehr mannigfaltig und zuſammengeſetzt ſeyn kann, iſt der Mittelpunkt, worauf ſich alles in dem ganzen Gebäude bezieht. Wir ſehen in verſchiednen Zimmern an der Decke Leuchter aufgehängt, und wenn es Nacht wird, Lichter darauf angezündet, und wir ſagen, es geſchehe darum, daß die Zimmer erleuchtet werden mögen. Das ganze Gebäude iſt ſo eingerichtet, daß ein Hausvater mit ſeiner Familie vergnügt darinnen wohnen, im Sommer ſich darinnen vor der Hitze und im Winter vor der Kälte verwahren, und ſeine verſchiednen Geſchäfte mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit, wo er will, verrichten kann. Dieſen Nutzen des Gebäudes nennen wir die Abſicht deſſelben, und nach der Beſchaffenheit dieſer Abſicht und ihrer Ausführung beurtheilen wir den Baumeiſter. Ein Menſch würde für wahnwitzig erklärt werden, wenn er uns überreden wollte, entweder dieß Gebäude wäre von ohngefähr entſtanden; die Steine, aus denen es zuſammengefügt iſt, die Balken, die Säulen, die ſo ordentlich mit einander verbunden ſind, hätten ſich durch eine innere Nothwendigkeit ihres Weſens getrieben, oder verſammelt, durch einen blinden Zufall mit einander vereinigt, ein ſo regelmäßiges Gebäude aufzuführen; oder es wäre zwar von einem Baumeiſter aufgeführet worden, aber er hätte bey der Erbauung deſſelben gar nicht die Abſicht gehabt, es zu einer bequemen, geſunden und anmuhigen Wohnung ein=

einzurichten; er hätte nach gar keiner Regel, nach keinem Entwurfe und Riſſe gearbeitet; er hätte gerade zur Zeit des Baues in einem hitzigen Fieber gelegen, wo er ſeiner Sinne und ſeiner Vernunft beraubt, zu gar keiner Ueberlegung fähig geweſen wäre. Auf dieſe Weiſe wäre das Gebäude fertig geworden, würdig eines großen und ſehr verſtändigen Baumeiſters, bequem zur Wohnung, zum Nutzen und Vergnügen eines Hausvaters mit ſeiner Familie, ohne daß der, der es aufführte, ein einzigsmal daran gedachte hätte, es zu dieſer Arbeit geſchickt zu machen.

Was iſt die ganze Welt, wenn wir die Menſchen, die Thiere und Thierpflanzen, worinnen auch Seelen, obgleich Seelen von der niedrigſten und unvollkommenſten Art zu wohnen ſcheinen, davon abſondern, als ein großes, bequemes, ſchönes, angenehmes und prächtiges Gebäude für unzählbare Gattungen unzählbarer und lebendiger Geſchöpfe? Wie die Häuſer nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern um ihrer Bewohner willen da ſind, ſo verhält es ſich auch mit dem ganzen Weltgebäude, das keine eigne innere Vollkommenheit hat, ſich nicht auf ſich ſelbſt bezieht, nicht um ſeinetwillen, ſondern theils um der Lebendigen willen da iſt, theils zur Entdeckung und Verherrlichung der unendlichen Eigenſchaften ihres Urhebers für diejenigen dient, welche ſeiner Erkenntniß fähig ſind. Wer kann läugnen, daß alles darinnen nach Abſichten und Endzwecken geordnet und eingerichtet iſt. Iſt das Licht der Sonne nicht darum in eine ſo ungeheure flammende Kugel zuſammen geſammelt,

melt, damit ſie alle Gegenden der Welt erleuchten, erwärmen und beleben könnte! Richtet ſich nicht ihr beſtimmter Abſtand von der Erde nach den verſchiedenen Abſichten, die wirklich dadurch erreicht werden? Warum hat ſie dieſe und keine andere Größe, als damit jedes Geſchöpf durch ſie erquickt, und der Erdboden mit einer angenehmen und fruchtbaren Wärme durchdrungen werden möchte? Wäre ſie in einem gleichen Abſtande von uns größer: ſo würde die Glut ihrer gewaltigen Flammen alles verzehren; wäre ſie in eben derſelben Entfernung von der Erde kleiner: ſo würden alle Lebendigen vor Kälte erſtarren; alle Brunnen, Flüſſe und Seeen würden zu einem ewigen Eiſe gefrieren, und ein immerwährender Winter würde die Natur aller Schönheit, Pracht und Fruchtbarkeit berauben. Eben dieſe Wirkungen würden erfolgen, wenn zwar die Größe der Sonne unverändert bliebe, ihre Entfernung aber verändert würde. Dieſe Größe, dieſen Abſtand hat ſie nun ſeit Jahrtauſenden; ſie iſt weder größer noch kleiner geworden, und wenn es gleich wahrſcheinlich iſt, daß ſie ſeit der Zeit ihres Daſeyns verſchiedene Veränderungen erlitten hat, ſo haben ſie doch in ihrem Verhältniſſe gegen die Erde und den darinnen gegründeten wohlthätigen Wirkungen derſelben nichts verändert. Sie hat ſich nicht von uns entfernt; ſie iſt uns auch in einem ſo langen Zeitraume, als die Zeit ihres Daſeyns begreift, nicht ſo viel näher gekommen, daß wir von ihrer Annäherung gefährliche Folgen zu fürchten hätten. Noch wird es nach einerley Geſetzen Tag und Nacht; noch wird die

Erde

Erde nach einerley Regeln um ſie her bewegt; noch nimmer hat ſie die Laufbahn verlaſſen, in welcher ſie dieſem majeſtätiſchen Geſtirne, dieſer Quelle des Lichts, der Wärme, der Fruchtbarkeit und des Lebens bald näher iſt, bald weiter von ihm abſteht, und ſtufenweiſe eine Jahrszeit nach der andern hervorbringt, damit ſie überall von Lebendigen bewohnt werden könne. Wer ſieht nicht in dieſer wundervollen Einrichtung vielerley wichtige Abſichten vereinigt, die alle in einem allgemeinen letzten Endzwecke, in der Erhaltung und Wohlfahrt aller Lebendigen, als in ihrem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte zuſammen treffen? Wer kann nicht aus dieſem einzigen Endzwecke vollkommen begreifen, warum die Sonne in ihrem Abſtande von der Erde weder größer noch kleiner iſt; warum ſie eben dieſen Abſtand von uns einnimmt, und keinen andern; warum ſich ihr die Erde bis auf einen gewiſſen Punkt nähert, ohne einen Schritt weit über ihn hinaus zu ſchweifen; warum ſie, wenn dieſer Punkt erreicht iſt, gleich wieder zurück kehrt, damit ihre verſchiedene Theile mit ihren Bewohnern zu allen Zeiten gleichartige Veränderungen erfahren mögen? Erkläret nicht dieſer einzige Endzweck den regelmäßigen Aufgang und Untergang der Sonne, wodurch der Arbeit und Ruhe der Lebendigen ihre beſtimmten Zeiten angewieſen werden? Weder der Sonne noch der Erde kann etwas daran gelegen ſeyn, daß ſie ſo und nicht anders beſchaffen ſind, als ſie ſind, da ſie kein Leben, kein Bewußtſeyn, keine Empfindung von Luſt und Schmerz haben. Sie verlöhren und gewönnen nicht,

wenn ihre Beſchaffenheit und Geſtalt und Einrichtung ganz anders wäre. Wären ſie anders geſtaltet, größer, kleiner, näher bey einander oder entfernter von einander; beobachteten ſie in ihren Bewegungen und Veränderungen keine beſtimmten Regeln und Geſetze; ſo verlöhren ſie vielleicht alle ihre Schönheit, allen Nutzen, den ſie nur haben; aber nicht für ſich, weil ſie keines Gefühls ihrer Vollkommenheiten fähig ſind, ſondern bloß für die Lebendigen. Was iſt denn klärer und unläugbarer, als daß ſie bloß in Abſicht auf die Lebendigen das ſind, was ſie ſind?

Unſtreitig iſt der menſchliche Verſtand viel zu eingeſchränkt, als daß er alle Abſichten der Natur ergründen könnte. Allein wie viele muß ich nicht entdecken, wenn ich nur ſehen, wenn ich nur einige Aufmerkſamkeit brauchen will. Ich kenne die Natur des Lichtes nicht. Iſt es ein flüßiges Weſen, welches uns und die ganze Erde umſtrömt, und um von uns empfunden zu werden, nur durch die Sonne oder andere flammende Körper erſchüttert werden darf? Oder iſt es das Feuer ſelbſt, das uns durch den Ausfluß ſeiner unendlich feinen Theile in einer gewiſſen Entfernung von uns mit einem ſanften Schimmer erleuchtet, wie es uns in einem kleinen Abſtande verbrennen würde, wenn ſeine Theile dichter bey einander wären, und deswegen mit einer größern Heftigkeit wirkten? Alles das weis ich nicht. Aber warum hat es eine ſo unbegreifliche Geſchwindigkeit und Beweglichkeit auf allen Seiten, als daß unzählbare Gegenſtände auf einmal unzählbaren Au-

gen

gen ſichtbar werden möchten? Iſt der Flug ſeiner Stralen nicht darum ſo ſchnell, damit wir in Geſchwindigkeit auch die allerentfernteſten Körper wahrnehmen können? Warum ſind die Theile deſſelben ſo unendlich fein, als in der Abſicht, auch in den unausſprechlich kleinen Augen die Bilder der Dinge ſichtbar zu machen, die ſie ſehen müſſen, um ihre Beſtimmung zu erfüllen? Warum ſind ſie nicht dichter beyſammen, ſondern ſo ſehr auseinander zerſtreuet, als in der Abſicht, um uns weder durch ihren Glanz zu verblenden, noch durch ihre mächtige Hitze zu beleidigen? Warum brechen ſie ſich auf eine ſo mannigfaltige Weiſe, als in der Abſicht, uns die verſchiednen Gegenſtände des Geſichts richtig von einander unterſcheiden zu laſſen? Warum beſtehet jeder Stral des Lichts aus verſchiedenen Farben, als darum, daß die nach der verſchiedenen Bildung ihrer Theile das Licht auf eine verſchiedene Weiſe auf unſer Auge zurückwerfen, und uns mit verſchiednen Farben geſchmückt erſcheinen mögen? Wie viele Abſichten, die ſich alle in der Wohlfahrt und dem Vergnügen der Lebendigen vereinigen, beziehen ſich alle darauf, als auf einen letzten Endzweck? Was wäre uns das Leben nütze, wie viele Quellen von Freuden würden uns verſiegen; wie klein und enge würde der Kreis unſrer Geſchäfte und Verrichtungen ſeyn, wenn wir in beſtändiger Nacht und Finſterniß ſitzen müßten?

Die Luft iſt uns ſo unentbehrlich, als das Licht! Wer kann ſo blind ſeyn, und die Abſichten dieſes

Elements verkennen? Warum iſt dieſe feine alles durchdringende Materie ſo durchſichtig, als daß ſie zum freyen und ungehinderten Durchgange der Lichtſtralen, auch von den entfernteſten Geſtirnen, geſchickt ſeyn möchte? Wie nöthig iſt ſie zum Leben und Odemholen aller Lebendigen; wie nöthig zur Bewegung aller fliegenden und ſchwimmenden Thiere; wie nöthig zur Ausbreitung des Schalles, zum Gleichgewichte der Erde gegen die übrigen Weltkörper, zur Erzeugung des Thaues, des Regens und der Winde; wie nöthig die Erde fruchtbar zu machen, das Wachsthum der Pflanzen zu befördern, und die aufſteigenden faulenden und giftigen Dünſte durch ihre Erſchütterung zu zerſtreuen! Wie unzählbar ſind die Vortheile, welche beſonders das menſchliche Geſchlecht der Luft und dem Winde ſchuldig iſt, und wir könnten in dieſem mannigfaltigen Nutzen die Abſicht dieſer feinen, flüßigen, durchſichtigen Materie verkennen, die ſo leicht iſt, und doch durch die Art ihrer Schwere und ihres Druckes ſo viele ungeheure Körper in einer beſtändigen Verbindung erhält?

Der Nutzen des Waſſers iſt weder geringer, noch unentbehrlicher. Niemand kann läugnen, daß es nach gewiſſen und weiſen Regeln des Gleichgewichtes zum Vortheile aller Lebendigen auf dem ganzen Erdboden vertheilt ſey. Ein Meer hält das Gleichgewicht gegen das andere, und jedes iſt ſo reich, daß es überall Ausdünſtungen genug giebt, die Wolken anzufüllen, gegen Norden die Kälte der Luft, und gegen Süden die Hitze derſelben zu mildern,

überall

überall das Erdreich mit dem nöthigen Thaue oder Regen zu erquicken, die Fruchtbarkeit deſſelben zu vermehren, und aus ſeinem unerſchöpflichen Schatze die Quellen, Bäche und Flüſſe mit friſchem Waſſer reichlich zu verſorgen. In der Mitte der Erde, unter der Linie iſt die größte Sammlung von Waſſer, als gegen Norden, und in welcher Abſicht? Offenbar darum, weil wegen des geraden Falles der Sonnenſtralen die Erde in Gefahr wäre, von ihren Flammen entzündet zu werden, wenn nicht dadurch ihre Kraft geſchwächt würde. Auch gegen den Nordpol zu iſt mehr Waſſer als Land, damit durch die Ausdünſtungen deſſelben die Heftigkeit der Kälte vermindert werde, und die Erde auch bewohnbar bleiben möchte. So hat das Meer gegen Süden mehr Salz, als gegen Norden, und in welcher Abſicht? Offenbar darum, weil es gegen Süden mehr in Gefahr iſt, in Fäulniß zu gerathen, als gegen Norden. Wie vielerley Abſichten, die alle in dem Beſten der Lebendigen gegründet ſind.

Wer kann die Weisheit und Kunſt genug bewundern, die überall aus der Anlage und Einrichtung des ganzen Erdbodens hervorleuchtet! Die Geſtalt derſelben iſt beynahe der Figur einer Kugel gleich. In welcher Abſicht? Damit ſie überall von Lebendigen bewohnt werden könnte. Dieſe Abſicht könnte nicht erreicht werden, wenn ſie nicht überall Wärme und Licht genug hätten; wenn nicht überall das Waſſer auf eine leichte und hinlängliche Weiſe vertheilt werden könnte; wenn die Winde gehindert würden,

überall die zuträglichſte Bewegung für die Erde zu haben. Könnte wohl zur Erhaltung aller dieſer Endzwecke eine Figur bequemer ſeyn, als diejenige, die ſie hat? Wärme und Licht, dieſe beyden großen Vortheile aller Geſchöpfe werden dadurch auf der ganzen Erde gleich vertheilt, und ohne dieſe Bildung derſelben würde der bewundernswürdige Wechſel von Tag und Nacht, von kalter und heißer, trockner und naſſer Witterung unmöglich ſeyn. Wäre ſie viereckigt, cylindriſch, würfelförmig, oder von einer andern eckigten Figur, ſo würde ein Theil der Erde, und zwar der größte, ganz von Waſſer überſchwemmet, und der andere ganz trocken ſeyn; einigen Gegenden würde alle heilſame Erſchütterung des Windes fehlen, und in andern würde durch einen ewigen Sturm alles verwüſtet werden. Betrachten wir die Beſchaffenheit der ungeheuren Maſſe, aus welcher dieſe ſchöne, reiche und prächtige Wohnung aller Lebendigen erbaut iſt: welche Urſachen zur Bewunderung der vollkommenſten Weisheit! Wäre ſie weicher und ſchwammigter, als ſie iſt: ſo würden ſie darauf verſinken. Wäre ſie feſter, härter und undurchdringlicher: wie könnte ſie bearbeitet werden, und ſo mannigfaltige Kräuter, Wurzeln, Pflanzen und Bäume erzeugen und ernähren! Der Erdboden beſteht aus verſchiedenen ordentlich liegenden Strichen und Gängen verſchiedener Mineralien, Metalle und Erdarten. Wem können die mannigfaltigen Vortheile unbekannt ſeyn, die beſonders die Menſchen dadurch erhalten? Woher empfiengen die Lebendi-

bendigen das ſüße Waſſer, deſſen ſie zum Leben, zur Erquickung und Wohlfahrt ſo ſehr bedürfen, wenn es nicht durch die Lagen von Sand, die wir tief in der Erde entdecken, geläutert, und, ſo zu ſagen, filtrirt würde? Wir ſehen auf der Oberfläche derſelben eine bewundernswürdige Abwechslung von Ebnen, Thälern, Hügeln und Bergen! Wie ſichtbar ſind die Endzwecke derſelben! Wenn der Erdboden überall eine gleiche und glatte Ebne wäre: wie viel würde er von ſeiner Anmuth und Schönheit verlieren? Wie viel geſünder iſt er nicht bey dieſer Abwechslung von Bergen und Thälern; wie viel bequemer zur Wohnung von vielerley Arten von Lebendigen; wie viel geſchickter vielerley Arten von Pflanzen und Gewächſen zu erzeugen! Gäbe es keine Berge, ſo würden weniger Menſchen und Thiere auf der Erde wohnen können; wir würden weniger Pflanzen, Kräuter und Bäume, wir würden keine Mineralien und Metalle haben; es würde uns an Quellen und Flüſſen gebrechen; und was könnte die aufſteigenden Dünſte verhindern, ſich zu zerſtreuen, und gegen Mitternacht und Mittag zu verfliegen; was könnte ſie zuſammen halten und verdicken, wenn es nicht die hohen ſpitzigen Gebürge thäten, die von Morgen gegen Abend laufen, und ſich durch ſo große und weitläuftige Länder erſtrecken? Wer muß nicht geſtehen, daß die ganze Anlage, Figur, innere und äußere Beſchaffenheit der Erde nach den weiſeſten Geſetzen veranſtaltet und eingerichtet ſey, und zwar nach Geſetzen, welche ſich alle auf die Luſt und Glückſeligkeit

der Menſchen beziehen? Kann man ſich wohl eine größere Thorheit denken, als die Einbildung, daß alles das von ungefähr ſo ſey, wie es iſt? Es gehört bey den Menſchen Verſtand und Scharfſinnigkeit dazu, in die Abſichten der Natur einzudringen; und das ewige nothwendige Weſen, von dem alles iſt, ſollte eine blinde unverſtändige Urſache ſeyn, die ihre Thätigkeit ohne Abſicht, ohne Regel und Entwurf geäußert hätte! Kann man ſich eine größere Thorheit denken, als eine ſolche allen Sinnen und aller Erfahrung ſo ſehr widerſprechende Einbildung?

Entweder die erſte, nothwendige, ewige nnd ſelbſtſtändige Urſache aller Dinge iſt ein verſtändiges Weſen, welches nach Abſichten und Regeln in allen ſeinen Handlungen verfährt, oder wir müßten wider unſre Sinne und Erfahrungen, wider die ganze innerliche Einrichtung unſers Verſtandes annehmen, daß alle einzelne Dinge und Elemente, aus denen die Welt beſteht, Verſtand hätten, ſich ihrer ſelbſt bewußt wären, und mit Ueberlegung und Wahl wirkten. Die Sonne müßte beſchloßen haben, keine andere Bewegung, Lage und Figur, und Beſchaffenheit zu haben, als diejenige, welche mit den Wirkungen und Abſichten übereinkömmt, die dadurch erreicht werden. Eben dieſes müßte von dem Lichte, der Luft, dem Feuer, dem Waſſer, dem ganzen Erdboden und allen ſeinen verſchiedenen Theilen behauptet werden. Man müßte noch mehr annehmen, und glauben, alle dieſe körperlichen Dinge kennten einander, hätten ſich mit einander verabredet, eins um des andern willen ſo

zu

zu ſeyn, als jedes iſt, und zwar nicht um ihres eignen Vortheils und Nutzens willen, weil ſie keiner Empfindung von Vergnügen, Luſt und Glückſeligkeit fähig ſind, ſondern bloß zum Beſten ihrer lebendigen Bewohner. Man müßte glauben, ſie hätten beſchloſſen, hätten ſich mit einander verſtanden, ſo zu ſeyn, ohne zu wiſſen, daß es jemals Lebendige geben würde; diejenigen, deren Anfang wir kennen, hätten, ehe ſie waren, den Verſtand und Vorſatz gehabt, wenn ſie nun entſtünden, eben ſo beſchaffen zu ſeyn, als die ihnen ähnlichen Dinge vor ihnen waren, und eben ſo, wie ſie, mit dem Beſten der Lebendigen zu harmoniren, und die allgemeine Uebereinſtimmung zu erhalten. Tauſend ſolche Ungereimtheiten und Widerſprüche müßte der Unglückliche glauben, der ſo unſinnig ſeyn, und keine erſte, nothwendige, ewige und verſtändige Urſache aller Dinge verehren und anbeten wollte. Er müßte annehmen, daß alles, was wir kennen, einen Anfang, keinen innern nothwendigen Grund ſeines Daſeyns und ſeiner Beſchaffenheit habe, leblos, ohne Bewußtſeyn und Empfindung, blind, unverſtändig und unfähig zu einer Wahl und Ueberlegung ſey, und dennoch auch in ſeinen Eigenſchaften und Kräften und ihren geſammten Wirkungen und Veränderungen, Verſtand, Ueberlegung, Wahl und Klugheit äußere. Wenn ein Menſch im Ernſte ſo verkehrt denken könnte: wie zerrüttet müßte nicht ſein Verſtand ſeyn, welch ein Chaos verwirrter, grundloſer und ſich ſelbſt widerſprechender Vorſtellungen und Gedanken?

Nein,

Nein, das ewige Weſen, welches alle Dinge erſchaffen hat, iſt verſtändig, und wer kann mit ſeiner Vorſtellung die Höhe ſeiner Weisheit erreichen? Welch ein Schauplatz der ſchönſten Harmonie und Ordnung ſind nicht alle ſeine Werke, und welch ein weitläuftiger und unermeßlicher Schauplatz! Die Anzahl der von einander verſchiednen Körper iſt ſo unausſprechlich; jeder hat ſein Eignes: jeder ſeine beſondere Kräfte, die oft wider die Kräfte des andern zu ſtreiten ſcheinen. Die Luft hat andere Wirkungen; das Feuer hat andere Wirkungen; das Waſſer hat andere Wirkungen; ein Körper iſt leicht, ein anderer ſchwer; einer hat dieſe, ein anderer eine andere Wirkung; alle durchkreuzen einander, ohne einander zu verwirren. Jedes Geſtirne beſchreibt in dem unermeßlichen Raume des Himmels einen andern Kreis. Und dennoch iſt im Ganzen keine Unordnung; die Sonne ſetzt ihren Lauf ungehindert und frey fort, und eben ſo frey ſind die andern Welten in ihrer Bewegung. Es ſind, ſo zu ſagen, unzählbare und unausſprechlich von einander verſchiedne Räder, und jedes greift in das andere: überall iſt die herrlichſte Eintracht, und je mehr wir von dem Werke Gottes einſehen, deſto größer wird unſre Vorſtellung und Ueberzeugung von dieſer Uebereinſtimmung und Eintracht, die eben daraus entſpringt, daß immer jede Abſicht ein Mittel zur Erreichung einer andern werden muß, und bey allem Reichthume der Schöpfung doch überall das Geſetz der vollkommenſten Sparſamkeit beobachtet wird. Wer kann alles dieſes über-

denken,

denken, ohne auszurufen: O welch eine Tiefe beyde der Erkenntniß und Weisheit Gottes!

Ueber die Abſichten in dem Pflanzenreiche.

Wie groß iſt der Reichthum von Beweiſen in der ganzen Natur, daß das erſte, nothwendige, ewige und ſelbſtſtändige Weſen, welches alle Dinge hervorgebracht hat, einen unendlichen Verſtand beſitzen müſſe! Wenn ich bloß das Reich der Pflanzen betrachte: wie viele Urſachen finde ich da, ſeine unbegreifliche und gränzenloſe Weisheit zu bewundern! Ich mag über die Erzeugung derſelben, über ihren Wachsthum, über ihre Einrichtung und die Beſchaffenheit ihrer Theile, über ihre Erhaltung und Fortpflanzung, oder ihren mannigfaltigen Nutzen für die Menſchen und Thiere nachdenken; überall entdecke ich Abſicht; überall die vortrefflichſten Regeln nnd Geſetze für dieſes weitläuftige und ſo ſehr bevölkerte Reich!

Wenn wir von den Pflanzen auch nichts anders wüßten, als was jedes noch ſo ungeübte Auge bemerken kann, nur dieß einzige, daß ein Saamenkorn, wenn es in die Erde, dieſen ſo fruchtbaren Schooß der Natur ausgeſäet iſt, erſt eine Wurzel in den Boden ſenke, dann einen Stamm aufwärts in die Luft treibe, welcher Knoſpen, Zweige, Blätter, Blumen und Früchte trägt, worinnen Saamen zu neuen Pflanzen enthalten ſind, damit die Gewächſe einer

einer jeden Art verewiget werden möge: kann man denn, ohne die äußerſte Unvernunft, dieſe beſtändige Folge des Saamens auf die Pflanzen, und der Pflanzen auf den Saamen, die nun ſo lange gedauert hat, mit allen dazu erforderlichen Werkzeugen einem bloßen Zufalle zuſchreiben? Erde, Regen, Luft und Wärme ſind zur Erzeugung derſelben unentbehrlich; aber würde wohl, wie unentbehrlich ſie auch ihnen ſind, eine einzige Pflanze zur Wirklichkeit kommen, wenn es keinen Saamen gäbe?

Sobald der Saame in der Erde die nöthige Feuchtigkeit empfangen hat, ſehen wir ihn aufſchwellen; die äußere Haut, welche Wurzel, Stamm und Blätter verbirgt, zerreißt; die Wurzel bricht hervor, gräbt ſich in die Erde, und bereitet die nöthige Nahrung für den Stamm, der ſich aus der Erde herauf arbeitet, ſeine Blätter auseinander breitet, die erſt weiß ſind, dann gelb und endlich mit einem lieblichen Grün gefärbt werden. In jeder Pflanze erblicken wir mannigfaltige Röhren und Canäle, die in einem Kreislaufe den ihr nöthigen Saft durch alle Zweige, Knoſpen, Blätter und Blumen vertheilen, bis aus dieſen, nach einer vorhergegangenen Befruchtung, Früchte hervorwachſen, reifen und in ſich den Saft zu andern Pflanzen gleicher Art enthalten. Was für Ordnung, was für Weisheit und Kunſt in allen dieſen Veränderungen! Wer braucht ein tiefſinniger Naturforſcher und mit den verborgenen Geheimniſſen der Schöpfung bekannt zu ſeyn, um ſie zu ſehen und zu empfinden?

Wenn

Wenn ich bloß die Saat von Korn betrachte, die zur Nahrung meines Lebens ſo nöthig iſt, welche Wunder von Weisheit erblicke ich nicht! Sobald die Hülſen, die den Keim umſchließen, zerriſſen ſind, und dieſer Wurzeln geſchlagen hat, ſo wagt ſich die Saat erſt als ein ſchwaches Fäſerlein aus der Erde hervor, und iſt doch gleich gegen alle Witterung gehärtet, ſo zart ſie auch noch iſt. Dann wächſt ſie nach und nach zu einem knotigten Halme, und erfriſcht mit ihrer Farbe das Auge des Menſchen. Aus dieſem ſteigt die Frucht noch in Blätter, wie in Scheiden eingehüllt, bis ſie ſtark genug iſt, ſich ganz hervor zu drängen, aber mit Spitzen, als mit einem Wall zur Sicherheit vor den Vögeln verwahrt. Iſt hier nicht Abſicht? Iſt hier nicht Ordnung, Verhältniß und Regel? Offenbaret ſich hier nicht unendlicher Verſtand? O daß ich doch keinen beſchatteten Baum, keine wallende Saat, keine blumenvolle Wieſe, keinen prächtigen Wald ſehen, keine Blumen brechen, in keinen Garten treten möchte, ohne zu bedenken, daß es Gott, ein Weſen von einem unerforſchlich großen Verſtande iſt, durch den der Baum kühlenden Schatten wirft; Gott, durch den die Blumen ſolche ſüße Gerüche aushauchen; Gott, durch den Wälder und Wieſen, Berge und Thäler mit einem ſo anmuthigen Grün bekleidet werden; Gott, durch den Wein, Oel und Moſt aus der Erde wächſt, das Herz des Menſchen zu erfreuen, ohne auszurufen: Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet!

Welche offenbare weiſe Abſicht bloß in der Wahl der Farbe, womit alle Pflanzen geſchmücket ſind! Wären alle Felder weiß oder roth gefärbt: wer könnte den Glanz davon ertragen, und in die Länge aushalten! Wäre die allgemeine Farbe dunkler und finſtrer: welch ein trauriger Anblick würde nicht die ganze Natur für uns ſeyn! Welch ein Mittel zwiſchen allen Farben iſt nicht das erfriſchende Grün! Welch eine Verwandſchaft hat es nicht mit der Bildung unſrer Augen, die es nie ermüdet und allezeit erquickt! Und doch iſt gleichwohl in dieſer einzigen Farbe eine ſolche bewundernswürdige Mannigfaltigkeit, indem nicht ein einziges Gewächs in ſeinem Grün ſo licht oder ſo dunkel iſt, als das andere. Iſt hier nicht Ordnung? Iſt hier nicht Regel? Iſt hier kein Entwurf, keine Wahl aus Abſicht?

Die Mannigfaltigkeit der Pflanzen geht beynahe ins Unendliche. Wer kann die Summe aller ihrer Geſchlechter und Arten genau berechnen! Und jede Gattung iſt in ihrer Geſtalt und Bildung, in den Theilen, woraus ſie beſteht, in dem Gewebe ihrer Blätter, in der Art ihrer Lage, wie ſie ſich falten und ausbreiten, wie ſie ſich in die Höhe heben, oder zur Erde ſenken, ſo ſehr von einander verſchieden! Aber welch eine Regelmäßigkeit in allen; welch ein richtiges Verhältniß in dem Baue und Gewebe einer jeden, wie viel Gleichförmigkeit und Uebereinſtimmung in der Mannigfaltigkeit und welche unnachahmliche Schönheiten in allen! Iſt hier nicht Regel? Iſt hier kein Entwurf, keine Wahl aus Abſicht?

Wer

Wer kann ſich über die weiſen Anſtalten zur Erhaltung und Fortpflanzung der Gewächſe und Pflanzen aller Art genug verwundern? Wie ſicher ſind in denen, welche den Sommer und Winter über in der Luft erhaben ſtehen, ihre künftigen Blätter, Zweige, Blüthen und Früchte in den Knoſpen verwahrt! Mit welchen feſten Häuten und Schaalen umgeben und bedeckt! Wie ziehen ſich nicht einige zuſammen, wenn ſie von einem Thiere berühret werden; wie ſchließen ſich nicht andere, beſonders im Anfange der Blüthe, und krümmen ihre Blumen und Blätter, und was ihnen ſonſt zum Schutze dient, zuſammen, wenn es kühl wird, oder wenn es regnet, oder ſich andere Zufälle ereignen, welche dem zarten Saamen nachtheilig ſeyn könnten? Einige haben Haken an ihren Zweigen; und zu welchem Ende? Offenbar darum, daß ſie ſich an andern Pflanzen anhalten können, um ihren ſchwachen Körper zu unterſtützen, oder ſich an ihnen in die Höhe zu winden. Andere ſchwitzen einen natürlichen Leim von ſich, und zu welchem andern Ende, als ſich an dieſem und jenem Körper anzuheften, nicht allein ſich zu erhalten, ſondern auch die ihnen nöthige Nahrung aus demſelben zu ſaugen! Was iſt mannigfaltiger und zugleich kunſtvoller, als die Art, wie der Saame aller Gewächſe ausgeſtreuet, und von einem Orte zum andern gebracht wird! Einiger Saame iſt mit leichten Faſern oder Haaren, als mit Flügeln verſehen, damit er von dem Winde fortgetragen werden kann; eine andere Art liegt in beſondern mit Springfedern verſehnen Gehäuſen, da-

mit ſie durch ihre Schnellkraft ihn in der gehörigen Weite zerſtreuen mögen, wenn ſie aus einander ſpringen, ſobald ſie ein lebendiges Geſchöpf berührt, oder ſobald ſie ausdorren, oder angefeuchtet werden; mancher reizt auch die Vögel durch ſeinen angenehmen Geſchmack oder Geruch, oder nährende Kraft, daß ſie ihn verſchlucken, hin und her tragen, ihn durch die Wärme ihrer Eingeweide fruchtbar machen, und ihn dann fallen laſſen, daß er aufgehen, blühen und neuen Saamen tragen könne. Kann dieß alles das Werk einer blinden und unverſtändigen Urſache ſeyn? Iſt hier nicht Regel? Iſt hier kein Entwurf, keine Wahl aus Abſicht?

O welch undankbare und verabſcheuungswürdige Geſchöpfe müßten wir ſeyn, wenn wir die göttliche Abſicht, uns wohl thun, in dem mannigfaltigen Nutzen der Kräuter und aller Arten von Gewächſen und Früchten nicht erkennen wollten! Wie viele köſtliche, geſunde und nahrhafte Speiſen werden nicht daraus bereitet! Wie viele dienen nicht zu unſrer Kleidung! Wie viele gebrauchen wir zu unſern Wohnungen; wie viele, um uns die nöthigen Geräthe und tauſend Bequemlichkeiten zu verſchaffen! Wie viele ſind offenbar zur Erleichterung und Linderung unſrer Schmerzen, zur Heilung der hartnäckigſten und gefährlichſten Krankheiten beſtimmt! Zu welchem Ende iſt die peruvianiſche Rinde erſchaffen, als daß ſie wider gewiſſe Fieber eine in ihrer wohlthätigen Wirkung unfehlbare, wider andere Krankheiten aber eine ſehr nützliche und heilſame Arzney ſoll? Wie viele Abſichten wer-

den

den nicht oft durch eine Art von Pflanzen erreicht! Wer weis nicht dieſes von den Bäumen! Was iſt nach den glaubwürdigſten Erzählungen mannigfaltiger, als der Nutzen der amerikaniſchen Aloe, die ganz zu Zäunen dient, und die Stelle des Holzes vertritt; deren Stengel Balken zu Hütten, deren Blätter eine ſichere Bedeckung derſelben abgeben; aus deren Fäden eben ſo gute Tücher, Schuhe und Kleider verfertigt werden können, als aus dem Lein, dem Hanfe oder der Baumwolle?

Jedoch die mannigfaltigen Gewächſe, welche den Erdboden bedecken, dienen nicht allein den Menſchen, ſondern verſchaffen auch den Thieren einen mannigfaltigen Nutzen. Hängt nicht hauptſächlich von ihrem Genuſſe die Erhaltung ihres Lebens ab? Iſt nicht eben darum des Graſes auf der Erde am meiſten? Giebt es nicht deswegen für alle Arten von Thieren auch gewiſſe beſondere Grasarten? Iſt dieß ohne Abſicht und Wahl möglich?

Iſt es nicht augenſcheinlich, daß die häufigſten Kräuter und Gewächſe diejenigen ſind, welche Menſchen und Thieren die nützlichſten und unentbehrlichſten ſind, und ihm die meiſten Vortheile gewähren; nicht augenſcheinlich, daß dieſe auch am leichteſten erhalten, ausgebreitet und vermehrt werden können? Wie unläugbar iſt dieſes von der Fruchtbarkeit des Kornes, das zur Nahrung des Menſchen und der Bevölkerung des Erdkreiſes ſo dienlich iſt! Iſt dieſes ohne Abſicht und Wahl möglich? Dieß ſind alles keine tiefen Einſichten in die Natur; zu dieſen Be-

trachtungen gehört keine gelehrte und weitläuftige Erkenntniß der Schöpfung; ſie beſtehen aus Anmerkungen, die oft gemacht worden ſind, und keines ſo noch ſchwachen Verſtandes Fähigkeit überſtiegen, die aber nicht oft genug erneuert werden können.

Von den Abſichten
im Thierreiche.

Frage doch das Vieh, das wird dich es lehren, und die Vögel unter dem Himmel, die werden dirs ſagen, oder rede mit der Erde, die wird es dich lehren, und die Fiſche im Meer werden dir es erzählen. Wer weis ſolches nicht, daß des Herrn Hand das alles gemacht hat; daß in ſeiner Hand iſt die Seele alles deß, das da lebt, und der Geiſt alles Fleiſches eines jeglichen? Welch eine Schule des Verſtandes und der Weisheit! Wie viele Lehrer in dem weitläuftigen Reiche der Thiere, welche alle beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, uns würdige und erhabne Begriffe von der unendlichen Erkenntniß und Kunſt ihres Schöpfers und Erhalters beyzubringen! Wer kann auf ihren Unterricht aufmerkſam ſeyn, ohne durch unzählbare Beweiſe überzeugt zu werden, daß Gott ſeine beyden großen Abſichten von der wundervollen Einrichtung der lebloſen körperlichen Welt, theils die Offenbarung und Verherrlichung ſeiner unendlichen Vollkommenheiten, theils die Luſt und Wohlfahrt ſeiner zahl-

loſen Lebendigen durch unzählbare vortreffliche und über allen Tadel ſich erhebende Mittel vollkommen erreich thabe? Wer iſt ſo blind, oder ſo fühllos, daß er dieſes nicht aus der allen Begriff überſteigenden Mannigfaltigkeit der lebendigen Geſchöpfe, aus ihren Geſtalten, Bildungen und Sinnen, die nach ihren verſchiednen Bedürfniſſen, und der einer jeden Art eignen Luſt und Wohlfahrt eingerichtet ſind, aus den in dieſer Abſicht ihnen anerſchaffnen Trieben und Fertigkeiten, aus ihrer Nahrung, Bewegung, Erhaltung und Fortpflanzung mit der vollkommenſten Ueberzeugung erkennen könnte, wenn er auch in der Wiſſenſchaft der Natur noch ſo ſehr ein Fremdling iſt, nnd nur bloß ſeine Augen brauchen will?

Die Menge, Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit der Lebendigen muß nothwendig einen jeden, der einiges Nachdenkens fähig iſt, in das äußerſte Erſtaunen ſetzen, und ihm von dem Verſtande ihres herrlichen Urhebers einen ſehr großen und erhabnen Begriff verſchaffen. Noch kennen wir gewiß nur wenig Arten der Thiere, welche unſern Erdboden bevölkern, und doch rechnen fleißige Beobachter der Natur bloß von bekannten Thieren über hundert und fünfzig Gattungen, ohne die beſondern Arten und Familien derſelben mitzuzählen, von den Vögeln über fünfhundert Gattungen, von den Fiſchen eben ſo viele, von den Schaalthieren über dreytauſend, von den Inſekten aber, die noch geſehen worden ſind, über zwanzigtauſend Gattungen. Jede Gattung hat ſo viele beſondere Arten und Familien unter ſich, daß ihre

Zahl nicht berechnet werden kann; jede iſt an einzelnen Thieren, die eine mehr, die andere weniger zahlreich und fruchtbar. Welche ungeheure Summen machen ſie nicht aus! Wem ſchwindeln nicht die Gedanken bey ihrer Vorſtellung! Wie iſt eine jede Art stuffenweiſe immer vollkommner, als die andre, ſo daß ſie alle von dem kleinſten Wurme an bis zu dem Menſchen herauf, durch unzählbare Ordnungen, die ſich ſchwer von einander unterſcheiden laſſen, zwar in gewiſſen Werkzeugen und Eigenſchaften alle einander ähnlich, aber doch ſelbſt in dem ähnlichen nach eines jeden Thieres Art unendlich von einander unterſchieden ſind! Und doch entſteht in dieſer unzählbaren Menge und Mannigfaltigkeit der Lebendigen niemals die geringſte Verwirrung. Jede Art bleibt ewig von der andern unterſchieden; jede bleibt mit der andern immer in einem gewiſſen feſtgeſetzten Verhältniſſe; keine iſt noch durch einen ſchädlichen Ueberfluß der andern verdrungen und aufgerieben worden, ſondern ſie dauren alle in gebührender Menge, Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit fort. Es wimmelt alles im Waſſer, in der Luft, auf der Erde und unter der Erde von Lebendigen, von denen jede Gattung und Art nach ihrem eignen Entwurfe gebaut iſt, jede nach beſondern Regeln genährt, gekleidet, vertheidigt, erhalten und fortgepflazt wird. O wie unendlich muß der Verſtand ſeyn, der alles dieſes erfunden, und durch die Macht ſeines Willens zur Wirklichkeit gebracht hat!

Die Mannigfaltigkeit der Thierarten in Abſicht auf den Bau und die Bildung ihres Körpers geht für unſern Verſtand ins Unendliche, und vieler Menſchen Lebensalter würde, wenn ſie auch gar keine andere Beſchäfftigung hätten, doch nicht zureichen, bloß die Figuren, die ihre organiſchen Körper haben, anzumerken und zu beſchreiben. Wie vielerley ſind nicht die Geſtalten der gehenden, hüpfenden, ſpringenden, fliegenden und kriechenden Thiere! Wie vielerley die Geſtalten bloß der Fiſche in den Flüſſen, Seen und Meeren! Bey aller Aehnlichkeit, die ſie in dem Baue ihrer Leiber mit einander gemein haben, iſt doch die Verſchiedenheit derſelben von einander in der Form, in der Beſchaffenheit, Menge und Lage ihrer ſinnlichen Werkzeuge und Gliedmaßen, und in den Bewegungen und Verrichtungen, zu denen ſie geſchickt ſind, unbegreiflich. Wie aber auch die Figur ihres Körpers beſchaffen ſeyn mag, ſo iſt doch zwiſchen derſelben und der Anordnung aller ſeiner Theile, nach ihrer beſondern Beſchaffenheit, und nach ihrer eignen Beſtimmung das vollkommenſte Ebenmaaß beobachtet, ſo daß an einem jeden Thiere ohne den Verluſt ſeines Lebens, ſeiner Luſt und Wohlfahrt kein Sinn, kein Gliedmaß und Theil anders geordnet ſeyn könnte. Wie ſehr ſind nicht die Thiere, die mit den Sinnen des Auges, des Gehörs, des Geruches und Geſchmackes begabt ſind, durch die Einrichtung, Bildung und Lage derſelben von einander unterſchieden! Und was leuchtet nicht allein daraus für ein unendlicher Verſtand hervor! Ob-

gleich alle Augen einander in der Figur darinnen gleichen, daß ſie rund ſind, ſo iſt doch in der Rundung derſelben eine ſehr große Mannigfaltigkeit wahrzunehmen. Ihre Stellung im Kopfe, wo ſie dem Gehirne, als dem empfindlichſten Theile jedes organiſchen Körpers, am nächſten, auch am ſicherſten ſind, iſt nach dem Gebrauche und der Nothdurft der Thiere unendlich von einander unterſchieden. Bey den Menſchen und einigen andern Lebendigen iſt die Lage ſo, daß das Auge gerade vor ſich hinſehen, und faſt einen halben Zirkel vor ſich erreichen kann. Die Augen der Vögel hingegen ſind ſo angelegt, daß ſie beynahe einen ganzen Zirkel überſehen, um deſto leichter ihre Speiſe und die Gefahr, die ihnen drohet, entdecken zu können. Bey einigen ſtehen ſie ſo, daß ſie leicht hinter ſich zurück, und auf beyden Seiten ſehen. Sie können ſich bey unzählbaren Lebendigen, vermöge der Beweglichkeit des Kopfs aufwärts, niederwärts, vorwärts und rückwärts bewegen, um allenthalben die Geſichtsſtrahlen leicht und deutlich aufzufaſſen. Fehlet ja einigen die Beweglichkeit der Augen oder des Kopfs, ſo iſt dieſer Mangel der Augen durch ihre Menge oder auf eine andere Weiſe erſetzt. So haben die Spinnen vier, ſechs und acht Augen, alle an der Stirne, vorn am Kopfe, welcher rund iſt, und keinen Hals hat, alle hell und durchſichtig, wie ein Armband mit Diamanten beſetzt; um die Fliegen, von deren Raube ſie ſich nähren ſollen, überall, und ſchnell, ohne einige Bewegung des Kopfs wahrzunehmen. Welch eine noch größre Verſchieden=

ſchiedenheit würden wir nicht zwiſchen den Thieren, bloß in Abſicht auf dieſen einzigen Sinn bemerken, wenn wir die innre Bildung derſelben und ihren Gebrauch genug kennten, da ſchon jedem Menſchen bey einer geringen Aufmerkſamkeit ſo viel davon bekannt werden kann, daß immer ein Thier beſſer im Hellen, ein anders beſſer im Dunkeln, einige ſchärfer am Tage, andre ſchärfer in der Nacht ſehen können. Eben ſo verhält es ſich mit dem Sinne des Gehörs. Das Ohr des Menſchen ſchickt ſich am beſten für eine aufgerichtete Geſtalt. Bey den Vögeln hat es eine Bildung, die zum Fliegen am bequemſten iſt; nicht hervorragend, ſondern dicht anliegend und verdeckt, damit ſie beſſer durch die Luft hindurchdringen können. Eben ſo richtet ſich bey den vierfüßigen Thieren die Figur des Ohres nach ihrer beſondern und eigenen Beſtimmung. Bey einigen iſt es groß, aufgerichtet und offen, daß ſie die geringſte annähernde Gefahr gleich vernehmen können; bey andern iſt es verdeckt, als bey Thieren, die unter der Erde leben; es iſt kurz, und liegt tief, damit nichts Schädliches hinein kommen möge. Welch eine bewundernswürdige Weisheit! Welch eine Erfindung und Kunſt, die aus der Bildung aller dieſer Thiere hervorleuchtet!

Wer kann über die mannigfaltigen angebohrnen Triebe und Fertigkeiten der Thiere zur Bewegung, zur Nahrung ihrer ſelbſt, zur Sorge für die Nahrung ihrer Brut, zum Schlafe im Winter, zur Sammlung des Vorraths auf den Winter, zur Wanderung,

zur Vertheidigung gegen Verfolgung, zur Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geſchlechtes genug bewundern; Fertigkeiten, welche ſie nicht aus vergangenen Erfahrungen, noch aus Beyſpielen, Nachahmung, Unterricht und Uebung haben? Es müßte einer gar nichts von der Natur der Thiere wiſſen, oder ſeine Augen und ſeinen Verſtand verläugnen, wenn er in ihren Künſten, die ihnen erblich ſind, keinen höhern Verſtand, keine Abſicht und Weisheit, die alles Vermögen der Thiere und ſelbſt alle Wiſſenſchaft der Menſchen unendlich übertrifft, erkennen, nicht ſehen wollte, daß ſie bey ihrem Urheber die vollkommenſte Erkenntniß vorausſetzen.

In welch Erſtaunen verſetzt einen aufmerkſamen Zuſchauer der Natur bloß die Fertigkeit der Thiere zu mannigfaltigen Bewegungen und die dazu bequeme Einrichtung ihres Körpers? Was gehören nicht dazu für Gliedmaßen; welch eine Biegſamkeit und Gelenkigkeit derſelben; wie viele Muskeln und Nerven, zu geſchweigen, daß alle Knochen und Knorpel des ganzen Körpers darnach angeordnet ſeyn müſſen! Einige bewegen ſich langſam; andre mit zween Füßen; andre mit mehr Füßen; einige mit Füßen und Flügeln zugleich, andre ohne Füße und Flügel. Die Geſchwindigkeit oder Langſamkeit der Bewegung richtet ſich allezeit nach den verſchiednen Bedürfniſſen eines jeden Thieres. Diejenigen, welche wohl verwahret und bewaffnet ſind, und Muth, Witz und Stärke genug empfangen haben, ſich gegen ihre Feinde zu vertheidigen, bewegen ſich

gemei=

gemeiniglich langſamer, als die, denen es an dieſen Waffen fehlt. Der Menſch und das Vieh, deren Umſtände einen weiten Raum erfordern, haben eine geſchwindere Bewegung mit den dazu nöthigen Werkzeugen; das Gewürm hingegen, welches ſeine Speiſe, ſein Neſt und ſeinen Aufenthalt nicht weit zu ſuchen hat, oder ſich auch einige Zeit ohne Nahrung erhalten kann, braucht weder Füße noch Flügel, und kann ſich mit einer krümmenden Bewegung behelfen, zu welcher aber eine eben ſo künſtliche Einrichtung ſeines Körpers gehört, als der Bau der Beine und Flügel bey andern Thieren. Wer gab den Schlangen und andern Inſekten die Kraft, ihren Körper zuſammen zu ziehen und auszudehnen, ſich im Ringe zuſammen zu rollen, und ſich dann durch einen innern Stoß oder Schwung von einem Orte zum andern zu bewegen, und dadurch die zu ihrer Erhaltung nöthige Beute zu erhaſchen? Wer baute die Fiſche ſo, daß ſie, vermittelſt ihrer Blaſe, nach Belieben in die Höhe und Tiefe fahren können? Wer lehrt die Schnecken ihren Leib zuſammenziehen, und Waſſer in ſein Gehäus einlaſſen, wenn ſie ſich auf den Boden niederſenken wollen; wer lehrt ſie ihn wieder ausdehnen, und das Waſſer herausſpritzen, um leichter zu werden, und wieder in die Höhe zu kommen? Wer lehrt ſie, wenn ſie in der Höhe ſind, ſich umwenden, den Saum ihres Körpers auf dem Waſſer ausbreiten, oder eine Haut, gleich einem Segel aufſpannen, auf beyden Seiten Arme, ſtatt der Ruder, ausſtrecken, und ſo, wie in einem Schiffe, fortſeegeln?

geln? Iſt es nicht die unendliche Weisheit ihres Schöpfers? Was für eine Kunſt offenbaret ſich nicht in dem Baue der fliegenden Thiere, ihres Körpers, und beſonders ihrer Flügel! Wie geſchickt iſt ihr ganzer Leib dazu! Vorwärts iſt er ſchmal und ſpitzig, die Luft zu durchſchneiden, hinterwärts wird er immer völliger und dicker. Die Federn ſind in einer wunderbaren Ordnung ohne alle Verwirrung über einander, dem Körper zugleich zur Bewegung und zur Bedeckung zu dienen, alle geſchloſſen, und doch auch fähig, ſich auszubreiten, ſich in die Höhe zu ſträuben, oder den Körper aufzublaſen, nachdem es die Bedürfniß des Vogels fodert. Die Flügel, als das vornehmſte Werkzeug des Fluges ſind an dem bequemſten Orte des Leibes angebracht, um dem Leibe in einer ſo feinen Materie, als die Luft iſt, das richtige Gleichgewicht zu geben! Wie künſtlich iſt nicht bloß jede Feder deſſelben gebildet! Der Kiel iſt ſtark und unten hohl, damit er bey ſeiner Stärke auch leicht ſeyn möge. Das breite Gewebe der Feder iſt auf der einen Seite breiter, auf der andern ſchmäler, damit die Federn in den Flügeln deſto feſter zuſammen ſchließen, und der Vogel ſich ſchneller fortbewegen könne. Welch ein Ebenmaaß beobachtet man nicht in der Einſetzung der Federn nach dem Verhältniſſe ihrer verſchiednen Stärke und Länge! Wie ſorgfältig ſind die Hautfedern durch Oberfedern und Nebenfedern bewahrt! Was für eine Menge von Gelenken an dem beinigten Theile der Fittige, die ſich auf mancherley Weiſe öffnen, ſchließen, und bewe-

bewegen, um ſie im Fluge bald auszuſtrecken, bald an ſich zu ziehen! Welch eine Stärke in den Muskeln der Bruſt, damit ſich die Vögel flüchtiger fortrudern können! Welch eine Kunſt in dem Baue des Schwanzes, das Wanken in ihrem Auffahren und Niederfahren zu verhindern, und ihren Flug zu regieren! Wie regelmäßig iſt die Einrichtung ihrer Beine und Füße zu ihren übrigen Bewegungen! Bey einigen ſind die Füße breit und mit Häuten, die ſich ausdehnen und zuſammen ziehen, verſehen, damit ſie ſchwimmen können; bey andern ſpitzig, und an den Spitzen eingebogen, damit ſie deſto feſter gehen, ſich auf den Aeſten ſetzen, ihren Raub fangen und anhalten mögen; bey einigen die im Waſſer zu waden haben, ſehr lang, bey andern kürzer, nachdem es eines jeden Lebensart und Bedürfniß fodert. Wer ſieht nicht darinnen den weiſeſten Verſtand ihres Schöpfers und Wohlthäters?

Wie wundervoll ſind die Anſtalten in der Natur zur Nahrung des ſo ſehr bevölkerten Thierreiches! Welche Künſte und Fertigkeiten ſind nicht den Thieren aller Art anerſchaffen, ſich und ihren Nachkommen die nöthige Speiſe zu verſchaffen! Einige, deren Leben mit dem Sommer anfängt und aufhört, ſorgen für ihre künftige Brut, daß ſie an dem Orte, wo ſie ihr Leben anfängt, ihre Speiſe bereit finde. Darum legen ſie, ehe ſie ſterben, ihre Eyer nicht überall hin, wohin ſie kommen, ſondern, wenn ſie vom Waſſer herkommen, ins Waſſer, oder wenn ſie auf dem Lande leben, an dieſe oder jene Pflanzen,

nicht

nicht an die Blätter, die im Winter abfallen, ſondern an die Zweige und Aeſte, an den Stamm, in den Miſt, in das Holz, in Wolle, oder auch in die Körper andrer Lebendigen, damit es ihnen, wenn ſie nun zu leben anfangen, nicht an Nahrung fehle. Andre, die einen oder etliche Winter durchleben, wo nichts für ſie wächſt, empfinden um dieſe Zeit einen Trieb zum Schlafe, dem ſie nicht widerſtehen können, verkriechen ſich in der Abſicht, weben ſich in einem Blatte oder Winkel ein künſtliches Bette, oder graben ſich ein Lager in die Erde, ſcharren ſich ein, oder legen ſich in die Höhlungen alter Mauern oder Bäume, oder auch in den Schilf, und ſtehen da Froſt und Hunger aus, ohne zu hungern und zu frieren, bis ſie durch die Wärme des Frühlings wieder belebt, und, ſo zu ſagen, vom Tode erweckt werden. Andre legen ſich Vorrathskammern für den Winter an, füllen ſie in der Erndte mit der ihnen nöthigen Speiſe, und verwahren ſie darinnen mit einer ſolchen Vorſichtigkeit, beobachten auch in ihrem Genuſſe eine ſolche kluge Eintheilung, als wenn ſie genau ausrechnen könnten, wie viel ein jedes von ihnen in ſechs Monaten zu ſeiner Erhaltung brauchte. Andre, als viele Vögel und Fiſche, wandern und ziehen zu gewiſſen Zeiten von einem Orte zum andern, theils ordentlicher Weiſe, weil alsdann ihre Nahrung an den Orten, wo ſie ſich aufgehalten haben, aufhört, theils außerordentlich, wenn irgend ein Mangel an dem ihnen nöthigen Futter einfällt. Wer pflanzte ihnen dieſe wunderbare Neigung ein, nach

ihren verſchiedenen Bedürfniſſen auch ihre Wohnung zu verändern? Wer lehrt ſie die bequemſte Zeit zu ihren Wanderungen? Was iſt bewundernswürdiger, als die Ordnung und Policey, welche ſie auf ihren Reiſen beobachten, wenn ſie in großen Geſellſchaften über ſo weite Länder und Meere fliegen? Wer macht ſie ſo klug, daß ſie ihren Weg niemals verfehlen? Wer führt, wer ernährt ſie, wer reichet ihnen, was ſie bedürfen? Wer hat ihnen die Herbergen angewieſen, worinnen ſie ihre Nahrung antreffen? **Ein Storch unter dem Himmel weis ſeine Zeit; Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wenn ſie wieder kommen.** Wer erkennt nicht daraus einen höhern Verſtand, der nichts ohne Abſicht thut, und ſich keine Abſicht vorſetzt, die er nicht durch die gewiſſeſten und beſten Mittel zu erreichen weis?

Und wer erkennt ihn nicht in den witzigen Erfindungen und Künſten der Thiere, ihrer Nahrung habhaft zu werden! Diejenigen, welche beſtimmt ſind, von dem Ueberfluſſe anderer Thierarten zu leben, können ihr Futter nicht mit der gelaſſenen Ruhe finden, als ein Rind oder Schaaf. Sie hätten Schnabel, Stachel, Zähne, Klauen und andre ſolche Werkzeuge; ſie hätten Stärke und Geſchwindigkeit vergebens, wenn ihnen die Wiſſenſchaft und Kunſt verweigert wäre, ſich dieſer Werkzeuge zu ihrem Nutzen zu bedienen. Was eröffnet ſich hier nicht für ein weiter Schauplatz der göttlichen Weisheit und Vorſicht! Welche gebohrne Jäger ſind nicht ſo viele Raubvögel! Welche Baumeiſter die Biber, die von

Holz ganze Dämme über Waſſer anlegen, um auf denſelben die Fiſche zu belauren, von denen ſie leben ſollen! Welche künſtliche Weber die Spinnen, Netze zu verfertigen, um die Fliegen und andere Inſekten, als den ihnen beſtimmten Raub darinnen zu fangen! Wie liſtig verfolgen dieſe ihre Beute; wie witzig wiſſen jene ihren Raub zu beſchleichen! Wie geſchickt graben ſich andre in die Erde oder in die Sümpfe, um ſich der Thiere zu bemächtigen, die ihnen eine angenehme Speiſe ſind! Wie fertig wiſſen noch andre durch die Schärfe ihres Geſichtes oder Geruches in einer großen Entfernung diejenigen zu entdecken, von deren Blut und Fleiſch ſie ſich nähren müſſen! Und wie fertig wiſſen die, ſo bloß von Pflanzen ſich erhalten, geſunde und ſchädliche Grasarten von einander zu unterſcheiden! Aus der Klugheit der Raubthiere erkennt man zwar, daß ſie von ihrem weiſen Schöpfer mit einer beſondern Fertigkeit und Kunſt begabt worden ſind, das zu thun, was ſie thun. Aber man erkennt zugleich daraus, daß ſie nicht da ſind, einige Thierarten ganz auszurotten, ſondern nur ihrem Ueberfluſſe Gränzen zu ſetzen, und ſie alle unter einander in einem gewiſſen beſtändigen Gleichgewichte zu erhalten. Dieſer Abſicht wegen waren ſie unentbehrliche Glieder in der Kette der Natur; aber eben darum iſt ihre Anzahl, verglichen mit der Zahl der nützlichen Thiere, ſo ſehr geringe. Die ſchädlichſten und ſtärkſten Thiere ſind deswegen gemeiniglich die unwitzigſten. Sie vermehren ſich um dieſer Abſicht willen nicht ſo ſtark, als andre; ſie

müſſen

müſſen einander ſelbſt aufreiben; ihre Jungen müſſen andern zur Speiſe dienen; einige ſchlafen auch deswegen den ganzen Winter hindurch, oder können, wie die Bären und Wölfe, lange hungern. Darum verdauen dieſe langſam; darum ſind jene, wie der Crocodil, ſo ſteif und ungelenkig, daß ihnen die meiſten von den Thieren, denen ſie nachſtellen, leicht entwiſchen können. Dieſen Endzweck noch gewiſſer zu erhalten, ſind den ſchwächern Thierarten tauſend Mittel, Künſte und Waffen zu ihrer Vertheidigung gegönnt worden. Einige ſchützt ihre Farbe, welche der benachbarten Erde, dem Graſe, dem Laube, oder den Aeſten ſo ähnlich iſt, daß ſie von ihren Feinden mit Mühe entdeckt werden. Andre verbergen ſich, oder ſpinnen ſich zu ihrer Sicherheit ein. Dieſe retten ſich durch die Geſchwindigkeit oder Mannigfaltigkeit ihrer Bewegungen in ihrem Laufe oder Sprunge, wenn jene durch die Schärfe des Geſichts oder des Geruchs die ihnen von ferne drohende Gefahr wahrnehmen, und ſich ihr bey Zeiten zu entziehen ſuchen. Einige beſchützen ſich dadurch, daß ſie im Waſſer untertauchen; andre dadurch, daß ſie das Waſſer trübe machen; andre vertheidigen ſich mit ihrem Geheule, oder Ziſchen, andre durch einen zornigen und ſchrecklichen Anblick; andre durch den Geſtank ihres Unflates. Andre Thiere verlaſſen ſich wider ihre Feinde auf ihre Panzer oder Waffen; dieſe ſind mit Schuppen, Stacheln, Schaalen und andern faſt undurchdringlichen Häuten und Decken verwahrt; jene vertheidigen ſich mit Hörnern, ſtarken Federn, Spi-

tzen, Klauen, Zähnen und Stacheln. Jedes kennt ſeine ſchwache Seite, und hütet ſich, ſie ſeinem Feinde bloß zu geben; jedes kennt auch die Schwäche derer, die es zu fürchten hat, und ſucht ihm im Streite auf der Seite beyzukommen, wo es ihm am leichteſten widerſtehen kann. Alle haben ſo viel Schärfe der Sinne, Stärke, Geſchwindigkeit, Vorſicht und Liſt, als erfodert wird, der Macht, Hurtigkeit und Liſt ihrer Feinde das Gleichgewicht zu halten, und ihnen ſo viele von ihrer Art zu entreißen, als nöthig ſind, ſie immer in einem gleichen Verhältniſſe der Menge fortzupflanzen und zu erhalten. Wer kann ſo blind oder ſo boshaft ſeyn, daß er nicht hierinnen einen an Abſichten und Mitteln unendlich fruchtbaren Verſtand erkennen ſollte?

Und wie deutlich leuchtet er nicht aus der wundervollen Erzeugung und Fortpflanzung aller Thierarten hervor? Alle Thiere, bey denen ein zwiefaches Geſchlecht bemerkt wird, empfinden auch einen mächtigen Trieb, ſich zu paaren und zu begatten, und alle, die dieſen Trieb empfinden, finden ein Geſchlecht, mit dem ſie ſich paaren und Junge erzeugen können. Zu dieſem Endzwecke ſtimmet alles überein. Alle wiſſen die bequemſte Zeit ihrer Begattung; jedes kennt den Gatten ſeiner Art, und unterſcheidet ihn von allen andern Lebendigen, obgleich unter den mannigfaltigen Arten von vierfüßigen Thieren, beſonders unter den Vögeln, Fiſchen und Inſekten eine ſolche Aehnlichkeit anzutreffen iſt, daß die Menſchen ſie kaum durch die ſorgfältigſte Beobachtung von ein-

ander unterſcheiden können. Woher haben ſie dieſe genaue Kenntniß? Warum verwechſeln ſie einander nicht? Warum entſtehet unter den verſchiednen Arten der Thiere, ſo lange ſie ihre natürliche Freyheit behalten, keine ſolche Vermiſchung, wodurch ſie ausarten, und die erſten Gattungen ganz von der Erde verſchwinden könnten? Iſt es nicht ein Wunder der Weisheit, daß die Thiere, wo Weiblein und Männlein einander weder in Geſtalt noch Farbe gleichen, ſich doch nicht von einander verirren? Wer lehrt ſie das Geſchlecht der andern Art in der Ferne an der bloßen Stimme kennen, und zwar unter den unzählbaren ähnlichen Stimmen, die im Walde, auf dem Felde und in der Höhe der Luft ertönen, einander genau und ohne Irrthum von einander unterſcheiden? Welch eine Mannigfaltigkeit weiſer Anſtalten zu dem großen Endzwecke die Geſchlechter der Lebendigen zu verewigen? Wer darf einen blinden Zufall zur Quelle der klügſten Handlungen machen? Wer muß nicht den erſten Grund aller zur Fortpflanzung nöthigen Triebe und Fertigkeiten bey den Thieren in einem höchſt vollkommnen Verſtande und Willen ſuchen? Nur dieſer konnte in dem weitläuftigen Reiche der Thiere eine ſolche Einrichtung machen, daß einige von ihnen in einem ſo vollkommnen Zuſtande gebohren werden, daß ihre Aeltern ſich um ihre Erhaltung und Erziehung nicht bekümmern dürfen; andre hingegen zwar nicht gleich nach ihrer Geburt ſich ſelbſt helfen können, aber auch ſolche Aeltern haben, welche ſich ihrer mit der bewunderungswürdigſten Sorgfalt und

Treue annehmen, bis ſie ihre Hülfe nicht mehr brauchen. Wie fleißig und zärtlich füttern nicht dieſe ihre Jungen! Sie ſcheuen keine Mühe und Gefahr zu ihrer Sicherheit und Vertheidigung. Die furchtſamſten Thiere, welche ſonſt vor Menſchen und andern Thieren fliehen, widerſetzen ſich ihren Feinden, und wagen ſich um ihrer Jungen willen in die größte Gefahr. Sie ſuchen ſie an Oerter zu tragen, wo ſie ungeſtört und in Ruhe aufwachſen können. Sie ſchmeicheln ihnen, und rufen ſie mit einem liebreichen Glucken, um ſie zu füttern! Sie legen ihnen ihre Speiſe vor, zertheilen ſie, wenn ſie ihnen zu groß iſt, lehren ſie ihre Nahrung finden und aufnehmen; ſie ſäugen, wärmen und führen ſie, bis ſie ſich ſelbſt verſorgen können. Woher haben ſie dieſe Triebe? Wer hat ſie ſo fertig gemacht, ſie zu befriedigen, als der unendliche Verſtand ihres Schöpfers?

Was wir auch in dem Reiche der Thiere bewundern, beweiſt das Daſeyn eines Weſens, welches die Schätze aller Erkenntniß und Weisheit beſitzt. Wer hätte außer ihm dieſe weite Welt mit ſo vielen Lebendigen von unendlich verſchiednen Arten erfüllen, und ſie mit dem, was ihnen zum Leben und Wohlſeyn nöthig ſeyn kann, verſorgen; wer hätte außer ihm ſo viele nach ihrem verſchiednen Geſchmacke ernähren, allen ſo bequeme Bekleidungen, Behauſungen, Waffen und Rüſtungen, allen ſo viel Witz, Liſt und ſo mancherley Triebe und Künſte, der Ungemächlichkeit des Wetters zu widerſtehen, ſich vor feindlichen Anfällen zu beſchützen, ſich und ihr ganzes Geſchlecht

zu

zu erhalten, anerſchaffen; wer hätte außer ihm unter ſo verſchiednen Geſchlechtern und Gattungen der Thiere das Gleichgewicht erhalten können? Wer wäre außer ihm vermögend geweſen, einem jeden Lebendigen das ihm bequemſte Element anzuweiſen, eine ſo bewunderswürdige Menge von Gliedern, Gelenken, Knochen, Muſkeln und Nerven zu erfinden, ſie ſo geſchickt zuſammen zu ſetzen und zu verbinden, um jedem Thiere nach ſeiner Lebensart und allen ſeinen Umſtänden die bequemſte Bewegung zu geben? Mit welchem Rechte erklärt nicht die Offenbarung diejenigen für Thoren, welche in ihrem Herzen ſprechen: **Es iſt kein Gott! Frage doch das Vieh, das wird dichs lehren, und die Vögel unter dem Himmel, die werden dirs ſagen; oder rede mit der Erde, die wird dichs lehren, und die Fiſche im Meere, die werdens dir erzählen. Wer weis nicht, daß des Herrn Hand alles dieß gemacht hat?**

Wenn wir ſehen, daß ein König ſeine Reiche zu bevölkern weis: daß er viele Unterthanen, die vielerley Künſte, Wiſſenſchaften und Gewerbe verſtehen, in ſein Land zieht; daß er zwiſchen allen das gehörige Gleichgewicht zu erhalten weis, ſo daß keine Claſſe der Einwohner zu mächtig werde, und die andre verdrängen kann; wenn es gleichwohl bey aller Menge des Volks an keinem Ueberfluſſe zu ihrer Erhaltung und ſelbſt zu ihrem Vergnügen fehlt: wenn in allen ſeinen Provinzen Ordnung, Uebereinſtimmung und Policey herrſcht, und alles durch weiſe

Geſetze ſo regiert wird, daß jeder Stand die Erhaltung und Glückſeligkeit des andern befördert: ſo ſchließen wir daraus auf die Größe ſeines Geiſtes, wir ſagen, daß er nach Abſichten handle, die eines vollkommnen Regenten würdig ſind; wir eignen ihm eine vorzügliche Weisheit zu. Und wir wollten eine mit ſo unzählbaren Lebendigen bevölkerte Welt, die alle ſo mannigfaltige Künſte wiſſen; alle ſo glücklich verſorgt ſind; alle neben einander beſtehen, ohne einander zur Laſt zu fallen; alle ſeinen Geſetzen mit Luſt und willig gehorchen, nicht für das Werk der weiſeſten und vollkommenſten Abſichten halten, ihrem Schöpfer und Beherrſcher keinen unendlichen Verſtand zueignen?

Der
Leib des Menſchen
nach ſeinen äußerlichen Theilen
das
Werk eines weiſen Schöpfers.

Die Wunder der Schöpfung außer mir, in denen ich Abſichten entdecke, von denen ich auf den unendlichen Verſtand ihres Schöpfers ſchließen kann, ſind ſo mannigfaltig und unzählbar, daß, wenn ich Ewigkeiten lebte, und jede Stunde zur Betrachtung derſelben anwendete, ich dieſes Meer von Weisheit nicht erſchöpfen würde. Wie viele Menſchen haben ſich

nicht

nicht ſeit ſo vielen Jahrtauſenden ſchon mit ihrer Unterſuchung beſchäfftiget, und noch immer haben ſie ein Feld vor ſich, das ſie mit ihren ſchärfſten Blicken nicht überſehen können! Je länger ſie forſchen, je mehr ſich der Umfang ihrer Einſichten erweitert, deſto mehr Endzwecke ſehen ſie, und alle durch die vollkommenſten Mittel erreicht. Wenn kann ich mich ſelbſt; wenn kann ich nur den kleinſten Theil meiner ſelbſt genug kennen lernen? Welch ein abſichtvolles Weſen bin ich nicht! Wenn ich nur meinen Leib und ſeine äußerlichen Theile anſchaue, wie mannigfaltige Urſachen in ihrer Lage, Ordnung und Zuſammenfügung, in ihren Verhältniſſen, in ihrem Ebenmaaße, in ihrer Uebereinſtimmung mit einander über die Weisheit des Baumeiſters dieſer bequemen und herrlichen Wohnung meiner unſterblichen Seele!

Unter den äußerlichen, dem erſten Anblicke ſichtbaren Theilen meines Körpers, iſt das Haupt, das ſichere Behältniß des Gehirns, die Quelle aller Empfindung und Bewegung. Das Vordertheil deſſelben zeigt das Antlitz, des Menſchen ſchönſten Theil und den Schauplatz aller Empfindungen und Leidenſchaften der Seele, wo alle die wundervollen Oeffnungen ſind, durch welche wir den Eindruck und Begriff der äußerlichen Gegenſtände empfangen, die vornehmſten Sinne, an den Seiten die Ohren, welche durch Hülfe des Schalles uns mit ſo vielen Vorſtellungen bereichern; die Augen, die hellen Spiegel, worinnen ſich ſo viele prächtige Werke der Natur mit ihren mannigfaltigen Schönheiten abbilden; die Naſe,

dieſer Canal ſo vieler lieblichen Gerüche, und der Mund mit der Zunge, dieſem Werkzeuge alles angenehmen Geſchmackes. Hier ſehe ich die Lippen, deren mannigfaltige Bewegungen mit der Hülfe der Zunge und ihrem Anſchlage bald an den Gaum, bald an die Zähne ſo viele Veränderungen der Stimme und des Schalles hervorbringen. Hier ſehe ich die Zähne, von denen einige mit ihrer Schärfe die Speiſen zerſchneiden, andre ſie mit ihren Spitzen zerreiſſen, andre breit, flach und uneben ſind, ſie, gleich Mörſerkeulen, zu zermalmen, und in dem Munde ſo viele Drüſen, reiche Quellen von Feuchtigkeiten, alle Theile des Mundes ſchlüpfrich und weich zu erhalten, und die Nahrung durch ihre Vermiſchung mit ihr zur Verdauung geſchickter zu machen.

Unter dem Haupte iſt der Hals, worinnen er ſich, wie in einer Angel bewegt, und ſich wenden kann, wie er will.

Auf den Hals folgen die Schultern, welche ſo gebaut ſind, daß ſchwere Laſten auf denſelben getragen werden können.

An den Schultern ſind die Arme befeſtigt, beweglich eingerichtet und vermögend, nach unſern Bedürfniſſen, was wir brauchen wollen, oder, was uns beſchwert, aufzufaſſen, zu heben, zurück zu ſtoßen, und zu bewegen. Die Hände dienen uns ſowohl zu den ſtärkſten als feinſten Arbeiten. Sie ſelbſt können, zum Exempel, weder ſchneiden noch ſägen; aber wir können mit ihnen alle die Werkzeuge verfertigen, die uns dazu und zu andern Endzwecken nöthig ſind.

Die

Die Gelenke und Knochen der Arme erleichtern und unterſtützen ihre Bewegungen. Die Finger die einander ſo ungleich ſind, werden gleich, ſobald ſie ſich ſchließen und etwas zuſammen halten wollen. Durch den kleinen Finger und den Daumen wird die Hand vollkommen geſchloſſen. Weil die Hände beſtimmt ſind, uns zu vertheidigen, und alles von uns zu entfernen, was uns ſchaden könnte, ſo iſt kein Ort am ganzen Körper, den ſie nicht erreichen könnten.

Die Bruſt verwahrt das Herz und die Lunge, aus feſten und ſtarken Knochen und Ribben erbaut, deren Seiten die Höhle derſelben verurſachen. Zwiſchen der Bruſt und dem Bauche liegt das Zwerchfell, das in ſeinem Umkreiſe eine fleiſcherne Wand vorſtellt, und in der Mitten aus Sehnen gewebt iſt, die Bruſthöhle zu verlängern, wenn es ſich ſpannt, und ſie auch zu verkürzen, wenn ſie nachläßt, und ſich gleichſam von unten hinauf wölbt, damit ſowohl das Athmen erleichtert, als der Auswurf der unnützen Theile der Nahrung befördert werde.

Unter dem Zwerchfelle iſt der Bauch, worinnen der Magen, die Leber und die Milz mit den Gedärmen liegen, durch welche ſich der Körper ſeiner Unreinigkeiten entledigt.

Dieſe ganze Maſſe ruht auf den Hüften, Schenkeln und Beinen, die, gleich den Armen, an verſchiedenen Stellen Gelenke haben, Ruhe und Bewegung zu befördern.

Die Füße unterſtützen alles, und ob ſie gleich in ihrem Verhältniſſe gegen den ganzen Körper klein zu

ſeyn ſcheinen, ſo ſind ſie doch ſtark genug, dieſe ganze Laſt zu tragen. Die Zähen tragen viel dazu bey, indem ſie dienen, den Fuß feſter gegen die Erde anzudrücken. Der ganze Leib hilft ſelbſt dazu, indem er ſich natürlicher Weiſe in einem gewiſſen Schwerpunkte erhält, wodurch alle verſchiedne Theile deſſelben im Gleichgewichte gegen einander bleiben.

Das Fleiſch und die Haut bedecken den ganzen Körper, und verwahren mit den an verſchiednen Stellen hervorſprießenden Haaren die innern Theile wider die ſchädlichen Wirkungen des Wetters. Das Fleiſch iſt ein weiches zartes Gewebe, welches die Gebeine von allen Seiten bedeckt. Es beſteht aus verſchiednen Fäden, welche Fibern heißen, verſchiedne Richtungen in ihrer Lage haben, und ſich verlängern und verkürzen, und die verſchiednen Theile des Körpers zuſammenziehen, ausdehnen, beugen und bewegen können.

Die Muſkeln entſpringen aus den Knochen, an welche ſie befeſtiget ſind, diejenigen ausgenommen, welche zum Auswurfe der Unreinigkeiten beſtimmt ſind, und ſich durch ihre beſondre Einrichtung von andern unterſcheiden.

Der Theil des Muſkels, der aus dem Beine hervorragt, heißt der Kopf, der mittlere der Bauch, das Ende der Schwanz, und dieſer iſt die Sehne. Beyde Enden deſſelben haben die meiſte Stärke, weil der eine dient, ihn zu halten, der andre, die Bewegung hervorzubringen, zu deren Wirkung er beſtimmt iſt.

Einige Muſkeln bewegen ſich in Gemeinſchaft, nach einer Richtung, um einander zu helfen; andre wirken in entgegen geſetzten Richtungen; wenn dieſe ſich verkürzen, verlängern ſich andre, und verurſachen dadurch die mannigfaltigen verſchiednen Bewegungen des Körpers.

Aufmerkſame Zergliederer des menſchlichen Körpers können den kunſtvollen Bau der Muſkeln, die Menge derſelben, die Stärke ihres Zuges, ihre Befeſtigung, ihre gewaltige Kraft, die bey einigen, wenn ſie ſich zuſammenziehen, ſo groß iſt, daß mit derſelben viele tauſend Pfunde gehoben werden könnten, die Geſchwindigkeit ihrer Wirkung und ihren mannigfaltigen Gebrauch nicht genug bewundern, eben ſo wenig als das Geſpinnſt der Haut, das ſie bedeckt, und zugleich eben ſo ſtark, als zärtlich iſt.

Welche Menge, und welche Mannigfaltigkeit bloß der äußerlichen ſichtbaren Theile unſers Körpers, und doch ſind diejenigen, aus denen dieſes Gemälde beſteht, nur die vornehmſten und allerweſentlichſten! Welch eine Vollkommenheit und Schönheit derſelben! Welche kunſtvolle Verhältniſſe eines gegen den andern! Welch eine wunderbare Verknüpfung zwiſchen allen! Welch eine Harmonie und Uebereinſtimmung unter ihnen! Wie ſie alle eins um des andern willen geordnet ſind, alle in der ausgeſuchteſten Lage und Stellung, daß keiner den andern in ſeinen verſchiednen Bewegungen und Wirkungen hindern könne! Wie ſie einander helfen und unterſtützen; wie keiner den andern entbehren kann! Nicht ein einziger vergebens,

gebens, keiner wider den andern, lauter Triebfedern in dieſer erſtaunenswürdigen Maſchine, die in einander eingreifen, um die verſchiednen Abſichten derſelben zu erfüllen! Welch ein Ganzes! Wie ſchön und vollkommen! Wer könnte ſich zu unſern Angelegenheiten und Geſchäften eine beſſere und bequemere Geſtalt denken? Wie unfähig wäre der Menſch zu unzählbaren Verrichtungen, wenn er ein vernünftiges kriechendes, oder ein vierfüßiges Geſchöpf wäre! Wie wenig würde er von dem thun können, was er itzt thun kann, wenn ſein Schöpfer ihm bloß den Gebrauch der Hände verſagt, wenn er ſie, ſeine Füße und andre Theile des Körpers nicht mit ſo mannigfaltigen Gelenken verſehen hätte? Mit einer andern als dieſer geraden und aufgerichteten Geſtalt hätte ich keine Herrſchaft über ſo viele andre Geſchöpfe erhalten, nicht ſo viele nützliche Dinge erfinden, mich nicht mit ſo vielerley vortrefflichen Künſten beſchäftigen, mich nicht ſo fertig drehen und wenden können. Hände und Füße hätten nicht die Geſchicklichkeit gehabt, die ſie nun haben, dem Willen meiner Seele zu gehorchen. Eine andre, als dieſe Geſtalt, hätte mir eine freye Ausſicht und den Anblick des Himmels verweigert. Wie bequem ſind alle Theile geordnet, um den Leib im Gleichwichte zu erhalten! Keine Seite iſt der andern zu ſchwer; theils halten die Schultern, Arme und Seiten eine Gleichheit, die zu dieſem Endzwecke dient; theils befördern ihn die Eingeweide mit ihrer Schwere und das Gewicht des Hintertheiles von unſerm Körper.

Wie offenbar iſt nicht mein Leib blos nach ſeinen äußerlichen und ſichtbaren Theilen, wegen ihrer Geſtalt, Bildung, Ordnung, Lage, Wirkung und Uebereinſtimmung, ein Werk der beſten und weiſeſten Abſichten! Wie viel Recht habe ich, auszurufen: **Ich danke dir, Gott, daß ich ſo wunderbar gemacht bin; wunderbar ſind deine Werke; das erkennet meine Seele wohl!** Laß mich frohlocken, o mein Schöpfer, daß ich ein Werk deiner Hände bin! Danken, preiſen, bewundern, loben müſſe ich dich ewig, daß du in dem Baue und der ganzen Einrichtung meines Leibes deine unendliche Weisheit und Macht haſt verherrlichen wollen! Wenn ich mit meinen Augen ſehe, wenn ich mit meinen Ohren höre; wenn ich durch meine andern Sinne ſo viele angenehme und wohlthätige Empfindungen erhalte; wenn ich meine Hände, meine Füße und meine übrigen Gliedmaßen brauche, ſollte ich dich billig anbeten; allezeit ſollte ich dir immer Dank und Lob opfern! Aber nur allzuoft vergeſſe ich dieſe Pflicht, deren Erfüllung doch ſo viel zu meiner Glückſeligkeit und wahren Freude beytragen würde! Verzeihe mir, gütigſtes Weſen, mein Gott, und mein Schöpfer, vergieb mir dieſe Schwachheit, und erwecke mich öfter, gerührter und dankbarer daran zu denken, daß du mich durch deine Weisheit und Kraft ſo wunderbar bereitet haſt.

Lehre mich, meinen Leib, ſeine Gliedmaßen und Theile zu keinen andern Abſichten, als zu den deinigen zu gebrauchen, damit nicht durch meinen Mis-

brauch

brauch dein herrliches Werk verunſtaltet und geſchändet werden möge. Ich danke dir darüber, daß ich ſo wunderbar gemacht bin; wunderbar ſind deine Werke; das erkennet meine Seele wohl!

Der Menſch
nach ſeinen innerlichen Theilen
das Werk eines weiſen Schöpfers.

Wenig Menſchen ſind zur Kenntniß der innerlichen Theile ihres Körpers fähig; es gehöret außer einer beſondern Aufmerkſamkeit auch eine eigne Wiſſenſchaft und Kunſt dazu, zu dieſer Einſicht zu gelangen; überdieß iſt es ſchwer, durch bloße Beſchreibungen dasjenige, was durch den Fleiß der Menſchen in der Beobachtung der innern Beſchaffenheit von den Wundern Gottes darinnen entdeckt worden iſt, ohne die Hülfe der Sinne, oder der Gemälde, Unwiſſenden verſtändlich genug zu machen. Aber auch ein unvollkommner Verſuch, uns durch die Betrachtung unſrer innern Theile zu überzeugen, daß wir nach Abſichten geſchaffen, und das Werk einer unendlichen Weisheit ſind, kann nicht ganz vergebens ſeyn. Auch das Stammeln von ihr iſt Anbetung. Lerne alſo, o Menſch, der du deinen Schöpfer nie dankbar genug bewundern kannſt, von den innern Theilen deines Leibes, und von der darinnen verherrlichten Weisheit deſſelben ſo viel erkennen, als du aus einem bloſ-

ſen

ſen Grundriſſe und einigen Zügen eines ſehr voll⸗kommnen Meiſterſtückes lernen kannſt.

Welch ein wundervolles und unnachahmliches Gewebe iſt nicht das Herz, das in der Bruſt liegt! Die Geſtalt deſſelben gleichet einer ſtumpfen Pyra⸗mide, und ſeine Lage iſt ſo, daß es ſich mit der Spitze ein wenig nach der linken Seite neigt. Es hat zwey Höhlen, welche Herzkammern genannt, und durch eine fleiſcherne Wand von einander abge⸗ſondert werden. Da iſt eine Blutader, welche das Blut von den obern Theilen des Leibes in die rechte Höhle des Herzens bringt; eine andre, welche das aus den untern zurückkehrende Blut in eben dieſe Höhle leitet; noch eine Schlagader, durch welche es daraus in die Lunge getrieben wird; wieder eine Blut⸗ader, wodurch es aus der Lunge in die linke Herz⸗kammer zurückkehrt, woraus es eine andre große Schlagader in den ganzen Körper vertheilt. An der rechten Höhle liegt ein Läppchen, worein das Blut fällt, ehe es ſich in die rechte Höhle ergießt, und ein andres von gleichem Nutzen befindet ſich an der linken Herzkammer, damit es ſich darinnen ſo lange aufhalten könne, als das Herz ſich zuſammenzieht.

Wer kann über den unaufhörlichen Schlag deſſel⸗ben genug erſtaunen, wodurch es ſich ohne Unterlaß zuſammenzieht und wieder ausdehnt? Unter der Aus⸗dehnung verkürzt es ſich und ſchwillt auf; unter der Zuſammenziehung wird es kleiner und verlängert ſich. Die Fleiſchzaſern, aus denen es gewebt iſt, bewei⸗ſen, daß es ein Muſkel ſey, deſſen Bewegung das

Blut theils ſchlägt und erhitzt, theils mit Gewalt in die Schlagadern treibt, nachdem es ſolches während ſeiner Erweiterung empfangen hat. Alſo muß durch einen beſtändigen Kreislauf das Blut aus den Schlagadern in die Blutadern, aus dieſen in das Herz, aus dem Herzen in die Lunge, wo es mit der Luft und durch die Luft ein neues Leben empfängt, aus der Lunge wieder in das Herz, aus dem Herzen in die Schlagadern des Hauptes und des ganzen Leibes fließen.

Gehöret, rufet hier ein großer Zergliederer aus, ſo viel Einſicht, ſo viel Erfahrung, ſo viel Aufmerkſamkeit und Wiſſenſchaft dazu, die kunſtvolle Beſchaffenheit des Herzens nur verſtehen zu lernen, nachdem es gemacht iſt: Wie unſinnig wäre es, ſich einzubilden, daß derjenige, der alles dieſes gemacht hat, unwiſſend und unerfahren ſey, keinen Verſtand habe, und ohne Abſicht wirke! Lieber wollte ich, daß ich keine Vernunft hätte, wenn ich ſo viele Mühe anwenden ſollte, mir die Wiſſenſchaft ſolcher Dinge zu erwerben, welche, durch ich weis nicht was für eine Kraft, gemacht wären, die nicht wüßte noch verſtünde, was ſie machte. Nein, ich ſehe, o unſterblicher Gott, deine Kraft und Weisheit in deinen Werken, und von einer heiligen Entzückung ergriffen rufe ich aus: Groß iſt der Herr! Groß iſt der Baumeiſter der Menſchen, Gott! Groß und wunderbar! Schöpfer aller Dinge, wie groß biſt du!

Die Lunge iſt ein blaſenartiger weicher Theil, der, indem er ſich gleich einem Blaſebalge, ausdehnt

und zuſammenzieht, die Luft itzt einathmet, itzt wieder aushaucht. Sie breitet ſich in dem ganzen Raume der Bruſt auf beyden Seiten aus, nahe bey dem Herzen, um es durch die eingeathmete Luft abzukühlen, und zugleich zu verhindern, daß das Blut ſich nicht allzuſehr verdünne. Die Zuſammenziehung und Ausdehnung der Lunge wird im Unterleibe empfunden, welcher nach der Bewegung des Zwerchfelles durch die Hülfe beſondrer Muſkeln bald ſteigt, bald fällt. Ihre vornehmſte Wirkung iſt das Odemholen, eine von den nothwendigſten Verrichtungen des animaliſchen Lebens. Wie unentbehrlich iſt es nicht, den Geruch zu befördern, den Speichel und viele beſchwerliche Unreinigkeiten auszuwerfen, zu gähnen, zu nieſen, zu ſchnauben, zu ſprechen, zu ſingen, und andre mannigfaltige Veränderungen der Stimme hervorzubringen, den Druck alles deſſen, was durch die Oeffnungen des Unterleibes aus dem Körper fortgetrieben werden ſoll, zu befördern, die überflüßigen Feuchtigkeiten durch die Schweißlöcher auszudünſten, die zur Milch bereitete Nahrung mit Blutwaſſer und dem Blute beſſer zu miſchen, dieſem ſeine Purpurfarbe zu geben, und vielleicht die Lebensgeiſter durch die mit dem Blute vermiſchte Luft zu erneuern, oder zu unterhalten!

Die Bruſt wird inwendig von einer feinen Haut, Pleura genannt, überzogen; ein leicht entzündeter Theil, deſſen Entzündung, wenn ſie nicht eine ſchleunige Hülfe dämpft, eine ſchnelle Zerſtörung des ganzen Körpers verurſachen kann, weil die Lunge leicht dadurch angegriffen wird.

Unter der Lunge liegt der Magen, gleich einem Beutel geſtaltet, die Nahrung zu empfangen und zu verdauen. Wenn er leer iſt, hångt er nieder, und wird in die Hôhe gehoben, wenn er angefůllt iſt, wider freſſende Såfte mit einem dicken Schleime über zogen, der von kleinen Zaſern gehalten wird, daß er von den durchgehenden Speiſen nicht weggefegt und mit ihnen ausgeführt werden kônne. Auf der rechten Seite iſt die Leber, die eine Seite des Magens umwickelt, nnd durch ihre Wårme die Verdauung befôrdert. Sie ſondert die Galle vom Blute ab, die ſich in einer beſondern Blaſe, wie in einer kleinen Flaſche, ſammelt, und in die Eingeweide ergießt, durch den Reiz, den ſie ihnen mittheilt, den Auswurf der Unreinigkeiten zu erleichtern.

Der Leber gegen über iſt die Milz, ein ſchwammichter Sack, worein das Blut durch eine große Schlagader gebracht und in die Blutadern zurück geführt wird, ein Theil, deſſen wahre Beſtimmung noch nicht erforſcht iſt.

Hinter der Leber und der Milz ſind die Nieren, auf jeder Seite eine, wo die Feuchtigkeiten abgeſondert und geſammelt werden, die ſich in die Harnblaſe ergießen, und aus dieſer durch ihre beſondren Canåle aus dem Kôrper ausgeführt werden.

Unter dieſen Theilen liegen die Gedårme, an beyden Enden des Gekrôſes befeſtigt und beſtimmt, die verdauten Speiſen durch verſchiedne Krümmungen abzuſondern und auszuwerfen.

Das

Das Gekröſe iſt eine große in die Runde ausgebreitete Haut, die ſich ſchlangenförmig verſchiednemal übereinander wickelt, und die Gedärme nöthigt, ſich auf eine ähnliche Weiſe über einander zu falten. Auf dem Gekröſe ſieht man eine unzählige Menge kleiner Adern, die feiner als die Haare ſind, die Milchadern genannt, weil ſie einen der Milch ähnlichen weißen Saft enthalten, ſo klein, daß man ſie nur ſehen kann, wenn der Körper eines Thieres bald darauf geöffnet wird, nachdem es ſeine Nahrung genommen hat. Mitten im Gekröſe iſt eine große Drüſe, wo ſich die Milchadern als in ihrem Mittelpunkte vereinigen. Ihre Lage beweißt, daß ſie ihren milchartigen Saft aus den Eingeweiden erhalten, und in dieſe Drüſe bringen, damit er aus ihr in andre Theile weiter gebracht werde.

Alle Eingeweide haben ihre gemeinſchaftliche Haut, die ſie bedeckt, voll Drüſen, welche ſie durch ihre Feuchtigkeit ſchlüpfrig machen, voll Falten, um die verdauten Speiſen aufzuhalten, und voll Muſkeln, die ihnen nöthigen Bewegungen zu ertheilen und zu befördern.

Dieſer ganze untere Theil des Leibes, der bey dem Magen anfängt, wird von der Bruſt durch das Zwerchfell abgeſondert, einen Muſkel, der das Odemholen befördert, indem er beſtändig ſteigt und fällt, und eine ähnliche Bewegung im Unterleibe verurſacht. Er iſt durchlöchert, um die Gefäße durchzulaſſen, die nach den untern Theilen gehen ſollen. Die Leber und die Milz ſind daran befeſtigt, und ſeine Erſchüt-

terung verurſacht nicht nur das Lachen, ſondern be-freyet auch die Milz von den Feuchtigkeiten, die ſie beſchweren.

Dieß ſind die vornehmſten Theile in der Höhle der Bruſt und im Unterleibe. Außer dieſen giebt es verſchiedene, die zu dieſen führen.

Am Eingange des Halſes ſind der Schlund und die Luftröhre. Durch den Schlund werden die Speiſen in den Magen gebracht, der nichts als eine Erweiterung von dem unterſten Theile deſſelben iſt, und durch das Zwerchfell durchgeht. Durch die Luftröhre dringt die Luft in die Lunge, wo ſie ſich in unzähligen kleinen Aeſten verliert, und ſie aufbläſt. Sie beſteht aus vielen kleinen Ringen, die lauter Muſkel ſind. Indem die Lunge die Luft durch dieſen Kanal zurückſtößt, bildet ſie die Stimme, und entledigt zugleich die Bruſt von den überflüßigen Feuchtigkeiten, die ſie beſchweren.

Die Luftröhre hat bey ihrem Eingange einen kleinen Deckel, der ſich öffnet, um demjenigen den Weg zu öffnen, was durch dieſen Kanal ausgeworfen werden ſoll. Er öffnet ſich mehr und weniger, um die Töne der Stimme zu verändern und zu vervielfältigen, und ſchließt ſich, wenn wir ſchlucken, um den Speiſen, die über ihn in den Magen hinabglitſchen, den Eingang in die Luftröhre zu verwehren. Allenthalben iſt ſie mit einem Gewebe von Blutgefäßen umgeben, worunter viel kleine Drüſen liegen, die durch ihre Feuchtigkeiten dieſen Kanal ſchlüpfrig erhalten.

Unten

Unten am Magen an der Oeffnung des Ausganges iſt ein gleicher Deckel, der ſich öffnet, wenn er von den Speiſen niedergedrückt wird, und ſich ſchließt, damit die Speiſen nicht zurückkommen können, die ihren Weg in einem langen Darme fortſetzen, worinnen die Abſonderung deſſen, was zur Nahrung dienlich iſt, von den unnützen Theilen der Speiſe anfängt.

In dem erhabenſten Theile des Körpers, dem Haupte, liegt das Gehirn, beſtimmt, die Eindrücke der äußerlichen Gegenſtände zu empfangen, und zugleich dem Körper die nöthigen Bewegungen mitzutheilen, ihnen zu folgen, oder vor ihnen zu fliehen. Dieſe verſchiednen Beſtimmungen zu erfüllen, mußte es zugleich weich und feſt genug ſeyn, und wirklich hat es beyde Eigenſchaften. Das Gehirn hat mancherley Krümmungen, Wendungen und Höhlen, die von den Zergliederern Kammern genannt werden, und beſteht aus drey Theilen, dem Gehirne im beſondern Verſtande, dem Gehirnlein und dem verlängerten Marke, von denen das erſte vorwärts, das andre aber hinterwärts liegt. Jenes iſt beſonders zu den Wirkungen der Sinne geordnet, weswegen die zum Geſichte, Geruche, Geſchmacke und Gehöre beſtimmten Nerven daſelbſt gefunden werden, da aus dem Gehirnlein die Nerven entſpringen, welche zum Gefühle, zu den Bewegungen, und beſonders zur Bewegung des Herzens dienen ſollen. Daher pflegen auch die Verwundungen deſſelben die tödtlichſten zu ſeyn, weil durch ſie die erſte Urſache des Lebens angegriffen wird.

Die ganze Maſſe des Gehirns wird von zwo feinen durchſichtigen Häuten bedeckt, von denen die eine die unmittelbare Einhüllung deſſelben iſt, die andre das harte Hirnhäutlein genannt wird, voll Pulsadern iſt, und beſtändig ſchlägt, vermuthlich in der Abſicht, durch den Druck des Blutes die Lebensgeiſter feiner zu machen und zu vertheilen.

Was für eine unbeſchreibliche Kunſt wurde nicht erfodert, das weiche und zarte Gehirn ſo zu bilden, daß es ſo mannichfaltige Eindrücke annehmen, nicht zu ſehr erſchüttert werden, und doch ſo ſtarke Bewegungen hervorbringen könnte, als wir oft in unſerm Körper entſtehen ſehen.

Was für Kunſt zu den innern Theilen des Auges, zu ſeinen Häutlein, zu ſeinen verſchiednen Feuchtigkeiten, welche zu den verſchiednen Brechungen der Lichtſtralen dienen, zu den Muſkeln, welche das Auge bewegen, und es den äußerlichen Gegenſtänden, wie einen Spiegel vorhalten, zu den Sehnerven, die ſich in dem feinen netzförmigen über den Grund des Auges ausgeſpannten Häutlein endigen, zu der gläſernen Feuchtigkeit, vor welcher die cryſtallene Feuchtigkeit liegt, die dieſen Namen von ihrer Aehnlichkeit mit einem hellen Cryſtalle hat.

Was für Kunſt zum äußern und innern Baue des Ohres, beſonders zur Trommel, dieſer feinen und ſo wohl geſpannten Haut, welcher ein kleiner Hammer, von einer außerordentlich zarten Struktur die Erſchütterung der Luft mittheilt, und ſie durch ihre Nerven bis zum Gehirne bringt, zu den mannigfalti-

faltigen Krümmungen und ſchneckenartigen Höhlen darinnen, um, wie in einem Trichter, die wellenförmigen Bewegungen des Schalles zuſammenzufaſſen, zu brechen und fortzupflanzen, zu den in dieſer Abſicht nöthigen Muſkeln und den Drüſen, welche den bittern Auswurf abſondern, der dieſen offnen Theil vor den Inſekten verwahrt, und, wenn ſie ſich darinn verkriechen, ſie tödtet!

Außer dieſen Theilen, welche ihre beſondern Stellen am Körper einnehmen, giebt es andre, die ſich durch den ganzen Leib verbreiten, als die Gebeine, die Schlagadern, die Blutadern, die Waſſeradern und die Nerven.

Wie bewundernswürdig ſind nicht die Knochen, aus denen das Geripp unſers Körpers beſteht, und wie künſtlich in einander gefügt, die Knochen des Hirnſchädels, die durch Zacken in einander eingreifen, die Wirbelbeine des Halſes, mit den Schulterbeinen und Knochen der Arme, der Hände und der Finger, die Wirbelbeine des Rückrads, an welchen die Rippen befeſtigt ſind, das Hüftbein, Schambein und Schenkelbein, die Knieſcheibe und die Knochen der Füße und Zähen, mit vielen andern. Wie mannichfaltig iſt nicht der Nutzen dieſer Gebeine und anderer Knochen mit ihren Gelenken, den ganzen Körper theils aufrecht und beweglich zu erhalten, und ihn zu unterſtützen, theils ſeine edlern Theile zu verwahren und zu beſchirmen.

Eine eben ſo unnachahmliche Kunſt offenbaret ſich in dem Gewebe der Schlagadern und Blutadern, die

den ganzen Leib durchkreuzen, um ihn mit dem Blute, das ſie überall vertheilen, zu nähren, ſelbſt mit tauſend kleinen Schlagadern und Blutadern verſehen, damit es auch ihnen nicht an der nöthigen Nahrung gebrechen möge. Dieſe Schlagadern, die das Blut empfangen, dieſe Blutadern, die es zum Herzen zurückbringen, die Klappen ſowohl an ihren Mündungen, als in den verſchiednen innern Abtheilungen derſelben, wodurch das Blut entweder durchgelaſſen, oder verhindert wird, zurückzuflieſſen, der Puls in den Schlagadern, der dem Schlage des Herzens gleich iſt, der Druck, den dadurch das Blut zum beſtändigen Kreislaufe empfängt, die gröſſere Stärke und Feſtigkeit derſelben von den Blutadern, damit ſie nicht zerſpringen, und die wunderbare Verknüpfung und Gemeinſchaft derſelben mit einander, alles muß den, der es geſehen hat, oder davon unterrichtet wird, in einem beſtändigen Erſtaunen unterhalten.

Außer dieſen giebt es hin und wieder viele Waſſergefäße, welche gemeiniglich an gewiſſen Drüſen hangen, durch die ein helles, durchſichtiges, ins Gelbe fallendes Waſſer abgeſondert, und durch die beſtimmten Adern circulirt, in einer beſondern Blutader mit dem Blute vermiſcht, ins Herz geführt, und aus dieſem durch die Schlagadern wieder im ganzen Körper vertheilt wird.

Die Nerven, von denen die Zergliederer des menſchlichen Körpers zehn Hauptpaare zählen, ſind eine Art kleiner Stricke oder Fäden, die aus dem Gehirne entſprin-

ſpringen, und ſich durch den ganzen Körper bis in die äußerſten Enden deſſelben erſtrecken. Wo Nerven ſind, iſt auch Empfindung. In ihren Höhlungen enthalten ſie eine Art von Mark, welches dem Gehirnmarke ähnlich ſeyn ſoll. Nach ihrer Beſtimmung ſind ſie Werkzeuge theils der Empfindung, theils der Bewegung. Ueberall, wo der Sitz eines Sinnes iſt, da ſind auch Nerven, welche zur Empfindung deſſelben dienen. Es giebt Sehnerven, Gehörnerven, Geruchnerven, Geſchmacknerven an der Zunge, wie auch Nerven des Gefühls, die, wie das Gefühl ſelbſt, durch den ganzen Körper verbreitet ſind, längſt dem Rückrade hinlaufen, da ſich von einander trennen, und ſich durch alle Theile des Leibes erſtrecken. Dieſe ſind auch in den Theilen, die zu den andern Sinnen dienen, weil ſie außer der ihnen eigenthümlichen Empfindung auch Gefühl haben ſollen. Daher können die Augen, die Ohren, die Naſe und der Mund Eindrücke annehmen, die bloß von dem Gefühle abhangen, und von den ihnen eignen Nerven nicht gewirkt werden. Die Nerven verurſachen aber nicht allein alle Empfindung, ſondern ſetzen auch alle Muſkeln des Körpers in Bewegung; daher alle diejenigen Theile, welche mannigfaltiger Bewegungen fähig ſeyn ſollen, als die Augen, die Ohren und die Zunge, außer den ihnen eignen Nerven noch andre haben, durch deren Hülfe ſie bewegt werden.

Alle dieſe Theile haben ganz feine und unſichtbare Oeffnungen, welche Schweißlöcher genannt wer-

den, damit die leichteſten und feinſten Materien, die im Körper überflüßig ſind, verdünſten ſollen.

O welch eine tiefe unausſprechlich große Kunſt und Weisheit offenbaret ſich blos in dieſen vornehmſten innern feſten Theilen des menſchlichen Körpers! Von welch einer mannigfaltigen Art, Bildung, Einrichtung, Lage, Wirkung und Beſtimmung ſind ſie nicht! Und ſind die flüßigen Theile unſers Leibes weniger bewundernswürdig? In welch ein Erſtaunen über den unbegreiflichen Reichthum der göttlichen Weisheit würden wir nicht geſetzt werden, wenn die verſchiednen Feuchtigkeiten und Säfte unſers Körpers, das Blut, der Milchſaft, die Lymphe, die Galle, das Mark, der Nervenſaft und die verſchiednen Gattungen von Schleim und Gallerten in den unzählbaren Drüſen des Leibes mit allen ihren Eigenſchaften, mit der Art ihrer Zubereitung, ihres Abganges und ihrer Erſetzung, mit ihrer Abſonderung von einander, mit ihrem Kreislaufe, und nach ihrer mannigfaltigen Beſtimmung und Wirkung uns deutlich genug bekannt wären!

Alles iſt an dem ganzen menſchlichen Körper Kunſt, Nutzen und Schönheit; der kleine Raum, den er einnehmen ſoll, auf das vortheilhafteſte gebraucht, alles, was ihn ungeſtalt, häßlich und unangenehm machen könnte, auf das künſtlichſte verborgen, und ſelbſt dasjenige, was zum Auswurfe beſtimmt iſt, auf das beſte gebraucht, ehe es aus dem Leibe geführt wird. Wer iſt ſo fühllos, ſo ſehr aller Aufmerkſamkeit, alles Nachdenkens und aller Ueberlegung beraubt,

beraubt, daß er nicht über die Betrachtung einer ſo ſehr zuſammengeſetzten Maſchine, als unſer Leib iſt, in die äußerſte Verwunderung geſetzt werden ſollte! Wie wunderbar ſind die kleinern Maſchinen, die darinnen angebracht, und alle nach beſondern Regeln ausgearbeitet ſind, und ſo mannigfaltige, ſo ſehr von einander verſchiedne Wirkungen hervorbringen, welche ſich gleichwohl alle zur gemeinſchaftlichen Erfüllung andrer Endzwecke vereinigen! Was für Künſte, welche Werkzeuge zu tauſend verſchiednen Verrichtungen haben wohl die Menſchen erfunden, deren Regeln ſie nicht aus der Einrichtung ihres Leibes lernen konnten! Welche Geſetze des Zuſammenhanges, der Abſonderung, des Stoſſes, der Schwere, des Gleichgewichtes und Druckes, und aller Arten von Bewegung können in ihrem Körper beobachtet und entdeckt werden? Und der Menſch ſollte bey geſundem Verſtande nur einen Augenblick lang zweifeln können, daß er ſeinem Körper nach, das Werk einer verſtändigen Urſache ſey, welches unzählbare weiſe und vortreffliche Abſichten durch die vollkommenſten und unfehlbarſten Mittel zu erreichen gewußt hat?

Das Leben, die mannigfaltigen Arten der Empfindung, des Gefühls und der Bewegung, welcher die Seele zum Gebrauche ihrer verſchiednen Kräfte bedarf, ſind, nebſt der Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechtes durch ſich ſelbſt, die vornehmſten Endzwecke, worinnen das Daſeyn und die Wirkungen aller innern und äußerlichen feſten und flüßigen Theile unſers Körpers gegründet ſind. Die Menge, Mannig-

Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit derſelben iſt unbeſchreiblich groß, zumal, wenn man erwägt, aus wie vielen kleinern bis zur Unſichtbarkeit feinen Theilchen jeder größere Theil zuſammen geſetzt iſt. Aber in ihrer Beziehung auf die großen Endzwecke unſers Leibes iſt von dieſen vielen mannigfaltigen und verſchiednen Theilen auch nicht ein einziger überflüßig und entbehrlich. Einige ſind ſo nothwendig, daß das Ganze nicht ohne das Daſeyn und die Wirkung derſelben beſtehen kann. Die Zerſtörung eines einzigen von ihnen, oder nur die geringſte Verletzung deſſelben zieht die Zerſtörung des Ganzen nach ſich. Einige können in Abſicht auf das Leben, oder in Betrachtung dieſer oder jener Empfindung fehlen; aber ſie können nicht entbehrt werden, ohne uns andre Empfindungen und Bewegungen zu rauben, oder die Erhaltung und Fortpflanzung unſers Geſchlechtes zu verhindern. Wenn einige dieſe Endzwecke nicht unmittelbar befördern, ſo dienen ſie mittelbarer Weiſe zur Erfüllung derſelben. Die Zubereitung des Blutes, die Abſonderung der Galle und des Nervenſaftes von demſelben, ſein Kreislauf, und andre ſolche Wirkungen ſind nicht die Urſachen des Geſichtes, des Gehöres und andrer ſinnlichen Empfindungen, aber die eigentlichen Urſachen derſelben würden außer der Vereinigung mit ihnen ihre Wirkung nicht hervorbringen, noch fortſetzen können.

Eben deswegen iſt eine ſo genaue und innige Verbindung, Gemeinſchaft und Zuſammenſtimmung aller innern und äußern Theile unſers Leibes mit einander

ander veranſtaltet worden. Weil ohne Leben und Bewegung keine Empfindungen möglich waren, ſo ſtehen alle Theile des Körpers mit dem Herzen und dem Gehirne in der vollkommenſten Vereinigung, die nur gedacht werden kann, wie dieſe beyden herrſchenden Theile unter einander ſelbſt in der innigſten Verknüpfung ſtehen, und in ihren gemeinſchaftlichen Wirkungen auf das freundſchaftlichſte mit einander harmoniren. Das Herz iſt es, welches durch die Schlagadern und Blutadern das Blut, wodurch alles in unſerm Körper ernährt wird, durch ſeinen immer gleichen Schlag auf eine gleiche Weiſe durch den ganzen Körper vertheilt, wie das Gehirn durch die Nerven, die ſich in ihm endigen, überall Bewegung, Empfindung und Gefühl hervorbringt. Aus einigen Pulsadern und Blutadern entſpringen unzählbare kleinere Schlagadern und Blutadern, die gleich den Wurzeln und Aeſten eines Baumes ſich in alle Theile des Leibes ausbreiten. Allein obgleich Gehirn und Herz die erſten Quellen des Lebens, der Empfindung und Bewegung ſind, ſo würden ſie doch bald erſchöpft werden, wenn die Ströme, die ſich aus demſelben ergießen, ſich nicht gleich den Flüſſen, die in das Meer zurücklaufen, in das Herz zurückfließen könnten, oder wenn nicht der Mangel deſſen, was ſie und der ganze Körper beſonders durch die beſtändige Ausdünſtung verlieren, ohne Verzug erſetzt würde. Die zur Verdauung der Nahrung und Abſonderung unſrer mannigfaltigen Feuchtigkeiten und Säfte ſind darum dem Herzen eben ſo unentbehr,

behrlich, als ihnen das Herz und Gehirn iſt, und beyder Wirkung beziehen ſich auf einander. Wie unentbehrlich ſind nicht in dieſer Abſicht die Muſkeln, die Drüſen, die Leber, die Gallenblaſe, ihre Feuchtigkeiten, die Knochen und alle äußerlichen und innerlichen Häute des menſchlichen Körpers! Welch ein tiefer Verſtand, welch eine unausſprechliche Weisheit mußte nicht das Weſen beſitzen, welches zwiſchen ſo vielerley und ſo verſchiednen Theilen eine genaue Freundſchaft ſtiften; wie ſehr mußte es nach Abſicht, Zahl, Maaß und Gewicht handeln, wenn dieſer Bund aller Theile des Körpers errichtet werden und beſtehen ſollte!

Wie viele Abſichten werden nicht durch dieſe Gemeinſchaft der Theile erhalten, die außer ihrer Vereinigung unmöglich erfüllt werden konnten. Wie viele Begriffe, die wir empfangen, hangen von den gemeinſchaftlichen Wirkungen verſchiedner Sinne ab! Wir würden zum Exempel keine Vorſtellung von Ausdehnung, Raum und Figur haben, wenn ſich nicht Geſicht und Gefühl mit einander vereinigten; eben ſo würden wir nicht hören, wenn wir nicht reden könnten, und nicht reden, wenn wir nicht hören könnten!

Die Mannigfaltigkeit der Endzwecke, welche gemeiniglich durch einen jeden Theil unſers Körpers vermöge ſeiner kunſtvollen Einrichtung erhalten werden, iſt eben ein ſo bewunderswürdiger Beweis einer unendlichen Weisheit, als die Mannigfaltigkeit der Theile und ihre freundſchaftliche Harmonie mit einander

ander. Dieſes iſt ein Beweis, der auch dem gemeinſten Verſtande begreiflich iſt, wenn er nur einige Aufmerkſamkeit auf den Bau ſeines Körpers richten will! Zu wie vielen Abſichten dienet nicht die Zunge, dieſer kleine Theil unſers Leibes! Sie trägt das ihre zur Nahrung des Körpers bey, ſie iſt das Werkzeug des Geſchmacks; ſie iſt auch das Werkzeug der Rede, und wie mannigfaltig ſind nicht die Töne, die durch ihre verſchiednen Bewegungen möglich ſind! Wie mannigfaltig ſind die Abſichten, zu denen Hände und Füße dienen! Wie mannigfaltig die Wirkungen der Lunge! Die Naſe iſt nicht allein ein Werkzeug des Geruches, ſondern auch ein Canal der Abſonderung. Die Werkzeuge, wodurch der Leib ſeiner überflüßigen und ſcharfen Feuchtigkeiten entledigt wird, dienen zugleich zur Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechtes. Es iſt kein Glied an unſerm Körper, das blos zu einem einzigen Geſchäffte aufgelegt wäre. Wer beurtheilt aber nicht die Größe der Weisheit eines Weſens nach der Menge und Mannigfaltigkeit der Abſichten, die er durch ein und daſſelbe Mittel zu erreichen weis!

Eben ſo bewundernswürdig ſind die genauen und richtigen Verhältniſſe aller Theile des menſchlichen Körpers gegen einander, ſowohl was ihre Größe und Figur, als ihre Ordnung und Lage betrifft. Keiner iſt größer oder kleiner, als es ſeine Beziehung auf andre und ihren gemeinſchaftlichen Nutzen erfodert. Eben ſo iſt eines jeden Figur und Lage die bequemſte und zuträglichſte ſowohl für ihn ſelbſt, als für andre,

welch

welche nur gedacht werden kann. Daß Veränderungen darinnen möglich ſind, ohne die vornehmſten Endzwecke des Körpers, das Leben, die Empfindung und Bewegung aufzuheben, das erhellet aus vielen Misgeburten oder ungeſtalteten Körpern der Menſchen. Aber wenn dieſe und jene Abweichungen der Theile in ihrer Größe, Figur und Lage von den ordentlichen Regeln, nach denen unſer Körper gebildet iſt, mit den vornehmſten und wichtigſten Endzwecken beſtehen können; ſo beleidigen ſie doch die Annehmlichkeit und Schönheit unſrer Geſtalt, und iſt nicht dieß, daß ſie ſo ſelten ſind, und gemeiniglich nur durch die Schuld der Menſchen entſtehen, auch Abſicht und Weisheit?

Iſt es nicht Abſicht und Weisheit, daß die Theile unſers Leibes, die innern und die äußern, nicht allein unter und gegen einander ſelbſt nach ſo genauen und richtigen Verhältniſſen gebauet ſind, ſondern auch in ſo abgemeßnen Verhältniſſen gegen alle andre Dinge außer uns ſtehen! Was würde uns die Einrichtung des Auges, des Gehöres und der Lunge nützen, wie weiſe und kunſtvoll ſie auch iſt, wenn ſie ſich nicht auf die Beſchaffenheit des Lichtes und der Luft und die Geſetze ihrer Bewegungen und Wirkungen gründete? Wenn das Waſſer, das Feuer, die Früchte, die wir genießen, das Fleiſch der Thiere, womit wir uns nähren, alle harten, weichen und flüßigen Körper außer uns ganz andre Eigenſchaften hätten, als ſie haben: ſo würde die ganze Einrichtung unſers Leibes zwar wohl ein künſtlicher aber ganz ver-

vergeblicher Mechanismus ſeyn, und würde außer ſeiner Beziehung auf die Dinge außer uns nicht einmal beſtehen können. Was für unendliche Erkenntniſſe aller Dinge und ihrer Eigenſchaften, und der Möglichkeit ihrer Verknüpfung mit einander, und ihrer Beziehungen auf einander wurden nicht erfodert, unſern Leib zu dem zu machen, was er iſt, und die Wirkungen und Veränderungen, die durch ihn hervorgebracht werden, zur Wirklichkeit zu bringen!

Wenn man nun noch zu allen dieſen Betrachtungen die unläugbare Anmerkung hinzuſetzt, daß ungeachtet die Leiber aller Menſchen aus einem ähnlichen Stoffe, nach einerley Abſichten und Regeln gebildet ſind, bey aller Gleichheit und Aehnlichkeit derſelben mit einander doch eine ſolche Mannigfaltigkeit und Unähnlichkeit derſelben ſtatt finde, wodurch einer von allen und alle von einem jeden unterſchieden werden können; daß dieſe Unähnlichkeit ſich in ihren Sinnen und ihren Empfindungen, in ihrer Stimme, in allen ihren Bewegungen äußert; daß ſie ſich bis auf die kleinſten und unſichtbarſten Theile ihres Körpers auſſer ihm und in ihm erſtreckt: wer muß darüber nicht in die äußerſte Verwunderung geſetzt werden? Wer ſieht ſich nicht gezwungen, über den unendlichen Reichthum der göttlichen Weisheit, der aus dieſer Einrichtung hervorleuchtet, zu erſtaunen?

So iſt alſo in dem ganzen menſchlichen Körper nichts ohne Grund und Abſicht; alles ſetzt Entwurf, und den herrlichſten Entwurf der vollkommenſten Weisheit voraus, einer Weisheit, die unſern Begriff,

und alles, was wir Großes und Herrliches bey ihr denken können, unendlich weit überſteigt. Nichts iſt von ungefähr; nichts ohne Endzweck und Nutzen. Es iſt nicht unmöglich, daß Menſchen ſich für die Wirkung eines blinden Zufalls halten, und in der Unvernunft und Thorheit ſo tief ſinken und glauben können, daß kein Gott ſey, der ſie geſchaffen hat. Die Offenbarung bezeugt es, und es giebt Beyſpiele eines ſolchen Unſinns. Aber das iſt auch gewiß, daß ein ſolcher tiefer Verfall der menſchlichen Seele nicht ohne einen muthwilligen oder doch ſehr verſchuldeten Mangel aller Aufmerkſamkeit, alles Nachdenkens, aller richtigen Ueberlegung möglich ſey; nicht möglich ohne eine völlige Verläugnung der Vernunft und deſſen, was ſie lehrt, ſie ſey nun unvorſetzlich, oder boshaft; nicht möglich, ohne einen hohen Grad von ſittlichem Verderben. Sobald der Menſch nur aufmerkſam auf ſich ſelbſt wird, nur ſo vernünftig denkt, daß er ſich ſelbſt, ſeinen Leib, ſeine mannigfaltigen Theile, ihre Bildung, Wirkungen und Abſichten kennen lernt, wird er auch voll dankbarer Verwunderung ausrufen müſſen: Ich ſehe, o Unendlicher, deine Kraft und Weisheit in deinen Werken! Groß iſt der Herr! Groß iſt der Baumeiſter der Menſchen, Gott! Groß und wunderbar! Schöpfer aller Dinge, Gott, wie weiſe, wie groß biſt du!

Jeruſalems Betrachtungen.

Erſte Betrachtung.

Wichtigkeit der Unterſuchung: Ob ein Gott ſey

Ehe wir über die Natur und Vortrefflichkeit der Religion, zu der wir uns bekennen, unſere Unterſuchung anſtellen, müſſen wir zuförderſt von gewiſſen allgemeinen Wahrheiten überzeugt ſeyn. Die erſte und wichtigſte von allen iſt dieſe: Iſt ein Gott, oder iſt keiner? Iſt ein allerhöchſtes vernünftiges Weſen, von dem die Welt mit ihrer Natur und Ordnung ihren Urſprung hat, oder ſollen wir alles als Wirkungen eines ewigen Nichts, eines blinden Ungefährs, oder als ewige Folgen einer ewig todten Nothwendigkeit anſehen? Dieß iſt mir der nächſte und wichtigſte Gedanke, den ſich meine Vernunft gedenken kann; und ich mag meine Augen, wo ich will, hinwenden, ich mag über mich den Himmel anſehen, ich mag die Geſchöpfe betrachten, womit ich umgeben bin, ich mag meine Augen zuthun, und in meine eigne Empfindungen mich verſenken: ſo iſt mir dieſer Gedanke mit aller ſeiner Wichtigkeit überall gleich gegenwärtig. Ich ſehe überall eine Schönheit, und bey der unendlichſten Mannigfaltigkeit eine Harmonie, worinn ſich

meine Seele mit Entzücken verlieret. Ich ſehe den Himmel an. Was für eine geheime Macht, die alle die unzähligen ungeheuren Weltkörper in dem leeren Raume in einer unverrückten Ordnung erhält! Was für eine unbegreifliche Weisheit, die einen Theil derſelben in der unermeßlichſten Entfernung unbewegt in ihrem Stande erhält, andere aber durch das einfachſte Geſetz ſich um jene, als ihren gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, in einer Entfernung wälzen läßt, welche nach eines jeden innern Natur aufs genaueſte abgewogen iſt; und die wiederum durch eben dieſes Geſetz ſo viele Cometen in ganz andern Laufbahnen, von allen Himmelsgegenden, durch jene ihre Kreiſe leitet, ohne daß ſie ſich in ihrem Laufe ſtören! Unſre Erde könnte in unzähligen Graden von der Sonne weiter entfernt ſtehen, ſie könnte ihr eben ſo vielmal näher ſeyn; und wer wies ihr eben die Entfernung an, daß ſie das Maaß von Licht und Wärme bekömmt, welches der Natur aller ihrer Geſchöpfe am gemäßeſten iſt? Ihre Stellung gegen die Sonne könnte ebenfalls unendlich anders ſeyn; und wer gab ihr unter allen möglichen eben diejenige Lage, die durch die Abwechſelungen von Sommer, Winter, Herbſt und Frühling alle ihre Gegenden am meiſten bewohnbar macht? Wer befahl dem Mond, dieſe Erde beſtändig zu begleiten, und wer maß ſeinen Abſtand ſo genau, daß der Ocean dadurch in ſeiner beſtändigen Bewegung erhalten wird, aber auch nie aus ſeinen geſetzten Ufern treten kann? Wer maß die Fläche des Oceans gegen die höhere Fläche der Erde, daß von

den

den häufigen Ausdünſtungen das Land durch unaufhörlichen Regen nicht erſäuft, doch aber auch durch Regen und Flüße hinreichend getränkt wird? Und wer gab endlich den beyden ſo nahe verwandten Elementen, dem Waſſer und der Luft, das verſchiedne Geſetz, daß die Luft ihre ausdehnende Kraft nie verlieren, das Waſſer hergegen dieſelbe nie annehmen, und in die Luft ſich verwandeln kann, ſondern daß beyde das Maaß und Gewicht unveränderlich behalten müſſen, welches der Beſchaffenheit und Natur aller Geſchöpfe ſo gemäß iſt? Iſt kein Gott, kein vernünftiges freyes Weſen, das dieſes alles geordnet hat: ſo ſehe ich nichts, ſo iſt mir alles das dunkelſte Räthſel, und ſo iſt mir die Vollkommenheit, die Harmonie, die ich hier auf der Erde antreffe, eben ſo unerklärlich.

In ihrer erſten Anlage finde ich alles ungebildet und roh; dieß iſt der Vorrath der Natur. Aber ich gehe nur eine Stuffe hinauf, ſo finde ich dieſe rohe Materien in Metallen, Salzen, Steinen und Cryſtallen ſchon unendlich ſchön gebildet. Und was für ein neuer Schauplatz von Mannigfaltigkeit, Ordnung und Schönheit, wenn ich noch eine Stuffe höher ſteige, und ſehe, wie dieſe rohe todte Materie in unzähligen Arten von Bäumen, Kräutern und Blumen einförmig und unendlich mannigfaltig organiſiret iſt! Der Cryſtall, der Kieſel, behalten unverändert ihre Geſtalt, die ſie vielleicht von der Schöpfung her haben; ſie bleiben einzeln, wie ſie ſind, ohne eine ſichtliche Aenderung oder Vermehrung. In dieſem

Reiche iſt hingegen alles in beſtändiger Verwandelung; hier wächſt, hier lebt alles; und alles in unzähligen Stuffen. In einerley Erde, von einerley Regen befeuchtet, ſteht alles vermiſcht unter einander, und alles iſt an Geruch, Farbe und Geſchmack unendlich unterſchieden; es wächſt, es vermehrt ſich, es ſtirbt alles zu ſeiner beſondern Jahreszeit, alles in der vollkommenſten Harmonie mit der ganzen übrigen Natur; alles verſchieden, und alles nach dem einförmigſten Grundgeſetze.

Ich gehe noch eine Stuffe höher, und meine Ausſicht wird noch unendlich wunderbarer. Auf der vorhergehenden ſahe ich bey einer unendlichen Mannigfaltigkeit und Schönheit den künſtlichen Mechanismus. Aber außer dem Wachsthume iſt noch alles todt; es wächſt und ſtirbt noch alles auf der Stelle, wo es gebohren wird, ohne ſein Daſeyn ſelbſt zu empfinden. Aber hier ſehe ich überall willkührliche Bewegungen, die feinſten Empfindungen, die künſtlichſten Triebe. Eben die vorige Materie, faſt dieſelbe Organiſation; es entſteht, es wächſt, es ſtirbt alles mit den Pflanzen nach einerley Geſetzen, aber in unendlich neuen Geſtalten, in unendlich größrer Vollkommenheit, alles lebt, alles bewegt ſich ſelbſt, alles empfindet, und dieſe Vollkommenheit ſteigt, wie in den Pflanzen, in unzähligen ſich immer gleichen Stuffen. Die niedrigſte Pflanze war noch halb Stein; das niedrigſte Thier iſt ſichtbarlich mit der Pflanze noch verwandt; Halbthiere, die noch in Aeſten fortwachſen; Thiere von einer Art von Empfindungen; Thiere, die fünf haben; einige,

die noch auf der Stelle ſterben, worauf ſie gebohren werden, denen ihre Schaale noch ihre ganze Welt iſt; andere, die durch den Geruch, das Gehör, das Geſicht die entfernteſten Dinge empfinden; Thiere, ungeheuer wie Berge; Thiere, denen der Raum von einem Sandkorne, ein Tropfen Waſſer, ein Blatt eine Welt iſt. Und alles iſt in ſeiner Art vollkommen, alles hat ſeine Gliedmaſſen, die nach dem übrigen Baue ſeines Leibes, nach ſeiner Beſtimmung, nach ſeiner Nahrung, nach dem Elemente, worinn es lebt, mit einer nicht zu ergründenden Weisheit eingerichtet ſind; alles hat ſeine beſondern Triebe, die mit ſeiner ganzen Natur harmoniren. Indeſſen herrſcht in dieſem unruhigen willkührlichen Reiche eben die Ordnung, die ich in dem Pflanzenreiche wahrnehme. Es hat alles ſeine abgemeßnen Stuffen, alles ſeine angewieſene Gegend, die unveränderlichſten Geſetze. Es bleibt alles unverändert in ſeiner Art; es vermiſcht ſich nichts, es verliert ſich nichts, nichts wird unvollkommner, nichts kann ſich über die Stuffe ſeiner Natur erheben; alles ſtirbt, und erzeugt ſich in einer unveränderlichen Proportion fort, wie es ſeiner Beſtimmung und der ganzen Natur gemäß iſt. Ein jedes behält ſein Maaß von Kräften, ſein Maaß von Begierden, ſeine beſtimmte Dauer. Ich finde nirgend eine wahre Vernunft, aber ein geheimes unerklärliches Geſetz, das ſchneller und gewiſſer, als alle Vernunft iſt, erſetzt dieſen Mangel. Alles kennet ſein Geſchlecht; es weis alles für ſeine Nahrung, für ſeine Wohnung, für ſeine Fortpflanzung und Er-

haltung mit einer Geſchicklichkeit zu ſorgen, die den ſcharfſinnigſten Weltweiſen in Erſtaunung ſetzt. Und alle dieſe Mannigfaltigkeit iſt nur eine Kette; vom Stein bis zur Pflanze; von der Pflanze bis zum Affen; es ſind alles Glieder, die ſich berühren. Es iſt alles voll, nirgend ein Raum, nichts ſich vollkommen gleich, alles ſtuffenweiſe. Wo ich mit einem Auge am Ende bin, da entdecken mir die Vergrößerungs- und Ferngläſer neue Welten; und vielleicht bin ich auch mit dieſen in der Hand noch immer auf den Mittelſtuffen dieſer unendlichen Leiter. Die Verbindung bleibt indeſſen immer dieſelbe. Pflanzen, Thiere, Waſſer, die Planeten, die Sonne ſelbſt, alles iſt um des andern willen da; es macht alles nur Ein Ganzes, ein vollkommnes Ganzes aus.

Ich ſelbſt bin mir noch ein unendlich größeres Wunder. Auf der einen Seite gehöre ich noch mit zur Pflanze, der nächſte Anverwandte der Thiere. Ich entſtehe wie ſie, ich nähre mich wie ſie, ich habe mit ihnen einerley Dauer, dieſelbigen Triebe, eben den Tod. Auf der andern Seite habe ich in meiner Geſtalt, in meinen Gliedern, in meinen Fähigkeiten, unendliche Vorzüge. Ich bin ein Gott gegen ſie. Ich habe eine Vernunft, einen freyen Willen; ich herrſche über alles, es wächſt alles nur für mich, von der Ceder bis zum Graſe, vom Elephanten bis zum Seidenwurm, alles iſt nur für mich da. Ohne mich iſt die ganze Natur todt, alle ihre Ordnung nichts beſſer, als ein Chaos. Der Weinſtock genießt ſich ſelbſt nicht; die Blume empfindet ihre eigene

Schön-

Schönheit nicht; dem Seidenwurme iſt ſein Gewebe nichts wie ſein Grab; ohne mich liegt der Demant ohne Werth unter den Kieſeln. In mir vereinigt ſich alles; durch mich wird alles Vernunft, alles Harmonie, alles erſt wahre Schönheit. Ohne mich iſt die Natur arm; ich ſchaffe ihr alle Augenblicke neue Geſtalten, ich dringe in ihre innerſte Werkſtatt, ich entdecke ihre geheimſten Geſetze; ich meſſe die Himmel, ich wäge die Planeten, ich berechne ihren Lauf, ich mache mir das Vergangene und Zukünftige gegenwärtig; meine Ausſichten, meine Fähigkeiten, meine Triebe haben nirgend ihre Gränzen; es iſt alles in mir ewig. Noch mehr, die Quelle meines Vergnügens und Misvergnügens habe ich in mir ſelbſt; ich bin mein eigener Geſetzgeber, mein eigener Richter; ich lobe und tadle, und ſtrafe und belohne mich ſelbſt, und mein Beyfall iſt mir wichtiger, als die Lobſprüche von tauſend Schmeichlern.

Aber was ſehe ich in allen dieſem Reichthume, in dieſer Ordnung, wenn kein Gott, kein vernünftiges freyes Weſen iſt, welches dieß alles hervorgebracht, und dieſe herrliche Ordnung veranſtaltet hat? Iſt dieß alles von ungefähr, kömmt es alles aus einer blinden todten Nothwendigkeit; ſo weis ich nicht, was ich ſehe. Eine Maſchine, aus Millionen Rädern zuſammen geſetzt, die alle eine gemeinſchaftliche abgemeſſene Bewegung, und im Ganzen weder Urheber noch Endzweck haben; lauter abgemeſſene Mittel ohne Abſicht, lauter beſtimmte Abſichten ohne Urſache. Die vollkommenſte Ordnung

und Schönheit ohne Vernunft, eine ewige Bewegung ohne Urheber, lauter Leben aus einem ewigen Tode; die vollkommenſte Harmonie unter lauter ſtreitenden Dingen; : : : wie finſter! Hier ſehe ich nichts mit aller meiner Vernunft. Und was bin ich? Ein noch dunkleres Räthſel. Von lauter ſterblichen Vätern von Ewigkeit her, das widerſprechendſte Geſchöpf, von allen Seiten eingeſchränkt, und in allen meinen Ausſichten und Begierden unendlich; mit einer Anlage zu unendlichen Fähigkeiten, um als ein Embryo zu ſterben; ein Herr der Thiere, ein Herr der ganzen Natur, mit allen Schickſalen eines Inſekts; ein todter Staub voll göttlicher Kraft; ein denkendes Weſen, das ſich über alle Himmel erhebt, und in dem Augenblicke ein Fraß der Würmer; mit dem ſtrengſten Geſetze gebohren, ohne Geſetzgeber. Wie räthſelhaft! wie finſter! Wie viel ſehe ich hier mehr, als ein Thier! Dieß iſt das wenigſte; ich bin mit allen dieſen Vorzügen nichts beſſer, als ein Thier; ich bin ſchlechter, ich bin unglücklicher, ſo lange dieſe Unterſuchung für mich nicht entſchieden iſt. Es iſt wahr, ich behalte meine gewiſſen Vorzüge als Menſch, wenn auch kein Gott iſt. Meine Vernunft verlieret dadurch an ihren Fähigkeiten nichts; ich kann in der Erforſchung der Wahrheit eben ſo ungehindert fortgehen, ich empfinde ihre Reizungen mit eben der Lebhaftigkeit; ich behalte alle Reizbarkeit meiner Sinne, ich genieße alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens; die Welt bleibt für mich eben ſo ſchön, eben ſo reich; meine Begierden blei-

ben

ben eben ſo lebhaft, eben ſo mannigfaltig; ich bleibe nichts deſto weniger der Herr der Welt. Der Stier iſt ſatt, wenn er die Triebe ſeiner Natur geſtillet; der Tieger iſt ſatt, wenn er ſeinen Hunger geſtillet hat; in meinen Begierden kenne ich keine Grenzen; meine Einbildungskraft kann mir immer neue Reizungen verſchaffen. Das Thier geht nur ſeinem Raube nach; ich kann meinen Geſchmack über das Maaß meiner Natur ausdehnen. Der Stier, der Tieger ſind an die engen Gränzen ihrer Natur gebunden; ich kenne dieſe Einſchränkung nicht, für mich hat die Natur keine Gränze, ich bin Herr; wenn ich will, kehre ich ihre Geſetze um; ich kenne kein ander Geſetz, als meine Triebe. Meine Vernunft widerſpricht mir zwar; mein Gewiſſen droht mir mit geheimen Ahndungen; aber was habe ich zu fürchten? Morgen bin ich todt. Morgen todt? ewig todt? Ja, wenn kein Gott iſt, ſo habe ich nichts anders, als einen ewigen Tod zu erwarten. Aber ſoll dieß eine Beruhigung für mich ſeyn? O hätte mich doch, wie ich meine Exiſtenz erhielt, das Loos eines Thieres getroffen! ſo hätte ich die mühſelige Chimäre, der Vorſchrift meiner Vernunft und meines Gewiſſens beſtändig zu folgen, nie gekannt; ſo hätte ich die Kränkung von ſo vielen vergeblichen Entwürfen nicht; ſo kennte ich die Reizungen der Wahrheit und Tugend nicht; ſo kennte ich die reizenden Ausſichten einer Ewigkeit nicht; ſo wüßte ich nicht eher, was Tod wäre, bis das Schlachtmeſſer mir ſchon alle Empfindung und Furcht davor genommen hätte: da ich itzt,

unter

unter einer jeden Empfindung meines Lebens mit dem Tode ringend, die ſchreckliche Vorſtellung einer ewigen Vernichtung vor Augen habe, und da ich kaum das Alphabet der Natur mühſam gelernt, und die Reizungen der Wahrheit in der Ferne geſehen habe, meine Augen auf ewig ſchließen muß. Iſt dieß der ganze Endzweck der prächtigen Anlage der Natur? Iſt dieß der ganze Lohn der vielen Bemühungen, mich zur Wahrheit und zur Tugend zu bilden? Ich wiederhole es mit Bedacht: O wäre ich ein Thier geworden! Ich hätte zwar dieſe Vorzüge nicht gehabt, aber ich hätte auch keine beſſere gekannt; ich hätte die Schönheit der Tugend nicht empfunden, aber ich hätte auch ihr ſtrenges Geſetz nicht gefühlt; ich wäre ruhig meinen Trieben gefolget, ich hätte ſie geſättiget, und ich hätte den ermüdenden Streit meiner Vernunft und meiner Begierden nie empfunden. Aber was ſoll ich itzt thun? Soll ich meinen Trieben folgen, oder ſoll ich dem Geſetze meiner vernünftigen Natur gehorchen? Es iſt wahr, ich habe nichts zu fürchten; aber womit beſänftige ich die Anklagen, die mir mein Gewiſſen darüber machen wird? Soll ich mich dagegen ganz unempfindlich zu machen ſuchen? Was für ein grauſames Unternehmen! Und wie will ich mich gegen meine Vernunft rechtfertigen? Was muß ich in meinen eigenen Augen für ein verächtliches, für ein abſcheuliches Geſchöpf werden, wenn ich die Würde meiner Natur ſo weit verläugnen, und mich in ein Thier umſchaffen will? Soll ich aber der Stimme meiner Vernunft gehorchen?

Soll ich mich der Tugend widmen? Ja ſie iſt ſchön, entzückend, himmliſch ſchön. Aber wo dieſe Tugend die Verläugnung meiner angenehmſten Begierden von mir fodert; wenn ich dieſer Tugend, unter dem höhnenden Triumphe des belohnenden Laſters, meine Ruhe, meine Wohlfahrt, mein Leben und was mir noch unendlich ſchätzbarer als dies alles iſt, wenn ich ihr die Wohlfahrt der Meinigen aufopfern ſoll: wo ſoll ich hier den Muth, wo ſoll ich die Kräfte hernehmen, einer leeren Vollkommenheit mein höchſtes Gut aufzuopfern; wo ſoll ich die Vergeltung für ein ſolches Opfer nehmen, und wo iſt meine Verbindlichkeit, einem ſolchen Geſetze zu gehorchen? Wenn kein Gott iſt, ſo iſt die Erfüllung meiner Begierden das höchſte Gut, das ich erreichen kann. Ich Thor! warum will ich mich denn durch ein Geſetz in meiner Glückſeligkeit einſchränken laſſen, da ich keinen Geſetzgeber kenne? Was habe ich zu fürchten, was habe ich zu hoffen? Wenn ich ſterbe, iſt alles aus; Tugend, Vernunft, Gewiſſen, es ſind alles für mich leere Worte; ich habe als ein Vieh gelebt; ich ſey ein Fluch unter meinen Mitgeſchöpfen geweſen, oder ich ſey als ein Märtyrer der Wahrheit und der Tugend geſtorben; wenn ich ſterbe, iſt alles eins; ich dünge den Kirchhof, und nähre durch meinen Moder wieder andere Thiere. O was für ein blindes widerſprechendes Geſchöpf! Aber wie hell, wie heiter, wie ruhig wird alles in meiner Seele, ſo bald der Gedanke in ihr aufgeht, daß die Welt von einem höchſten vernünftigen Weſen ihren Urſprung hat! Was die

Sonne

Sonne meinen Augen iſt, das iſt dieſer erquickende Gedanke meiner Vernunft; in dieſem Lichte wird alles auf einmal um mich hell. Wo ich vorher nichts als Verwirrung ſahe, da ſehe ich itzo nichts, als entzückende Vernunft; überall die beſten Abſichten mit den weiſeſten Mitteln verbunden. Ich ſehe überall den Vater der Natur, der alle ihre Glieder, der die Bewegung der lebloſen Geſchöpfe und die Triebe der lebendigen zu einer allgemeinen Vollkommenheit mit ſeiner wohlthätigen Hand aufs weiſeſte zu verbinden ſucht. Nun bin ich mir auch das Räthſel nicht mehr; ich überſehe meine ganze Beſtimmung. Ein allerhöchſtes vernünftiges freyes Weſen hat mich auf die höchſte Stuffe dieſer ſichtbaren Natur geſetzt; = = = gewiß nicht, daß ich die Ordnung der Natur zerſtören ſollte. Es hat mich mit den edelſten Fähigkeiten ausgerüſtet; = = = nicht, daß ich nur ein ſo viel größers Thier ſeyn ſollte. Dieſer weiſe Schöpfer hat mir eine Vernunft, ein moraliſches Gefühl von Gutem und Böſem gegeben; er hat es unüberwindlich gemacht; er hat es über meinen Willen erhaben; = = = ein ſicherer Beweis, daß es ſein Wille iſt, daß ich es für mein erſtes Geſetz erkennen ſoll, und daß es ihm unmöglich gleich viel ſeyn kann, ob ich dieß Geſetz erfülle, oder nicht. Meine Begierden, meine Ruhe, mein Gewinn, machen dagegen keinen Einwurf; geſetzt, daß ich alles aufopfern muß, was bin ich denn, daß ich mich dem Willen des Herrn meines Lebens, ſeinem unumſchränkten, weiſen und wohlthätigen Willen entziehen könnte?

Dafür

Dafür weis ich, wenn ich ihm zu gehorchen mich beſtrebe, daß ich ihm auch gefallen werde. Beruhigung genug für mich; nun will ich mit freudiger Aufmerkſamkeit auf die Stimme meines Gewiſſens achten; vor ſeinem Angeſichte kann nichts, kein guter Gedanke verloren gehen. Nun ſehe ich dem Gewinne des Laſterhaften ruhig zu; er pranget mit ſeinem Glücke, ich beneide ihn nicht; er verhöhne mich mit meinem ruhigen Gewiſſen, ich vertauſche es gegen alle ſeine Freude nicht. Iſt ein ſolches allerhöchſtes Weſen, ſo verliere ich nichts; ich will ihm keine Vergeltung vorſchreiben; mein Schöpfer kann nie mein Schuldner werden: aber zu einem unendlich weiſen und gütigen Gotte habe ich die feſte Zuverſicht, daß er die Vorzüge, die er mir in die Natur gelegt, mir nicht zur Marter werde gegeben haben, und daß er eher eine neue Welt ſchaffen, und meinen Staub nach Millionen Jahren eher wieder lebendig machen werde, ehe er mich, wenn ich ihn aufrichtig geliebt, unbelohnt laſſen ſollte; und meine Seele ſagt ſich es ſelbſt, daß ſie zu einer ſolchen Ewigkeit erſchaffen ſey.

Zwote Betrachtung.

Von einem zukünftigen Leben.

Wenn das Böſe von einer weiſen Vorſehung in der Abſicht zugelaſſen, und ſo geleitet wird, daß die gefährlichern Ausbrüche der Sinnlichkeit dadurch zurück-

rückgehalten werden, und unſere moraliſche Vollkommenheit dadurch neue Hülfen und Triebe bekomme, warum iſt das Mittel, dieſem herrlichen Endzwecke ſo wenig gemäß? Warum findet die Tugend dennoch ſo wenig Ermunterung? Warum iſt das Laſter ſo ſicher und ſiegend? Konnte ein weiſer Gott ein ſo unkräftiges Mittel zur Erreichung eines ſo großen Endzweckes wählen?

Dieſer Einwurf verdient unſere ganze Aufmerkſamkeit. Aber ehe wir ihn beantworten, müſſen wir zuförderſt die Rechtmäßigkeit der Anklage unterſuchen, ob dieſe Unordnung auch wirklich ſo groß iſt, als das Geſchrey des Unglaubens und unſrer Eigenliebe dieſelbe macht. Die Klagen müſſen uns von beyden Seiten verdächtig ſeyn. Es iſt wenigſtens darinn alles zweydeutig; zweydeutig, was wir Tugend und Laſter, zweydeutig, was wir Glück und Unglück, zweydeutig, was wir Vergeltung nennen. Was iſt zweydeutiger, als die Charaktere von Tugend und Laſter, ſobald ſich unſere Eigenliebe mit in unſer Urtheil miſcht? Wir ſelbſt ſind immer nichts wie Tugend; alle natürliche Wirkungen unſerer Leidenſchaften ſind ſo viel wahre Verdienſte; alle Laſter, die wir nach unſrer Natur, oder aus Mangel an Gelegenheit nicht begehen können, rechnen wir uns ebenfalls als ſo viel wirkliche Tugenden an; laſſen wir dann auch ja eine Leidenſchaft bey uns herrſchen, wie gering, wie verzeihenswürdig iſt dieſe einzige Schwachheit! An unſerm Nächſten iſt hergegen alles böſe; der geringſte Schein iſt zuverläßige Wahrheit;

alle

alle Tugenden, die wir an ihm nicht bemerken, ſind ſo viel wirkliche Fehler; alle Fehler, die unſern natürlichen Neigungen entgegen ſind, die ſträflichſten Verbrechen, die unſchuldigſten Wirkungen ſeiner Selbſtliebe, wenn ſie der unſrigen zuwider laufen, vorſetzliche Ungerechtigkeiten. Unſer Urtheil von dem, was wir Glück und Unglück nennen, iſt eben ſo zweydeutig. Tugend, Vernunft, Geſundheit, ſtille häusliche Freude, ein reines Gewiſſen ſind kein wahres Gut; ein überflüßiger Reichthum, glänzende Ehre, üppige und rauſchende Zerſtreuungen ſind die einzigen Mittel, die uns glücklich machen können; wer dieſe hat, der iſt ein Liebling der Vorſehung; wer weniger hat, der iſt auch ſo viel mehr in unſern Augen von ihr vernachläßigt. Wann wird aber unſere Eigenliebe mit der gerechteſten Austheilung zufrieden ſeyn; und wenn dieſe es auch ſeyn würde, wann würde es der Neid ſeyn? Iſt es nun zu verwundern, da ein jeder ſo viele Eitelkeit und ſo viele eingebildete Verdienſte hat, daß in dem Reiche Gottes ſo viele Mißvergnügte ſind, die alle über blinden Zufall, über ungleiche ungerechte Vergeltungen ſchreyen? Der Unglaube, der über allen unſern Unterſchied von Tugend und Laſter heimlich lacht, vereinigt indeſſen ſein Geſchrey mit dem unſrigen, um ſeine Rebellion in dem Reiche Gottes gegen die Vorſehung ſo viel allgemeiner zu machen. Und wenn wir es recht bedenken, ſo wiſſen wir ſelbſt nicht, was wir für eine Vergeltung wollen. Vielleicht ſind überhaupt nicht zwey menſchliche Handlungen in Anſe-

hung ihrer innern Moralität ſich völlig gleich. Wie oft hat die reinſte und edelſte Abſicht die Kränkung, daß ſie ihren Wirkungen den zweydeutigſten verdächtigſten Schein nicht benehmen kann, da hergegen ſo viele andere Handlungen die Bewunderung der Welt an ſich ziehen, und doch zuverläßig aus den niedrigſten und ſchwärzeſten Trieben kommen. Dem einem koſtet die prächtigſte Tugend, wegen ſeiner natürlichen Neigung, nicht die geringſte Ueberwindung, da der andere, nach den mühſamſten Bekämpfungen, kaum dann und wann einen ſchwachen Sieg über ſich erhalten, und einen Blick von dieſer Tugend hervorbringen kann. Jener Heuchler betrügt mit ſeiner künſtlichen Maske die ganze Welt, da der wahrhaftig Tugendhafte aus der edelſten Beſcheidenheit ſeine Tugenden ſelbſt verbirgt. Wie ſoll die Vorſehung ihre Vergeltungen hier vertheilen? Nach dem äußerlichen Scheine? So müßte Gott alle ſeine Gerechtigkeit verläugnen. Nach dem innern Werthe? So wird das Geſchrey über die Ungerechtigkeit der Vergeltung immer daſſelbe ſeyn. Dieß können wir mit Gewißheit vorausſetzen, daß, je allgemeiner unſere Vollkommenheit am Verſtand und Willen ſeyn würde, unſer Leben im Ganzen auch ſo viel vollkommner ſeyn würde. Aber dieß iſt unſer Zuſtand in dieſer Schwachheit nicht. Keiner von uns iſt ganz Vollkommenheit, keiner, der ganz Laſter wäre. Beydes leidet unſere Natur nicht. Unſere Tugenden und unſere Fehler ſind vermiſcht. Wie ſoll nun hier die Vergeltung geſchehen? Wollen wir für eine gute Eigen-

ſchaft, die wir etwa an uns haben, die Folgen aller möglichen Vollkommenheit? Und ſoll unſer Nächſter, wegen ſeines einzigen Fehlers, die Folgen aller ſeiner wirklichen Vorzüge verlieren? Was wäre ungerechter? Wir ſind redlich: aber es fehlt uns an Wirkſamkeit, an Geſchicklichkeit, an Klugheit; ſoll die bloße Redlichkeit uns gegen alle Folgen der Unwiſſenheit und Trägheit ſchützen? Wir ſind gutherzig, aber verſchwenderiſch, leichtſinnig; können wir für dieſe Gutherzigkeit zugleich die Vergeltungen der Vorſicht und Sparſamkeit erwarten? Wo bliebe hier die Weisheit Gottes? Unſer Nächſter iſt ſtolz, geizig; aber er iſt geſchickt, gefällig, vorſichtig, unermüdet; und dieſem ſoll die Vorſehung, wegen ſeines Fehlers, alle Folgen ſeiner guten Handlungen entziehen? Wo bliebe hier die Güte Gottes? So müßte Gott alle natürliche Folgen durch beſtändige Wunder zernichten; aber ſo würde die Welt ein Chaos, ein Traum ſeyn, worinn alle Verbindung und Wirkſamkeit aufhörte, worinn die Urſachen keine Wirkungen, die Wirkungen keine Folgen behielten, und worinn, wegen der allgemeinen Verbindung, der Tugendhafte allemal ſo viel als der geſtrafte Sünder verlieren würde. Soll aber jede gute und böſe Handlung gleich ihre unmittelbare verdiente Vergeltung haben? Neue Verwirrung! Unſere Tugenden und Fehler wechſeln beſtändig bey uns ab; hier würde die eine Vergeltung die andere immerfort zernichten. Und wie, wenn dieſe Tugenden, wofür wir ſo große Vergeltungen fodern, nur allein die Frucht des auf uns liegenden Kreuzes

 wären?

wären? Wir ſind vielleicht nur mäßig, weil wir ſchwach ſind, nur demüthig, weil es unſerm Stolz an ſeiner Nahrung fehlt, nur gefällig und biegſam, weil wir der Hülfe anderer nicht entbehren können. Wo würden dieſe Tugenden bleiben, wenn unſere ſinnlichen Neigungen durch eine ſolche unmittelbare Vergeltung allezeit ihre volle Nahrung behielten? Und was würden unſere ächteſten Tugenden ſeyn, wenn unſere Sinnlichkeit dieſe Nahrung allezeit gehabt hätte? Wie viel Tugenden, die den vollen Schein einer äußerlichen Glückſeligkeit gar nicht vertragen können; die nicht anders als in einem niedrigen ſchattigten Thale, auf einem dürren Boden wachſen können! Wie ſollte der Tugendhafte ſeinen edlen Muth, ſeine Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſeine uneigennützige Großmuth, ſein Vertrauen auf Gott, und ſeine Verachtung der Götzen des Pöbels beweiſen, wenn er ſich mit einer unmittelbaren Vergeltung gleich abgelohnet ſehen ſollte? Was bleibt von der Tugend übrig, wenn ſie nichts aufzuopfern hat? So würde ſie ihre edelſte Schönheit und Würde verlieren; Gott würde alles Gefühl ihrer innerlichen Vollkommenheit ſelber in uns dadurch tödten; Tugend würde nichts, als niedrigſter Wucher werden. Und was macht man ſich endlich für einen Begriff von der Tugend, wenn die Vorſehung eine jede gute Handlung als Tugend vergelten ſoll? Tugend beſteht in keinen einzelnen Handlungen; ihre Anwendung iſt einzeln und verſchieden, ihre Natur iſt einfach. Tugend beſteht in der herrſchenden Geſinnung

und

und dem ernſtlichen Beſtreben, Gott in ſeiner allgemeinen Liebe zum Guten ähnlich zu ſeyn. Das allgemeine Gute iſt ihr Objekt, die Liebe zu Gott der einzige ſichere und wirkſame Grund. Einzelne Handlungen, die aus dieſer Quelle nicht kommen, können bey geduldeten herrſchenden Laſtern glänzend ſchön ſeyn, ſie können in ihren Wirkungen gut ſeyn; aber den Werth und das Recht der Tugend haben ſie nicht. Wahre Tugend erfordert daher auch unſer ganzes Leben. Die natürlichen Folgen ſind, ſo viel es die Einrichtung der Welt leidet, zu unſrer Ermunterung da; aber die eigentliche und wahre Vergeltung können wir nicht eher als am Ende erwarten. Der Kämpfer kann für einen jeden muthigen Schritt, den er in ſeiner Laufbahn thut, den ausgeſetzten Preis nicht fodern. Wenn er aushält, und das Ziel erreicht, alsdann iſt der Preis auch ſein. Und wir wollten unſre Vergeltung voraus, und den Lohn des Sieges haben, ehe der Kampf vollendet wäre? Dieß würde das Mittel ſeyn, alle fernere Triebe in uns zu entkräften.

In dieſem Leben hat alſo keine ſo vollkommene und genaue Vergeltung ſtatt. Unſere Schwachheit, die Natur der Tugend, und die ganze Einrichtung dieſer Welt leiden es nicht. Indeſſen, wir geſtehen es, würde die Vorſehung hiemit noch nicht gerechtfertiget ſeyn. Es bleibt bey dieſer Einrichtung noch zu viel kränkendes, zu viel abſchreckendes für die Tugend übrig, als daß ſie ſich bey einer Natur, wie die unſrige iſt, allezeit ſelbſt Belohnung genug

ſeyn könnte. Die Triumphe des Laſters können zu demüthigend für ſie werden, als daß ſie mit ihrer innern Zufriedenheit allein ſtark genug bliebe, ihren Muth zu erhalten. Bey der Ueberzeugung von einer Vorſehung, und bey der ſtärkenden Ausſicht in die Ewigkeit, wo ſie fortdauren, wo ſie in einer wachſenden Vollkommenheit in der Gegenwart Gottes fortdauren ſoll, da behält ſie unter allen dieſen Kränkungen, Freudigkeit und Muth genug, ihr Muth wächſt vielmehr darunter; aber ohne dieſe Hoffnung bliebe es, wir geſtehen es, ein unwiderleglicher Einwurf, wie ein unendlich weiſes und allmächtiges Weſen eine ſolche Welt hätte ſchaffen können, worinn die Anſtalt zur Einſchränkung des Böſen, und zur Beförderung der Tugend zwar gemacht, aber nach der Natur der Menſchen ſo wenig eingerichtet, und im Ganzen ſo unvollkommen gelaſſen wäre, daß das Laſter noch immer Reizung und Sicherheit genug behielte; die Tugend hergegen mit einer bis ans Ende verwieſenen, und alſo nie zu hoffenden Vergeltung, alle Ermunterung nothwendig verlieren müßte. Auch die Philoſophie, die keine Ewigkeit erkennen will, muß entweder alle Gottheit läugnen, oder dieſe Unordnung für unerklärlich halten. Die alten ſtoiſchen Philoſophen, die, bey ihren dunkeln Begriffen vom höchſten Weſen, ſich die Hoffnung zu dieſer Ewigkeit nicht deutlich machen konnten, mußten aus dieſer Urſache, um bey der übrigen Harmonie der Welt dieſe Unordnung ſich erklären zu können, den unnatürlichſten Satz, daß die Tugend,

auch unter den grauſamſten Martern, ſich allemal ſelbſt Vergeltung genug ſey, annehmen; und die neuern Weiſen, die im Tone der alten uns immer von dieſer innern Genügſamkeit der Tugend vorſprechen, um unſre deutlichere Hoffnung des ewigen Lebens dadurch zu entkräften, müſſen ihren ſtärkſten Einwurf gegen die Vorſehung von dieſer Unordnung allemal zuerſt entlehnen. Laſſen Sie uns alſo itzt unterſuchen, ob wir Grund genug haben, einen ſolchen zukünftigen Zuſtand mit Zuverſicht zu erwarten. Eine aufmerkſame Betrachtung der Vollkommenheiten Gottes und ſeiner Werke wird uns hier die Auflöſung finden laſſen.

Wenn wir von der göttlichen Regierung der Welt mit Billigkeit urtheilen wollen, ſo dürfen wir dieſelbe aus einem einzigen Winkel, wie dieſe Erde iſt, allein nicht beurtheilen. Eben ſo wenig dürfen wir ſie aus einem ſo kurzen Augenblicke, wie dieſes Leben iſt, beurtheilen. Auf der niedrigen Stuffe, worauf wir itzt noch ſtehen, wird zwar die Vernunft allein noch nicht ſtark genug ſeyn, alles in voller Deutlichkeit zu ſehen; die Entfernung iſt noch zu groß. Aber ſo wie die Vernunft aufs angenehmſte überraſcht wird, wenn ſie durch Hülfe des Teleſcops jene Lichter am Himmel, die das Auge nur als ſchimmernde Punkte ſieht, für Sonnen und Welten erkennen muß, ſo wollen wir auch dieſe ſchwachen Blicke nicht aus der Acht laſſen. Wenn unſre Vernunft erſt durch ein helleres Licht geſtärkt ſeyn wird, ſo wird ſie das, was ſie in dieſer Entfernung nur im Schimmer ſieht, ebenfalls,

und mit einer noch gröſſern Entzückung, als eine neue Welt, als die herrlichſte Welt erkennen.

Dies können wir ſicher vorausſetzen, daß, ſo unbegränzt und unermeßlich die Welt in ihrem Umfange iſt, ſie in ihrer Dauer eben ſo unendlich ſeyn müſſe. Dabey ſagt uns unſre Vernunft mit einer eben ſo unwiderſprechlichen Gewißheit, daß außer uns noch unzähliche Klaſſen vernünftiger Geſchöpfe ſeyn müſſen. Denn aus was für einem Grunde könnte dieſe Erde allein damit beſetzt ſeyn? So wären die übrigen unzählbaren Welten alle umſonſt erſchaffen. Denn was wir mit unſern Sinnen nicht erreichen, das iſt für uns auch nicht da. Und aus was für einem Grunde können wir uns für die einzigen vernünftigen Geſchöpfe halten? So hätte auch der Polyp das Recht, ſein Geſchlecht für das einzige mögliche Geſchlecht aller lebendigen Kreaturen zu halten. Die unzähligen Stuffen der Vollkommenheit, die wir in dem niedern Theil der Natur wahrnehmen, leiten uns natürlicher Weiſe dahin, noch mehrere Klaſſen vernünftiger Geſchöpfe, vollkommener Geſchöpfe anzunehmen. Die Leiter dieſer Weſen verliert ſich für uns zwar in den Wolken; aber die Stuffe, worauf wir ſtehen, iſt uns Beweiſes genug, daß noch unendlich mehrere über uns ſeyn müſſen. Der geringere Raum unter uns iſt voll, der gröſſere kann unmöglich leer ſeyn. Wir können uns aber, wenn wir einen Schöpfer der Welt annehmen, von der Erſchaffung vernünftiger Weſen keinen andern Endzweck denken, als daß ſie die herrliche Vollkommenheiten

dieſes

dieſes ihres Schöpfers erkennen, und durch deren Empfindung ihm ähnlich und glücklich werden ſollen. Denn hierzu haben ſie die Fähigkeiten. Sollte nun aber unter allen den Klaſſen dieſer edlen Geſchöpfe keine ſeyn, die mit der Welt ewig fort dauerte? Dieß wäre ſo gut als eine Welt, die gar keine vernünftigen Geſchöpfe hätte. Denn, ſtelle man ſich vor, daß die unzähligen Weltkörper, welche die ganze Schöpfung ausmachen, zwar mit allen möglichen Klaſſen vernünftiger Einwohner angefüllet wären, dieſe aber alle eine ſo eingeſchränkte Beſtimmung hätten, daß ſie über ihre enge Sphäre nie hinaus kämen, ſondern alle nach einem kurzen Zeitpunkt wieder zu exiſtiren aufhörten; eine ſolche Welt und ſolche Geſchöpfe hätten beyde keinen vernünfrigen Endzweck. Eine unendliche Welt für lauter Inſekten. — Eine ewige Welt für lauter Ephemeren. — Dies wäre eine ewig fortdaurende Schöpfung und Vernichtung. Was müßte aber der Schöpfer für ein eigenſinniges neidiſches Weſen ſeyn, das keine Vollkommenheit neben ſich leiden könnte; das zwar immerfort Geſchöpfe mit der Fähigkeit ihn zu erkennen, ihn immer vollkommener zu erkennen, ihm immer ähnlicher und dadurch vollkommener zu werden, entſtehen, aber ſie das Ziel ihrer Beſtimmung nie erreichen ließe, ſondern, wenn ihnen kaum die Zeit gelaſſen, ihre Augen aufzuthun, und ihn zu erblicken, ſie wieder zernichtete! Denn ein vernünftiges Geſchöpf, das ſeine ganze Exiſtenz auf immer verliert, ſtirbt allezeit, wenn es ſtirbt, zu früh; es ſtirbt allezeit gegen ſeine

Natur. Eine Maſchine erhält durch ihre Zuſammenſetzung auf einmal ihre ganze Vollkommenheit; das Thier erreicht auch mit ſeinem Alter alle Vollkommenheit, deren ſeine Natur fähig iſt. Aber ein vernünftiges moraliſches Weſen hat ſeiner Natur nach keine Gränzen; nirgend eine Gränze in ſeiner Erkenntniß, nirgend eine in ſeinen Wünſchen, nirgend eine in ſeiner Glückſeligkeit. Alle Vernunft iſt ewig. Wenn aber irgend in dem Reiche Gottes eine Klaſſe ſolcher glücklichen Geſchöpfe iſt, ſo haben wir das Recht, ſo niedrig auch die Stuffe iſt, worauf wir voritzt noch ſtehen, uns mit darunter zu rechnen. Alle vernünftige Geſchöpfe haben hierauf einen gleichen Anſpruch, und die Fähigkeiten, die wir uns in jedem andern Geſchöpfe dazu denken können, haben wir auch. Würden wir aber wieder zernichtet, ohne daß dieſe Fähigkeiten zu ihrer Reife kämen, ſo müßte dieſe Zernichtung durch die ganze vernünftige Schöpfung gehen! Denn warum ſollten unſre Fähigkeiten weniger Recht dazu haben, warum ſollte dieſe Erde hierinn geringer, als irgend ein anderer Planet, und dieß Sonnenſyſtem geringer, als irgend ein anders in der Schöpfung ſeyn? Die gegenwärtige Einſchränkung unſerer Natur kann uns dieſen Anſpruch im geringſten nicht benehmen. Ein jedes Geſchöpf, auch das vollkommenſte, eine jede Vernunft, auch die vollkommenſte, hat ihre Gränzen; ſie iſt nicht alles auf einmal, ſie muß ſtuffenweiſe wachſen; aber dieß iſt ihre Natur, daß ſie ewig wachſen, daß ſie in ihrer Einſicht, in der Erkenntniß ihres

res Schöpfers, ſeiner Vollkommenheiten, ſeiner Werke, daß ſie in ſeiner Liebe in ihrer Glückſeligkeit ewig wachſen kann. Auch der Materialiſt kann dieſen Schluß nicht entkräften. Wir können ihm ſeinen Lieblingsſatz von einer denkenden Materie laſſen; er mag es ſich ſelbſt erklären, wie er als Maſchine denken, wie aus der bloßen Zuſammenſetzung und Bewegung ſeiner Theile Bewußtſeyn und Schlüſſe entſtehen, und wie die mannigfaltigen einzelnen Eindrücke, die er von allen Gegenden ſeines Körpers erhält, immer nur eine einfache Empfindung ſind. Genug, wir haben eine vernünftige moraliſche Natur, nach welcher wir unſern Schöpfer, ſeine Vollkommenheiten, ſeine Abſichten erkennen, erfüllen können, und in alle Ewigkeit vollkommener würden erkennen und erfüllen können; kann Gott dieſe zernichten? Dieß beantworte er ſich erſt, und dann ſey er ſtolz auf ſeine Vernichtung, und ſpotte unſrer Unſterblichkeit. Sein Schluß, worauf er ſeine Hoffnung gründet, daß nämlich alles, was zuſammengeſetzt iſt, (ich gebe ihm hier ſeinen ganzen Troſt zu) nicht ewig fortwähren könne, iſt falſch. Er ſehe die großen Weltkörper an, er ſehe die ganze Natur an; ihr Schöpfer will, daß ſie dauren, und ſie dauren; und wenn er will, daß ſie ewig dauren, ſo dauren ſie ewig; denn ſein Wille iſt Schöpfung, ſein Wille iſt Erhaltung. Auf die phyſiologiſche Beſchaffenheit unſrer Natur kömmt es hier gar nicht an; ſondern es kommt auf ſeinen Willen, auf die Weisheit und Güte des Schöpfers unſrer Natur an. Er

muß ſich alſo beweiſen, daß, bey einer ewigen Fortdauer der Welt, ewig fortdaurende vernünftige Geſchöpfe ein Widerſpruch ſeyn; daß die Natur in ihren vollkommenern Geſchöpfen, nichts als Embryone zeugen könne; daß es den Abſichten, der Weisheit und Güte Gottes entgegen ſey, daß ſeine vernünftigen Geſchöpfe in der Erkenntniß ſeiner Werke und Vollkommenheiten, daß ſie in ſeiner Liebe immer vollkommener, daß ſie ihrem Urbilde immer ähnlicher werden; er muß es ſich beweiſen, daß Gott dieſem ihrem Wachsthum in der Vollkommenheit durch ihre Vernichtung zuvorkommen, daß er ſein Bild zertrümmern, daß er es zernichten müſſe. Zu ſeinem Troſte glaubt er dieſen Beweiß in ſeinem Tode zu finden. Er ſtirbt; ſein Körper fällt aus einander; die Theile, woraus er beſtand, werden weſentliche Theile von Pflanzen und Thieren. Aber auch dieſer Grund iſt noch eben ſo unſicher. Ich ſterbe; aber wo iſt hier meine Vernichtung? Die Theile meines Körpers fallen aus einander, und gehen durch einen ewigen Cirkel in lauter fremde Subſtanzen. Aber was ſind das für Theile? Theile von Kräutern und Thieren. Haben dieſe je zum Weſen meiner denkenden Natur gehöret? Von meinem Leibe, den ich vor fünfzig Jahren hatte, iſt gewiß kein Theilchen mehr übrig, welches nicht ſchon in unzähligen Thieren und Pflanzen wüchſe. Iſt es aber ſo unmöglich, daß das, was in mir denkt, auch ohne dieſen gröbern Körper beſtehen könne? Kann nicht ſelbſt ein verborgener unſichtbarer Keim, als das Senſorium

rium dieſer meiner denkenden Natur, bey aller Verweſung meines gröbern Leibes übrig bleiben, dem dieſe gröbern Theile, nach meinem gegenwärtigen Zuſtande in der Welt, nur zur Ausdehnung dienen, und der, wenn es meinem Schöpfer gefällt, mich zu einem vollkommenern Zuſtande zu erheben, auch allezeit auf eine dieſem neuen Zuſtande gemäße Art ſich wieder entwickeln kann? Ich habe ähnliche Entwickelungen in der Natur vor mir; ich ſehe ſie in den Keimen der Gewächſe; der ätheriſche Schmetterling, der itzt mit allen Farben des Lichts geſchmückt, voll vom Gefühle ſeiner glücklichen Verwandlung in den Lüften ſpielt, ſich von dem feinſten balſamiſchen Dufte der Blumen nähret, iſt identiſch die träge kriechende Raupe, und ſeine Flügel waren wirklich unter jener Hülle ſchon da. Aber ich will auch dieß aufgeben; ich will mich ſo gering machen, als es dem Materialiſten immer gefallen mag, mich mit ſich herunter zu ſetzen, ich will nichts wie Pflanze ſeyn, ich will mich von dem Inſekte durch nichts, als durch einige Grade feinerer Empfindungen, unterſchieden halten: ſo bleiben ſeine Unruhe und meine Ruhe bey aller Zerſtörung unſers Leibes, doch gleich unverändert; denn wir bleiben wenigſtens moraliſch denkende Naturen, wodurch die Allmacht und Weisheit unſers Gottes uns von allen unſern Bruderpflanzen und Inſekten unterſchieden hat, und in dieſer Abſicht behalte ich wenigſtens das Recht, mich als ein beſonderes Geſchöpf anzuſehen. Ob dieſe meine Natur einfach oder materiel, ob ſie von meinem Körper unterſchieden,

den, oder mit demſelben einerley ſey, auf dieſem metaphyſiſchen Punkte, ſage ich noch einmal, beruhet meine Hoffnung gar nicht; ſie iſt feſter, ſie iſt unmittelbar auf die Natur Gottes, ſie iſt hierauf gegründet, daß die Welt nicht ohne fortdaurende vernünftige Geſchöpfe ewig fortdauren, und daß ein weiſer Gott ſolche Naturen, die er ſelbſt ſo gemacht, daß ſie in ſeiner Verherrlichung ewig fortwachſen können, die ihn ewig lieben zu können wünſchen, daß er die nicht wieder zernichten kann, ehe ſie die Vollkommenheit erreicht, wozu ſie in ihrer Natur die Anlage und das Verſprechen finden. Ich ſage Verſprechen. Denn wovon der Schöpfer meiner Natur mir die Empfindung gegeben, wozu er mir die Fähigkeit anerſchaffen, wovon er mir das Verlangen eingeprägt, wovon er mich die Nothwendigkeit empfinden läßt, das iſt Verſprechen, heiligſtes Verſprechen von ihm. Denn der Schöpfer wird mich mit meiner Natur nicht täuſchen. In meiner Natur iſt aber die ganze Anlage zu dieſer vollkommenen Beſtimmung da. Ich habe die Empfindung davon; ich erkenne ihre Möglichkeit; ich fühle bey mir ein unüberwindliches Verlangen darnach; es iſt der einzige Gedanke, der mich beruhigt; mit ihm habe ich alles, ohne ihn ſättigt mich nichts; alle meine Fähigkeiten unterſtützen ihn; je reiner meine Begierden werden, je lebhafter wird dieſer Wunſch; und er wird nur in dem Maaße ſchwach, als Liebe zu Gott und zur Tugend ſich bey mir verlieret; und ich kann ihn nicht eher ganz aufgeben, bis die Gewiſſensangſt

mich dazu treibt, bis dieſe Angſt den ſchrecklichen Wunſch, daß auch kein Gott ſeyn möchte, in mir zugleich ſich erregt hat. Herr Hume will dieſen Grund unſrer Hoffnung nicht zugeben. Er will nicht zugeben, daß wir die Weisheit und Güte Gottes, die wir in der Natur wahrnehmen, als eine ſolche unveränderliche Eigenſchaft anſehen können, woraus wir mit Sicherheit ſchließen dürften, daß Gott allemal nach dieſer Weisheit und Güte handeln werde. Von Menſchen ſey dieſer Schluß ſichrer, weil wir mehr ähnliche Handlungen von ihnen ſähen; die Schöpfung ſey aber nur eine einzelne Handlung; woraus ſich weiter nichts ſchließen laſſe, als daß der Urheber der Natur in dieſem einzelnen Falle Weisheit und Güte habe beweiſen wollen. Was für ein Sieg für die Wahrheit, wenn ſie ſo geprüft wird! Die ganze Schöpfung, (welch ein unerhörtes Wortſpiel) nur eine einzelne Handlung. Dieſe uendliche Weisheit und Güte, die durch die ganze Natur geht, die, von dem niedrigſten Inſekt an, durch alle Klaſſen der Geſchöpfe nach dem Maaße ihrer Fähigkeiten ſteigt, die, von der erſten Schöpfung an, in allen Scenen und Verwandlungen der Natur unveränderlich dieſelbe bleibt, dieſe ſoll nur eine einzelne Wirkung ſeyn, woraus ich zu meiner Beruhigung nichts ſoll ſchließen können! So ſchließe ich doch wenigſtens dieß mit Recht daraus, daß ich die einzige Ausnahme in der Natur ſeyn müßte; ich das einzige Geſchöpf, das, wenn die ganze übrige Natur die Weisheit und Güte ihres Schöpfers preiſet, ſeuf-

zend ſchweigen muß; ſo habe ich wenigſtens das Recht, der Harmonie Loblieder mit meinen Klagen über ſeine Grauſamkeit laut zu widerſprechen. Denn alles was ich ſonſt in der Natur ſehe, erreicht die Vollkommenheit, deſſen es fähig iſt; nur Ich nicht, Ich allein nicht. Wenn ich auch alle zufällige früh⸗zeitigere Zerſtörungen meines Lebens abrechne, wenn ich vor Alter ſterbe, ich ſterbe allezeit zu früh; und mein Tod, wenn ich mit demſelben ganz zu ſeyn aufhöre, bleibt ein Widerſpruch in der Natur, er bleibt der Weisheit und Güte Gottes ein ewiger Vor⸗wurf; Gott läßt mich als eine unzeitige Geburt ſter⸗ben; denn alle Erkenntniß, alle Tugend, alle Voll⸗kommenheit, womit ich ſterbe, kann ich kaum An⸗fang nennen. Ich fühle das Leere, das mir bey allen meinen Bemühungen übrig bleibt; ich fühle, daß ich in der Erkenntniß Gottes, in ſeiner Liebe, in meiner Heiligung unendlich vollkommener werden könnte; aber der Tod läßt mich nicht dahin kom⸗men; ich muß wieder Nichts werden, da ich kaum Etwas zu ſeyn anfange; ich bin mit ſo viel herrli⸗chen Fähigkeiten an dieſen vergänglichen ſchweren Leib, wie Prometheus an einen Felſen geſchmiedet, wo dieß Gefühl, daß ich ewiger Vollkommenheiten fähig bin, bey den beſtändigen Drohungen einer ewigen Zernichtung, der Geyer iſt, der mich mar⸗tert. Weiſer, gütiger Gott! was konnte deine Ab⸗ſicht bey der Hervorbringuug und Zernichtung eines ſo unreif vollkommenen Geſchöpfes ſeyn? Nein, meine ganze Exiſtenz kann ſich mit meinem Tode

unmög⸗

unmöglich endigen; ich ſehe ihm ruhig entgegen; er kann nichts anders als eine Verwandlung, als ein Uebergang zu einer höhern Sphäre ſeyn, wo ich einen ſo ſchweren Leib, ſo ſtumpfe Sinnen nicht mit hinnehmen kann; mein Tod iſt nichts als eine neue Geburt, er iſt das Principium von einem neuern und vollkommenern Leben. Dafür hielt ihn Sokrates; er ſchloß, er müſſe Leben, weil er ſterbe, und ſein Schluß hatte für ihn ſo viel wahres, daß er ſeinen Giftbecher mit Freuden trank. Scharfſinnige Weiſe! euer Sokrates, euer Plato ſchloſſen ſo; es war ihr beſter Beweis, und er war ihnen ſtark genug, ſie zum redlichen Bekenntniſſe Gottes und der Tugend zu ermuntern. Wie wenig würdet ihr ſie nennen, und wie gehäßig würde euch ihre Philoſophie ſeyn, wenn ſie mit der unwiderſtreblich göttlichen Autorität in euch dränge, womit die höhere Philoſophie des Jeſus von Nazareth, den ihr verfolgt, euren Beyfall und Gehorſam fodert.

Der Einwurf, daß, wenn meine denkende Natur nie aufhören kann, ich mir deßwegen auch desjenigen Zuſtandes bewußt ſeyn müſſe, worinn ich vor dieſem Leben geweſen, hält mich gar nicht auf. Meine vernünftige Natur iſt ſo ewig nicht, daß ſie nicht einen Anfang hätte haben müſſen. Weil ich mir keines vorhergegangenen Zuſtandes bewußt bin; ſo ſchließe ich daraus; daß mein gegenwärtiges Leben der erſte Anfang derſelben iſt; denn niedriger hat dieſer Anfang nie ſeyn können. Und geſetzt auch, daß meine vernünftige Natur von der Beſchaffenheit

wäre, daß ſie, ohne einen organiſchen Leib, ſich ihres Zuſtandes nicht bewußt ſeyn könnte; geſetzt, daß ſie mit meinem Leibe ein unzertrennliches Eins wäre, und daß ich mir dieſelbe von der Organiſation meines Leibes ſo wenig unterſcheiden könnte, als ich in dem Polypen die animaliſche Natur von der vegetabiliſchen unterſcheiden kann: ſo würde meine Hoffnung zu einem künftigen Leben doch eben dieſelbe ſeyn. Ich würde meinen Tod als einen Schlaf anſehen, und mit der ruhigen Erwartung meine Augen ſchließen, daß mein Gott, zu einer Zeit, die ich ſeiner Weisheit überlaſſe, (vielleicht bey einer ganz neuen Oekonomie dieſes menſchlichen Geſchlechts) mich aus meinem Staube wieder erwecken, und mir mein Bewußtſeyn, daß ich der ſey, der ich hier in der Welt geweſen, wieder geben werde, ehe ich wegen der Zerſtörung meines jetzigen Leibes glauben wollte, daß meine vernünftige Natur auf ewig zernichtet würde, und daß mein Schöpfer mich ohne alle Rechenſchaft aus der Welt gehen ließe. Denn er hat mir eine moraliſche Natur gegeben, die einer Rechenſchaft fähig iſt; und er iſt gerecht, er kann das Gute nicht unbelohnt, das Böſe nicht unbeſtraft laſſen. Ich ſetze es hier erſt voraus, daß unter dem moraliſchen Guten und Böſen ein Unterſchied ſey. Gott hat wenigſtens meine ganze Natur ſo eingerichtet, daß ich dieſen Unterſchied erkennen muß; er hat die ganze Welt darnach eingerichtet; die ganze Ordnung der Welt, die Wohlfahrt der ganzen vernünftigen Schöpfung beruhet darauf. Gott muß alſo

noth-

nothwendig ein Wohlgefallen an mir haben, wenn ich alle meine Kräfte zur Erfüllung dieſes ſeines heiligen Willens redlich anwende; denn ſo bin ich ihm ähnlich, ſo denke ich, ſo will ich, wie mein Gott, ſo bin ich heilig wie Er, wohlthätig wie Er; wie könnte ich ihm bey dieſer Aehnlichkeit, gleichgültig ſeyn? Dagegen müßte er aber auch ein Misfallen, das ernſtlichſte Misfallen an mir haben, wenn ich mich gegen dieſe Stimme meiner Natur betäuben, und die Ordnung und Vollkommenheit ſeines Reichs, die Wohlfahrt meiner Mitgeſchöpfe meinen einſeitigen unordentlichen Begierden aufopfern wollte. Allein eben ſo nothwendig iſt es auch, daß er dieß ſein Wohlgefallen und Misfallen thätig beweiſe; denn der ernſtliche Wille, der ſich nie thätig bewieſe, nie thätig beweiſen könnte, würde nur ein Geſpött der Geſchöpfe werden. Wie ſoll ſich aber dieſer Ernſt anders, als durch ſolche Belohnungen und Strafen, beweiſen, die denſelben deutlich in ſich halten? Dieſer Schluß iſt unwiderſprechlich, oder man muß ſagen, der Unterſchied des Guten und Böſen ſey nichts; es trage zur Vollkommenheit der Welt beydes gleichviel bey. Aber warum hätte Gott denn unſere Natur ſo weſentlich dazu verbunden? Und ſo müßte er den Unterſchied, den er uns ſo deutlich eingeprägt, ſelber nicht empfinden; dieß hieße Gott wieder läugnen?

Man wird ſagen dieſe Belohnung und Strafen wären da, ſie wären in den natürlichen Folgen. Ja, die Tugend kann zwar nicht ohne alle gute, das Laſter nicht ohne alle böſe Folgen ſeyn; denn ſonſt

müßte die Tugend mit der Natur der Dinge kein ſchickliches Verhältniß haben. Ich ſehe auch mit Freuden, wie ſie noch hier und da ihre verdiente Belohnungen findet; ich ſehe auch, wie die Unmäßigkeit, die Ungerechtigkeit, die Falſchheit andern zum Abſcheu, ſich oft ſelbſt brandmalen, und wie ein Ruffin mit ſeinem Falle die Vorſehung rechtfertigen muß. Aber wie manchen Tugendhaften ſehe ich dagegen auch mit ſeiner armſeligen Tugend ungekannt und unbelohnt aus der Welt gehen, und wie manchen Böſewicht über die Tugend triumphiren, und durch ſeine Laſter ſich ſelbſt gegen alle ihre Folgen in Sicherheit ſetzen! Können aber ſo ungewiſſe, ſo zweydeutige Folgen die ganze Erklärung des ewigen und ernſtlichen göttlichen Willens, und mir ein hinreichender Bewegungsgrund ſeyn, dieſem dunkeln Willen alle meine Abſichten und Begierden aufzuopfern? Ich ſoll mich in dem Genuſſe meiner angenehmſten Begierden mäßigen; und warum? Um mir dadurch ein friſches Alter zu erwerben. Aber wie viele Tugendhafte ſehe ich, bey aller ihrer Mäßigung, ihren ſiechen Leib vor der Zeit zu Grabe tragen! Ich ſoll alſo um einer unſichern Zukunft willen, wovon ich nicht weiß, ob ich ſie bey aller meiner Mäßigkeit je erreichen werde, mir alle meine gegenwärtige Freude verſagen? Ich ſoll in allen meinen Handlungen gerecht, in allen meinen Geſinnungen rechtſchaffen, edel, großmüthig ſeyn; und warum? Es wird eine Zeit kommen daß die Welt meine Rechtſchaffenheit erkennen wird. Die Welt ſoll alſo der Richter meiner Tugend

ſeyn.

ſeyn. Ich Thor! die Welt, die alle Tugend haſſet, die wahre Tugend kaum für möglich hält, die ſich täglich mit gekauften Lobreden betäuben läßt, die täglich ſo vielen geſtohlenen Verdienſten räuchert, die alle Tage neue Laſter anbethet, und vergöttert! Und von dieſer Welt ihrem Urtheile ſoll ich die Belohnung meiner Tugend erwarten? Wie oft haben die Laſter, die niederträchtigſten ſchwärzeſten Laſter, in ihren Wirkungen den Schein der edelſten Tugend; und umgekehrt, wie manche edle Tugend ſieht in ihren Wirkungen dem ſchwärzeſten Laſter gleich! Und iſt es denn ſo ſchwer dem Laſter eine blendende Farbe zu geben? Iſt es ſchwer, einige große Sentenzen mit der Phantaſie auszuarbeiten, und auf einige Stunden die ſtudierte Rolle eines Cato zu ſpielen? Hinter der Scene iſt der Cato Comödiant. Wie mancher Tugendhafte muß in ſeiner Finſterniß dem Sünder alle ſeine Lobreden verdienen! Wie viele Niederträchtigkeiten kann ich nicht, ohne alle Gefahr einiger Folgen, ausüben! Ich brauche mit ein wenig Ueberlegung nur ein ſo viel kühnerer Böſewicht, ein ſo viel größerer Räuber zu ſeyn, ſo bin ich immer ſchon ſo viel mehr geſchützt (*). Und wie viel Tugenden, die die Welt nie kennen darf, die ſie nie erfahren darf, die ich mir

(*) Dies dünkt mich der Mittelpunkt dieſes Beweiſes, für welchen die Erfahrung entſcheidet. Der ſtudierte Böſewicht weis es, daß er ein kühner Böſewicht ſeyn müſſe, um hier ungeſtraft zu bleiben. Das kann der Tugendhafte bey allen Fehlern, die er hier noch an ſich trägt, ſchlechterdings nicht.

mir ſelbſt verbergen muß, wenn ſie nicht bey mir ſelbſt ihren ſchönſten Werth verlieren ſollen! Wie dürftig wäre die Tugend, wenn keine andere als ſichtbare Tugend wäre! Wo ſollen aber des Tugendhaften geheime Ueberwindungen, ſeine verborgene Grosmuth, wo ſollen die edlen Geſinnungen des Dürftigen, den ſeine Armuth nie zu der Freude kommen läßt, ſeine Geſinnungen thätig machen zu können, ihre Vergeltung finden? Er hat ein Glück in Händen, das ſeine und der Seinigen Wohlfahrt auf Jahrhunderte ſichert; er kann es mit der größten Sicherheit, mit der verborgenſten Bewegung eines Fingers nehmen: Der Abſcheu vor einer geheimen Niederträchtigkeit, die niemand als er gewahr würde, die die Welt dafür gar nicht hält, die nur nach den zarteſten Empfindungen Niederträchtigkeit heißt, dieſer Abſcheu allein hält ihn ab; kein Menſch wird ſeinen Bewegungsgrund gewahr; er bleibt gewiß der Märtyrer ſeiner Tugend. Er hat einen Feind, vor deſſen Verfolgungen ſeine Wohlfahrt nie geſichert iſt; es iſt in ſeinem Vermögen, ſich auf einmal gegen ihn in Sicherheit zu ſetzen; aber er müßte ihn kränken, oder er müßte ſich laut rechtfertigen; zu beydem dünkt er ſich zu groß; er bleibt gewiß der Märtyrer ſeiner Tugend.

Niederträchtiger Lohndiener, ſagt mir der ſtoiſche Weiſe, du ſollſt bey der Ausübung deiner Tugend auf gar keine Vergeltung ſehen. Die Tugend ſelbſt, das Zeugniß deines Gewiſſens, daß du edel gehandelt, daß du dich der Natur der Dinge gemäß verhalten,

halten, dieß ſoll deine Vergeltung ſeyn. Ja, die Tugend verliert auch in meinen Augen von ihrer Schönheit hiedurch nichts, und meine Religion macht mich dieſer edlen Empfindungen nicht unfähig; ich liebe ſie, und ſie ausüben zu können, bleibt mein edelſter Vorzug, und vielleicht bliebe ich in tauſend Fällen ſtark genug, ſie den gemeinen ſo genannten Glückſeligkeiten ohne große Ueberwindung vorzuziehen. Aber wenn ſie mir alles nähme, wenn ſie die Verläugnung meiner natürlichſten Triebe, meiner zärtlichſten Empfindungen, wenn ſie mein Leben ſelbſt von mir foderte; wo ſollte ich da Muth, Freudigkeit, Stärke genug hernehmen, für eine eingebildete leere Vollkommenheit, die weiter für mich nichts belohnendes hätte, alles hinzugeben; wie ſollte dieſe leere Vollkommenheit ſtark genug ſeyn, meiner Natur, meinen Erhaltungstrieben, und denen noch zärtlichern Neigungen, die deine Hand, o Gott! ſelbſt ſo unüberwindlich gemacht hat, das Gegengewicht zu halten? Und geſetzt, daß meine Liebe zu dir, daß meine Hochachtung für dein Geſetz mich ſtark genug zu dieſer Ueberwindung machten; gütiger, weiſer, heiliger Gott! wäre es dir denn möglich, ein Geſchöpf, das alle ſeine Kräfte, ſeine Triebe, ſein Leben ſelbſt dir willig aufopferte, für ſeine treue Liebe ewig unbelohnt zu laſſen? Kann denn ein Geſchöpf, o Gott! großmüthiger, wie Du, ſeyn; und könnteſt du, wenn ich aus Liebe für dich unter den Martern der Tugend ſeufzte, mir mit einem unthätigen Wohlgefallen zuſehen, und mich mit der

leeren Vergeltung des Bewußtſeyns, daß ich edel gehandelt, (und dieß wäre immer noch meine eigene Vergeltung) fühllos umkommen laſſen? Ja, die Empfindung, daß ich edel gehandelt, ſollte mir noch Belohnung genug ſeyn, ich wollte ſtolz darauf ſeyn, daß ich unbelohnt meinem Schöpfer alles aufgeopfert hätte, wenn meine Empfindungen über mein Leben hinausgiengen: Aber wenn ſich mein ganzes Bewußtſeyn mit meinem Leben auf ewig verliert, wie ſoll ich dann die Vergeltung in mir ſelbſt ſuchen, daß ich mein Leben der Ehre meines Schöpfers und der Tugend aufgeopfert? Und wie, wenn dieſe ſtoiſchen Vergeltungen überhaupt zu fein für mich wären, wenn die Erfüllung meiner Begierden mir ein weſentlicher Gut, als alle Schönheit der Tugend, wäre, und ich alle Folgen, die für mich daraus entſtehen könnten, über mich nähme? So trotzte ich doch, o Gott! deinem Geſetze und allem Ernſte deines Willens mit aller Sicherheit; mit einem Dolch in der Hand könnte ich alle deine Rache ſicher über mich herausfodern, daß dein Donner mich allezeit zu ſpät träfe. Allmächtiger Schöpfer! kann aber dein Wille, dein allmächtiger Wille, ſo ohnmächtig ſeyn, daß Du dem Tugendhaften, den Du liebſt, den Du lieben mußt, deine Liebe nicht thätiger machen könnteſt; und daß ich hergegen, wenn ich in deiner Verläugnung, in der Verſpottung deiner heiligen Geſetze meinen Stolz ſuchte, wenn ich die herrlichen Beweiſe deiner ewigen Weisheit und Liebe, die Du in der Natur verbreitet haſt, vorſetzlich verſtellen, und

meine Mitgeſchöpfe gegen Dich als einen fühlloſen Gott aufwiegeln wollte; allmächtiger Gott! ſollteſt Du ſo ohnmächtig ſeyn, daß ich Dir mit meinem Tode ſicher trotzen könnte? Ich weiß, o Gott! ich bin ein Wurm, ein Nichts gegen Dich; aber ich bin doch auch dein Bild, dem Du deine Natur, wodurch Du ſelbſt das allerhöchſte Weſen biſt, mitzutheilen gewürdiget haſt: Könnte es Dir denn gleichgültig ſeyn, wenn ich mit dieſen göttlichen Kräften, in dieſer erhabenen Natur ein Thier, ein Teufel würde? Ich weiß auch, wenn ich alle meine Kräfte deinem Willen aufopfere, daß Du ſo wenig dadurch gewinnſt, als Du an deiner ewigen Glückſeligkeit verlieren kannſt, wenn ich auch die ganze Natur zum Aufruhr gegen Dich empörte: Aber kann es Dir deswegen gleichgültig ſeyn, ob ich die Kräfte die Du mir anerſchaffen, zur Beförderung deiner wohlthätigen Abſichten, oder zum Unglücke meiner Mitgeſchöpfe anwende? Oder ſollteſt Du wegen einer Einrichtung, die Du aus freyer Wahl machteſt, Dich ſelbſt auf ewig gehindert haben, dein göttliches Wohlgefallen oder Misfallen deinen Geſchöpfen thätig zu beweiſen, und deswegen weil ich ſterbe, deine ewige Weisheit und Gerechtigkeit verläugnen müſſen?

Dieſer Gott iſt deswegen kein Tyrann, der ſeine Geſchöpfe, um Schwachheiten, womit er ſie ſelber erſchaffen hat, ſtrafen, und in ihren Strafen eine kühlende Genugthuung für ſeine Beleidigungen ſuchen wird. Die Schwachheiten meiner Natur wird

er gewis mit våterlicher Liebe tragen, und ſeine Forderungen werden gewis gegen die Fåhigkeiten eines eines jeden Geſchöpfs mit unendlicher Liebe abgewogen ſeyn; denn er iſt die Liebe! Aber eine Einrichtung, die den Tugendhaften, und den Sünder zugleich zernichtete, und wo der Tugendhafte je treuer er ſeiner vernünftigen Natur bliebe, ſo viel mehr in Gefahr wåre zu verlieren, wie der Laſterhafte hergegen, durch die Erſtickung ſeiner vernünftigen Empfindungen, mehr gewönne; was könnte ungerechter und grauſamer ſeyn?

Und eben ſo wenig bin ich, dieſer meiner Hoffnung wegen, ein gewinnſüchtiger Lohndiener. Ich geſtehe es, die Ewigkeit iſt das große Ziel aller meiner Wünſche, der große Beweggrund aller meiner Bemühungen und Ueberwindungen; und ſo oft ich aus Gehorſam und Liebe gegen Gott dieſelben übernehme, ſo iſt ſein gnådiges Wohlgefallen mir dabey immer vor Augen. Ja, wenn ich mir hier ein Paradies ſinnlicher Wohllüſte dåchte, und daſſelbe, bey einem geheimen Haſſe gegen die Tugend, durch einen knechtiſchen Gehorſam zu erlangen hoffte; ſo wåre ich das unwürdigſte, niedertråchtigſte Geſchöpf, und ich låſterte das höchſte Weſen mit einer ſolchen Hoffnung. Aber ich denke mir dabey keine andere Glückſeeligkeit (und welche Vernunft kann ſich eine andere dabey denken?) als den ewigen Fortgang zu einer Vollkommenheit die meiner vernünftigen Natur gemåß iſt. Iſt denn aber das Verlangen nach einer ſolchen ewigen Glückſeeligkeit, das Verlangen ewig in

der Erkenntniß der Vollkommenheiten und der Werke des Schöpfers, ewig in ſeiner Liebe zu wachſen, ſeinen Vollkommenheiten ewig ähnlicher zu werden, und zugleich das Beſtreben, die Seele in einer ſolchen Verfaſſung zu halten, daß ſie dieſer Seeligkeit fähig werde, auch eine ſo große Niederträchtigkeit, deren ein vernünftiges Geſchöpf ſich zu ſchämen hätte? Gott iſt und bleibt mein höchſtes Gut; aber er iſt es, weil ich ihn nicht anders, als das weiſeſte und gütigſte Weſen denken kann. Würde er es aber auch ſeyn, wenn er kein ſolches Weſen wäre, wenn ich in allen ſeinen unendlichen Eigenſchaften für mich nichts wohlthätiges entdecken könnte, wenn ich ihn für ein fühlloſes Weſen halten müßte, dem Tugend und Laſter vollkommen gleichgültig wären, und das den treuen Opfern der Liebe ſeiner gehorſamen Geſchöpfe mit einer grauſamen Gleichgültigkeit zuſehen könnte? Nein, dieſer Gott kann, ohne ſeine Weisheit und Güte thätiger an mir auszuführen, mich nicht ewig ſterben laſſen. Die gegenwärtige Einrichtung der Welt, und die Veränderung die meiner jetzigen Natur bevorſteht, können mir dieſe Hoffnung nicht nehmen. Es kommt darauf, daß ich hier ſterbe, gar nicht an; ſo lange Gott nicht ſtirbt, ſo lange bleibt meine Hoffnung unerſchüttert. Denn ich ſterbe nicht für Ihn; mein Tod iſt für Ihn kein Tod; für Ihn ſind Zeit und Ewigkeit nur Ein Ganzes, und ich bleibe ihm in alle Ewigkeit gleich gegenwärtig. Geſetzt alſo, daß meine Seele von meinem Leibe nichts verſchiedenes wäre, daß ich ganz Staub, ganz Nichts würde; (denn

Allmacht

Allmacht braucht auch keinen Staub zur Schöpfung;) ſo würde doch Gott eher, und wenn es auch nach Millionen Jahren wäre, meinen Staub wieder beleben, oder mich aus Nichts wieder hervorrufen, und mir mein Bewußtſeyn wieder geben müſſen, ehe es ihm möglich ſeyn könnte, wenn ich ihn aufrichtig geliebt, mir ſein Wohlgefallen ewig unbezeugt zu laſſen. Mein Vertrauen wird aber noch ſo viel lebhafter, da ich ſehe, daß die Anlage meiner Natur wirklich ſchon auf eine Ewigkeit gemacht iſt. Denn wenn mich nicht alle meine Begriffe trügen, ſo iſt die Natur die in mir denkt, von den Theilen, woraus mein Körper beſteht, weſentlich unterſchieden, und alſo durch ihre Einfachheit ſchon unvergänglich. Denn ich empfinde, ich ſchließe, ich habe einen freyen Willen. Ich empfinde nicht allein das Gegenwärtige, ich verbinde es mit dem Vergangenen und Zukünftigen; ich trenne meine Begriffe, ich ſetze ſie wieder zuſammen; ich erdichte mir bloß mögliche; dieſen gebe ich ſo viel Geſtalten, als ich will; ich verwandle ſie in eine moraliſche Vorſtellung; in dieſe miſcht ſich eine meiner Leidenſchaften; meine Leidenſchaft und meine Vernunft gerathen darüber in Streit; jene bildet ſie mir unter den angenehmſten Farben vor, nach dem Urtheile der Vernunft iſt ſie ſchrecklich; ich erkenne, daß die Vorſtellung der Vernunft die edelſte und ſicherſte iſt, ich ſehe alles niedrige von jener; ich wünſche auch der Vernunft zu folgen, und doch koſtet es mich Gewalt, das, was ich wünſche, zu thun; ich verdamme die andere, und bleibe immer

in

in der Gefahr, ſie zu lieben. Wie ſoll ich mir dieſe Wahl, dieſen Kampf erklären, wenn das, was ich Seele nenne, nichts anders als die nothwendige Wirkung eines feinen Mechanismus iſt? Mechanismus! — ein Zauberwort, womit man auf einmal alles glaubt geſagt zu haben. Wie die Wirkſamkeit und die Lebenskräfte meines Körpers entſtehen, dieß begreife ich; denn der Grund von allen dieſen Kräften liegt in deſſen einzelnen Theilen, und deren ihrer weiſen Verbindung: Aber wie ſoll ich jene Veränderungen der Seele hieraus erklären? Kann ich Denken, Schließen, mit Freyheit Wählen und Verwerfen, auch als die Summe der einzelnen Kräfte meiner Fiebern und Nerven anſehen? So müßten der Gedanke oder die Entſchließung einzeln in meinen Nerven vertheilt liegen, und ein jeder Atom, woraus dieſe Theile beſtehen, müßte ein beſonderes Theilchen dieſes Gedankens in ſich enthalten. Und woher kommen denn die blos möglichen Vorſtellungen, die Vorſtellungen vom moraliſchen Verhältniß und von Ordnung? woher die ſchmerzlichen Empfindungen der Seele, die durch den Körper gar nicht veranlaßt werden? Was iſt das Ich, das über dieß Verhältniß urtheilet, die Empfindungen in Ordnung und Klaſſen bringt, allgemeine Begriffe davon abſondert, Vergnügen und Mißvergnügen darüber empfinden, und alle dieſe Empfindungen in einem einfachen untheilbaren Gedanken vereinigt? Die ganze Gegend, die ich jetzt vor mir ſehe, ſteht mit allen ihren entferntern größern und kleinern Objecten in einer Fläche

auf

auf der Sehnerve meines Auges abgebildet. Woher kommt es aber, daß ich mir ein jedes Object in ſeiner wahren Größe und Entfernung denke? Dieß ſind Schlüſſe aus der Erfahrung: Aber wenn mein Denken nichts als die Empfindung einer berührten Nerve iſt, woher rühret dieſe Erfahrung? Was iſt es, das ſich die verſchiedenen Diſtanzen, und den entfernten Baum, der in meinem Auge kleiner iſt, dennoch größer als die Feder denkt, die ich in der Hand habe? Soll dieß das Reſultat der verſchiedenen Verbindung und Bewegung meiner Fibern ſeyn, wie etwa die Harmonie oder das Colorit ſind, die nicht in den einzelnen Tönen oder Farbentheilchen liegen? So nehme ich wirklich ſchon eine empfindende Kraft an, die außer meinem Mechanismus iſt. Denn ohne dieſe empfindende Kraft, würden Harmonie und Colorit in Ewigkeit nichts als einzelne Töne, und einzelne neben einander geſetzte Farbentheilchen ſeyn. Da alſo dieſe Kraft nicht in den Theilen ſelbſt enthalten, ſondern eine empfundene Wirkung außer dieſen Theilen iſt, ſo iſt dieß empfindende Ich von dem Mechanismus meines Körpers auch nothwendig unterſchieden. Daß ich dieſen Mechanismus mir äußerſt fein denke, dadurch gewinne ich nichts. Sollte ich eine körperliche Welt, wie dieſe iſt, bewohnen, ſo mußte ich körperliche Sinne haben; und ſollten die Nerven die Werkzeuge meiner Seele ſeyn, ſo mußten ſie unendlich fein ſeyn; könnte aber die Kraft zu denken ein Werk eines feinen Mechanismus ſeyn, ſo müßte ſie auch in gröbern möglich ſeyn. Da ich alſo

nicht den Schein von Möglichkeit angeben kann, wie dieſe Kraft ſich der Organiſation meines Leibes erklären laſſe; habe ich hier denn nicht Urſache genug, eine beſondere denkende Natur in mir anzunehmen? Ich habe dies für mich, dieß ausgenommen, daß ich mir von dieſer Natur keine deutliche Vorſtellung machen kann. Der Verfaſſer des Dictionaire übertrift hier, in dem Artikel Ame, ſich ſelbſt. Wenn wir deswegen, weil wir denken, ſagt er, von dem Leibe verſchiedene Seelen annehmen müſſen, ſo müßte die Pflanze auch eine wachſende Seele haben, und die Tulpe müßte ſagen können, ich und meine Vegetation ſind zwey verſchiedene Weſen. Wie tiefſinnig! Hätte er nicht noch hinzuſetzen können, daß auf die Art auch an der Mühle eine beſondere herumlaufende Subſtanz ſeyn müſſe. Wie viel Vertrauen muß der Mann zu der Einſicht und dem Herzen ſeiner philoſophiſchen Schüler haben? Hienge die Kraft zu denken von der Organiſation ab, ſagt der Herr von Büffon, ſo müßte der Ourangoutan ſo gut denken können, als der Menſch; denn ſeine Sinne, ſein Gehirn, ſind mit denen vom Menſchen völlig eins. Ja, da die Organiſation ſeiner Sinne und ſeines Gehirns der Organiſation im Menſchen auch im allerkleinſten ähnlich ſeyn muß, weil die ſinnlichen Vorſtellungen eben die Art von Eindrücken bey ihm machen, und er eben die mechaniſchen Handlungen gleich darauf vornimmt; ſo könnte er höchſtens nur eine Abänderung in der menſchlichen Art ſeyn, und dennoch iſt er weniger vernünftig, als andere Thiere, deren Organiſation

der

der menſchlichen nicht ſo nahe kömmt. Das iſt der göttliche Hauch, (le ſouffle divin) fügt er hierauf hinzu, der dem Menſchen dieſen Vorzug giebt; hätte dieſen das geringſte Thier, wie bald würde es der Rival des Menſchen ſeyn!

Dieß iſt aber auch alles, was ich mit Gewisheit von dieſer meiner denkenden Natur zu behaupten mir getraue. Ihr inneres Weſen, die Art ihrer Empfindung, die Art ihrer Vereinigung mit meinem Leibe, ſind mir Geheimniſſe, die ich nicht wage zu erklären, die ich aber auch, anſtatt ſie mir zu verbergen, beherzt aufſuche. Beſteht das Weſen dieſes Geiſtes allein im Denken, oder muß ich mir darneben noch ein beſonderes immaterielles Subject denken, worinn dieſe Kraft wohnet? — Wenn das erſte iſt; wie ſoll ich mir die Beſtehung einer bloß denkenden Kraft vorſtellen? Soll ich aber noch ein beſonderes immaterielles Subject dabey annehmen; was denke ich bey einem immateriellen Subjecte, das für ſich Kraft zu denken hat? Denkt ferner dieſer Geiſt alles aus ſich ſelbſt, und bewegt ſich der Leib jenen Vorſtellungen gemäß, aber ohne Einfluß, auch für ſich; oder iſt die Seele nichts wie eine leere Tafel, die nur die Fähigkeit hat, Vorſtellungen anzunehmen, und ſind meine Nerven die wirklichen Werkzeuge dieſes Geiſtes, die demſelben die Veränderung, die außer mir vorgehen, unmittelbar mittheilen, und von ihm wiederum die Eindrücke zur Bewegung des Leibes annehmen? Neue Dunkelheit von beyden Seiten! denkt meine Seele blos aus ſich; liegen alle Vorſtellungen und Gedanken

ken, die, nach der Veränderung meines Zuſtandes in der Welt, bis in alle Ewigkeit in ihr entſtehen können, wirklich in ihr? Iſt dieſe Vorſtellung von einem endlichen Weſen nicht zu groß? Und warum muß ſich das Object, welches ich in meiner Seele empfinden ſoll, in meinem Auge erſt abbilden? Hier ſcheinet mir dies Syſtem ein ſinnreiches Gedicht. Aber wie ſtelle ich mir auf der andern Seite einen Geiſt vor, der nur Fähigkeit zu empfinden hat; und wenn ich ſage, daß er durch Hülfe der Nerven empfindet, was heißt dieß? Was helfen einem Geiſte, der nicht berühret werden kann, körperliche Werkzeuge, und was hat die Erſchütterung einer Nerve für Verwandtſchaft mit dem Begriffe, den die Seele ſich daraus bildet? Hier wird jenes Syſtem mir wieder wahr. Weiter; iſt dieſer ein ſolches Weſen, das auch für ſich, wenn es vom Leib getrennet iſt, beſtehen kann? Kann ich mir überhaupt einen endlichen Geiſt denken, der die körperliche Welt ohne Sinne empfinden könne? Da meine denkende Natur mit meiner Organiſation ſo genau verbunden iſt, muß ich mich in der Reihe der Weſen nicht vielmehr als ein Mittelgeſchöpf anſehen, deſſen Weſen in der Vereinigung dieſer beyden Naturen beſteht? Ein Geiſt, der jetzt mit einer organiſirten Natur ſo genau verbunden iſt; würde ſich deſſen ganzes Weſen nicht ändern, wenn er ohne alle Sinne empfände, und würde mit dieſer Veränderung die Klaſſe des menſchlichen Geſchlechts aus den Stufen der Natur ſich nicht verlieren? In alle dieſe Dunkelheiten ſehe ich mit ruhigem und be-

tem Blicke. Ich gebe zwar den Beweis von der beſondern geiſtigen Natur nicht auf; aber der eigentliche Grund meiner Hoffnung iſt er nicht. Denn meine Hoffnung iſt eigentlich nicht, daß ich einen unſterblichen Geiſt habe, ſondern daß Ich unſterblich bin; und der Grund dieſer Hoffnung iſt eigentlich nicht, daß meine Seele ein denkendes Weſen eſt, ſondern daß Ich ein vernünftiges Geſchöpfe bin. Geſetzt nun auch, daß meine denkende Natur mit meinem Leibe ein nie zu trennendes Eins ausmachte, ſo blieb dieſerwegen meine Ausſicht in die Ewigkeit. Ich kann auch als Menſch von einer Vollkommenheit zur andern ewig fortgehen; und ſo wie die Güte meines Gottes mich zu einer verklärtern Sphäre hinrufen wird, (denn wie unendlich herrlich iſt die Entwickelung meines jetzigen Leibes ſchon, wenn ich mich mit dem erſten Keime meiner Natur vergleiche!) ſo kann ſeine Allmacht meinen Leib auch allemal ſo verklären, wie er ſich für dieſe höhere Sphäre ſchickt, daß ich, derſelbe Menſch, der ich jetzt bin, dennoch ein Mitglied jener herrlichen Stadt Gottes ſeyn, und, in der Geſellſchaft meiner noch herrlichen Mitbürger, ſeine Majeſtät, Weisheit und Güte mit meiner immer wachſenden Seeligkeit ewig verherrlichen kann. Und vielleicht liegt dieſer verklärte Leib unter der jetzigen gröbern Hülle ſchon wirklich verborgen; vielleicht iſt mein Tod nichts als die Auflöſung dieſes gröbern Leibes, und das Grab die Mutter, wo die Allmacht Gottes mich zur Geburt in dieſes neue Leben bereitet. Man öfnet dort

eines

eines. — Vielleicht iſt dieß ſchon für mich. — Tod, wo ſind deine Schrecken? Es ſey für mich; — ich bin auch da in meines Schöpfers Hand, und überlaſſe ſeiner Weisheit die Zeit, wenn er mich hervorrufen will. Die Stimme die dem Lichte rief, daß es werden ſollte, und dem Chaos befahl, daß es eine Welt würde, die wird auch in dieß Grab dringen, und mich erwecken können. Seine Weisheit, die nichts zernichten kann; ſeine ewige Güte, die noch weniger ein vernünftiges Geſchöpf, das ewig vollkommener zu werden fähig iſt, zerſtören kann, dieſe Güte die mir die Fähigkeit und das Verlangen nach einer ſolchen Ewigkeit nicht zur Marter hat anerſchaffen können; ſeine Gerechtigkeit, die nicht zugeben kann, daß ich durch treue Befolgung ſeines Geſetzes ewig verlöhre; alles iſt mir für mein neues Leben Bürge. O was wäre ich für ein unglückliches Geſchöpf, wenn ſich dennoch dieſe Hoffnung nicht bey mir erhalten könnte! Was müßte ich für ein Feind von mir ſelbſt ſeyn, wenn ich ihre Gründe ſelber bey mir ſchwächen wollte! Was müßte ich in meinen Augen für ein erſchreckliches Geſchöpf ſeyn, wenn ich mir Gewalt anthun müßte, dieſen Gedanken, der ſo weſentlich zu meiner Natur gehört, den die ganze Natur unterſtützt, den alle Eigenſchaften Gottes beſtättigen, zu läugnen; und wenn ich mir dieſe entzückende Ausſicht aus Furcht verſperren müßte!

Zwar iſt noch eins, ich geſtehe es, das mich, auf die bloße Stärke dieſer Beweiſe, mit der vollen Freudigkeit in dieſe Ewigkeit noch nicht hineinſehen

läßt. Mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich nicht ſo vollkommen bin, als ich ſeyn ſollte, — als ich ſeyn könnte. O Gott wie vielmehr könnte ich es ſeyn, ohne daß ich die Schwachheit meiner Natur, ſo weit dieſe dein Werk iſt, zu meiner Entſchuldigung anführen könnte. Dein göttlicher Wille hätte mir wenigſtens allezeit ſo heilig, als der Wille ſterblicher Menſchen, ſeyn können; deine Gnade hätte mir wenigſtens eben ſo wichtig, als die Gunſt unbeſtändiger Menſchen, ſeyn müſſen: Und wenn ich ſtark genug war, meine Ruhe, meine Kräfte, und meine angenehmſten Begierden da zu verläugnen, wo die thörichten Vortheile der Welt, wo ihr eitler Beyfall, wo meine Eitelkeit, mein Eigennutz es erforderte; gerechter Gott! wie könnte ich mich da mit meiner Schwachheit entſchuldigen, wo deine Ehre, dein ewiges heiliges Geſetz, deine wohlthätigen Abſichten, oft weit geringere Ueberwindungen von mir verlangten? Du aber biſt heilig, o Gott! Wie kannſt Du mich von der Verbindlichkeit deines ewigen Geſetzes, von dem Gehorſam, den ich dir als meinem Schöpfer ſchuldig bin, losmachen? Deine Gerechtigkeit, daß du dein Misfallen an den Böſen, ſo wenig als dein Wohlgefallen an den Guten, unbezeugt laſſen kannſt, iſt mir einer der erſten Beweiſe, daß mir noch ein anderes Leben bevorſteht. Wie finſter wird mir hier die Ewigkeit! Soll ich mir einen ewigen Tod wünſchen? Gott! Du biſt auch die Liebe; unter allen meinen Sünden ſaheſt Du auch meine Reue, Du hörteſt meine geheime Wünſche, Dir meinen Ge-

horſam thätiger beweiſen zu können. Und wenn denn auch dieß die erſte wahre Rührung meiner Liebe gegen Dich wäre, wenn ich mit dieſem Gedanken erſt anfienge zu empfinden, was es für eine Seeligkeit iſt, Dich, Du allerhöchſtes Gut, zu kennen, Dich zu lieben, Dich ewig vollkommener zu erkennen, Dich ewig vollkommener zu lieben; kannſt du, o Gott! ein Geſchöpf mit ſolchen Empfindungen verſtoſſen? Dieſe Empfindungen ſind Dein Werk; kennſt Du ein Werk, welches Deine Gnade angefangen, nicht vollenden wollen? Ich weis, ich bleibe unrein in Deinen Augen; aber befreye mich von den Banden dieſer groben Sinnlichkeit, die mich hindern, mich Dir zu nähern; gieb mir eine Ewigkeit, ſo kann ich Dich vollkommener erkennen, Deinen Willen vollkommener vollbringen, Dir ewig ähnlicher werden. Deine Heiligkeit und Gerechtigkeit ſind unendlich; aber wie Du mich zur Ewigkeit bereiteſt, da ſaheſt Du alle meine Schwachheiten voraus: Sollte es denn einer ewigen Weisheit und Liebe an einem Mittel fehlen, mich zu meiner Beſtimmung zu bringen, und die Ehre Deines Geſetzes und Deine Heiligkeit zugleich zu rechtfertigen? Gewiß, dieß Mittel iſt da; Deine Liebe wird mich auch die nöthige Erleuchtung darüber finden laſſen; und, wo ich es finde, will ich es als das ſchätzbarſte Geſchenk — Deiner Gnade, zu meiner völligen Beruhigung, mit demüthiger Dankbarkeit annehmen.

Ueber den Werth der bürgerlichen und Religionsfreyheit.

Eine Predigt von Zollikofer.

Gott, Schöpfer und Vater der Menſchen, weit haſt du uns über die Thiere des Feldes erhoben! Großer Vollkommenheit und Glückſeligkeit haſt du uns fähig gemacht! Du haſt uns Vernunft und Freyheit gegeben. Und welche Güter haſt du uns dadurch nicht geſchenket! Welche Mittel, immer weiſer, immer beſſer, immer glückſeliger zu werden, uns dadurch verliehen! Ja, du haſt uns nach deinem Bilde geſchaffen, und uns, deinen Kindern, ſichtbare Züge unſrer Herkunft von dir aufgedrückt. Durch Vernunft und Freyheit können wir Gemeinſchaft mit dir haben, und dir, dem erſten, dem vollkommenſten aller Weſen, immer näher kommen, immer ähnlicher werden. Gott, mit welchen Vorzügen haſt du nicht uns, Bewohner des Staubes, begnadiget! Wie glücklich ſind wir, das zu ſeyn, was uns deine Liebe zu ſeyn gebot! O möchten wir nur unſre Würde, und die Würde unſrer Brüder immer inniger empfinden, und derſelben immer gemäßer denken und handeln! Wir ſind alle deine Kinder, alle göttlichen Geſchlechts, alle mit denſelben

Vor=

Vorzügen von dir begabet, alle zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit von dir beſtimmt. Und als ſolche ſollen wir alle einander achten und lieben, alle als Brüder und Schweſtern bey einander leben, und keiner den andern von ſeiner Beſtimmung entfernen, oder von ſeiner Würde herabſetzen, aber alle einander zur Erreichung und Behauptung derſelben behülflich ſeyn. Das iſt dein Wille, gütiger Vater unſer aller, nur deinen Willen zu thun, iſt unſre Ehre und unſre Seligkeit. O lehre uns doch deinen Willen immer treuer erfüllen, und dieſe Seligkeit immer völliger genießen. Unſre eigene Freyheit würdig zu gebrauchen, und die Freyheit unſrer Brüder zu verehren und zu befördern; dieß müſſe unſer aller Ruhm, unſer eifrigſtes Beſtreben ſeyn! Steure du ſelbſt, barmherziger Vater, der Unterdrückung und Tyranney jeder Art, unter deren Laſt noch ſo viele deiner Kinder auf dem Erdboden ſeufzen; zerbrich die Feſſeln, die das Werk deiner Hände entſtellen und erniedrigen; belebe und erhöhe das in ſo vielen Menſchen faſt erſtorbene Gefühl ihrer Würde; laß ſich den Geiſt der Freyheit immer weiter verbreiten, und ihre Siege über die Knechtſchaft immer mannigfaltiger und herrlicher werden. Laß auch die Betrachtungen, die wir itzt anzuſtellen gedenken, in dieſer Abſicht geſegnet ſeyn. Lehre uns alle den Werth der Freyheit richtig ſchätzen, und laß uns ihr Gefühl mit edlen Geſinnungen, mit Geſinnungen, die des Menſchen und des Chriſten würdig ſind, durchdringen. Zerſtreue durch deinen Geiſt alle Vorurtheile, die

dieſe guten Wirkungen der Wahrheit ſchwächen könnten; und erhöre unſer Gebet durch Jeſum Chriſtum, durch welchen du uns alle zur Freyheit berufen haſt. Wir bitten dich als ſeine Verehrer mit kindlicher Zuverſicht darum, und rufen dich ferner in ſeinem Namen an. Unſer Vater ꝛc.

Text. 1. Corinth. 7, 23.

Werdet nicht der Menſchen Knechte.

Der Geiſt des Chriſtenthnms iſt ein Geiſt der Freyheit. Daran laſſen uns ſeine Lehre, ſeine Vorſchriften, der Charakter ſeines Stifters, und die ganze Bildung, die es ſeinen ächten Bekennern giebt und geben ſoll, nicht zweifeln. Wo der Geiſt des Herrn iſt, ſagt der Apoſtel, da iſt Freyheit. Das Chriſtenthum ſoll Freyheit jeder Art, bürgerliche ſowohl als Religionsfreyheit, unter den Menſchen befördern. — Wenn es jene nicht ſo offenbar zu begünſtigen, wenn es irgendwo uneingeſchränkten und gewiſſermaſſen blinden Gehorſam gegen Obrigkeiten und Regenten von ſeinen Bekennern zu fordern ſcheint; ſo war dieß zur Feſtſetzung und Ausbreitung deſſelben in den erſten Zeiten höchſt nothwendig. Die chriſtliche Lehre mußte alles von ſich und ihren Anhängern entfernen, was Verdacht von weltlichen Abſichten, oder Furcht vor bürgerlichen Unruhen hätte erregen können. Sie mußte erſt mehr Aufklärung und Moralität unter den Menſchen verbreiten, ehe ſie ihnen gerade zu Antrieb und Ermunterung zur Behauptung ihrer Rechte geben durfte. Ein zu ſtar-

kes Gefühl der Freyheit iſt Menſchen, die, im ganzen genommen, noch wenig Cultur und keine feſte Grundſätze haben, ſehr oft mehr ſchädlich als nützlich. Aber der Geiſt des Chriſtenthums, die ganze Denkungs- und Sinnesart, die es dem Menſchen beybringt, hat unſtreitig die Beförderung jeder Art von Freyheit zur Abſicht. Keine Lehre läßt den Menſchen ſeine natürliche Gleichheit mit allen übrigen Menſchen lebhafter fühlen; keine predigt ihm nachdrücklicher Menſchenliebe und Bruderliebe, allgemeine Gütigkeit und Dienſtfertigkeit und Wohlthätigkeit; keine flößet ihm ein ſtärkeres Gefühl von der Würde, die er als Menſch hat, ein; keine iſt fruchtbarer an großen, edeln, den Geiſt und das Herz erhebenden Gedanken und Empfindungen; keine lehret den Menſchen den Tod ruhiger betrachten und ihm getroſter entgegen gehen; keine machet ihn bereitwilliger, für ſeine Brüder und für das gemeine Beſte zu ſterben, ſo wie Jeſus für die Menſchen geſtorben iſt: und wer ſieht nicht, daß keine Geſinnungen offenbarer mit der Knechtſchaft und Sclaverey ſtreiten, und keine der Freyheit günſtiger ſind als dieſe? O möchten ſie nur allgemeiner unter den Chriſten werden! Und möchten auch Regenten und Obrigkeiten chriſtlicher denken lernen! Wie viel würde nicht die Sache der Freyheit, und folglich der menſchlichen Glückſeligkeit dabey gewinnen! Ferne ſey es von mir, m. a. Z., Aufruhr im Staate, oder Trennungen und Spaltungen in der Kirche zu predigen! Aber Freyheit zu predigen und zu befördern, und euch das größere oder

kleinere Maaß derſelben, das ihr genießet, dadurch um ſo viel theurer zu machen, das iſt Menſchenpflicht, das iſt Chriſtenpflicht! Und etwas zur Erfüllung dieſer Pflicht beyzutragen, iſt die Abſicht meines gegenwärtigen Vortrags. Ich werde in demſelben

Den Werth der Freyheit, der bürgerlichen und der Religionsfreyheit, und ihren Einfluß in die menſchliche Glückſeligkeit

unterſuchen, und euch dadurch das Gewicht der apoſtoliſchen Warnung im unſerm Texte: Werdet nicht der Menſchen Knechte, ans Herz legen. In dieſer Abſicht werde ich

erſtlich einige Anmerkungen zur richtigen Beſtimmung des Begriffes der Freyheit und ihres wahren Werthes machen;

dann ihren eigentlichen Werth auseinander ſetzen; und

endlich einige Erinnerungen in Rückſicht auf unſer Verhalten gegen dieſelbe hinzufügen.

Bürgerliche Freyheit iſt in ihrer größten Vollkommenheit da, wo man niemanden als den Geſetzen unterthan iſt, und ſeine Häupter oder Führer ſelbſt wählet. In andern Regierungsverfaſſungen iſt immer um ſo viel mehr oder weniger Freyheit vorhanden, um ſo viel mehr oder weniger die Geſetze gelten; und um ſo viel mehr oder weniger ſelbſt die Willkühr und die Macht des Regenten dadurch eingeſchränkt wird. So iſt auch Religionsfreyheit in ihrer größten Vollkommen=

kommenheit da, wo man in Religionsſachen keinen andern Geſetzen als den Vorſchriften der Vernunft und ſeines eignen Gewiſſens unterworfen iſt, und ihren Antrieben und Befehlen ungehindert folgen kann. Und wenn auch hier Einſchränkungen statt finden, ſo iſt um ſo viel mehr oder weniger Freyheit dieſer Art vorhanden, um ſo viel weitläuftiger oder enger dieſe Einſchränkungen ſind, um ſo viel mehr weſentliche oder auſſerweſentliche Dinge ſie betreffen.

Um nun den Werth dieſer Freyheit richtig zu ſchätzen, müſſen wir verſchiedenes anmerken, und ſie wohl von demjenigen unterſcheiden, was oft Freyheit heißt, aber nicht iſt.

Freyheit iſt erſtlich nicht Ungebundenheit, nicht Geſetzloſigkeit. Frey ſeyn heißt nicht, ohne Gründe, ohne Abſichten, nach bloſſer Willkühr handeln; nicht, alle Einſchränkungen verachten und durchbrechen; nicht, jedes Geſetz für Zwang und Laſt halten, und daſſelbe, ſo bald es im geringſten drücket, von ſich werfen; nicht, ſich über alles, was ſchicklich, was wohlanſtändig iſt und heißt, wegſetzen; nicht, bloß für ſich und ohne Rückſicht auf andere exiſtiren und leben. Nein, Geſetze, genau beſtimmte, unverbrüchliche, alle Stände und Klaſſen von Menſchen, den Fürſten und die Obrigkeiten ſo wie die Unterthanen verbindende Geſetze, ſind der erſte, der feſteſte Grund der Freyheit. Willſt du einer Freyheit genieſſen, die an keine Geſetze gebunden, durch keine Geſetze eingeſchränkt iſt, die ſich ſchlechterdings alles thun läßt, was dich zu thun gelüſtet: ſo verlaß die

Geſell-

Geſellſchaft der Menſchen; kehre in den ſo genannten Stand der Natur zurücke; lebe unter deinen niedrigern Verwandten, den Thieren des Feldes; oder führe das Leben eines Einſiedlers und thue auf alle Vortheile und Vergnügungen des geſelligen Lebens Verzicht. Denn, wo Menſchen bey einander leben ſollen: da müſſen Geſetze ſeyn; da müſſen die Geſetze alles gelten, da muß jeder einen Theil ſeiner natürlichen Freyheit dem ruhigen Beſitze des übrigen aufopfern. Nein, je gröſſer die Freyheit der Bürger iſt; deſto heiliger müſſen ihnen allen, den erſten wie den letzten, die Geſetze des Staats ſeyn. Je freyer der Gottesverehrer denken darf, je weniger er an Formeln und Bekenntniſſe gebunden iſt; deſto genauer und gewiſſenhafter muß er ſich nach den ewigen, unveränderlichen Geſetzen der Vernunft, und nach den Vorſchriften der Offenbarung richten, die er für göttliche Offenbarung erkennet.

Ferner. Freyheitsliebe iſt nicht Tadelſucht, nicht Geiſt des Widerſpruchs gegen alle Geſetze und Verordnungen, gegen alle angenommene Meynungen und Lehren, gegen alle eingeführte Einrichtungen, Veranſtaltungen, Gebräuche im bürgerlichen und gottesdienſtlichen Leben. Nein, je mehr der Menſch den Werth ſeiner eignen Freyheit zu ſchätzen weiß; deſto weniger ſetzet er der Freyheit anderer eigenmächtige Schranken. Je ungehinderter er ſeinem eignen Gewiſſen folgen kann, deſto mehr verehret er das Gewiſſen, ſelbſt das irrende Gewiſſen, ſeiner Brüder. Je weniger er ſelbſt an Meynungen und

Lehr=

Lehrformeln gebunden iſt, und je empfindlicher es ihm fallen würde, wenn man ſeines Glaubens und ſeiner Ueberzeugung ſpotten wollte; deſto mehr ſchonet er der Meynungen und Ueberzeugungen von andern, und deſto weniger erlaubet er ſich, ſie anders als mit Gründen, und mit ruhigem, ſanftmüthigem Geiſte zu widerlegen oder zu berichtigen. Der unzeitige Tadler, der bittere Spötter jeder Art, behauptet nicht die Sache der Freyheit, ſondern ſeine eigne Sache; er wird nicht von Freyheitsliebe, ſondern von Stolz und Herrſchſucht beſeelet.

Die Freyheit hat endlich, ſo wie alle Güter dieſes Lebens, nur für denjenigen einen großen Werth, der ſie recht gebrauchet. Oft iſt ſie für den Bürger wie für den Gottesverehrer, in der Kirche wie im Staate, eine fruchtbare Quelle von Unruhen, Zerrüttungen, Trennungen, Spaltungen. Oft wird ſie den Leidenſchaften, dem Stolze, der Eitelkeit, dem Eigennutze, der Hartnäckigkeit dienſtbar; oft artet ſie in Frechheit, in Ungebundenheit, in Wildheit aus: und dann kann ſie freylich nichts anders als Elend zeugen. In den Händen des Schwachen und des Böſen wird alles, die Wahrheit ſelbſt, gefährlich. Aber dieß benimmt der Freyheit ſo wenig als der Wahrheit etwas von ihrem Werthe.

Nein, groß, unſchätzbar groß iſt ihr Werth! Die Glückſeligkeit, die ſie wirket und befördert, überwiegt jene zufälligen Uebel ſehr weit. Folgende Betrachtungen, die ihren Werth ins Licht ſetzen ſollen, werden uns davon überzeugen.

Freyheit iſt erſtlich der natürlichſte Zuſtand und der heiſſeſte Wunſch des Menſchen. Nach Freyheit ſeufzet und ſtrebet alles, was lebet und denket. Das Thier trägt nicht ohne Zwang die Feſſeln, die man ihm anleget, und ſträubet ſich unter dem Joche, das man ihm aufbürdet; und je mehr Selbſtgefühl und Nachdenken der Menſch vor dem Thiere hat, deſto drückender und unerträglicher muß es ihm ſeyn, ähnliche oder noch härtere Feſſeln zu tragen, und unter einem ähnlichen oder noch ſchwerern Joche zu ſeufzen. Nein, der Menſch iſt nicht zum Sclaven, nicht zur Knechtſchaft geboren. Das zeigen ſeine Anlagen, ſeine Fähigkeiten, ſeine Kräfte, und das Bewußtſeyn, das er von dieſem allen hat, und der mannigfaltige, auf Willkühr und Ueberlegung ſich gründende Gebrauch, den er von dieſem allen machen kann. Jeder Menſch hat dieſe Anlagen, dieſe Fähigkeiten, dieſe Kräfte, dieſes Bewußtſeyn mit allen übrigen Menſchen gemein. Keiner iſt weſentlich von dem andern unterſchieden. Keiner gehöret zu einer andern oder höhern Art und Gattung von Weſen. Alle ſind einander als Menſchen gleich; alle in dem eigentlichſten Sinne des Wortes Brüder und Schweſtern. Sich ſelbſt zu beſtimmen, nach eignen Einſichten zu handeln, das erhebt den Menſchen über alle Thiere des Feldes, das machet den Menſchen zum Menſchen. Wer ihm dieſe Freyheit raubet oder ihr willkührliche Schranken ſetzet, der erniedriget und ſchändet alſo die menſchliche Natur, und machet ſich des Verbrechens der beleidigten

Menſchheit ſchuldig. Er maßet ſich Vorzüge über ſeine Brüder, über Geſchöpfe ſeiner Art und ſeines Geſchlechts, an, die nur höhere Weſen über den Menſchen behaupten können, ſo wie ſie der Menſch über die Thiere des Feldes behauptet. Dieſe natürliche Gleichheit der Menſchen und ihre darauf gegründeten Rechte ſind unverkennbar, und können nie veräuſſert werden. Die nicht weſentliche, ſondern nur zufällige Verſchiedenheit der Stärke und Schwäche, der gröſſern oder geringern geiſtigen und körperlichen Kräfte der Menſchen, kann und muß wohl gegenſeitige Abhängigkeit, mancherley Verbindungen und Verhältniſſe, aber nicht Tyranney und Knechtſchaft zur Folge haben. Auch der ſchwächſte, der eingeſchränkteſte Menſch bleibt doch Menſch, der wohl eines Führers, eines Rathgebers, eines Aufſehers und Fürſorgers, aber nicht eines tyranniſchen Herrn bedarf. Die bürgerliche ſo wie die Religionsgeſellſchaft ſoll das im Großen ſeyn, was die häusliche im Kleinen iſt. Dort ſollen, wie hier, Väter und Kinder, Lehrer und Schüler, Vorgänger und Nachfolger, Häupter und Glieder, Befehlshaber und Untergebene; aber weder dort noch hier ſollen Tyrannen und Sclaven ſeyn. Dieß iſt die Stimme der Natur, die für jeden denkenden Menſchen laut genug ſpricht, und deren Ausſprüche und Forderungen jedem, der noch Selbſtgefühl hat, heilig ſeyn müſſen.

Freyheit, bürgerliche wie Religionsfreyheit, bringt zweytens die geiſtigen Kräfte des Menſchen in

gröſſere Bewegung, ſetzet ſie in gröſſere und mannigfaltigere Thätigkeit, und befördert dadurch ihre Vollkommenheit. Je mannigfaltiger und wichtiger die Angelegenheiten ſind, die den Geiſt der Menſchen beſchäfftigen, und worüber er frey denken, frey urtheilen, frey reden darf; deſto mehr Antrieb findet er in ſich und auſſer ſich, ſeine Kräfte zu äuſſern, zu üben, anzuſtrengen, und ſie durch Anſtrengung und Uebung zu ſtärken. Und was kann ihm wichtiger ſeyn als die Angelegenheiten des Staats, zu welchem er gehöret, auf der einen, und die Angelegenheiten der Religion, die er bekennet, auf der andern Seite? Wem kann ſeine eigne Glückſeligkeit, und wem können die Mittel und Wege, wodurch ſie befördert oder verhindert wird, gleichgültig ſeyn? Und wer kann, wenn er es anders thun darf, ohne große Aufmerkſamkeit und Theilnehmung, ohne die mannigfaltigſte Anwendung und Uebung ſeiner Geiſteskräfte, darüber nachdenken und davon reden? Freylich, wer von Staats- und Religionsſachen nur ſo viel denken und wiſſen darf, als man ihn denken und wiſſen zu laſſen für gut findet, wer von dem, was wahr und recht und gut iſt, nach Vorſchriften und feſtgeſetzten Formeln urtheilen ſoll: der hat bald ausgedacht; wird bald gegen Staat und Religion gleichgültig; läßt andere für ſich denken und urtheilen; ſcheuet alles Forſchen nach Wahrheit; unterdrücket jeden Zweifel; und ſein Geiſt verſinket bald in Rückſicht auf ſeine wichtigſten Angelegenheiten in einen ſorgenloſen Schlummer, in eine gänzliche Unthätig-

keit.

keit. Nur da, wo Freyheit herrſchet, da herrſchet wahres Leben des Geiſtes. Da werden alle ſeine Anlagen ausgebildet, alle ſeine Fähigkeiten entwickelt und angewandt. Da nimmt er an allem, was geſchieht, an allem, was den Menſchen und ſeine Glückſeligkeit betrifft, den innigſten Antheil. Da ſcheuet er keine Hinderniſſe, keine Schwierigkeiten, die ihn im Denken und Forſchen aufhalten, keine Schreckbilder des Aberglaubens oder der Menſchenfurcht. Da iſt ungehinderte Mittheilung, ungehinderter Umlauf jeder Wahrheit, jedes Zweifels, jedes Gedanken, der einige Aufmerkſamkeit erreget; und jeder Lichtſtrahl fällt auf hundert Lichtbedürftige zurücke, jeder Funke himmliſchen Feuers theilet ſich hundert edlen Herzen mit, ein Geiſt hilft dem andern in ſeinen Unterſuchungen und Beſtrebungen fort. Und wenn dadurch geiſtige Vollkommenheit unter den Menſchen befördet wird, wer kann der Freyheit, welche dieſelbe bewirket, ihren Werth abſprechen?

Freyheit, bürgerliche ſowohl als Religionsfreyheit, iſt drittens das einzige kräftige Mittel gegen den Sclavenſinn mit allen ſeinen ſchädlichen und den Menſchen erniedrigenden Folgen. Wo jene, die bürgerliche Freyheit, fehlet, da gelten Stand und Rang, Gold und Silber, Hoheit und Macht, Titel und Würden, weit mehr als der Menſch, der ſie beſitzt oder bekleidet; da vertreten abſolute Befehle die Stelle aller Gründe, willkührliche Strafen und Belohnungen die Stelle aller innern Antriebe und eignen Beſtimmungen, ſo oder anders zu handeln; da krie-

chet der Niedrige vor dem Höhern, der Arme vor dem Reichen, der Untergebene vor ſeinem Befehlshaber; da billigen und bewundern die einen blindlings alles, was die andern reden und thun; da denket und lebet ein jeder weit mehr in der Meynung und dem Urtheile der andern als in ſich ſelbſt und nach ſeiner eigenen Empfindung; da iſt die Kunſt zu ſchmeicheln, die Kunſt zu heucheln und ſich zu verſtellen die wichtigſte Kunſt des Lebens; da thut und unternimmt keiner mehr zum Beſten der Uebrigen, als er ſchlechterdings thun muß; da ſuchet ein jeder die Geſetze zu täuſchen, ſich ſeinen Pflichten ungeſtraft zu entziehen, und die Belohnungen des Verdienſtes ohne Verdienſt an ſich zu reiſſen; da leben Menſchen, die einander in allen Stücken gleich ſind, Brüder, ſo bey einander, als ob ſie einander ganz fremde, als ob ſie Geſchöpfe von ganz verſchiedener Art wären. Und wie ſehr muß nicht dieſes alles jeden Keim von edeln Geſinnungen und Thaten; wie ſehr alle wahre Menſchenliebe und Vaterlandsliebe erſticken! — Wo dieſe, die Religionsfreyheit, fehlet, da zeiget ſich die Religion gemeiniglich dem Menſchen in einer finſtern, abſchreckenden Geſtalt; da iſt ſie nicht ſeine vertrauteſte Freundinn, nicht ſeine beſte Tröſterinn, aber wohl eine traurige Freudenſtörerinn, eine ſtrenge Beherrſcherinn, die immer drohet und fordert, und blinden Glauben, und blinden Gehorſam fordert; da muß ihr Bekenner ſich ſelbſt immer Zwang anthun, ſeine natürlichſten Empfindungen unterdrücken und den klärſten Ausſprüchen ſeiner

ſeiner Vernunft zuwider denken und zuwider handeln; da belebet ihn mehr knechtiſche Furcht vor Gott und vor den Strafen der zukünftigen Welt, als kindliche Liebe zu ſeinem himmliſchen Vater, und frohe Ausſicht in ein beſſeres Leben; da muß er Menſchen, die eben ſo ſchwach und fehlbar ſind als er ſelbſt, die Achtung und die Unterwerfung erweiſen, die er nur Gott und der Wahrheit ſchuldig iſt; da wird er oft von dem ſchändlichſten Aberglauben gefeſſelt, und muß unter allen Schreckniſſen und Erniedrigungen deſſelben ſeufzen. Und wie könnte ihm da die Religion verehrungs= und liebenswürdig vorkommen? Wie könnte ſie ihm das ſeyn und leiſten, was ſie dem Menſchen zu ſeyn und zu leiſten beſtimmt iſt? — Nein, nur da, wo bürgerliche Freyheit herrſchet, da behält der Menſch als Menſch ſeinen Werth; da gelten Verſtand und Rechtſchaffenheit mehr als alle äußere Vorzüge; da leben Menſchen mit Menſchen als mit ihren Brüdern und Schweſtern; da iſt ein jeder das, was er iſt, und zeiget ſich ſo, wie er iſt; da iſt Wahrheit und Offenheit in Mienen und Geberden, in Worten und Werken; da verehret und beobachtet jeder aus innern Antriebe die Geſetze; da herrſchen männliche, edle, patriotiſche Geſinnungen; da kennet und befördert jeder nach ſeinem Vermögen das gemeine Beſte, und opfert demſelben mit Freuden perſönliche Vortheile und Vergnügungen auf. — Nur da, wo Religionsfreyheit herrſchet, da wird die Religion dem Verſtande und dem Herzen des Menſchen recht wichtig; da beſchäftiget ſie beyde; da hängt

ſie mit ſeinem ganzen Gedanken- und Empfindungsſyſteme zuſammen; da bringt ſie Licht und Leben in jenes und dieſes; da kann ſie die beſtändige Begleiterinn und Führerinn des Menſchen ſeyn, weil ſie Vernunft und Freyheit zu ihren Geſellſchafterinnen hat; da verbreitet ſie weder Furcht noch Schrecken, ſondern Muth und Zuverſicht um ſich her; da erhebt ſie den Geiſt des Menſchen, und erweitert und beruhiget ſein Herz; da läßt ſie ſich zu ſeiner Faſſung herab, ſteht in keinem Widerſpruche mit der wirklichen Welt, mit ſeinen natürlichen Empfindungen und Erfahrungen, und fordert nichts von ihm, was er nicht leiſten kann, und unterſagt ihm nichts, was unſchuldig und gut iſt; da veredelt ſie alles in ſeinen Augen, flößet ihm getroſte, kindliche Geſinnungen gegen Gott ein, und machet ihm jede Pflicht zur Freude. Und wie weit, m. th. Freunde, wie weit iſt nicht dieſes alles von dem Sclavenſinne entfernet, der eine Folge der Unterdrückung und Knechtſchaft iſt, und welchen Werth muß es nicht der Freyheit geben!

Aus eben dieſem Grunde iſt viertens Freyheit jeder Art der Tugend günſtig. Der Sclave kann als Sclave nicht tugendhaft ſeyn. Er kann gehorchen; aber er gehorchet nicht aus Neigung, ſondern aus Zwang. Er kann böſes unterlaſſen und Gutes thun; aber er hat weder innigen Abſcheu vor jenem, noch überwiegende Liebe zu dieſem. Er unterläßt jenes und thut dieſes nur ſo weit, als er es nothwendig unterlaſſen und thun muß. So beobachtet der Menſch,

den die Freyheit nicht beſeelet, die Geſetze des Staats; ſo beobachtet er die Geſetze der Religion. Beyde drücken ihn als eine ſchwere Laſt, die man ihm wider ſeinen Willen aufgelegt hat, und gern würde er ſie von ſich werfen, wenn er es ohne Gefahr thun könnte. Auch entzieht er ſich denſelben ſo oft, als er es nur immer unbemerkt und ungeahndet thun kann. — Nein, die Freyheit iſt der Grund, die Seele aller wahren Tugend, aller großen und ſchweren tugendhaften Beſtrebungen und Handlungen. Ja, dann, wenn ich das, was ich thun oder laſſen, was ich denken und glauben, was ich hoffen und wovor ich mich fürchten ſoll, ſelbſt unterſuchen und beurtheilen darf; wenn ich mich durch vernünftiges, freyes Nachdenken von der Wahrheit meines Glaubens, von der Gerechtigkeit und Billigkeit meiner Pflichten, von den Gründen meiner Hoffnung oder meiner Furcht überzeugen, und dann meinen Einſichten und Ueberzeugungen folgen kann; dann treibt mich mein eigenes Herz dazu an; dann halte ich mich feſt an das, was ich für Wahrheit erkenne; dann thue ich das, was ich thun ſoll, willig und gern und nach meinem beſten Vermögen; dann entſteht wirklich Haß gegen das Böſe, und wahre, innige Liebe zu allem, was ſchön und recht und gut iſt, in mir; dann ſcheue ich weder Hinderniſſe noch Schwierigkeiten bey der Befolgung meines Gewiſſens, bey der Erfüllung meiner Pflicht; dann thue ich nicht blos das, was ich thun muß, ſondern alles, was ich zu thun vermag; dann denke und handle ich im

Verborgenen ſo, wie vor den Augen der Welt; dann herrſchet Uebereinſtimmung zwiſchen allem, was ich denke und will und thue; dann ſtrebe ich nach immer reinerer, höherer Vollkommenheit; und nur dann bin und handle ich wirklich tugendhaft. Und wo, meine theureſten Freunde, wo hat ſich die Tugend in gröſſerm Glanze gezeigt, wo hat ſie größere Dinge unternommen und ausgeführt, wo hat ihr Sinn und Geiſt allgemeiner geherrſchet, wo hat ſie ſchönere Denkmale der Uneigennützigkeit, des Edelmuths, der ſchwerſten und großmüthigſten Aufopferung, der ſeltenſten Größe und Stärke des Geiſtes, von ſich zurückgelaſſen, als da, wo ſie des wohlthätigen Einfluſſes der Freyheit genoß und ganz von ihrer Kraft beſeelet war?

Freyheit, bürgerliche ſo wie Religionsfreyheit, iſt fünftens die Mutter, die Pflegerinn der Künſte, der Wiſſenſchaften, aller Arten des öffentlichen und beſondern Wohlſtandes. Wer in irgend einer Wiſſenſchaft, in irgend einer höhern Kunſt, beträchliche Fortſchritte thun, wer es da zu einer gewiſſen Vollkommenheit bringen will, der muß einen freyen, edlen Sinn haben; ſein Geiſt muß nicht von Feſſeln des Vorurtheils oder des menſchlichen Anſehens gedrückt, nicht von willkührlichen Geſetzen eingeſchränkt, nicht von Menſchenfurcht in ſeinen kühnern Beſtrebungen aufgehalten werden. Er muß ſich ſeinen Gedanken, ſeinen Empfindungen, ſeiner Begeiſterung unbeſorgt überlaſſen; muß die Wahrheit, die Schönheit, die Vollkommenheit allenthalben ſuchen dürfen

und können; ihr Bild, ihre Gegenwart allein muß ihm Ehrfurcht einprägen; ihre Geſetze allein müſſen ihm heilig ſeyn. — Mit der wichtigſten und erhabenſten aller Wiſſenſchaften, mit der Wiſſenſchaft der Religion, verhält es ſich nicht anders. Aller Zwang, alle Einſchränkungen ſind ihrem Geiſte zuwider. Sie iſt die Tochter des Himmels, und nimmt keine Befehle von Menſchen an. Der Freyheitsfreund iſt ihr Freund. Ihm vertraut ſie ihre Geheimniſſe an; ihm zeiget ſie ſich in ihrer natürlichen, himmliſchen Geſtalt. Der Sclave erblicket nur eine Larve von ihr, nur ein von Menſchen zuſammengeſetztes künſtliches Gewand, das ihm ihre wahre Geſtalt verbirgt. Nur da, wo das Denken über Religionsſachen nicht an feſtgeſetzte Formeln, nicht an menſchliche Glaubensbekenntniſſe gebunden iſt; nur da, wo ihre Bekenner das Recht der freyen Unterſuchung behalten: nur da kann die Erkenntniß der Religion immer deutlicher, immer richtiger, immer vollſtändiger; nur da kann ſie von menſchlichen Zuſätzen gereiniget, gegen menſchliche Misbräuche geſichert, und zu der allgemeinen Licht- und Lebensquelle werden, die ſie zu ſeyn beſtimmt iſt. — Und ſo wie die Religion, ſo wie die Künſte und Wiſſenſchaften durch den Einfluß der Freyheit blühen, ſo blühen auch alle Arten des öffentlichen und beſondern Wohlſtandes durch ſie. Sie bringt Leben und Thätigkeit in alles. Sie ſtärket den Schwachen, ermuntert den Trägen, erwecket und belohnet den Fleiß und die Arbeitſamkeit eines jeden, erleichtert und befördert den Erfolg aller ge-

meinnützigen Unternehmungen, den Fortgang aller Arten der Handlungen und des Gewerbes, und ſchaffet da fruchtbare, reizende Gefilde und ämſige, frohe Geſchäftigkeit, wo ſonſt traurige, menſchenleere Wüſteneyen waren.

Noch mehr. Nur im Gefühl und Genuſſe der Freyheit, der bürgerlichen wie der Religionsfreyheit, kann der Menſch ſeine Würde als Menſch und als Chriſt behaupten. Was unterſcheidet den Menſchen mehr von dem Thiere als die Freyheit? Was iſt ſein größter Vorzug, wenn es nicht die Freyheit iſt? Daß er nicht blinden, unwiderſtehlichen Trieben folgen; daß er ſich nicht blos nach mechaniſchen Geſetzen bewegen darf; daß er ſich beſinnen, nachdenken, wählen; daß er ſich ſelbſt beſtimmen und das thun kann, was er nach ſeinen Einſichten für das Beſte hält: iſt das nicht die wahre Würde des Menſchen? Und wie kann der Sclave genießen und behaupten; der Sclave, den eben ſo ſchwere als drückende Ketten belaſten, der blindlings dem Willen eines andern folgen muß, der ſich im Denken und im Thun allenthalben durch willkührliche Vorſchriften und Einſchränkungen gehemmt und zurückgeſtoſſen fühlet?— Wie ganz anders empfindet und behauptet nicht der Menſch, der Chriſt ſeine Würde, der das Glück der Freyheit kennet? Je freyer der Menſch als Bürger iſt, deſto ſtärker, deſto größer, deſto wichtiger fühlt er ſich ſelbſt. Alles, was er als ein ſolcher denket, redet und thut, bekömmt dadurch einen gewiſſen Werth. Er iſt kein dem Staate gleichgültiges oder

unnützes

unnützes Glied; nimmt an allem, was denſelben betrifft, Theil; hat in alles Einfluß, oder glaubet doch, in alles Einfluß zu haben; fühlet das Glück der ganzen Geſellſchaft als ſein eigenes Glück, und ihren Verluſt als ſeinen eigenen Verluſt; arbeitet und wirket für die Nachwelt ſo wie für ſeine Zeitgenoſſen, und hoffet noch lange nach ſeinem Tode in ſeinen Nachkommen, oder durch ſeine gemeinnützigen Geſchäffte und Veranſtaltungen, der Wohlthäter ſeiner Brüder zu ſeyn. Und wie groß muß er ſich da nicht fühlen! Welche Würde muß das nicht allen ſeinen Bemühungen und Handlungen geben? — Und eben ſo verhält es ſich mit der Religionsfreyheit. Je freyer der Menſch als Gottesverehrer, als Chriſt iſt, deſto ſtärker empfindet, deſto würdiger behauptet er die Vorzüge, die ihm als einem ſolchen eigen ſind. Nur er verehret Gott im Geiſte und in der Wahrheit, mit Verſtand und Empfindung. Nur ihn treibt wahres Bedürfniß zu allen Pflichten der Religion und des Gottesdienſtes, zu allen Uebungen der Andacht und der Frömmigkeit an. Nur er fühlet die Ehre und die Seeligkeit der Verhältniſſe, in welchem das Geſchöpf mit ſeinem Schöpfer ſteht, ganz. Nur ihm iſt es wahre Nahrung und Erquickung des Geiſtes, wenn er ſich mit ſtillem Nachdenken über die Religion beſchäfftigen, wenn er mit ruhigem, von Vorurtheilen und Menſchenfurcht unbefangenem Verſtande in der Erforſchung und Anwendung der wichtigſten Wahrheiten immer weiter gehen, wenn er ſich mit Freudigkeit und Zuverſicht zu dem erſten und voll-

kommenſten aller Weſen erheben, und ſich in der Vorſtellung deſſelben, und dem Gefühle ſeiner Liebe ganz beruhigen kann. — Je freyer der Menſch überhaupt denket und wirket, ein deſto innigeres und froheres Bewußtſeyn hat er von den Fähigkeiten und Kräften ſeiner Natur, von ſeiner großen Beſtimmung, von ſeiner Verwandtſchaft mit höhern Weſen und mit der Gottheit ſelbſt, von allem, was er itzt iſt und künftig ſeyn und werden ſoll. Und die Freyheit die ihn dazu erhebt, die dieſes Bewußtſeyn in ihm erwecket und unterhält, ſollte nicht den gröſten Werth in ſeinen Augen haben?

Freyheit iſt endlich der wahrhaftigſte, der ſüſſeſte Genuß des Lebens. Kein Sclave wird ſeines Lebens je recht froh; aber nur gar zu oft wird es ihm zur Laſt; nur gar zu oft wirft er es als eine unerträgliche Bürde von ſich. Seine Kräfte, ſeine Güter, ſeine Zeit, ſein Leben ſelbſt ſind nicht ſein; ihr Beſitz, ihr Gebrauch, ihre Fortdauer hängen von der Willkühr ſeines Herrn ab. Heute wird ihm das, was er ſich geſtern mit Mühe erworben hatte, entriſſen; und morgen werden die Abſichten, die Entwürfe, die ihn heute beſchäfftigen, vereitelt. Er iſt und hat und thut und genießt nur das, was ſein Beherrſcher will, daß er ſeyn und haben und thun und genießen ſoll. Welchen großen Werth könnten denn wohl jene Dinge in ſeinen Augen haben? Wie unſchmackhaft, wie bitter muß ihm nicht oft ihr Genuß werden! — Nein, nur der Freye kann ſie ungeſtört genießen und ihre Süßigkeit ganz ſchmecken. Hat er bürgerliche

Frey=

Freyheit, ſo darf er als Menſch und als Bürger weder Gewaltthätigkeit noch Unterdrückung befürchten, ſo lange er den Geſetzen gehorchet. Was er iſt und hat, das iſt und hat er nicht für Fremde, ſondern für ſich und die Seinigen. Was er erfindet, erarbeitet, erwirbt, daß iſt ſein, davon erndtet er die Früchte ein. Er kann jede rechtmäßige Abſicht ungehindert verfolgen, jeden unſchädlichen Entwurf nach ſeinem Wohlgefallen ausführen, und hat auch dann, wenn er für ſeine Nachkommen, für die Zukunft arbeitet, weit mehr Gewisheit, daß ſeine Arbeit nicht vergeblich ſeyn, daß es ſeines Endzweckes nicht verfehlen werde. Er darf weder die Schätze des Tyrannen häufen, noch die Raubbegierde ſeiner Diener ſättigen, noch ſeine Kräfte und ſein Leben in niedrigen Sclavendienſten verſchwenden. Er kann ſicher und ruhig in ſeiner Hütte wohnen, ſeinen Geſchäfften im ſtillen Frieden obliegen, die Freuden des häuslichen und des geſelligen Lebens unbeſorgt genießen, und darf nicht fürchten, daß ihm irgend ein erſchlichener Befehl des Regenten, irgend ein heimlicher, mächtiger Feind, ſeine Güter, oder ſeine Ehre, oder ſeine Kinder, oder den natürlichen Gebrauch ſeiner Freyheit entriſſen werde. — Genießt er Religions- und Gewiſſensfreyheit, ſo iſt die Religion, die er bekennt, wirklich ſeine Religion, und das Gewiſſen, das er verehret, ſein eignes Gewiſſen. Die Gedanken, die er hat, die Gründe, die ihn beſtimmen und leiten, ſind ſeine eignen Gedanken und Gründe. Sein Glaube iſt das Werk ſeines Nach-

denkens,

denkens, die Frucht ſeiner Ueberzeugung. Er darf ſich nicht ängſtlich vor jedem Irrthume, vor jedem Zweifel, vor jeder fremden Vorſtellungsart, vor jeder Abweichung von dem betretenen Wege, vor jedem ungewöhnlichen und den ſclaviſchen Nachbeter verwirrenden Lichte ſcheuen. Ihn ſchrecket weder das finſtere Geſpenſt des Irrthums, noch der höhere Glanz weniger bekannter Wahrheit. Er hat Grundſätze, an welche er ſich hält, nach welchen er alles prüfet, und die ihn auch dann beruhigen und ſicher führen, wenn ſie ihn unentſchieden und zweifelhaft laſſen. Das, was er von Religionsſachen weis, das weis er gründlich; das, was er glaubet, das glaubet er feſt; das, was er hoffet, das hoffet er getroſt; das, was er in allen dieſen Abſichten denket und thut, das denket und thut er gern und mit Freuden. Und ſo wird der Glückliche, der im Schooſe der Freyheit lebet, als Menſch und als Chriſt ſeines Lebens froh, gebrauchet und genießt alle Güter und Vortheile deſſelben mit getroſtem Muth, und darf nicht fürchten, in dem Genuſſe derſelben durch den Misbrauch einer willkührlichen geiſtlichen oder weltlichen Obermacht geſtöret zu werden.

Und nun, urtheilet ſelbſt, m. th. Fr., ob nicht Freyheit, die bürgerliche und Religionsfreyheit, einen großen Werth habe, da ſie der natürlichſte Zuſtand und der heißeſte Wunſch des Menſchen iſt; da ſie die Thätigkeit und Vollkommenheit ſeiner Geiſteskräfte ſo ſehr befördert; da ſie ihn vor allem Sclavenſinne bewahret; da ſie der Tugend ſo günſtig; da

ſie

ſie die Mutter der Künſte, der Wiſſenſchaften, des öffentlichen und beſondern Wohlſtandes; da ſie die feſteſte Stütze der Würde des Menſchen und des Chriſten; und der wahrhaftigſte, ſüßeſte Genuß des Lebens iſt. Ja, Freyheit iſt ein unſchätzbares Gut; ein Gut, ohne welches die meiſten übrigen Güter den größten Theil ihres Werths verlieren, und durch welches ſie alle erhöhet und vervielfältiget werden. Doch, die Erkenntniß, die Ueberzeugung von dem Werthe der Freyheit darf nicht unfruchtbar bey uns bleiben; ſie muß Einfluß in unſer Verhalten haben.

Erkennet und fühlet ihr den Werth der Freyheit, m. a. Z., ſo gönnet ſie allen, die ſie genießen, freuet euch ihres Glückes, und ſuchet ſie ja nicht in dem Genuſſe deſſelben zu ſtören oder einzuſchränken. Wer Freyheit irgend einer Art untergräbt oder einſchränket; wer ſeinen Brüdern Feſſeln von irgend einer Art bereitet oder anleget, oder ſie an der Zerbrechung derſelben hindert: der iſt ein Menſchenfeind, ein Verräther der Menſchheit, ein niedriger Sclave, der gern alles, was um ihn her iſt, zu einer eben ſo ſclaviſchen Denkungsart erniedrigen möchte. Nein, die Freyheit unſrer Brüder müſſe uns eben ſo heilig ſeyn, als ihre Güter, als ihre Ehre, als ihr Leben, als ihre ganze Glückſeligkeit, weil ohne jene dieſe ſehr oft allen Werth verlieren. Unter allen Verbrechern iſt der Tyrann, der kleine wie der große, der Diener des Fürſten wie der Fürſt ſelbſt, der ſtrafbarſte, und kein Verbrechen muß mehr Erniedrigung und Schande und Qualen in der zukünftigen Welt nach

ſich

ſich ziehen als dieſes, weil keines mit dem Willen Gottes, mit allen ſeinen Abſichten und Befehlen, mit dem Geiſte der wahren Religion und des Chriſtenthums, mit der ganzen menſchlichen Glückſeligkeit offenbarer ſtreitet als dieſes.

Doch, dieß iſt nicht genug. Erkennet ihr den Werth der Freyheit, ſo befördert ſie auch. Thut dieſes insbeſondere, ihr, die ihr in geſitteten, in höhern Ständen lebet, die ihr zum Stande der Gelehrten gehöret, die ihr Lehrer und Führer des Volks ſeyd, die ihr als Schriftſteller Einfluß in die Denkungsart eurer Zeitgenoſſen habt, oder die ihr euch ſonſt durch größere Aufklärung und eine edlere Denkungsart von andern auszeichnet. Für euch alle iſt es unabläßige Pflicht, die Sache der Freyheit zu behaupten und zu befördern. Ihr ſeyd die Vormünder des Volks, die Beſchützer ſeiner Gerechtſame, die Ausleger ſeines Willens, die Mittelsperſonen zwiſchen den Regenten und ihren Unterthanen; und wehe euch, wenn ihr euer Anſehen und eure Vorzüge nicht dazu gebrauchet, wozu ſie euch der Vater der Menſchen, der Richter der Welt, gegeben hat! Behauptet und vertheidiget die eben ſo heiligen Rechte des Gewiſſens. Erniedriget euch weder durch blinden, ſclaviſchen Gehorſam, noch durch abergläubiſche Unterwerfung an menſchliche Satzungen und Ausſprüche. Hütet euch, weder in jener noch in dieſer Abſicht der Menſchen Knechte zu werden. Prüfet in beyden Abſichten alles, und beurtheilet es ſo, wie es euern beſten Einſichten gemäß iſt. Seyd ehrerbietig gegen die

Großen

Groſsen und Mächtigen dieſer Erde: aber ſchmeichelt ihnen nie; kriechet nie vor ihnen, als ob ſie Geſchöpfe einer höhern Art wären. Beurtheilet ihre Handlungen mit Beſcheidenheit: aber beurtheilet ſie nach eben den Geſetzen, nach welchen ihr die Handlungen anderer Menſchen beurtheilet; und billiget oder lobet nichts blos deſswegen, weil es Menſchen ſagen oder thun, die ein gewiſſer Glanz umgiebt. Verehret die Religion des Landes, und ihre Lehrer, und ihre Gebräuche. Aber ſcheuet euch nicht, die Lehrſätze dieſer Religion zu unterſuchen, die Ausſprüche dieſer Lehrer zu prüfen, und über die Schicklichkeit oder Unſchicklichkeit dieſer Gebräuche zu urtheilen. Laſſet dem Fortgange der menſchlichen Erkenntniſs ſeinen freyen Lauf; hindert keine beſcheidene Unterſuchung angenommener Grundſätze und Lehrbegriffe, der Erfolg davon ſey, welcher er wolle. Die Wahrheit kann doch zuletzt nichts dabey verlieren, und Eine deutlich gedachte, gründlich erkannte und tief empfundene Wahrheit iſt mehr werth, und wirket mehr Gutes, als zehen andere, die einer dem andern nachſpricht, und keiner aus Gründen und mit Ueberzeugung erkennet.

Je mehr Freyheit ihr endlich genieſset, m. a. Z., deſto mehr laſſet ſie das Gute bey euch wirken, was ſie wirken kann und ſoll. Könnet ihr Gott nach euern eigenen Einſichten verehren: ſo verehret ihn um ſo viel eifriger und freudiger; ſo betet ihn um ſo viel mehr im Geiſte und in der Wahrheit, mit Verſtand und Empfindung, an. Kennet und dürfet ihr über

Reli=

Religionsſachen ſelbſt denken und urtheilen: ſo denket um ſo viel mehr über dieſe wichtige Dinge nach; ſo machet aus der Erforſchung und Erkenntniß derſelben um ſo viel mehr euer angenehmſtes Geſchäfte; ſo ſuchet euers Glaubens um ſo viel mehr aus Gründen gewiß zu werden. Wehe dem, den die Freyheit zu denken, die Religions- und Gewiſſensfreyheit, gleichgültig gegen Wahrheit und Religion, oder unachtſam auf die Stimme ſeines Gewiſſens machet! Anſtatt frey zu ſeyn, und durch Freyheit beſſer und glückſeliger zu werden, vertauſchet er eine Sclaverey mit der andern, und läßt ſich, zwar nicht von Menſchen, aber von ſeinen eigenen Lüſten und Leidenſchaften feſſeln. Nein, wer ſich des Vorrechts, mit eigenen Augen zu ſehen, und ſein Ziel auf dem von ihm ſelbſt gewählten Wege zu verfolgen, nicht unwürdig machen will, der muß ſeine Augen um ſo viel ſorgfältiger gebrauchen, und auf ſeinem Wege um ſo viel behutſamer wandeln. — Genießet ihr bürgerliche Freyheit: ſo beobachtet die Geſetze des Staats und der Geſellſchaft, zu welchen ihr gehöret, um ſo viel williger und genauer; denn die Beobachtung und Handhabung der Geſetze iſt der Grund aller Freyheit. Befördert das Beſte dieſes Staats, dieſer Geſellſchaft um ſo viel eifriger, um ſo viel inniger ihr Wohlſtand mit dem eurigen verbunden iſt, um ſo viel mehr Einfluß ihr in die Beförderung deſſelben habt und haben könnet, und ſo viel mehr Schutz und Ruhe und Sicherheit und Glückſeligkeit ihr da findet und genießet. Denket und handelt in

allen

allen Abſichten um ſo viel edler und gemeinnütziger, um ſo viel weiter ihr über den Sclavenſtand erhoben ſeyd. — Strebet endlich alle, m. a. Z., nach der noch größern, noch weſentlichern Freyheit des Weiſen und des Chriſten, der ſich ſelbſt beherrſchet, ſeine Lüſte und Leidenſchaften bezwingt, ſeine Glückſeligkeit nicht ſowohl in äußern Dingen als in innerer Vollkommenheit ſuchet, ſeine Würde nie vergißt, ſie in jedem Stande beybehält, den Vorſchriften ſeiner Vernunft und ſeines Gewiſſens unverrückt folget, und nichts anders will, als was Gott will, und nichts anders thut, als was dem Willen Gottes gemäß iſt. Ja, das iſt Freyheit, die den Mangel jeder andern erſetzet, und uns unſrer höhern Beſtimmung immer näher bringt. Amen!

Lebensgeſchichte
des
Prinzen Albrecht Heinrichs
von Braunſchweig und Lüneburg.

Das Braunſchweigiſche Geſchlecht, das ſeit ſo vielen hundert Jahren die Ehre der Fürſten und eine Wohlthat des menſchlichen Geſchlechts iſt, zieht die Aufmerkſamkeit der jetzigen Welt mit ſo viel neuer Bewunderung auf ſich, daß es der angenehmſte Gegenſtand iſt, die Helden, die es hervorbringt, in ihrer wahren Geſtalt zu ſehen. Die Fürſehung, welche die Bildniſſe eines Carls und ſeines ihm würdigen Sohns, eines Ludwigs, eines Ferdinands und Auguſt Wilhelms der Ewigkeit ſchon anbefohlen hat, um ſie, unſerer Zeit zur Ehre, in dem Tempel des Ruhms unter die Scipionen zu ſetzen, wird auch einem Friedrich, nach ſeinen erſten ruhmvollen Auftritten, und, nächſt Ihm, einem Wilhelm und Leopold die Zeit laſſen, ſich ſelbſt bey der Nachwelt als Prinzen von Braunſchweig bekannt zu machen. Da aber der ſchöne und glänzende Auftritt des hochſeligen Prinz Heinrichs ſo kurz geweſen, daß Er der Welt ſchon wieder entzogen worden, nachdem ſie ihn kaum erblicket hat, ſo ſind alle diejenigen, die dieſen edlen Prinzen näher zu kennen das Glück gehabt, es der

Welt und der Tugend ſchuldig, Ihn, wie er war, darzuſtellen.

In den Hauptzügen iſt ſich dieſe glückliche Familie durchgehends gleich. Sie ſind ſich nur wie Geſchwiſter unähnlich. Es ſind alles Familienzüge. Die edelſte Größe ohne Stolz; die natürlichſte Leutſeligkeit, die nie gemein oder niedrig werden kann; eine ſtarke und ſchnelle Vernunft, bey der feurigſten und glücklichſten Einbildung; das zärtlichſte Herz, bey einer männlichen Stärke; eine Schärfe in den Sinnen, die alles erreicht und entdeckt; eine Arbeitſamkeit des Geiſtes, die nicht zu ermüden iſt; — dieß iſt mit den ſtärkern Heldenzügen der Charakter in dem männlichen, dieß iſt er mit ſanfter ſchönen in dem zärtern Geſchlechte. Einen ſchönern und wohlthätigern Charakter kann die Natur nicht bilden. Um ihn zur Wohlthat für die Welt zu vervielfältigen, läßt ſie ihn in veränderter Miſchung erſcheinen, und derjenige ſcheint allemal der ſchönſte, den man ſich am meiſten gegenwärtig macht. Bey einem ſolchen Geſchlechte hört alle Partheylichkeit der Nationen auf. Das ganze menſchliche Geſchlecht ſieht ſolche Helden als ſein Eigenthum an, und rechnet ihre Sicherheit unter die meiſten Wohlthaten des Friedens. Auch der Feind zittert bey ihrer Gefahr, und hält ihre Erhaltung für einen Sieg. Wie gerecht iſt denn unſre Furcht bey ihrer Gefahr! Wie gerecht ſind unſre Thränen bey dem Verluſte eines ſolchen Prinzen.

Wir empfinden noch den ganzen Verluſt eines heldenmüthigen Friedrichs Franz! Dieß iſt das zweyte

Opfer, welches das Braunſchweigiſche Haus für die Ruhe von Europa hingiebt. Sie wird zu theuer für uns gekauft. O Gott! laß es das letzte ſeyn!

Der zärtlichſte Troſt, der uns dabey übrig bleibt, iſt dieſer, daß wir uns ſein Bild, ſo viel wir können, gegenwärtig erhalten. Vortrefflicher, unſchätzbarer Prinz! muß dieß noch eine Pflicht für meine zitternde Feder werden?

Der Prinz ward 1742 gebohren. Da ich mit ſeinem Eintritte in die Welt das Glück hatte, zu dieſer vortrefflichen Familie gerufen zu werden, ſo will ich den Entwickelungen folgen, worinn dieſe edle Seele nach und nach ſich zeigte.

So wie bey der Bildung des Leibes das Herz zuerſt ſichtbar wird; ſo entdeckte ſich ſein moraliſcher Charakter auch zuerſt. Ein freundſchaftliches offenes Herz, das nie finſter, nie mürriſch, lauter Freude war, und von dem angenehmſten Ungeſtüme belebt wurde: Eine freymüthige Offenherzigkeit, die ſich nie verbarg, ſich vor nichts ſcheuete, nie beleidigte: Eine verſchwenderiſche Gutherzigkeit, die nichts für ſich behalten konnte: Ohne allen Zwang und Nachahmung: Original in allem, was Er that und ſprach; nie ſchmeichelnd, allezeit ungeſtüm freundſchaftlich; allezeit geſchäftig; der Schlaf ſchien ſein einziger Feind. Sein Feuer war außerordentlich; aber bey dem offenen guten Herzen und bey den ſtarken Blicken der Vernunft konnte man demſelben ruhig zuſehen, und denen, die die Züge der Kindheit in Kindern recht zu beurtheilen wiſſen, verkündigte

es

es den liebenswürdigſten männlichen Charakter. Dieß waren die erſten Züge, worinn ſeine Seele ſich entdeckte. Hiernach würde Er allezeit noch groß und liebenswürdig genug geworden ſeyn, wenn Er auch nach der gewöhnlichen Art unſrer großen Welt erzogen, ohne alle Cultur des Verſtandes und Herzens, auf der Jagd oder im Vorgemache die männlichen Jahre erreicht hätte. Die Welt, die in dieſem Stücke in ihren Foderungen ſo mäßig iſt, würde ſich allemal mit einem ſolchen Charakter noch glücklich ſchätzen. Aber Er würde dadurch nie der würdige Braunſchweigiſche Prinz, der Sohn von Carl und Philippinen geworden ſeyn. Der ſchönſte Charakter wird ohne Ausbildung nicht tugendhaft. Er wird einzelne ſchöne große Handlungen hervorbringen; aber er behält auch ſeine eigenthümlichen Fehler, die in dem großen Geiſte nur oft ſo viel mehr Nahrung finden. Die wahre Richtung und die zuverläßige Wohlthätigkeit und Größe können ihm die Wiſſenſchaften und die Religion allein geben. Wir werden zur Tugend, aber nicht mit der Tugend gebohren. Die Natur iſt ſich überall gleich. Sie macht unter den Menſchen nur die Anlagen, und ſchafft, wie in der körperlichen Welt, die verſchiedenen Charaktere, in dem Maaß und der Zahl, wie ſie ſie nöthig hält, groß, mittelmäßig, klein. Sie bekleidet die ganze Erde mit Kräutern; die Cedern pflanzt ſie mit ſparſamerer Hand, nur ſo viel, als zu Tempeln und Palläſten nöthig iſt. Aber ſie ſchaft alles nur roh; die Bearbeitung überläßt ſie der Vernunft des Menſchen; nur läßt ſie

 ihr

ihr Werk nicht umarbeiten. Eben dieß iſt auch ihre Oekonomie in der moraliſchen Welt. Die Grade der Fähigkeiten und Neigungen, und die Verſchiedenheit ihrer Miſchungen, wurden von der Weisheit des Schöpfers, bey der Wahl der Welt, nach ihrer beſten Vollkommenheit berechnet. In dieſem Maaße will ſie dieſelben auch ausgebildet haben. Das Mittelmäßige und Kleine braucht ſie auch hier am meiſten; aber durch die Ausbildung wird alles gut, wenn ein jedes nur original bleibt. Die Wohlthätigkeit hängt nicht von der Art des Charakters ab; ſondern wenn er durch die Erziehung das wirklich wird, was die Natur daraus machen wollen. Sie ſchaft nur Cäſars und Friedriche, wenn ſie außerordentliche Revolutionen befördern oder hindern, und wählt ſich vor andern ein Geſchlecht, wenn ſie die Welt vorzüglich ſegnen will. Aber auch der größte und edelſte Charakter muß durch die Cultur zu ſeiner wahren Vollkommenheit kommen. Wie glücklich würde die Welt ſeyn, wenn dies Geſetz der Natur recht gekannt würde. Dies iſt der wahre Grund von der Größe dieſes Hauſes. Die hohe Geburt iſt es allein nicht. So alt dieſe aus Dürftigkeit ſo oft wiederholte Schmeicheley iſt, ſo wenig hat ſie die Welt noch als eine Erfahrung annehmen können. Großmuth und Menſchenliebe werden nur da der Familiencharakter, wo ſie das Eigenthum der Aeltern ſind; denn da läßt ihn das Exempel der Aeltern und ihre Sorgfalt für eine ähnliche Erziehung, die Gott ſegnet, nicht ausarten. Nur auf die Art zeugen Helden Helden. Wie

ähnlich

ähnlich würden unſre eigne Familien dieſer uns regierenden liebenswürdigen Familie werden, wenn wir mit einer weniger unthätigen Bewunderung derſelben, aber mit mehr Nachahmung, dieſen rechtſchaffenen fürſtlichen Aeltern ähnlich zu werden ſuchten, und uns nicht ſo leicht von dieſer großen Pflicht mit dem Solde der Lehrer losgekaufet hielten. Daß wir der Welt unſers gleichen zurück laſſen, die die Früchte der Erde nach uns aufzehren, dieß haben wir mit den Thieren gemein. Aber der Nachwelt wohlthätige weiſe Regenten und vernünftige tugendhafte Bürger zu hinterlaſſen, dies iſt Menſchenpflicht. Kein Stand macht von dieſer Pflicht frey; und wenn Fürſten, die im wahren Verſtande ſelbſt regieren, es ihr wichtigſtes Geſchäfte mit ſeyn laſſen; wie ſehr haben wir Privatperſonen es zu verantworten, wenn das menſchliche Geſchlecht über unſre Nachläßigkeit immer gleich roh bleibt, und, ohne von der Erleuchtung und Sittlichkeit unſrer Zeiten etwas zu gewinnen, bey einer jeden neuen Generation eine ganz neue Cultur braucht. Es werden keine ganze an einander hängende Stunden hierzu erfodert. Rechtſchaffene Geſinnungen, die ſich auch in der größten Familienvertraulichkeit nicht verläugnen; Handlungen, die auch in der nachläßigſten Geſtalt wahre Tugend ſind, ſind bey einer allgemeinen Aufſicht dazu hinreichend, und bilden in dieſer vertraulichen Geſtalt den Charakter des Kindes weit eher, als die ſtudirten Sprüche des Lehrers. Nur müſſen uns ſelbſt Tugend und Vernunft wichtig ſeyn.

Bis ins fünfte Jahr blieb der Prinz mit ſeinem Herrn Bruder, dem Prinz Friedrich, in dem Frauenzimmer, und ſein Herz bekam hier ſchon die erſten ſanften Eindrücke der Tugend von eben den Händen, die die Ehre der Fürſtinnen, eine Caroline, eine Amalia, eine Eliſabeth bildeten. Mit dem fünften Jahre bekam Er mit ſeinem Herrn Bruder ſeine beſondere Erziehung, und bald darauf erhielten ſie zu ihrer Geſellſchaft Ihren jüngern Herrn Bruder, der bey der Ungleichheit der Jahre Ihnen in allen Ihren Beſchäftigungen gleich blieb, und der jetzo auch mit Ihnen einen gleich glänzenden Auftritt in der Welt gemacht haben würde, wenn nicht auch die Jahre ihr Ceremoniel hätten.

Die Aufſicht über die ganze Erziehung wurde dem Herrn geheimen Etatsrath von Walmoden übergeben. Die zärtlichſte Hochachtung und Liebe, womit die beyden lebenden durchlauchtigſten Prinzen Ihn verehren, und die der ſterbende Prinz in der letzten Stunde ſeines Lebens Ihm noch ſo rührend bezeugt hat, ſind der Beweis, wie lebhaft Sie ſeine Verdienſte und ſeine unermüdete Treue erkannt. Dem ſeligen Kirchmann, der alle die erkenntlichen Thränen verdient, die ſeine durchlauchtigſten Schüler über ſeinen Tod geweint, wurde der Unterricht anvertraut.

Man wird hier vielleicht einen künſtlichen Plan erwarten. Aber er war ſimpel, und der Natur der Seele (die bey fürſtlichen Kindern nicht anders, als bey andern Kindern iſt,) gemäß, wenn der Verſtand und das Herz zugleich gebildet werden ſollen.

Die Kunſt, die die Natur verläßt, kann in ihren Wirkungen nicht anders, als mißlingen; und es iſt oft nicht ſo wohl der Mangel der Erziehung, als die zu künſtliche, wodurch ſo mancher Geiſt, der nach der Abſicht der Natur wirklich groß ſeyn ſollte, nicht zu der Vollkommenheit kömmt, wozu er beſtimmt war. Die Religion, die alte und neue Geſchichte, die Kenntniß der Erde, die Mathematik, die Leſung der alten Schriftſteller, die neuern Sprachen, die Alterthümer, gehörten alle zu dieſem Entwurfe. Die Religion, das große Mittel den Verſtand und das Herz zu beſſern, war der Grund. Ich meyne, die wahre Religion. Nicht die, die in leeren ſinnlichen Beſchäfftigungen beſteht, wobey der Verſtand nichts denkt, und das Herz nichts fühlt. Nicht die Sammlung unverſtändlicher Formeln, wobey ſich das Kind das Denken in der Religion, auch aufs Alter, abgewöhnt. Auch die nicht, die, ohne die Vernunft zu kennen, von nichts als Vernunft ſpricht, und zu delicat iſt, den Namen der heiligen Schrift und des Erlöſers zu nennen. Ich rede von der Religion Jeſu, der großen Philoſophie des Menſchen. (Denn die Philoſophie, die den Menſchen nichts mehr lehrt, als ein rafinirtes Thier zu ſeyn, die iſt mit einem unterdrückten Gewiſſen bald ganz gelernt.) Aber dieß iſt die wahre und große Philoſophie, die den Menſchen mit ſeinem Gott und mit ſeinem eigenen Herzen bekannt macht; die ihn die Eigenſchaften und den Willen dieſes höchſten Weſens und zugleich ſeine eigne Natur, die Würde ſeiner

Seele, ihre große Beſtimmung und das Verhältniß lehret, das er mit ſeinem Schöpfer und mit ſeinen Mitgeſchöpfen hat; die ihn lehret, wie er für ſich vollkommen und ruhig werden, und für ſeine Mitgeſchöpfe nach dem Bilde ſeines Schöpfers ſich nützlich und wohlthätig machen ſoll; die ſeinen Neigungen und Begierden allein die rechte Richtung und ihm ſelbſt den Muth und die Hülfe giebt, auch da tugendhaft zu ſeyn, wo die gegenwärtigen Reizungen es nicht zu ſeyn, die innere Schönheit der Tugend überwieget. Eine größere Philoſophie hat der Menſch nicht. Dieß iſt ſie, die die Vernunft von jeher ſo ernſtlich ſuchte, aber nie in ihrer vollen Verbindung mit einer deutlichen Gewisheit fand; die ſie nur, wie Blicke eines nächtlichen heitern Himmels, in einer Welle ſah, und die der göttliche Lehrer des menſchlichen Geſchlechts, unſer Erlöſer, der Welt zuerſt ganz und in ihrem vollen Lichte bekannt gemacht hat: Eine Philoſophie, welche die Vernunft, ſo lange ſie die Tugend und Menſchenliebe ehret, nothwendig ehren muß; und die ſie auch ohne Wahrheit als die edelſte Beſchäftigung des Verſtandes und als die glücklichſte Erfindung für die Menſchen verehren müßte. Cicero und Plato ſind durch die Wahrheiten derſelben, die ſich einzeln in ihren Schriften finden, die größten Geiſter des Alterthums; und die Henriade und Alzire haben alle ihre Stärke von ihr geborget.

Mit einer ſolchen Lehre, die in den erſten Empfindungen des Menſchen ſo ſehr gegründet iſt, läßt ſich auch, wo ſie mit Klugheit vorgetragen wird,

in den zärteſten Jahren ſchon der Anfang machen; und es wird am glücklichſten der Anfang damit gemacht, wenn der Verſtand durch die ſinnlichen Zerſtreuungen noch nicht verwöhnt, und das Herz noch durch keine falſchen Eindrücke verhärtet iſt. In gewiſſer Art ſind die Fähigkeiten der Seele, und die Begierde zu erkennen, in der Kindheit am ſtärkſten, und wenn dieſe Begierde in die Seele erſt hereingebracht werden muß, ſo iſt es ein Zeichen, daß der erſte Trieb ſchon erſtickt worden.

Die Hiſtorie und die Leſung der alten Römiſchen Schriftſteller waren in dieſem Unterrichte mit der Religion von Anfang vereinigt.

Die Hiſtorie, die große und die ſicherſte Anweiſung zur Klugheit; die, was die Religion von der Fürſehung und dem menſchlichen Herzen lehret, mit der Erfahrung des ganzen menſchlichen Geſchlechts beſtätiget, und mit dieſen fremden Erfahrungen die Kürze des eigenen Lebens erſetzt: Die ſchönen Wiſſenſchaften, wovon die Leſung der Alten die einzige Quelle iſt, die dem Verſtande die rechte Biegſamkeit und Ausdehnung und dem Herzen die zarte Reizbarkeit geben, ohne welche die Schönheit der Wahrheit und Tugend nie ganz empfunden werden kann, die beyde zu dem großen Endzwecke der Erziehung mit Religion ſo glücklich verbunden werden.

Die erſte behielt der ſelige Kirchmann nebſt der Religion bis an ſeinen Tod für ſich, und ſie wurde nachher in der Verbindung mit der Staatswiſſenſchaft

von den Herrn Hofrath Baudiß mit ſeiner ihm eigenen Gründlichkeit fortgeſetzet.

In den ſchönen Wiſſenſchaften wurde der Herr Profeſſor Gärtner Kirchmanns Gehülfe, der die Empfindung des Schönen und die Liebe zur Tugend bey ſeinen Schülern ſo glücklich zu erwecken weis. Einige Jahre nachher kam der Unterricht in der Mathematik in Application auf die Kriegswiſſenſchaft von dem Herrn Major Merker und nachher von dem Herrn Major Schneller hinzu, der hernach die Ehre hatte, Sie, wie Sie ſich darinn die Theorie großer Generale erworben hatten, ins Feld zu begleiten. Der Herr Oeding gab Ihnen durch ſeine Anweiſung im Zeichnen auch den richtigen Geſchmack in dieſer ſchönen Kunſt. Ein jeder von Ihnen hatte ſeinen Unterricht allezeit beſonders, um dem Schüler und dem Lehrer ſo viel mehr Vertraulichkeit zu geben. Es war ein Vergnügen in dieſe Zimmer zu kommen, denen der emſigſte Fleiß alles Anſehn einer Schule, und der gefälligſte Wohlſtand das Anſehen eines fürſtlichen Vorgemachs gab. Um acht Uhr des Morgens giengen die Beſchäftigungen ordentlich an, und währten ununterbrochen bis um eins. Von drey Uhr nach der Tafel wurden ſie bis um ſechs Uhr fortgeſetzt. Die Aufwartungen bey Ihren fürſtlichen Aeltern, die Beſuchungen der Schauſpiele, die Promenaden kamen nachher, und alles in der Ordnung, wie es der Wohlſtand, die Geſundheit und der größere Endzweck der Erziehung zuließen. Die Geſellſchaft der Tafel war Ihre Recreation, und Ihr aufgeweckter

ter Geiſt gab Ihnen allezeit Nahrung genug, ſich unter ſich in ihrer freudigen Munterkeit zu erhalten. Kindiſchen Müſſiggang braucht die Seele zu ihrer Erquickung gar nicht, noch weniger die leeren Spiele, wobey man vielmehr alle Kräfte der Seele, aus der falſchen Einbildung, nur ausarten läßt, daß nützliche ſinnliche Zeitvertreibe Kindern weniger ergötzend, als ſolche Spiele ſeyn ſollten. Ihr nie entwöhnter glücklicher Eifer, alle mögliche Erkenntniſſe ſich zu erwerben, ließ Ihnen bey der äußerſten Anſtrengung alle ihre angenehme Lebhaftigkeit, die durch die Abwechſelungen unter den Wiſſenſchaften und dieſer mit den Leibesübungen hinreichend unterhalten wurde. Ihr ſinnlicher Zeitvertreib waren Naturalien und Münzen, wovon ſich ein jeder ein klein Cabinet ſammlete. Ein Zeitvertreib, der Kinder ſpielend eine Menge ſchöner Kenntniſſe lehrt, der das Auge bey Zeiten gewöhnt, die Schönheiten der Natur mit Empfindung zu ſehen; und auch in der größten Einſamkeit das Alter gegen die Hektik der Seele, gegen die Langeweile und deren noch gefährlichere Mittel ſchützt. Des Abends nach der Tafel war das erſte Geſchäfft, die Relation an den Herrn Vater aufzuſetzen, worinn ein jeder beſonders von ſeinen Beſchäfftigungen des ganzen Tages ſtundenweiſe Rechenſchaft geben mußte, um Sie dadurch zu gewöhnen, ſich ſelber Rechenſchaft von der Anwendung ihrer Zeit zu geben; und ſie waren dem rechtſchaffenen fürſtlichen Vater, bey allen ſeinen in die tiefſte Nacht fortgehenden Landesväterlichen Ge-

ſchäfften,

ſchäfften, wichtig genug, ſie jedesmalen mit der größten Aufmerkſamkeit durchzugehen.

Auf die Art gieng in Ihrer ganzen Jugend keine Stunde verlohren; und dieſe ſparſame Anwendung der Zeit ließ Ihnen noch Raum genug übrig, von der Hiſtorie, der Moral und den ſchönen Wiſſenſchaften alles für ſich auch zu leſen, was darinn im Deutſchen, Franzöſiſchen, Engliſchen und Italieniſchen ſich für Sie ſchickte. Sie ließ Ihnen ſogar noch Raum genug übrig, zum Vergnügen ganze Bücher aus den alten Schriftſtellern in die franzöſiſche oder italieniſche Sprache zu überſetzen, und überdem noch eine Menge von eigenen Aufſätzen zu machen, die Sie noch im Alter mit Vergnügen leſen, und die Ihnen zugleich das beruhigendſte Zeugniß Ihrer glücklich angewandten Jugend ſeyn werden.

Zehn bis zwölf Jahre gieng dieſe Erziehung in der einförmigſten Ordnung fort, und das täglich ſichtbare Wachsthum des Geiſtes machte den einzigen Unterſchied. Auch hierinn folgte dieſe fürſtliche Erziehung der Natur, die die eitle Eilfertigkeit der Aeltern, vor der Zeit vernünftige Regenten, große Weltweiſe und nützliche Bürger durch die Kunſt zu treiben, damit beſtraft, daß ſie ſie nie zur rechten Reife kommen läßt. Es iſt genug, daß wir mit der rechten Jahrszeit reif ſind, wenn die Welt die Früchte von uns erwartet. Die Natur, die in ihrer ganzen Oekonomie ſo ſparſam iſt, und die größten Thiere ihre ganze Vollkommenheit in ein paar Jahren erreichen läßt; dieſe läßt dem Menſchen zu ſeiner Erziehung

ziehung ſechzehn bis achtzehn Jahre. Ein großer Beweis von der erhabnern Natur des Menſchen und von der Größe ſeines Berufs. Ein unwiderſprechlicher Beweis, daß nach der Abſicht der Natur Menſchen erziehen, etwas ganz anders, als wachſen, und die Welt für den Menſchen etwas ganz anders als eine Wieſe iſt.

So vorzüglich unſre Fähigkeiten ſind, ſo viel wichtiger und erhabner iſt auch unſer Beruf. Gott hat uns eine Vernunft gegeben; ein Vorzug, wodurch wir einer ewigen Glückſeligkeit fähig werden! Eine Vernunft, ſein Bild! womit er dem Menſchen zugleich die Herrſchaft über dieſe Erde gab; womit er uns, als ſeinen Statthaltern hier auf der Erde, unſre eigene Wohlfahrt, die Wohlfahrt unſrer vernünftigen Mitgeſchöpfe, die Vollkommenheit und Ordnung der ganzen Erde anvertrauete. Niemand iſt von dieſem Berufe ausgeſchloſſen; ein jeder hat durch den Stand, den die Weisheit Gottes ihm angewieſen, auch zur Erfüllung dieſes großen Berufs für ſein Theil die Anweiſung bekommen; und ſo viel größer der Stand iſt, ſo viel ausgedehnter werden die Pflichten, ſo viel größer die Rechenſchaft, die wir unſerm Schöpfer dafür ſchuldig ſind; dem es unmöglich gleich viel ſeyn kann, ob ſeine weiſen und wohlthätigen Abſichten von uns erfüllet oder nicht erfüllet werden; wir müßten denn ſagen, daß Weisheit und Thorheit, Müßiggang und Fleiß, Laſter und Tugend zur Beförderung dieſer Abſichten gleich viel beytrügen; dieß hieße aber ſo viel, als Gott

ſelbſt läugnen. Wie wenig iſt alſo in den längern Jahren, die die Natur den Menſchen zur Erziehung, das iſt, zur würdigen Vorbereitung zu dieſem groſſen Berufe, gelaſſen hat, etwas überflüßiges? und wie glücklich können wir dieſelben angewandt ſchätzen, wenn in dieſer Zeit die Seele alle die Cultur erhält, die hiezu erfordert wird? Die Vorſehung ließ den rechtſchaffenen Kirchmann ſo lange leben, bis der Grund von allem dazu gelegt war. Mit deſſen Tode traten nun auch nach und nach die männlichen Jahre ein; und der verewigte Prinz fieng zugleich nunmehr an, die unveränderlichen Züge anzunehmen, worinn ihn die Welt beſtändig kennen ſollte.

Bis hieher habe ich die drey durchlauchtigſten Brüder in meiner Erzählung nicht trennen können. Das gleiche Maaß Ihrer Kräfte, die genaueſte Aehnlichkeit in Ihrer ganzen Denkungsart und allen Ihren Empfindungen und Neigungen, und die zärtlichſte Eintracht machte ſie gleichſam nur zu einer Seele. Jetzt ſoll das Bild des höchſtſeligen Prinzen allein mein Gegenſtand bleiben.

Die Ordnung, der Fleiß, die Neigungen, der Geſchmack änderten ſich mit den Jahren bey Ihm nicht; es wurde nunmehr eigne Wahl; die Wiſſenſchaften behielten alle bey Ihm ihren Werth nach ihrer innern Würde. Mit dem ſechszehnten Jahre ward Er wegen ſeiner Einſicht und ſeines Herzens für würdig erkannt, von ſeinen durchlauchtigſten Aeltern als ein Mitglied der Kirche aufgenommen

zu werden. Ich hatte das Glück, und ich werde allemal daran als eines der rührendſten und wichtigſten Geſchäffte meines Berufs gedenken, daß ich, wie von ſeinen Herren Brüdern, alſo auch von Ihm ſein Glaubensbekenntniß angenommen: und der vortreffliche Ueberreſt ſeines Lebens und ſein ſchöner Tod ſind der Beweis, wie lebendig ſeine Erkenntniß und wie redlich damals ſein Gelübde geweſen. Indeſſen blieb die Religion auch nachher unveränderlich ſeine wichtigſte und angenehmſte Wiſſenſchaft. Ich habe von dem hochſeligen Prinzen noch einen Aufſatz von der Wahrheit der chriſtlichen Religion in Händen, den er noch im letzten Jahre zu ſeiner mehrern Befeſtigung für ſich ſelbſt auszuarbeiten anfieng. Er iſt nicht vollendet, er iſt aber voll von den ſchönſten und ſtärkſten Gedanken, und ein ſo viel größerer Beweis von ſeiner Einſicht, da die Ordnung der Gedanken ganz ſein eigen iſt. Denn ſeine Begierde, ihre Wahrheiten immer deutlicher zu erkennen, wuchs mit ſeiner Einſicht; und mit dem Wachsthume ſeiner Erkenntniß wurde ſeine Vernunft immer heiterer, ſein Herz immer edler und größer. Nichts war Ihm angenehmer, als im Ganzen die harmoniſche Verbindung zu überſehen, die die Wahrheiten der geoffenbarten Religion mit den Eigenſchaften Gottes haben, und wie genau ſie zugleich nach dem Maaße der menſchlichen Kräfte und nach den Bedürfniſſen unſrer Natur abgemeſſen ſind. Zuweilen nahmen wir gewiſſe einzelne Lehren, als die von der Wahrheit und Wohlthätigkeit der Offenbarung, von der Unſterblich-

keit der Seele und der Auferſtehung; von der Erlöſung; und nichts machte Ihm dieſe Wahrheiten verehrungswürdiger, als wenn wir die genaue Aehnlichkeit und Harmonie dieſer höhern Oekonomie in dem moraliſchen Reiche Gottes mit der Oekonomie in dem Reiche der Natur betrachteten. Eine Weile ſaß Er ſtill, und dachte ihnen mit einem ſtarren Tiefſinne nach, um ſie ſich in ihrer vollen Deutlichkeit und Stärke einzuprägen; dann ſprang Er vor Freuden auf, (denn ſeine außerordentliche Lebhaftigkeit verließ Ihn nie;) ſetzte ſich wieder nieder, und beklagte mit der menſchlichen Beſcheidenheit alle diejenigen, die das Unglück hätten, dieſe beruhigende Ueberzeugung nicht zu haben. Und Er empfand dieſe ſeine Glückſeligkeit ſo lebhaft, daß Er nach ſeinem guten Herzen, theils durch Mittheilung ſeiner eigenen Gedanken, theils durch Anpreiſung der beſten Bücher, alle Menſchen derſelben theilhaftig machen zu können wünſchte. Eine Liebe, die Er auch unter der eifrigſten und freudigſten Vorbereitung zum Feldzuge, ja auch ſelbſt in dem Felde nicht vergaß. Indeſſen blieb dieſe ſeine Liebe allemal viel zu beſcheiden, als daß Er ſie jemanden mit Ungeſtüm hätte aufdringen ſollen: und ſeine Religion war dem Sinne des Erlöſers viel zu gemäß, als daß Er jemanden des Irrthums wegen hätte haſſen können. Das Urtheil hierüber ließ Er Gott, der das Maaß der Einſicht, und wie viel der Irrthum des Menſchen Schuld iſt, allein prüfen kann. Auch den laſterhafteſten Feind der Religion ſah Er mit Mitleiden an. Er ſchätzte ſich glücklich mit ſei-

ner Erkenntniß, und ſchuldig, derſelben gemäß zu leben. Dieß machte Ihn gegen ſich ſelbſt äußerſt ſtrenge, aber gegen die Schwachheit ſeines Nächſten auch eben ſo gelinde. Der richteriſche Stolz, der ſich ſo leicht unter unſre Einbildung, daß wir Chriſten ſind, miſcht, wenn unſer Nächſter etwan nicht mit uns einerley Einſicht hat, oder wenn wir eben nicht einerley Fehler mit ihm, oder in dem Mechaniſchen der Religion, dem Leichten im Geſetze, wie es der Heiland nennt, etwas vor ihm voraus haben, war in ſeinen Augen eine der traurigſten Verunſtaltungen des Chriſtenthumes. Bey der feurigſten Liebe Gottes beherrſchte Ihn die Menſchenliebe ganz: nicht die natürliche Gutherzigkeit allein, die in dem beſten Herzen noch allezeit ihre eigenſinnigen Ungleichheiten hat. Die Religion hatte ihr die wahre Allgemeinheit und Zuverläßigkeit gegeben. An dieſer hatten alle Menſchen Theil; hier fanden alle Fehler ihre Entſchuldigung; auch die kleinen Fehler. Seiner Scharfſinnigkeit und dem feinem Geſchmacke in Anſehung des Wohlſtandes, womit dieſe Familie gleich gebohren wird, entwiſchte auch die kleinſte Lächerlichkeit nicht; und in ſeiner Jugend erweckte dieß die feinſten und unſchuldigſten Satyren. Aber in ſeinen letzten Jahren erlaubte Er ſich auch die nicht mehr. Der Ihn kannte, ſahe es in ſeinem Blicke, daß Er ſie entdeckt, aber zugleich ſahe man in ſeinem Geſichte die angenehmſte Verwirrung, die die Furcht, es merken zu laſſen, erregte. Denn nichts war Ihm ſchrecklicher, als jemanden zu beleidigen. Dafür iſt Er auch aus der

Welt gegangen, ohne einige Beleidigung empfunden zu haben.

Zornig konnte Er bey aller ſeiner Hitze gar nicht werden. Er nahm ſich es zuweilen vor, unwillig zu ſcheinen; aber Er mußte über ſich ſelbſt lachen, wenn ſeine vorgeſetzten Beſtrafungen in ſeinem Munde Abbitten wurden. Dieß hätte nach dem Berufe, den Er ſich gewählet, eine Schwachheit bey Ihm werden können. Aber die Fürſehung, die ſein kurzes Leben abgemeſſen, ließ Ihm auch dieſe Freude ganz, ehe Er ſie zu mäßigen brauchte.

Wohlzuthun war ſeine einzige Paßion und ſeine einzige Glückſeligkeit; und um daran Theil zu haben, war es genug, ein Menſch zu ſeyn. Auch ſein Feind würde gleichen Antheil daran gehabt haben, wenn Er einen gehabt hätte.

Den Armen war ſein Herz ein beſtändig offener Schatz. Es war Ihm ordentlich ein Geſchäfft, ſie aufzuſuchen; Er war auch gleich mit ihrer ganzen Noth bekannt, und die koſtbarſten Kleinode wurden in ſeiner Hand oft gemeine Almoſen. Da Ihn die Gutherzigkeit nie zur Empfindung von Eitelkeit (dem unerſättlichſten und härteſten Geize, der für andre nie was übrig hat) hatte kommen laſſen; ſo hatte auch nichts für Ihn einen Werth, als in ſo weit Er andre damit vergnügt machen konnte. Indeſſen mußte man Ihm doch zuweilen die Vorſtellung thun, ſeine Wohlthaten zu mäßigen, damit Er ſich das Vergnügen,

gnügen, nach Verdienſt wohlthun zu können, alle-zeit erhalten möchte.

Zur Freundſchaft war ſein feuriges zärtliches Herz ganz gemacht. Für alle Menſchen war es warm; für ſeine Freunde war es glühend; und Er ſchien es nur zu haben, um für ſie damit zu empfinden. Ihre Angelegenheiten waren gleich ganz die Seinigen, und machten Ihm vor Freude und Kummer ganze Nächte ſchlaflos. In der Wahl galt das Verdienſt bey Ihm mehr, als der Stand; und der geringſte hatte öffentlich an ſeiner Gunſt eben den Theil, den Er ihm ingeheim bezeigte. Sein Umgang mit ihnen war leicht, edel und offenherzig. Durch dieſe großmüthige Offenherzigkeit gab Er dem Niedrigſten allen Muth, und benahm ihm dadurch die Ihm ſo verhaßten ängſtigen Demüthigungen; dagegen machte Ihn ſeine ſich immer ähnliche Tugend ſicher, daß auch der Vertrauteſte ſie nicht mißbrauchen konnte. Stolz und Schmeicheleyen waren gleich weit von Ihm entfernt. Für dieſe war ſein Herz zu groß, und für jene zu menſchlich und zu dankbar; denn die Freundſchaft war Ihm die größte Wohlthat, für die Er nicht erkenntlich genug ſeyn konnte. Er glaubte ſich immer gegen die geringſten Freundſchaften zu arm; und alle ſeine Vergeltungen waren nur Pfänder ſeiner künftigen thätlichern Erkenntlichkeit. Nächſt ſeinen durchlauchtigſten Aeltern und Geſchwiſtern hatten die, welche an ſeiner Erziehung gearbeitet, an ſeine Freundſchaft den nächſten Anſpruch. Die Namen ſeiner Lehrer ſtarben in ſeinem Tode auf ſeinen Lippen; und der zärtlichſt

dankbare Abſchiedsbrief an den Herrn geheimen Etats-rath von Wallmoden war eine mit von den allerletzten rührenden Beſchäfftigungen ſeiner edlen Seele.

Leutſeligkeit und Politeſſe waren Ihm übrigens Pflichten, die Er allen Menſchen ſchuldig war. Seine Gutherzigkeit machte ſie Ihm natürlich, und die Religion zur Pflicht. Denn es war Ihm ein weſentliches Stück der Religion, ſich gegen alle Menſchen ſo zu bezeigen, daß ein jeder mit Ihm vergnügt ſey. Sein zartes Gefühl ließ Ihn auch keine Gelegenheit dazu verlieren; und ſeine Lebhaftigkeit und Redlichkeit ſicherte jeden vor aller Kunſt und Verſtellung. Sein Herz, das gute ehrliche Herz, war allezeit ganz in ſeinem Geſichte.

Auch der Wohlſtand, ſich in allem ſeinen Betragen ſeiner hohen Geburt gemäß zu zeigen, war Ihm eine Pflicht. Feind von aller ſteifen Affectation; aber die Ordnung des Wohlſtandes war Ihm heilig. Er kannte jedoch keinen Wohlſtand, der Ihn genöthiget hätte, den Ihm allezeit heiligern Wohlſtand ſeiner Religion zu verläugnen, oder ſich dieſer zu ſchämen. Es findet ſich unter ſeinen Papieren ein Aufſatz von dem Charakter eines ehrlichen Mannes, den Er mit einer Lebhaftigkeit und Stärke ſchildert, daß man ſieht, daß Er ſein ganzes Herz darinn abgedruckt hat. Ich darf es ohne Erlaubniß nicht wagen, denſelben bekannt zu machen; ſonſt würde die Welt nach allen Zügen das lebhafteſte und ſchönſte Bild von ſeinem eigenen vortrefflichſten Charakter darinn antreffen.

Das Gebet war Ihm noch eine der wichtigſten und angenehmſten Pflichten in der Religion; die man aber am wenigſten bey Ihm gewahr wurde. Bey den öffentlichen Gelegenheiten bewies Er einen Eifer, der ſein Herz nie verläugnete; der aber die Augen nie an ſich zog. Ingeheim betete Er viel; oft ganze Nächte: aber nicht, daß Gott, um ſeines Eigenſinns willen, die weiſe Ordnung der Welt ändern ſollte. Das Gebet war für Ihn das Mittel, ſich in ſeiner Verbindung mit ſeinem Gott beſtändig zu erhalten; und der vornehmſte Inhalt war das Verlangen, das der Ordnung der Welt nie entgegen iſt. Dabey aber blieb ſein Weſen und ſein Geſicht immer heiter, und man ſah darinn nie die ſchwermüthige oder künſtliche Finſterniß, die dem wahren Chriſtenthume ſo wenig natürlich iſt. Die Religion war Ihm äußerſt ernſthaft; aber ſie ließ Ihm alle ſeine natürlichen und jugendlichen Annehmlichkeiten; alle ſeine Lebhaftigkeit und Freude. Möchte ſie doch allezeit in dieſer ihrer wahren Geſtalt erſcheinen! Seine Converſation war allezeit aufgeweckt und ſcherzhaft; Er empfand und genoß alle Vergnügungen, auch die ſinnlichen; aber Er genoß ſie alle nach ihrem Werthe, und darüber wurde die heitere Freude ſeines Gemüths nie dadurch geſtört. Er tanzte gern; im Reiten war Er kühn; Er ſpielte ungern; das Schauſpiel liebte Er; ſeine Paſſion und ſein Geſchäfft wurde keins. Seine einzige Paßion (was iſt ein ſolcher Menſch für ein edles Geſchöpf!) war, gut zu ſeyn und gutes zu thun; und Er iſt aus der Welt gegangen, (was für ein ſchönes

Leben!) ohne eine andre gehabt zu haben. Ob es bloß Wirkung der Religion war, oder ob die glückliche Miſchung ſeines Temperaments Ihm dabey zu Hülfe gekommen, will ich nicht entſcheiden. Er war ſo, zum Beweiſe, daß wir ſo ſeyn können; und war ſo bey der äußerſten Lebhaftigkeit; und Er war es in Anſehung aller Leidenſchaften ohne Ausnahme. Ohne die höhere Hülfe der Religion hätte Er unmöglich ſo ſeyn können; denn ſein Feuer war viel zu groß; und Er war ein Menſch. Aber auf der andern Seite ſchien es Ihm ſo wenig Ueberwindung zu koſten, ſo zu ſeyn, daß man den Einfluß ſeines glücklichen Naturells nicht ganz dabey bey Seite ſetzen konnte. Der Hauptgrund war die frühe Gottesfurcht.

Die ſchönen Wiſſenſchaften behielten allezeit ihre beſondere Reizung für Ihn. Virgil, Gärtner, Young, Ebert, Gellert, waren Ihm allezeit die angenehmſte Geſellſchaft.

Die Kriegswiſſenſchaft war in den letzten Jahren ſeine Favoritbeſchäfftigung. Der Krieg war Ihm nicht die Freyſtatt der Unwiſſenheit und der Ausſchweifung, worinn eine hohe Geburt, oder ein langes Leben, den Mangel der Verdienſte erſetzen. Er war Ihm, wie er es ſeinem ganzen Heldengeſchlechte iſt, das Theater, wo der Geiſt, wo die Menſchlichkeit, wo alle Tugenden ſich in ihrer wohlthätigſten und edelſten Größe zeigen können; und ſeine natürliche Unerſchrockenheit, ſeine Feindſchaft gegen alle wollüſtige Verzärtelung, nebſt der edelſten Ehrliebe, ſich der Welt nützlich zu machen, würden Ihm dieſen

Stand zu ſeinem Berufe gemacht haben, wenn er zur Wohlthat für die Welt auch nicht ſchon der eigenthümliche Beruf ſeines ganzen Geſchlechtes wäre. Zu einem ſolchen Stande aber, von dem das Leben, die Ruhe und das Vermögen der Menſchen ſo unmittelbar abhängt, und der Helden entweder zu Göttern oder Mördern macht, glaubte Er ſich nach dem Exempel ſeines älteſten Herrn Bruders nicht ernſtlich genug vorbereiten zu können; und man muß den Fleiß, den er mit ſeinen andern Herren Brüdern darinn erwies, ſelber geſehen haben, um ihm glauben zu können. Sie laſen alles, was von alten und neuen Autoren über dieſe Wiſſenſchaft geſchrieben iſt; Ihre eignen Aufſätze und Ihre Riſſe würden ganze Bände ausmachen; und um die wichtigſten Regeln beſtändig vor Augen zu haben, machte ſich ein jeder insbeſondere aus den beſten Schriftſtellern einen allgemeinen Auszug unter beſondern Capiteln, in der Abſicht, denſelben beſtändig bey ſich zu führen, und ihre Einſicht und Ihr Geſchmack war ſich darinn ſo gleich, daß wenn Sie Ihre Gedanken mit einander verglichen, ſie von einander abgeſchrieben ſchienen.

Aber nun war die väterliche Zärtlichkeit noch zu überwinden übrig, daß Sie auch noch in dem gegenwärtigen Kriege, in der Schule Ihres durchlauchtigſten großen Onkels, und unter der Anführung Ihres Herrn Bruders, die Erfahrung mit Ihrer großen Theorie verbinden lernen möchten. Es war Ihnen ſchon länger als zwey Jahre die ſchmerzlichſte Vorſtellung, daß Sie an einem Kriege, worinn die Völ-

ker um die Ehre der Tapferkeit und die Feldherren nur um den Vorzug der Klugheit und Großmuth zu ſtreiten ſchienen, nach allen Ihren angewandten Bemühungen keinen Antheil haben; daß Sie, als deutſche Prinzen, dem merkwürdigen Kriege, worinn die halbe Welt, von den orkadiſchen Inſeln bis zum caſpiſchen Meere, über das Schickſal von ihrem Vaterlande ſtreitet, unthätig und unbekannt zuſehen, und ſich darinn der Welt nicht auch als Brüder des Erbprinzen von Braunſchweig und als würdige Neveux von drey Onkeln bekannt machen ſollten, durch deren vereinigten Heldengeiſt die verbundenen Brandenburgiſchen und Braunſchweigiſchen Häuſer faſt dem ganzen Europa das Gleichgewicht halten; worinn das einzige Brandenburgiſche Haus, unüberwindlich durch den Geiſt ſeines Königs und deſſen Bruders, ſich gegen die vereinigten Mächte der größten Nationen ſchützt, und ein Herzog von Braunſchweig, mit ſeinem Neveu, auf den zerfallenen Trophäen des Arminius die Freyheit der deutſchen Braunſchweigiſchen Staaten gegen die zuſammengezogene Macht einer Monarchie vertheidigt, die bey der Größe, die ſie je gehabt, auch noch ihre Condees und Turennen hat; da indeſſen ein brittiſcher Titus, gütiger als der römiſche, (Gott! mache Ihn auch größer und glücklicher, als jenen,) die Ehre dieſes Hauſes auf einem der glänzendſten Throne der Welt behauptet. Aber bey allen dieſen feurigen Wünſchen erkannten Sie, wie ſchwer es dem zärtlichſten Vater ſeyn würde, drey Söhne auf einmal einem Muthe zu überlaſſen,

der

der ſein våterliches Herz in dieſem Kriege ſchon ſo oft zittern gemacht hatte.

Endlich gab die anſcheinende Hoffnung eines nahen Friedens Ihrem Wunſche die Erfüllung. Von der Tugend geleitet, und dem edelſten Muthe angefeuert, brachen Sie in der Geſellſchaft des Herrn Obriſten von Rhez und des Herrn Kammerjunkers du Till den 29. May auf; in derſelbigen Nacht, da wir zwölf Wochen nachher ſchon die Gebeine des höchſtſeligen Prinzen zu der Gruft ſeiner großen Vorfahren, zu der Aſche Heinrichs des Löwen, mit unſern Thrånen begleiteten. Sie giengen erſt nach dem Hauptquartiere, um Ihrem durchlauchtigſten Herrn Onkel Ihre Ehrerbietung zu erweiſen. Nach einigen Tagen giengen Sie aber von da zu dem Corps Ihres ålteſten Herrn Bruders, um unter deſſen Anweiſung die wahre Verbindung der größten Menſchenliebe mit dem größten Heldenmuthe zu erlernen, wodurch Er die Liebe und die Furcht der Feinde iſt. Ihre Freude über Ihre Ankunft bey Ihm war unbeſchreiblich. Ich kann ſie nicht beſſer, als mit den eigenen Worten des höchſtſeligen Prinzen ausdrücken: „Nun bin ich endlich ſo glücklich, ſchrieben Sie, bey meinem ålteſten „Bruder zu ſeyn, und Er iſt alles, was Sie mir von „Ihm geſagt haben; der ſtarke, ſchnelle, geſchåfftige Geiſt, das große, menſchliche, zuverlåßige Herz. „Vergnügter kann ich in der Welt nicht werden; „denn in der ganzen Welt könnte ich keinen beſſern „Lehrmeiſter, als Ihn, antreffen, der mich in den „Stand ſetzen könnte, der Welt, theils durch meinen

„per-

„perſönlichen Charakter, theils durch meine Dienſte „mich nützlich zu machen.„ An der Seite des durchlauchtigſten Erbprinzen war die Freude, zween Brüder, die er faſt noch als Kinder verlaſſen, nach einer Trennung von fünf Jahren wieder zu ſehen, und in männlicher Vollkommenheit alle Tugenden ſeines Geſchlechtes in Ihnen zu finden, eben ſo groß. Er ward Ihr Mentor, Ihr Lehrmeiſter, Ihr Heerführer, Ihr Vater. Er nahm Sie überall mit ſich, ſo weit es ſeine zärtliche Fürſorge für Ihre Erhaltung zuließ; (denn mit Ihrer Ankunft überkam Er alle Empfindung von Gefahr, die Er bisher noch nie gekannt hatte,) und wo Sie einige Stunden Ruhe hatten, da war es Ihm das größte Vergnügen, ihre Einſichten und Urtheile über allerhand Vorfälle anzuhören; und Ihnen war es die unbeſchreiblichſte Freude, ſeine Entſcheidungen und ſeinen Unterricht über alle Ihre künftigen Pflichten anzunehmen. Sie waren auch kaum bey der Armee angekommen, ſo waren Sie auch durch Ihren Muth, durch Ihre Leutſeligkeit, durch Ihre Einſicht und durch Ihren nicht zu ermüdenden Eifer ſchon bey der ganzen Armee als Brüder des Erbprinzen berühmt. Der 16. Auguſt gab Ihnen auch die Gelegenheit, nach dem Exempel Ihrer vortrefflichen Lehrmeiſters, Ihre erſte Probe mit der wirklichen Befreyung Ihres Vaterlandes zu machen. Denn Sie bewieſen mitten unter dem ſtärkſten Feuer, der hochſelige Prinz vor dem Regiment Bergſchotten, und der durchlauchtigſte Prinz Friedrich vor Dero eigenem Regiment, ſo viel Muth, Einſicht und Gegen=

genwart des Geiſtes, daß Sie beyde an dem glorreichen Ausgange dieſes glücklichen Tages, der für die Erhaltung Ihres Vaterlandes ſo entſcheidend war, unmittelbar den größten Antheil hatten, und als Lehrlinge ſich dabey einen Ruhm erwarben, den mancher alter Feldherr für die ſchönſte Zierde ſeines Lebens halten würde.

Aber bey dieſem Anfange des ſchönſten Lebens berühre ich ſchon deſſen Ende. Vier Tage nach dieſer Action wollte der Erbprinz in aller Stille einen gewiſſen Poſten angreifen, um dadurch die Stärke des ganzen feindlichen Corps, das in der Nähe war, zu erfahren. Er bat die beyden Herren Brüder, für dießmal zurück zu bleiben; aber wie dieß von Ihrem lehrbegierigen Muthe nicht zu erhalten war, ſo ſuchte Er wenigſtens den jüngern Herrn Bruder, deſſen gar zu feurigen Muth Er ſchon bey mehr als einer Gelegenheit zu fürchten Urſache gehabt, zu entfernen. Er trug Ihm eine Commißion auf, ein entferntes Regiment herbey zu führen; aber kaum war Er weggeritten, ſo traf Er einen andern Officier an, dem Er dieſe Commißion übergab, und war gleich wieder mitten im Feuer. Der Erbprinz, den ſein zärtliches Herz mehr fühlen ließ, ſah Ihn, und fand gleich ein neues Geſchäffte, in der Hoffnung, Ihn wenigſtens dadurch außer der Gefahr zu erhalten; aber war es Schickſal, war es bloß gar zu großer Muth, (wir Menſchen können hierinn nichts entſcheiden; der Herr unſers Lebens iſt auch der Herr von deſſen Dauer;) der Prinz fand Gelegenheit, auch dießmal die brüderliche

derliche Fürſorge wieder zu vereiteln, um nur gleich wieder an den unglücklichen Ort zu kommen, wo die feindliche Kugel ſeinem heldenmüthigen Leben und allen unſern Erwartungen ein Ende machen mußte. Kaum hatte der Erbprinz noch Zeit, Ihn noch einmal inſtändigſt bitten zu laſſen, daß Er ſich der Gefahr nicht ſo ſehr bloß ſtellen möchte, ſo hatte Er auch die tödtliche Wunde ſchon empfangen. Der beſtürzte Bruder, von dem tödtlichſten Schrecken über die Nachricht geführet, flog, um Ihn zu retten, vergaß, daß Er Feldherr war, ward ganz Bruder, und bey der nahen Todesgefahr ſein erſter Seelſorger. Das Schrecken breitete ſich auch gleich überall aus, alles war beſtürzt; nur der ſterbende Prinz zeigte bey dem Anblicke ſeines Todes eine Gelaſſenheit, womit Er bewies, daß ſein Heldenmuth einen ganz andern Grund, als ein bloß jugendliches Feuer, hatte. Die erſte Antwort auf den zärtlichen Verweis des Bruders, warum Er doch ſeinem Bitten nicht mehr Gehör gegeben, war dieſe: Je ſais mourir en Chretien; und es ſcheinet, daß bey einer der allergefährlichſten Wunden, die Fürſehung den Prinzen noch vierzehn Tage, auf die wunderbarſte Art, bey aller Lebhaftigkeit und Stärke des Geiſtes habe erhalten wollen, damit Er die ganze Armee lehren ſollte, wie der Chriſt ſtirbt, der von der Stärke der Religion unterſtützt iſt. Seine Kräfte ließen es noch zu, daß Er, in Begleitung der beyden Herren Brüder, von dem Wahlplatze nach Werl und von da nach Ham getragen werden konnte. Der durchlauchtigſte Herzog ſchickte gleich

die vornehmſten engliſchen und deutſchen Aerzte aus der ganzen Armee, um dieſen liebenswürdigen Neveu zu erretten; und die beyden franzöſiſchen Herren Marſchälle von Broglio und Soubize bewieſen eben dieſe großmüthige Fürſorge, und ſchickten ebenfalls ihre erſten Wundärzte, um einen Prinzen von Braunſchweig zu erhalten. Die Wunde war nach aller Urtheil eine der allergefährlichſten und ſeltenſten. Die Kugel war oben in die Bruſt gedrungen, und hatte beydes die Luftröhre und den Speiſeſchlund an einer Seite zerriſſen, und war in dieſer Gegend ſitzen geblieben. Dieſer unerforſchliche Sitz der Kugel war den Aerzten das bedenklichſte Geheimniß; doch waren die Zufälle der Wunde ſo, daß ſie noch nicht alle Hoffnung verlohren gaben. Der Prinz blieb indeſſen bey allen den Abwechslungen von Hoffnung und Furcht in dem heldenmüthigſten Gleichgewichte. Er ſah die Vorbereitung zum Tode als ſein wichtigſtes Geſchäffte an, das er bey den ſchmeichelnden Hoffnungen der Aerzte nicht entfernte; das Ihm aber bey den drohendſten Vorboten eines nahen Endes auch nicht erſchrecklich ward. Denn es war Ihm keine neue Beſchäfftigung. Er brauchte itzt nicht erſt die Gründe von der Unſterblichkeit ſeiner Seele und von der Verſicherung einer glücklichen Ewigkeit ängſtlich zuſammen zu ſuchen. Ihre Betrachtung war Ihm allemal eine der angenehmſten geweſen; und dieſe ſeine glückliche Ueberzeugung, durch den unmittelbaren Beyſtand jetzo geſtärket, gab Ihm Muth, daß Er auch in der Nähe die Ewigkeit mit einer kühnen Heiterkeit des Geiſtes

anſehen konnte, welche die leere Unſterblichkeit, die die Geſchichte darbietet, nicht giebt; und die ſich auch von der wilden Verachtung des Lebens, deren ganzer Heldenmuth viehiſche Betäubung iſt, ſehr kenntlich unterſcheidet. Sein Leben blieb Ihm allemal das wichtigſte Geſchenk ſeines Schöpfers, das Er ruhig bereit war, demſelben auf jeden Wink hinzugeben, weil Er wußte, daß Er es dadurch nicht verlohr; deſſen Erhaltung Ihm aber auch allemal das ſchätzbarſte Geſchenk blieb, die Ehre ſeines Gottes und die Wohlfahrt ſeines Nächſten noch länger zu befördern.

Den Anfang ſeiner Vorbereitung machte Er mit dem heiligen Abendmahle, um zuforderſt durch dieſe feyerliche Erinnerung des Todes ſeines Erlöſers ſich der Gewißheit von ſeiner Verſöhnung zu verſichern, und alle die damit verknüpften ſeligen Empfindungen in ſeiner Seele zugleich wieder lebendig zu machen, wodurch Ihm in ſeinem geſunden Leben dieſe Verordnung ſeines Erlöſers allezeit ſo wichtig und heilig war. Der Herr Feldſuperintendent Hornboſtel war in allen dieſen ſeinen Betrachtungen ſein beſtändiger Beyſtand, ſo wie die Briefe, worinn dieſer verdiente rechtſchaffene Mann die ſelige Verfaſſung des theuerſten Prinzen von Zeit zu Zeit gemeldet, die aber zu dieſer Hiſtorie nicht eigentlich gehören, zeigen. Der Herr Oberhofmeiſter von Hoym, der Herr Kammerjunker du Till und der Herr Major Schneller, den der Prinz auch gleich zu ſeiner Geſellſchaft hatte zu ſich kommen laſſen, hatten die beſtändige Aufwartung bey Ihm, und mußten nebſt dem Herrn Superintendenten

ten den durchlauchtigſten Patienten, dem bey ſeiner Wunde und bey der immer gleich großen Munterkeit des Geiſtes, alles Reden ſehr gefährlich war, wechſelsweiſe durch ihre Vorleſung unterhalten. Um dem Geiſte die nöthige Heiterkeit zu laſſen, wurde die Art der Lectur zuweilen verändert, und auch hiſtoriſche, moraliſche, und Militairabhandlungen genommen; doch blieben die Wahrheiten der Religion allemal das wichtigſte Objekt. Der Prinz zeigte ihnen jedesmal ſelbſt die Bücher und die Stellen an, die ſie leſen mußten; und indeſſen, daß ſie Ihn damit unterhielten, ſo wurden ſie wiederum durch ſeine vortreffliche Reden, durch ſeine Gelaſſenheit und durch die Stärke ſeines Glaubens dergeſtalt gerührt, daß ſie mir insgeſammt bezeugt, daß ihnen dieſe Gelegenheit der außerordentlichſte Gnadenzug für ihre Seele geweſen, wovon ſie ſelbſt noch an ihrem Ende die ſeligſten Wirkungen zu haben hofften.

Der konvulſiviſche Huſten, der durch die Verletzung der Luft und Speiſeröhre, bey jedesmaligem Niederſchlucken einiges Getränks verurſacht wurde, machte, daß endlich am 30. Jul. die bisher verborgene Kugel ſich in den Magen ſenkte, und ſo wieder ihren Ausgang fand. Die Hoffnung fieng hier von neuem wieder an zu leben; aber ſie dauerte kaum einige Tage. Die merkliche Entzündung der Wunde, das überhandnehmende Fieber, und die plötzliche Verſchwindung aller noch übrigen Kräfte, kündigten nunmehr mit Gewißheit das herannahende Ende an. Alle ſahen dieſen traurigen Vorboten mit Wehmuth und Schre-

 cken.

cken. Nur der Prinz, wie ein Felſen mit ſeinem Haupte über alle Wolken erhaben, Er allein blieb in der heiterſten Ruhe; Er ſtärkte alle, die um Ihn waren, mit ſeiner freudigen Gelaſſenheit, und ſein mit Gott ſich immer näher vereinigender Geiſt behielt bey aller anhaltenden Hitze alle ſeine Gegenwart und Stärke; recht als wenn hier die Seele ihre vom Leibe unabhängige Kraft beweiſen, und die Religion alle ihre göttliche Schönheiten und Stärke zugleich an Ihm hätte zeigen wollen. Dieſe war in ſeinem ganzen Leben ſchön; aber hier nahm ſie die Heiterkeit ihres himmliſchen Urſprungs an. Seine Liebe zu Gott und ſeinem Erlöſer wurde immer feuriger; ſeine Freudigkeit immer größer; und wie ſein Glaube ſchon an dem glücklichen Punkte war, Schauen und Empfindung zu werden, ſo wurde ſeine Menſchenliebe noch zärtlicher, zum Beweiſe, daß dieſe auch in der Ewigkeit nicht aufhörte.

Endlich brach der 8te Auguſt, der große Tag für Ihn, an, da ſein beſtättigter Heldenmuth den herrlichſten Sieg zur Belohnung erhalten ſollte. Früh morgens zeigten ſich ſchon im Geſichte alle Züge des Todes. Der ſich immer gleiche Prinz verlohr aber dabey von ſeiner Ruhe nichts. Er ließ den Herrn Superintendenten Hornboſtel zu ſich bitten, ſagte jedesmal ſelbſt die Materien, womit er Ihn unterhalten möchte, und ſeine Gegenwart des Geiſtes blieb, wie mir der Herr Hornboſtel bezeugt, ſo lebhaft, daß ſeine Gedanken den ſeinigen allemal zuvor kamen. Den Nachmittag fühlte Er einige Beängſtigungen von

der

der überhandnehmenden Entzündung; aber ohne alle Unruhe des Gemüths ſagte Er dem Herrn Major Schneller mit der freundlichſten Darreichung der Hand nichts mehr, als dieß: Ich werde ſehr ſchlecht. Der Herr Hornboſtel nahm dieſes Wort, und ſagte: Gott fängt jetzo an, Gnädiger Herr, es mit Ihnen recht gut zu machen, und ſtellte Ihm das herannahende Ende in einer kurzen und erbaulichen Rede vor, die er mit einem Gebethe beſchloß, welches der Prinz ohne das geringſte Zeichen der Unruhe mit erhabenen Händen anhörte, die der Kammerdiener, wegen eigner Mattigkeit, unterſtützen mußte, um ſeinem Gott, wie es Ihm allemal eine Pflicht war, auch noch in den letzten Augenblicken ſeines Lebens ſeine demüthigſte Ehrerbiethung auch durch dieſe äußerliche Zeichen zu beweiſen. Nach geendigtem Gebethe ließ Er ſeinen erſten Wundarzt, den Herrn Bourlton, zu ſich rufen, und fragte ihn, wie weit er glaubte, daß ſein Ende noch wohl entfernt ſey? und wie dieſer mit einer wehmüthigen Mine zur Antwort gab, daß ſeine bevorſtehende große Veränderung wohl nicht mehr weit ſeyn könnte, ſprach Er darauf mit der heiterſten Gelaſſenheit: Ich bin mit dem Willen Gottes vollkommen zufrieden, und will meinem Tode geruhig entgegen ſehen; ich kann ihn aber auch eben ſo ruhig im Bette erwarten, ſagte Er hierauf; und wie Er ſich vom Lehnſeſſel dahin tragen laſſen, empfahl Er ſeinen durch die Genugthuung ſeines Erlöſers gerechtfertigten Geiſt in die Hände ſeines himmliſchen Vaters, und nahm darauf von allen Umſte-

henden, mit Darreichung der ſchon erſtorbenen Hand und mit den zärtlichſtfreundlichſten Blicken, womit Er allezeit ſeine Freunde, die Menſchen, anſahe, und worüber auch die Todeszüge keine Gewalt hatten, Abſchied. Aber dieſer edle Menſchenfreund konnte nicht aus der Welt gehen, ohne auch noch den letzten Augenblick ſeines Lebens wohlthätig zu machen. Sein Herz, das nie erkenntnich genug ſeyn konnte, behielt auch in den Agonien noch alle Empfindung der lebhafteſten Dankbarkeit. Nach einem kurzen Schlummer, den alle Umſtehende ſchon für den letzten hielten, erwachte Er wieder, bat den Herrn Kammerjunker du Till ſich neben Ihm ans Bett zu ſetzen, und dictirte ihm eine Art eines letzten Willens, worinn Er, bis auf ſeine geringſten Bedienten, alle diejenigen, denen Er ſich für ihre Ihm bewieſene Treue ſeine Erkenntlichkeit zu beweiſen, ſchuldig glaubte, der großmüthigen Fürſorge ſeines durchlauchtigſten Herrn Vaters auf eine ſo zärtliche Art empfahl, daß dieß vielleicht noch der alleredelſte Zug in dieſem ganzen ſchönen Leben iſt; und der Herr Kammerjunker mußte ihm die Hand darauf geben, den Brief ſogleich noch mit einer Eſtaffette wegzuſchicken. Hierauf fiel Er wieder in einen ſanften Schlummer; der Odem wurde ſchwer und matt, und alle Umſtehende erwarteten mit ſo viel Entzücken als Wehmuth von einem Augenblicke zum andern die ſelige Auflöſung dieſes alleredelſten Geiſtes. Aber dieß edle Herz konnte vor zärtlicher Liebe noch nicht ſterben. Er erwachte noch einmal ganz neu belebt; die Augen hatten ihre freundliche

che Munterkeit wieder, die Stimme war wieder laut und vernehmlich. Um in den allerletzten Augenblicken ſeines Lebens ſein zärtliches freundſchaftliches Herz auch mit den angenehmſten Empfindungen noch zu belohnen, hatte Ihn Gott in ſeinem Todesſchlummer an ſeine durchlauchtigſten Aeltern und Geſchwiſter denken laſſen. Hierdurch erweckt, rief Er den Herrn Kammerjunker du Till noch einmal, bat ihn, ſich wieder bey Ihm ans Bett zu ſetzen, dictirte ihm einen Brief an ſeinen durchlauchtigſten Herrn Vater, einen an ſeiner Frau Mutter königliche Hoheit, einen an Seine Durchl. den Erbprinzen, einen an Se. Durchl. Prinz Friedrich, einen an Prinz Wilhelm, und einen an der Prinzeßinn Eliſabeth Durchlaucht, worinn Er von allen, wie auch von dem Herrn geheimen Etatsrath von Wallmoden, mit den zärtlichſten Ausdrücken, die ſein Herz nur empfinden konnte, und zugleich mit der beherzteſten Gegenwart des Geiſtes, Abſchied nahm, ſie auch alle noch mit ſeiner ſterbenden Hand unterſchrieb, und auf ſeinem Bette verſiegeln ließ. Wie hierauf der Herr Leibmedicus Schäffer Ihn erſuchte, ſich ein wenig zu erholen, antwortete Er: Er hätte nur noch von ſeinen beyden jüngſten Geſchwiſtern, der Prinzeßinn Auguſte und dem Prinz Leopold, Abſchied zu nehmen; wollte aber den Brief in eins ziehen. Er fieng denſelben auch zu dictiren an, aber mitten im Briefe ſchien der jetzt in der Auflöſung ſtehende Geiſt ſich von der Erde zu erheben; denn die Anrede an ſeine Geſchwiſter, die ſich mit einer rührenden Ermahnung zur Gottesfurcht

und Tugend anfängt, verlieret ſich mitten im Briefe in eine Rede mit Gott. Und gleich darauf gab Er auch ſeinen aufgelöſeten Geiſt in die Hände ſeines himmliſchen Vaters, ſchloß ſeine Augen, und ſtarb.

So ſtirbt der Jüngling, der Menſchenfreund, der Held, der ein Chriſt iſt! So ſtirbt der Chriſt, der durch die Rechtfertigungs- und Heiligungsgnade ſeines Erlöſers wieder in alle Rechte des Standes der Unſchuld getreten iſt! So würden Engel ſterben, wenn ſie durch eine ähnliche Verwandlung zu den höhern Stuffen ihrer Vollkommenheit fortgehen müßten! O Gott! laß alle Helden, die ſich in dieſem Kriege um die Menſchlichkeit verdient gemacht, wenn ſie nach deinem Rathe dieſe Welt verlaſſen ſollen, zum Lohne ihrer Verdienſte alſo ſterben!

Erhalt indeſſen, uns zum Troſte, die durchlauchtigſten Aeltern, den beſten Herzog, unſern Vater, die unſchätzbarſte Fürſtinn, unſre Landesmutter, die geſegneten Urheber dieſes ſchönen Lebens und unſrer Wohlfahrt, ſo lange es die Menſchlichkeit leidet; und vergilt Ihnen Ihre Treue, womit Sie uns lieben, mit der Erhaltung Ihrer noch übrigen verehrungswürdigſten Familie, Ihrer einzigen möglichen Vergeltung in dieſem Leben!

Leite und bedecke insbeſondere, wie du bisher gethan, mit deiner mächtigen Hand, den Erbprinzen und ſeinen würdigen Bruder, unſre beyden glorreichen Erretter, in allen Gefahren, wo Ihre Liebe zum Vaterlande Sie ferner hinruft!

Schütze deinen Knecht, den Herzog Ferdinand; Du riefeſt Ihn, und rüſteteſt Ihn mit der Klugheit aus, womit Er uns bisher gegen eine doppelt grösſere Macht geſchützet hat; ſchütze Ihn, daß Er den großen Plan deiner gnädigen Fürſehung über uns, zur Verherrlichung deines Namens, glücklich ausführe!

Laß endlich das ganze Braunſchweigiſche Geſchlecht mit ſeinen Tugenden, der Welt zur Wohlthat, bis an ihr Ende dauren!

J. F. W. Jeruſalem.

Die Schönheit
der
deutſchen Sprache
in
verſchiedenen Muſtern
aus
klaſſiſchen Schriftſtellern,
für Leute,
welche die ganzen Werke derſelben nicht leſen
wollen.

Geſammelt und herausgegeben
von
M. Hieron. And. Mertens.
Rektor des Annäums in Augsburg und Bibliothekar.

Zweytes Bändchen.

Zwote verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Augsburg,
bey Eberhard Kletts ſel. Wittwe und Franck,
1786.

Wie ſelig ſind die Staaten, beherrſcht vom Menſchenfreunde.
Wo Wiſſenſchaften blühen!

Duſch.

Chreſtomathie
der
deutſchen
Sprache
in
verſchiedenen Muſtern
aus
klaſſiſchen Schriftſtellern.

Geſammelt und herausgegeben
von
M. Hieron. Andr. Mertens,
Rektor des Annäums in Augsburg und Bibliothekar.

Zwote verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Augsburg,
bey Eberhard Kletts ſel. Wittwe und Franck,
1786.

Erinnerung
für das zweyte Bändchen.

Das hier folgende zweyte Bändchen meiner proſaiſchen Chreſtomathie hat die Bogenzahl des erſten Bändchens überſchreiten müſſen, weil die darinn enthaltenen Stücke nicht abgekürzt werden ſollten. Die Bändchen können auch einzeln verkauft werden. Doch iſt der Preis derſelben, wie mich dünkt, für Lehrlinge niederer Schulen nicht ſo hoch, daß er ſie abſchrecken ſollte, beyde Bändchen ſich anzuſchaffen. Meine Erfahrung hat mir die Nothwendigkeit deutſcher Chreſtomathien für dieſe Klaſſe von Leſern ſattſam bewieſen. Denn es iſt auſſerordentlich, was jetzt auf Schulen von ſolchen Leuten durch einander geleſen wird, die ſich noch, aus Mangel feſter Grundſätze, von jedem Winde treiben laſſen, der ſie anbläßt.

Erinnerung.

Ich würde noch einige Schriftſteller benützt haben, wenn es der Schranke dieſes Bändchens erlaubt hätte. Dieſem, wiewohl unſchädlichen Mangel abzuhelfen, iſt der Herr Verleger entſchloſſen, bey günſtigen Umſtänden, ſowohl der poetiſchen, als auch der proſaiſchen Chreſtomathie, noch ein Bändchen beyzufügen. Man ſchmeichelt ſich indeſſen auch mit dieſen Stücken den vorgeſetzten Zweck nicht verfehlt zu haben. Um dem Gebrauch dieſes Buchs zu vervielfältigen hat die Verlagshandlung doppelte Titel drucken laſſen, und verkauft jeden Theil appart. Binnen zwey Jahren wird auch der ſchon geraume Zeit her ſich vergriffene hodegetiſche Entwurf einer vollſtändigen Geſchichte der Gelehrſamkeit, ganz umgearbeitet in neuer Geſtalt erſcheinen.

Inhalt.

Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Johann Heinrich Ernſt von Bernſtorf. Seite 1

Traum des Galiläi von Engel. = 51

Etwas von Höltys Charakter. = = 60

Lobſchrift auf Winkelmann von Chr. Gottl. Heyne. = = = 75

Iſelins Geſchichte der Menſchheit. Seite 97

Zimmermanns Nationalſtolz. = = 112

Johann Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums. = = 127

Abhandlung über die Evidenz in Metaphiſiſchen Wiſſenſchaften, welche den von der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften auf das Jahr 1763 ausgeſetzten Preis erhalten hat, von Moſes Mendelsſohn aus Berlin. 153

Ueber die deutſchen Mundarten und beyden Hauptdialekte, von Johann Chriſt. Adelung. 247

Der

Inhalt.

Der junge Gelehrte. Ein Luſtſpiel in zwey Aufzügen von GottHold Ephraim Leßing. Seite 267

Was iſt Wahrheit? von Wieland . 347

Von Kaufleuten, aus dem Preußiſch. Geſetzbuch. . . . 358

Aus der allgemeinen Weltgeſchichte für Kinder von Johann Matthias Schröckh. . 378

Erinnerungen

aus dem

Leben des Grafen

Johann Hartwig Ernſt von Bernſtorf (*).

Ich wünſchte Bernſtorf zu ſchildern, wie er einſt vor dem Gerichte der Nachwelt erſcheint, wann kein Lob und keine Verläumdung mehr täuſcht, wann die Zeit alle Stimmen gezählt und gewogen und ſeinen Werth berichtiget hat, wann die Folgen ſeiner Thaten allein für ihn zeugen.

Alsdann, ich darf es erwarten, wird ein dankbares Volk ihn ſegnen, deſſen Väter er glücklich machte, und erleuchtete Monarchen werden, zum Lohn ihrer Sorgen, einen Diener wie ihn, von der Gottheit erflehn.

Aber Bernſtorfs Geſchichte iſt innig mit der neueſten Geſchichte aller Höfe verflochten; und wer darf es wagen den Vorhang wegzuziehen, der dieſe Geheimniſſe deckt? Das bewegliche grenzenloſe Gemälde der politiſchen Welt zu entwerfen, das eine Meiſter-

(*) Siehe die Schriften von Helfrich Peter Sturz, erſte und zweyte Sammlung. Leipzig 1779. und 1782. 8.

Meiſterhand fordert, und doch nur für ſpätere Zeiten gehört, wo man die Wahrheit, weil ſie weniger beleidigt, auch unter den Mächtigen erträgt?

Ich kann alſo Bernſtorf nicht durch alle Auftritte ſeines merkwürdigen Lebens folgen. Ich mache mich nur zu zerſtreuten Erinnerungen, zu wenigen, aber merkwürdigen Zügen ſeines Karakters verbindlich. Ich ſammle nur einzele Zweige zur bürgerlichen Krone dieſes Menſchenfreunds, und ich lege ſie auf ſein ehrwürdig Grab nicht ohne ſtille Thränen nieder, denn ich habe ihn gekannt, ich habe den Meiſter hinter der Wolke geſehen, die ihn im Kreis der Geſchäfte verbarg, die ihn gegen den ſpähenden Blick der Höflinge ſchützte.

Mögt' es mir gelingen, mit Würde von dem Manne zu reden, der edlen Anſtand und jede Schönheit der Tugend über ſeinen ganzen Wandel ausgoß! Nur wünſchte ich den Ton der Lobrede zu meiden, der ſich gerne zur feurigen Bewunderung geſellt und den kältern Beobachter mißtrauiſch macht. Dieſer fordert Eigenthümlichkeit in dem Bilde großer Männer, und erwartet Menſchen zu ſehen, keine Göttergeſtalten, die in den Denkmalen der Schriftſteller und Künſtler ſich immer einförmig ähnlich, ſo wie immer über der Natur ſind.

Bernſtorf ſtammte aus einem, durch Würden und Verdienſt verherrlichten, alten Geſchlecht. Er war im Ueberfluß der Glücksgüter erzogen; ein Zufall, der den Weg zur Tugend mit neuen Hinderniſſen, mit neuen Gefahren umringt, weil Reichthum

und

und Geburt ohne Mühe ein Anſehn gewähren, das ſonſt nur der Preis einer langen Arbeit iſt. Bernſtorf aber ſtrebte mit einem Eifer nach Verdienſt, als wenn er Glück und Namen erſt durch ſeinen Fleis erwerben ſollte.

Mit einem Ernſt über ſeine Jahre überließ er ſich früh dem tugendhaften Ehrgeiz, nach der Achtung der Edelſten zu ringen. Es war eine Maxime ſeiner Jugend, die er oft noch im Alter wiederholte, mehr zu leiſten, als Pflicht allein fordert, und dieß war immer der goldne Spruch aller Unſterblichen. Er trat noch als Jüngling in die Aemter des Mannes. Schon im zwanzigſten Jahre gieng er als däniſcher Geſandter an den churſächſiſchen und königl. pohlniſchen Hof, und er hat nachher die nämliche Würde in der Reichsverſammlung zu Regensburg, bey Kaiſer Karl dem Siebenden und am franzöſiſchen Hofe bekleidet.

In einer langen Reihe von Jahren, giengen alle Veränderungen der Staatswelt nahe an ſeinem Auge vorüber; nirgends trug ſich ein wichtiger Vorfall zu, den er nicht aufgeklärt, deſſen wahren Zuſammenhang er nicht entfaltet hätte. Er ſelbſt hatte viel Regenten, viel Miniſter, viel Günſtlinge gekannt, oder er war ihnen durch ihr Leben mit einem forſchenden Blick gefolgt; er kannte die Verfaſſung der Reiche, ihre Verhältniſſe mit ihren Nachbarn, den Gang ihrer Politik, die oft den ungeübten Beobachter durch ſcheinbare Abwechſelungen täuſcht, und doch bey mehr als einem Hofe Jahrhunderte lang

die nehmliche bleibt, weil der Geiſt der Nationen, ihre Art zu empfinden und zu handeln, nur langſam eine neue Wendung nimmt.

Sein Herz war für jede Tugend empfindlich; er ſuchte ſie in der Geſchichte und unter den Lebendigen auf; er hatte ſich von ſeltenen Leuten Züge der erſten Vortreflichkeit gewählt, und wünſchte ſie alle in ſeinem Karakter zu vereinigen. Die Vorſehung, welche ſo beſtändig und ſo ſichtbar für Dännemark wacht, hat ihm auch dieſen Miniſter erhalten, der nach ſeiner Zurückkunft aus Frankreich ſchon einem andern Lande zugehörte. Er hatte ſich dem Vater des jetzigen Königs von Engelland, dem gütigen Prinzen von Wallis, mit dem er erzogen war, in ſeiner Jugend verpflichtet, als der Tod dieſes Fürſten Bernſtorf ſeine Freyheit und dem däniſchen Reich einen ſchon geprüften, großen Diener wiedergab.

Er war in der Kraft ſeiner Jahre, da er ſeine Staatsverwaltung antrat, und Friedrich der fünfte hatte noch nicht lange geherrſcht, ein Monarch, der durch ſeine Leidenſchaft wohlzuthun, durch die unwandelbare Güte ſeines Herzens die Freude des menſchlichen Geſchlechtes war, der ſich ganz der Wolluſt geliebt zu ſeyn überließ, der von Vergnügen überfloß, wenn er es um ſich her verbreiten konnte, deſſen Ruhm auf dem Wege zur Unſterblichkeit immer höher ſteigen wird. Zwar warfen ihm die Schmeichler der Tyrannen ſeine unbegrenzte Gelindigkeit vor. Wenn man ihnen glaubt, ſo erſchlaffen die Zügel in der Hand eines allzugütigen Regenten.

Als hätte das Volk ſeine Fürſten nur darum mit Uebergewalt bewaffnet, damit es vor ihnen zittern müſſe? Am Thron des Deſpoten mag immer die Lobrede des Sklaven wiederhallen, ſtille widerlegt ſie der Unterthanen Fluch, und die kühnere Nachkommenſchaft laut. Es kann einem Menſchenverräther gelingen, mit tugendloſer Klugheit einen Haufen Iloten in ſchreckenvoller Ordnung zu beherrſchen, aber für ihn iſt auch keine Wolluſt der Liebe, kein Vertrauen, keine Freude der Menſchlichkeit mehr (*).

Um Friedrichs Thron drängte ſich ein zufriednes, frohlockendes Volk; es umringte ihn, wie in dem erſten Alter der Welt eine Familie ihren Vater umringte. Er umfaßte ſie alle mit gleich inbrünſtiger Liebe, und ſie wurden von ſeiner Gewalt nur durch ſein Wohlthun überzeugt. Er wurde nie zum Zorn, nie zur Strenge gereizt. Er war immer ohne Bitten zur Gnade geneigt. Oft hat er als König das Gute belohnt, was, in der einſamen Hütte verborgen, nicht den Monarchen, nur den Menſchen rühren konnte, und was dem Menſchen mißfiel, hat er nie als König gerächt. Dieſem König diente Bernſtorf mit einem nicht minder zärtlichen Herzen. Daher war auch ſeine Verwaltung der einheimiſchen und aus-

wärtigen

(*) Dieſer Aufſatz iſt das wahre Meiſterſtück des vortrefflichen und zu früh geſtorbenen Sturz, die Schreibart hat alle Vollkommenheiten, die man bey großen Genies ſucht. Ich wünſche, daß es von allen jungen Leuten ſtudiert werde, wie der Torſo von den Zeichnern.

wärtigen Geſchäfte eine Reihe menſchenfreundlicher Thaten. Sein Syſtem in der Politik war, was es am Throne guter Könige iſt, Friede, gutes Vernehmen, wechſelſeitige Dienſtfertigkeit, Wohlfahrt und Ruhm fürs Vaterland, Vortheile, auch für fremde Staaten. Damit erwarb er ſich Vertrauen, und bewies, daß redlich handeln die vortheilhafteſte Staatskunſt ſey, anſtatt daß ein Gewebe von Ränken nur eine Zeit lang gelingt und endlich ohnfehlbar die Verachtung und den Abſcheu aller Völker gegen den Betrüger vereinigt. Nie ward von ihm die Heiligkeit der Verträge beleidigt, nie die geſetzmäßige Verfaſſung irgend eines Staats untergraben. Er erlaubte ſich nie Unterdrückte zu verfolgen, und dem Mächtigen zu ſchmeicheln, ſich zum Sieger zu geſellen, um die Beute des Ueberwundenen zu theilen; ſondern er dachte und handelte am Ruder des Staats, wie ein tugendhafter Mann in der bürgerlichen Geſellſchaft zu denken und zu handeln gewohnt iſt. Er glaubte nicht, daß ein glänzender Endzweck einen ungerechten Schritt entſchuldigen könne, nicht, daß unter Königen eine andere Rechtſchaffenheit gelte, als unter den niedrigſten Erdbewohnern. Wenn man gegen ihn treuloſe Künſte verſuchte, ſo vereitelte er ſie durch ſeine Klugheit. Denn, ſo ſehr er die Staatskünſteley verachtete, ſo ſahe er doch ihre Finſterniſſe durch. Er vermuthete die Urſachen und verkündigte die Folgen mancher dunkeln Begebenheit, noch ehe ſie ſich ganz entwickelt hatte. Oft ermunterte ein kleiner Vorfall ſeine ganze Geſchäftigkeit, und noch

öfter

öfter blieb er ruhig, wenn nach dem Urtheil des groſſen und kleinen Pöbels ein Ungewitter aufzog.

Alle Kräfte, die Europa zerrütten, oder die es beruhigen konnten, die Macht und Ohnmacht ſeiner Völker und Fürſten hatte Bernſtorf durch eine lange Erfahrung zuverläßig zu ſchätzen und zu vergleichen gelernt.

Das Verdienſt eines Staatsmannes iſt alsdann ohne Widerſpruch entſchieden, wenn der Hof, dem er dient, auch mit weniger Gewalt, unter den mächtigſten Höfen, eine ehrenvolle Stelle behauptet, wenn man ſeine Wünſche unterſtützt, wenn man ihm mit Achtung und Würde begegnet. Dännemark hatte unter Bernſtorfs Verwaltung mehr Einfluß, als zu irgend einer Zeit, in die größten Angelegenheiten der Welt. Selbſt Staaten ſuchten ſeine Freundſchaft, die kein natürlich Intereſſe dazu antreiben konnte; des Königs Stimme war ehrwürdig, auch an gröſſeren Thronen, ſein Rath wurde nie ohne Achtung gehört und gab öfters zum Wohl fremder Völker den Ausſchlag.

In einem bedenklichen Zeitpunkt des Krieges, der vor wenig Jahren Europa verheerte, wählten zwey mächtige Heere Dännemark zum Mittler, um einen Vergleich zu ſtiften, der damals für den Einen Theil wichtig werden konnte, hätten ihn nicht Ferdinands Siege, noch ehe er zu Stande kam, überflüſſig gemacht. In den pohlniſchen Unruhen hat das Vorwort dieſes Hofes die Rechte der Dißidenten mit erwünſchtem Erfolge unterſtützt; und zwey däniſche

Miniſter in Würtemberg haben unter den Ständen und ihrem Fürſten eine glückliche Ausſohnung vorbereitet. Bernſtorf ſtiftete nicht Bündniſſe allein, ſondern Freundſchaften unter Monarchen. Ich nenne die Verbindung zwiſchen Rußland und Dännemark mit dieſem, unter den Großen der Erde ſo ungewöhnlichen, Namen, denn kein anderer drückt ſo bündig die Geſinnungen der unſterblichen Kaiſerin aus, welche über große Geſchäfte des Staats alle Empfindſamkeit ihres menſchenfreundlichen Herzens verbreitet.

So lange Friedrich regierte, war ganz Europa mit Dännemark einig; dieß Reich genoß einer ungeſtörten Ruhe. Hätte Friedrich den Ruhm, der Königen ſchmeichelt, Eroberungen mehr als das Glück ſeiner Unterthanen geſchätzt: ſo fehlte es in dem letztern Kriege nicht an Veranlaſſungen und glücklichen Ausſichten. Es war beynahe ſeiner Wahl überlaſſen, auf welche Art er die allgemeine Zerrüttung zu ſeinem Vortheile nützen wollte. Trat er gegen Preußen auf der Verbundenen Seite, ſo gab er vielleicht der Uebermacht den Ausſchlag, und konnte Belohnungen fordern, die alle Wünſche des Eigennutzes befriediget haben würden; war er mehr von der Ehre gereizt, dem Unterdrückten zu Hülfe zu eilen, ſo war auch da der Preis des Sieges nicht fern; und es iſt endlich Zeit, riefen ſelbſt Patrioten, daß Dännemark nach einer langen Ruhe ſich wieder in den Waffen übe. Ein beſtändiger Friede entnervt die Nation, und nur in den Stürmen des Staats erheben ſich mächtige

Seelen, deren Beyſpiel wieder ein ganzes Menſchen-alter hebt. Aber Friedrich liebte ſein Volk. Der Gedanke, daß der Tod vieler tauſend eben ſo viel ſanfte Bande der Menſchlichkeit trenne, wog in ſeinem Herzen alle Scheingründe des Ehrgeizes auf. Er ſtrebte nicht nach Verdienſten, die nur ein allgemeines Elend entwickelt; er dachte groß genug, um lieber weniger zu glänzen, als weniger wohlthätig zu ſeyn. Er haßte den Krieg, ich darf es zum Ruhme ſeines Herzens geſtehen; aber ganz Europa war Zeuge, daß er ihn nicht gefürchtet hat. Denn wir ſahn ihn einem ſieggewohnten Volk entſchloſſen entgegen eilen, als es darauf ankam, die Ehre ſeiner Krone zu behaupten, und auch Bernſtorf trat dieſer edlen Entſchließung mit einer feurigen Thätigkeit bey, ſo mächtig er auch von dem ganzen Gefühl der bedenklichen Folgen durchdrungen war. Bernſtorf hat alſo ſeiner Neigung zum Frieden nie größere Pflichten geopfert, und er, der Verdienſte ums Vaterland mit einer warmen Empfindlichkeit ehrte, verdient den ungerechten Vorwurf nicht, daß er den Soldatenſtand angefeindet habe. Es iſt wahr, er unterſchied die hohen Pflichten dieſes Standes von den Forderungen einzeler Glieder deſſelben, die, durch Leidenſchaften und Vorurtheile verleitet, gleich jeden Hof zum Lager, und jedes Volk zum Heer umſchaffen mögten. Er glaubte, daß es Dännemark weniger, als irgend eine andere Macht, nöthig habe, unter einer beſtändigen Rüſtung zu wachen, da es durch Meere, die mit einer ehrwürdigen Flotte bedeckt

ſind, von fremden Eroberern getrennt wird, da ſein Erbrecht durch eine Folge von Jahrhunderten heilig iſt, da dieſer Staat nicht aus Trümmern anderer Staaten beſteht, die, durch Gewalt unterworfen, auch durch eine fortgeſetzte Gewalt behauptet werden müſſen.

Bernſtorf ſchlummerte darum nicht bey nahen und fernen Gefahren; und ſeine Fürſorge ſchränkte ſich nicht auf die Zeit ſeiner Staatsverwaltung ein, ſondern auch für eine lange Zukunft wollte er Dännemark einer daurenden Ruhe verſichern.

Darum arbeitete er mit immer gleichem Eifer an einer Vereinbarung mit Rußland, um den unglücklichen Zwiſt im Norden, und die Anſprüche eines Zweiges des hollſteiniſchen Hauſes auf ewig zu entſcheiden. Alle Hinderniſſe reizten ſeinen Fleiß, und er ermüdete nicht, ſo oft auch ſeine Hoffnung eines glücklichen Ausgangs getäuſcht ward. Ein Vertrag, der angefochtene Rechte beſtätigen, die ſelbſtſtändige Macht von Dännemark erhöhen und einen künftigen Krieg abwenden konnte, ſchien ihm der Triumph ſeines mühſamen Lebens und die höchſte Belohnung einer ſegnenden Vorſehung zu ſeyn. Es war nicht in ihrem Rathſchluß, daß Bernſtorf den Tag ſehen ſollte, der der ſchönſte ſeines Lebens geweſen ſeyn würde, an welchem Katharina, die wohlthätigſte unter den wenigen Groſſen, deren Uebermacht die Erde beglückt, ihrer Zeit und der künftigen Friede verlieh, als ſie, unter Siegen, wohin ihr die Geſchichte kaum folgt, im Oſten Königreiche zurück gab, im Norden

Provin-

Provinzen austheilte, und alle Zweige ihres Helden-ſtamms durch ein neues Band der Großmuth vereinigte. Aber Bernſtorf verdient darum nicht weniger der Nachkommen Dank. Denn er hat das große Geſchäfte eingeleitet, und auch bis auf die Erfüllung der Zuſagen vollendet. Der Traktat war ſchon bey ſeinem Leben geſchloßen, nur konnte man ihn nicht ohne die geſetzmäßige Beſtimmung des rußiſchen Thronerben und des Erbprinzen von Dännemark vollziehn, deren erſte Handlung als Fürſten eine Handlung der Großmuth und Menſchenliebe war, denn ſie opferten willig eigene Vortheile dem allgemeinen Wohl auf.

Bernſtorf hat alſo den Baum gepflanzet, gewartet und begoſſen, der nun ein gerettetes Menſchengeſchlecht gegen Stürme beſchützt und durch ſeinen Schatten erquickt. Wär' ihm nie ein ander Unternehmen gelungen: ſo müßte ewig ſein Name in der Geſchichte von Dännemark leuchten. Aber wenn es der wichtigſte Dienſt dieſer Art war, ſo war es doch der einzige nicht; denn auch das Herzogthum Ploen hat er durch Verträge mit der Krone vereinigt.

Das Verdienſt eines Miniſters in auswärtigen Geſchäften bleibt oft, wie die Geſchäfte ſelbſt, ein Geheimniß; aber alles, was er im Staat anordnet, geſchieht vor den Augen der Nation und noch heller ſtralte hier Bernſtorfs Menſchenſegnende Tugend; hier kam es unmittelbar auf das Glück der Unterthanen an, und jede Verfügung trug das Gepräge ſeines Herzens. Dennoch verſtand er es, ſo wenig als

irgend

irgend ein Sterblicher, allen Launen zu ſchmeicheln, und widerſprechende Wünſche zu vereinigen, und man hat ſeine Verwaltung oft mit aufrichtigem Unverſtand, öfter mit voreiligem Leichtſinne getadelt. Es ſey mir erlaubt, über den allgemeinen Vorwitz, Miniſter zu richten, meine Gedanken zu äuſſern. Erwägt man es auch genug, was es ſey, eine ſo verwickelte Einrichtung, als es jede Staatsverfaſſung iſt, dieſes weitläuftige Räderwerk, mit einem Adlerblick durchzuſchauen, gegen einander würkende Kräfte zu einer Abſicht zu lenken, in dem Gedränge wichtiger Geſchäfte nie die Waage des Rechts, nie den Faden der Ordnung zu verlieren, gerecht ohne Härte, gütig ohne Schwachheit zu ſeyn, ferne Stürme abzuwenden, neue Segensquellen zu öfnen, Königen zu rathen, Länder zu beglücken?

Alles das wird von dem Staatsmanne gefordert. Aber die Kunſt zu regieren iſt nicht auf untrügliche Grundſätze gebaut; ſie beſteht aus einer Menge dunkler verworrenen Aufgaben, die bey jeder Veränderung der Zeit und der Umſtände anders beſtimmt, anders aufgelöſet werden müßen. Selten läßt ſich eine Würkung zuverläßig berechnen; zuweilen iſt es bloß Gefühl des Genies, die beſten Maasregeln zu wählen, oft nur ein Zufall, wenn ſie gelingen. Die weiſeſten Entwürfe, wenn der Erfolg ſie vereitelt, werden Thorheiten ähnlich. Es giebt keine Handlung, auch des größten Miniſters, die ein Gleichgültiger nicht zum Fehltritte, die ein Feind nicht zum Verbrechen deuten könnte; und wären wir auch über

allge-

allgemeine Forderungen einig, ſo kennen wir doch, diſſeits des Vorhangs, alle Hinderniſſe nicht, die den Staatsmann in ſeiner Thätigkeit feſſeln. Wir wiſſen vielleicht, daß er von Verhältniſſen abhängt; aber wir entdecken nicht alle Gelenke der Kette vom Hofe herab durch Departementer und Familien; uns ſind mancherley Kräfte des Widerſtands verborgen, die alle nach verſchiedenen Richtungen würken; wir kennen weder die Schwachheit der Freunde eines Staatsmannes, noch den Grad des Einfluſſes ſeiner Neider. Ja ſelbſt in der Nähe des Throns, mit allen dieſen Geheimniſſen vertraut, ſind wir zum Urtheilen nicht immer fähig, oder unpartheyiſch genug. Erziehung, perſönliche Verbindungen, Geſchäfte und Schickſale des Lebens bilden unſere Art zu ſehen und zu empfinden. Wir erheben unſere Vorurtheile zu Maximen, und hiernach verdammen oder billigen wir. Noch iſt ein Staatsmann glücklich zu preiſen, der keinen Tadel ſchlimmerer Art, als dieſen, erfährt. Aber es giebt in jedem Staate einen mißvergnügten Haufen, der weniger ehrwürdig iſt, der jeden Schritt der Regierung mit einem dumpfen Getöſe begleitet, und ſich nie einen Laut des Beyfalls erlaubt. Es giebt furchtſame, kränkliche Seelen, denen alles Landverderblich vorkömmt, was von der Weiſe ihrer Väter abweicht. Andere zürnen, daß man ihren Rath nicht begehrt, daß man ihre Talente nicht auffordert; ſie wollen durchaus im Gedränge bemerkt ſeyn, wär' es auch nur durch ihre Klagen.

Endlich

Endlich ſo herrſcht zwiſchen dem Miniſter und dem Höfling ſelten ein gutes Vernehmen, weil der Mann, der ſich fühlt, dem Geſchöpfe der Gunſt nicht huldigt, das ſich zwar um ein Band zu ſeinen Füßen windet, aber ſchnell, auf den neuen Puppenſtaat ſtolz, ſich über ſeinen engen Ideenkreis aufbläht, und Geſchäfte, die ihm ganz unverſtändlich ſeyn müßen, mit einer abentheuerlichen Dreiſtigkeit meiſtert.

So verächtlich auch manche dieſer Urtheile ſind: ſo ſammlen ſie ſich doch nach und nach zum Gewimmer, das durch die Nation wiederhallt und den Pöbel im Pallaſt und in der Hütte übertäubt; und nur die klagende Stimme, nur das Seufzen der Unzufriedenen wird gehört, denn der Glückliche ſchweigt und glaubt den Erfolg ſeiner Wünſche ſeinem eigenen Verdienſte ſchuldig zu ſeyn; und die größere Zahl iſt ein leichtſinniger Haufe, der ſich ohne Gründe zum Lobe und ohne Gründe zum Tadel beſtimmt. Darum hat ſo ſelten ein verdienſtvoller Mann bey ſeinem Leben des Dankes genoſſen, der ſeiner Tugend gebührte; darum wurden Colbert und Sully gehaßt, mitten unter der Arbeit ihrer ewigen Thaten. Auch Bernſtorf entrann dieſem Schickſale nicht immer. Ich behaupte ſeine Unfehlbarkeit nicht, aber man ſollte große Männer mit mehr Beſcheidenheit richten, deren Einſicht und Tugend unſere Ehrfurcht verdient, und deren Irrthümer auſſer unſern Augkreiſe liegen.

Unter den Vorwürfen, welche man Bernſtorf gemacht hat, iſt jedoch einer, der eine nähere Betrachtung verdient, denn auch Redliche haben ihn oft

wieder-

wiederholt, und er ſchallt noch zuweilen um ſein Grab. Er hat nämlich, wie man behauptet, alle Arten der angenehmen Emſigkeit, alle Künſte des Geſchmacks und des verfeinerten Lebens, über das Vermögen des Landes, ermuntert; er hat in Dännemark die Ueppigkeit eingeführt, ſie begünſtiget und ausgebreitet.

Die Beſchuldigung hat unter dem nordlichen Himmel immer ein patriotiſches Anſehen. Die Natur feſſelt Menſchen und Sitten an das innere Vermögen ihrer Erde, und dieſe hat dem däniſchen Volke nicht Gold, ſondern Eiſen gegeben. Ihre Väter entbehrten die Erfindung unſerer Zeit, die Wollüſte ſüdlicher Sklaven; dahingegen waren ſie tapfer und ſtark. Ihre Kleidung und Speiſe war die Beute ihrer Jagd, und ſie ſegelten unter Stürmen immer neuen Siegen entgegen.

Aber die Welt iſt der Welt unſerer Väter nicht mehr ähnlich. Damals war kriegeriſche Tugend das einzige Verdienſt der Nationen. Die nordliche Halbkugel war von keiner Wiſſenſchaft erleuchtet, und gegen einzele große Thaten, die darum heller glänzten, weil ſie im Finſtern erſchienen, war die Erde mit Laſtern und Verwüſtung bedeckt; ein Zuſtand, der unſern Neid nicht verdient.

Wär' indeſſen noch jetzt ein Land von allen andern durch unwegſame Grenzen abgeſondert; hätten ſeine Bewohner nie die Lüſte fremder Völker gekoſtet und nie, mit neuen Kenntniſſen, auch neue Begierden erworben: ſo hätte freylich kein Luxus der erleuch-

leuchteten oder verdorbenen Völker ihre Hütten erreicht; und die Frage mag den Witz eines Sofiſten beſchäftigen, ob ein ſolches Volk nicht glücklicher, als ein geſittetes, ſey?

Aber ſobald der Sofiſt vergleicht und empfindet: ſo ſöhnt er ſich wieder mit der allgemeinen Vernunft aus. Ihm grauet alsdann vor vor dem Ideal ſeiner Welt, das noch in mancher Inſel des Südmeers übrig iſt, wo Geſchöpfe, wie Menſchen geſtaltet, keine andere, als thieriſche Bedürfniſſe, fühlen, und wenn dieſe befriedigt ſind, nicht aus ihrer Felſenkluft kriechen. Alle Kräfte des geſellſchaftlichen Lebens haben ſich ſchon lange vereinigt, um ein ſo dürftiges Glück von der veredelten Erde zu treiben. Die Neugier, das Verlangen nach Reichthum und Ruhm, die Wiſſenſchaften und der Handel haben unter fernen Nationen einen vertraulichen Umgang geſtiftet, und Erfindungen, Bequemlichkeiten, Neigungen und Sitten in einen allgemeinen Umlauf geſetzt. Ein Volk unterrichtet das andere und zündet ſeinen Wetteifer an; einigen verleiht die Natur ohne Mühe, was andern ihr Fleiß nur ſparſam gewährt; alle ſtreben nach dem Grade der Glückſeligkeit, den die Vorſicht wenigen zugetheilt hat.

So bildet ſich endlich, langſamer oder ſchneller, der Geiſt aller Völker; der Strom rauſcht unaufhaltſam daher, und droht nicht immer mit Verwüſtung, ſondern kündigt Fruchtbarkeit an, wenn ihn nur ein kluger Staatsmann in die rechten Kanäle zu leiten verſteht, wenn er die Neigung zum Vergnügen, dieſe

Urkraft alles menſchlichen Beſtrebens, zur Triebfeder eines nützlichen Fleißes anwendet, wenn er ein ermuntertes Volk dahin leitet, daß es ſich aus den Feſſeln fremder Thätigkeit reißt, und ſelbſt ſeines Glückes Schöpfer wird.

Der Luxus, der dadurch veranlaſſet oder genährt wird, iſt kein Uebel, ſondern die höchſte Geſundheit des Staats, deſſen Nerven ihre äuſſerſte Federkraft üben. Alsdann ſtockt der Nahrungsſaft nirgends, keine Materie bleibt unnütz, weder Kinder noch Greiſe ſind müßig, der Geſchmack reift, der Verſtand klärt ſich auf, die Künſte veredeln die Natur, die Wiſſenſchaften mildern die Sitten, die Menſchlichkeit und der Duldungsgeiſt gehn aus den Zimmern der Weltweiſen hervor und nähern ſich dem Thron, das Land wird verſchönert, die Einwohner erleuchtet.

Freylich droht auch mitten im Wohlſtande ein künftig Verderben: jemehr ein Volk ſeine Begierden und ihre Befrirdigung verfeinert, jemehr es im Frevel des Witzes und im Kennergeſchmack ſinnlicher Freuden zunimmt; jemehr verliert es an Würde der Sitten, an Stärke der Seelen, und je ſchneller eilt es dem Untergange zu: aber man kämpft umſonſt gegen das Schickſal aller Staaten, welche die Vorſehung, wie die ganze Natur, durch ähnliche Perioden, von der Blüte zur Reife, von dieſer zum Verwelken und Abfallen führt, und endlich, zur Nahtung einer neuen Entwickelung, im allgemeinen Chaos begräbt?

Nur fragt man, ob wir nicht berechtiget ſind, von der Weisheit der Regierung Mittel zu erwarten, um eine ſo traurige Epoche zu entfernen? und ob es in ihrer Macht nicht ſteht, der Ueppigkeit Grenzen zu ſetzen, wenn ſie auch ihrem Einbruch nicht wehren kann? Allerdings. Damit aber keine nützliche Verfeinerung, kein zuläßiger Genuß aus kleinmütiger Furcht ungewiſſer ſchädlicher Folgen zugleich mit verdrängt werde, kommt es vorläufig auf die ſchwere Beſtimmung an, was ſchädlicher Luxus ſey? Ein Begriff, der in verſchiedenen Zeiten und Staaten, nicht ein Menſchenalter durch, der nämliche bleibt. Unſre Väter fanden eine Pracht unter Fürſten gefährlich, die nun ohne Nachtheil des Staats zum Bürger herabgeſunken iſt. Ein Einwohner von London und Paris findet in keiner nordiſchen Hauptſtadt ein üppiges Leben; auch iſt es ungewiß, welchen Grad des Wohllebens ſich endlich ſelbſt ein von der Natur wenig begünſtigtes Volk erlauben darf, wenn alle ſeine Kräfte zweckmäßig arbeiten.

Ein Staatsmann verfehlt zuverläßig den Endzweck, wenn er allzuſtreng gegen einzele Beyſpiele der Ueppigkeit eifert, deren Würkung im Ganzen vielleicht unmerklich iſt: aber das Buch der Nation mit allen handelnden Völkern muß offen vor ihm liegen, er muß ihr Vermögen gegen den Reichthum andrer zu berechnen, er muß richtig zu beurtheilen verſtehn, was ihr, unter verſchiedenen Zeiten und Umſtänden, vergönnt werden kann, und was ihr verſagt bleiben muß.

Und

Und ſo hat auch Bernſtorf Geſetze gegen ein ſo gefürchtetes Uebel veranlaßt. Man hat fremde Waaren und Erfindungen der Ueppigkeit entweder ganz unterſagt, oder doch mit hohen Abgaben beſchweret, und dadurch der Verſchwendung des Staats im allgemeinen geſteuert; aber der eifrige Patriot iſt damit noch nicht zufrieden. Er fordert Prachtgeſetze, er verlangt nichts geringers, als über die Sitten zu herrſchen, die Kleidung, die Wohnung, die Lebensart des Volks ſoll durch Verordnungen eingerichtet werden.

Wenn eine ſolche Enthaltſamkeit kleinen Republiken heilſam iſt, die nur durch eine ſtrenge Sparſamkeit dauern: ſo folgt ein größerer Staat billig andern Grundſätzen, und eine ganze Nation kann nicht wie ein Haufen Mönche behandelt werden, oder man meidet ein Land, wo ſo mancher Genuß unerlaubt iſt, den keine Tugend mißbilligt, und wo auch ein unſchuldig Vergnügen den Eigenſinn der Geſetze fürchten muß.

Gegen alle Verordnungen dieſer Art hat ſich immer Bernſtorf erklärt. Auf dem mühſeligen Pfad dieſes Lebens ſind wir ſchon unter ſo viel erkünſtelte Pflichten gebeugt, daß ein ſolcher Zwang unerträglich werden würde. Wo iſt noch ein Schatten von Freyheit, wenn auch in unſern Hütten und bey unſerm häuslichen Mahl ein Strafgeſetz droht, wenn auch da die Sklavenfeſſel klirrt?

Dafür gab er, wie ſein König, ein Beyſpiel, das mächtiger auf die Sitten des Volks, als Vorſchrif-

ten würkt. Friedrich der fünfte lebte an ſeinem Hofe nicht prächtig, und Bernſtorf hat durch ſeinen Wandel gezeigt, daß ſich die Neigung zum angenehmen Leben auch mit der reinſten Tugend vertrage. Er hat den Luxus befördert, in ſo fern er Dännemark glücklich machte, doch war es nicht Endzweck, ſondern Folge, die von einem größern Wohlſtand und einer geläuterten Empfindung des Schönen unmöglich getrennt werden kann.

Auch ein Patriot und ein Weiſer darf wünſchen, daß ein ſolcher Luxus noch mehr zunehmen möge; denn bis jetzt iſt er allein in die Mauern der Hauptſtadt eingeſchränkt, wo Ehrgeiz, Rangſucht und Begierde zu glänzen zu einer Prachtliebe reizen, die ſelten würklichen Reichthum anzeigt.

Nur um innerlichen allgemeinen Wohlſtand durch eine größere Thätigkeit auszubreiten, ſetzte Bernſtorf alle Kräfte der Nation in Bewegung. Darum hat er verjährten Vorurtheilen getrotzt und dem Dank ſeiner Zeitgenoſſen entſagt; darum rief er Fremde nach Dännemark, und belohnte ihre Talente mit Großmut. Wer dieſe Handlungsart tadelt, überlegt nicht, daß eine allzufrühe Selbſtgenügſamkeit, wie der Aberglaube, an die Mittelmäßigkeit feſſelt; daß es einerley iſt, ob man die Künſte des Ketzers verabſcheut, oder die Erfindungen des Fremden verachten; daß ein kluges Volk Weisheit holt, wo man ſie findet, und ſich nicht ſchämt zu lernen, wenn es den Mut fühlt, ſeine Lehrer zu erreichen.

Ich

Ich kann einräumen, daß Bernſtorf ſich oft in manchem ſeiner Entwürfe in der Ausführung irrte; daß ihn zuweilen Betrüger hintergiengen, weil er gern an die Redlichkeit glaubte; daß er, voll von den Gedanken eines nützlichen Anſchlags, Beſorgniſſen weniger als Hofnungen nachhing, und nicht immer Schwierigkeiten ſtrenge genug erwog; daß er, um ein gutes Werk mit Nachdruck zu befördern, oft freygebiger, als ſparſam, mit den Mitteln des Staats war. Ich gebe zu, daß ihm der levantiſche Handel, die afrikaniſche Kompagnie, und manche Fabriken mißglückten; aber der Werth allgemeiner Anſtalten wird nicht durch das Schickſal einzeler Verſuche, ſondern durch ihre Würkung im Ganzen, entſchieden. Es kömmt nicht darauf an, ob ſie ſämmtlich gelingen, ſondern ob ihr Endzweck die Wohlfahrt des Staats war? ob ſie mit den Fähigkeiten der Nation übereinſtimmten? ob die Thätigkeit derſelben in dem Gleiſe ermuntert wurde, den ihr die Natur vorgezeichnet hat? Das nur iſt die Frage des Weiſen, und hierüber allein muß ſich Bernſtorf verantworten.

Bey Unternehmungen, die erſt in Jahrhunderten reifen, darf man nicht gleich Früchte begehren, nicht gleich Einkünfte fordern. Erſt die Nachwelt wiegt mißlungene Verſuche gegen die Folgen der glücklichen ab, und wer für die Ewigkeit arbeitet, kann nicht mit ſeinen Zeitgenoſſen rechnen.

Für die nordiſchen Völker ſind Gewerbe zur See ein Beruf der Natur, denn ſie ſind von Jugend auf mit ihren Gefahren vertraut; darum begünſtigte Bern-

ſtorf jeden wahrſcheinlichen Entwurf, um die Schiffahrt auszubreiten; darum hat er den Handel in allen Gegenden der Erde verſucht, der die Schiffahrt nährt und belohnt. Er erlebte die Freude, daß Dännemark ſeine Geſchäfte immer mehr unmittelbar trieb und ſich aus der Gewalt eigennütziger Unterhändler riß. Es hörte zu ſeiner Zeit auf, den Hanſeeſtädten zinsbar zu ſeyn; es holt nun ſeine Bedürfniſſe ſelbſt aus allen Häfen der Welt, und Norwegen führt ſeinen Ueberfluß auf eignen Schiffen fremden Käufern zu. Auch die Frachtſchiffahrt nahm unter ſeiner Verwaltung durch ſeine Aufmunterung zu. Die däniſchen Seefahrer hatten ſich im letztern Kriege das Vertrauen aller Völker erworben. Sie unterhielten, unter dem Schutz der Neutralität, die zerriſſenen Bande der Menſchlichkeit, und brachten dem Vaterlande jährlich nicht viel weniger, als eine Million fremden Geldes, und zur See geübte Landeskinder zurück. Die Schiffahrt würde belohnender ſeyn, wenn ſie ohne die Freundſchaft der Barbaren möglich wäre, die ſchon zu lange eine ruhmloſe Handlungseiferſucht gegen die vernünftige Rache aller Völker geſchützt hat.

Kein Zweig des Fleißes hat ſich ſchneller in dieſer Zeit ausgebreitet, als der weſtindiſche Handel. Die däniſchen Inſeln dieſes Welttheils ſchmachteten unter der auszehrenden Gewalt einer Kompagnie, die gemeiniglich ihre Kolonien wie eroberte Länder behandelt, und ſich mit keiner Erndte begnügt, ſondern Beute verlangt. Der Zuckerbau gieng langſam von ſtatten,

ſtatten, und der gröſste Theil dieſer freygebigen Erde lag unbevölkert und öde, als Friedrich der fünfte ſich zur königlichen Handlung ohne Beyſpiel entſchloſs, der Geſellſchaft ihr ausſchlieſsendes Recht abzukaufen und ſeinen Unterthanen die Freyheit dieſes Handels zu verleihen. Nun erwachten die verſchloſsnen Kräfte der Natur; die Freyheit goſs ein neues Leben in die Geſchäftigkeit der Koloniſten und der Kaufleute des mütterlichen Landes. Der Anbau und die Ausfuhr nahmen verhältniſsmäſsig zu. Von vier mit Zucker beladenen Schiffen, die man jährlich in Dännemark einlaufen ſah, iſt die Anzahl bis auf funfzig geſtiegen; anſtatt daſs ſonſt kaum die Hauptſtadt verſorgt war, verſieht ſie nun ſchon mit ihrem Ueberfluſs manche Handelsſtädte des baltiſchen Meers.

Auf Manufakturen wandte Bernſtorf zwar eine unermüdete Aufmerkſamkeit, aber mit abwechſelndem Glücke; denn es iſt ein undankbares Unternehmen, gegen den Ruf geübter Fabriken zu kämpfen, oder es müſsen ſich mächtige Revolutionen aus einem Lande in das andere drängen. England und Deutſchland ſind ihre beſten Fabriken den franzöſiſchen und ſpaniſchen Verfolgungen ſchuldig. Ein glücklicher und geachteter Künſtler verläſst ſein Vaterland nicht, und dürftige Ueberläufer verdienen ſelten, daſs ſie ein ander Land aufnimmt, oder Auslagen mit ihnen auf ein ungewiſſes Spiel ſetzt.

Wenn nun auch die erſte Materie mangelt, wenn das Land weder Meiſter noch Werkzeuge liefert, und ſich der ganze Gewinnſt auf Arbeitslohn einſchränkt,

alsdann iſt der Endzweck nicht wichtig genug, und die Natur ſcheint dem Lande dieſe Gattung des Fleiſſes unterſagt zu haben.

Dennoch hat Bernſtorf einige dieſer Hinderniſſe glücklich überwunden. Manche Manufakturen haben ſich, an innerm Werth und äußerer Schönheit, den fremden genähert; wenigſtens iſt ein Saame ausgeſtreut, der zu künftigem Segen reifen kann.

Alle Fabriken wären, glaubt man, beſſer gelungen, hätte man ſie nicht in der Hauptſtadt angelegt, wo die Bedürfniſſe des Lebens allzutheuer ſind; aber man ſollte ſich aus der Geſchichte belehren, daß Manufakturen, ſobald ſie Geſchmack und Schönheit erfordern, immer in großen Städten entſtanden ſind. Da nur iſt Wetteifer, Lob des Kenners und Belohnung der Reichen. Wenn nun gar die Regierung die Koſten allein trägt; wenn ſie den Fabrikanten durch Preiſe, durch ausſchlieſſende Rechte und Vorſchüſſe begünſtigt; ſo muß es unter ihren Augen geſchehn. In einem mit Waſſer umfloſſenen Lande, deſſen Küſten nicht alle bewacht werden können, iſt es leicht, fremde Arbeit einzubringen, ſie für Produkte einer inländiſchen Manufaktur auszugeben und derſelben unverdiente Befreyungen und Preiſe zuzueignen, noch leichter, im unbeobachteten Müßiggang den Vorſchuß des Staats zu verſchwenden. Anders verhält es ſich freylich mit Manufakturen, die ſich von ſelbſt in einem unfruchtbaren, aber ſtark bevölkerten Lande bilden; alsdann wird die Armuth die Mutter eines erfinderiſchen Fleißes, der beſſer als die weiſeſten Anſtalten

ſtalten gelingt und ſich ſelten von ſeinem Geburtsort entfernt. Aber der Ackerbau, die Fiſcherey und die Schiffahrt können noch keine Hände in Dännemark entbehren. Jedes Volk wendet ſich in der Ordnung der Dinge nur dann erſt zur künſtlichen Induſtrie, wenn die Natur ihre Wohlthaten weigert. So lange es noch ſeine Nahrung der Erde und dem Meer abgewinnt, läßt es ſich nicht an den Weberſtuhl feſſeln, ſondern zieht einen mit Freyheit und Geſundheit verbundenen Beruf einer kränklichen und einförmigen Lebensart vor.

Die Künſte fanden in Bernſtorf einen Beſchützer, die Wiſſenſchaften einen Kenner und Belohner; ſie wandeln immer Hand in Hand und veredeln den Genuß und das Glück unſers Lebens. Er verband um ihren Flor zu befördern, ſeine Bemühung mit dem Eifer des Staatsmannes, den ſein König wie einen Freund geliebt hat, und der (die Mißgunſt leugnet es nicht) ſeine Macht nur um wohl zu thun übte. Der Einigkeit dieſer beyden Miniſter hat die Nation den ſchnellen Fortgang ihres Geſchmacks zu verdanken. Die Akademie der Künſte, eine Einrichtung zur Ausbreitung der natürlichen Geſchichte und die botaniſchen Anſtalten wurden geſtiftet. Saly und Chardin wurden königlich belohnt, ſie, die ganz von dem Geiſte des Alterthums genährt, auch in der ſchönſten Zeit von Italien geglänzt haben würden. Ihr Unterricht hat würdige Schüler gebildet, und ihre Werke lehren die Nachkommenſchaft.

Klopſtock und Kramer und von Berger, der Arzt, oder nenn' ich ihn lieber mit einem mir viel theurern Namen Berger, der Freund aller leidenden Menſchen, wurden ſämmtlich durch Bernſtorf gerufen, von ihm geliebt und durch ſeinen König belohnt. Niebuhr ward durch ſeinen Schutz aufgemuntert, den Verluſt ſeiner unglücklichen Reiſegefährten durch ſein beſcheidenes Werk zu erſetzen. Auch wichtige Unternehmungen auswärtiger Gelehrten hat Bernſtorf unterſtützt, denn die Sache der Wiſſenſchaften iſt ein allgemeines Geſchäfte der Menſchlichkeit. Er unterhielt mit den Berühmteſten einen beſtändigen Briefwechſel, und ſchritt mit den Kenntniſſen ſeines Zeitalters fort. Unter dem Gedränge ſeiner täglichen Pflichten gewann er Zeit, um wichtige Werke mit der Aufmerkſamkeit eines Kunſtrichters zu leſen. So hat er Klopſtocks Hermann, noch eh' er gedruckt ward, geprüft, und Schlegels Geſchichte der Könige des oldenburgiſchen Hauſes im Manuſcript mit eigenhändigen Anmerkungen begleitet.

Auch der Lieblingsgedanke unſers Jahrhunderts, die Verbeſſerung der Schulen, war eine Angelegenheit ſeines Herzens; aber dies iſt nicht die Arbeit nur Einer Regierung, nicht Eines Jahrhunderts, und es ſcheint nicht, daß ein völliger Umſturz vorhandener Verfaſſungen das Geſchäfte erleichtert. Jede Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Ordnung ſchreitet nicht durch Sprünge, ſondern ſtufenweiſe fort, und kämpft lange mit den Vorurtheilen und den Umſtänden der Zeit. Durch Statuten wird etwas, aber

wenig,

wenig, gefördert, denn wer kann Weisheit und Tugend verordnen? Es iſt nicht genug, Lehrer zu erleuchten, auch die Aeltern müßten erſt mehr aufgeklärt ſeyn, damit nicht der häusliche Eindruck die Würkung des Schulunterrichts ſchwäche, damit nicht eine Kraft die andere zerſtöre. Bernſtorf that wenigſtens einzele Schritte und bereitete größere Entwürfe vor, deren Ausführung einer künftigen Welt vorbehalten bleibt.

Noch war er mit einem Geſchäfte beladen, das ſelten der Mächtige wählt, und das ihm gewiß der Neid nicht mißgönnte, ich meyne die Aufſicht über die Verſorgung der Armen. Ihre Seufzer dringen nicht in die Paläſte des Großen, oder dieſe wenden ihr beleidigtes Ohr weg. In Hoſpitälern, die oft mehr der Ehrgeiz, als das Mitleiden ſtiftet, wohnt ein glänzendes Elend; ſtolze Aufſeher ſchwelgen, und die eingeſetzten Erben verſchmachten. Aber das Hoſpital, welches Friedrich ſtiftete und Bernſtorf und Berger eingerichtet haben, befriedigt die Wünſche des Menſchenfreundes; Kranke werden daſelbſt mit einer ſo wohl geleiteten Sorgfalt verpflegt, daß Begüterte von allen Ständen die Wartung dieſes Hauſes der Pflege ihrer eigenen Familie vorziehn. Hiermit iſt eine Anſtalt zur unentgeltlichen Geburtshülfe verbunden, welche die Fehltritte der Menſchlichkeit verbirgt; und dem Staat manchen tüchtigen Bürger erhält. Auch das Erziehungshaus in Chriſtianshaven, das dem Unterricht dürftiger Knaben in bürgerlichen Kenntniſſen gewidmet iſt, war in Königs

Fried=

Friedrichs Regierung eingerichtet, und Chriſtian der Siebende hat alle dieſe wohlthätigen Anſtalten durch das allgemeine Hoſpital unter Bernſtorfs Verwaltung vermehrt.

Ich könnte nächſt nach den königlichen Wohlthaten Bernſtorfs eigne Freygebigkeit rühmen, denn er theilte mehr als ſeinen Ueberfluß aus; aber ich will die Geheimniſſe der Menſchenliebe nicht verrathen, die er ſorgfältig dem Auge der Welt, und nicht ſelten dem geretteten Elenden, verbarg. Es iſt auch kein Beyſpiel, das zur Nachahme reizt, wenn ich anführte, daß ein Viertel ſeiner Amtseinkünfte, das Erbtheil der Dürftigen war. Ihre Thränen floſſen, als er Dännemark verließ, ihre vielvermögende Thränen vor Gott.

Die bürgerliche Verfaſſung der deutſchen Provinzen war insbeſondere Bernſtorfs Aufſicht anvertraut, und daſelbſt wird noch lange ſein Angedenken blühn; alle Stände ſegnen ſeine Verwaltung; die Kirche verdankt ihm Anſehen und Schutz, die Gerichte weiſe Geſetze, die Unterthanen ein zufriedenes Leben.

Er verlangte, daß die herrſchende Religion in ihrer Reinigkeit gelehrt werden ſollte, weil Vernünfteley und Polemik den großen Haufen nicht beſſert; aber darum war er keinen Zweiflern gehäßig, nicht gegen ihre Verdienſte unempfindlich. Es fiel ſeinem Herzen nicht ſchwer, Orthodoxen und Irrende zu ehren, den erleuchteten Cramer zu lieben und den redlichen Baſedow zu ſchätzen, die aufrichtigen Anhänhänger aller Religionen als ſeine Brüder zu ertragen.

Bey Beſetzung geiſtlicher Aemter zog er immer den Mann von unſträflichen Wandel, der durch ſein Beyſpiel zur Nachahmung reizt, dem größern Gelehrten vor; und von den Gerichten forderte er Recht, wie ſolches der Menſchenfreund austheilt, der niemals vergißt, daß ſein Amt nicht die Geiſſel, ſondern der Troſt unſers Lebens ſeyn ſollte, und der, wenn er ſtraft, mit den Thränen des Verurtheilten die ſeinigen miſcht. Jeder Spruch in bürgerlichen Fällen war ihm heilig. Er verſchloß zwar keiner Bitte den Zugang zum Thron, und oft drang ſich eine unbeſcheidene durch, vielleicht ward auch zuweilen ſeine Einſicht getäuſcht; aber immer blieb es ſein unveränderlicher Grundſatz, daß ein Miniſter kein Geſetzerklärer ſeyn müße. Was ein Kollegium redlicher Männer gemeinſchaftlich durchgeforſcht hat, wird ſelten ein einzeler Mann, auch mit vorzüglichen Gaben, aber durch größere Geſchäfte zerſtreut, geduldiger, gründlicher prüfen, billiger und gerechter entſcheiden; und ſobald man Urtheile durch Machtſprüche ändert, ſo ſind Freyheit und Eigenthum, die erſten Rechte des Bürgers, dem Einfluß der Gewalt oder der Gunſt unterworfen.

In Bernſtorfs Zeit iſt eine Menge heilſamer Verordnungen erſchienen. Einige ſetzen dem verwüſtenden Gang der Schikane engere Schranken, ohne daß jedoch dieſe Hyder des Unglücks, die in allen ihren abgehauenen Enden wieder auflebt, ganz gebändigt werden konnte; andere haben die gerichtlichen Eide vermindert, und ſie dadurch ehrwürdiger gemacht;

eine hat dem mannigfaltigen Betrug der Gewinnſucht im Handel geſteuert, und mit ſcharfſinniger Billigkeit in beyden Königreichen einerley Maaß und Gewicht eingeführt; eine andere, unter dem Namen der Hebammenordnung, hat gefährliche Mißbräuche ausgerottet, und das Verfahren der Wehmütter der Aufſicht vernünftiger Aerzte unterworfen.

Die Heerſtraßen in Seeland, welche denen in Frankreich und England nicht an Pracht und Bequemlichkeit weichen, und die Poſtanſtalten in Holſtein iſt man nicht weniger Bernſtorfs Vorſchlägen ſchuldig. Jeder Gedanke nützlich zu ſeyn war ſeinem Herzen willkommen. Ich ſondre aus der Menge ſeiner weiſen Anſtalten nur diejenigen aus, die durch ihren Einfluß auf die Verfaſſung des Staats auch der Folgezeit merkwürdig bleiben. An den meiſten Verfügungen in den deutſchen Provinzen hat der Konferenzrath Carſtens, ein aufgeklärter Menſchenfreund, Theil, deſſen Tugend die Belohnung verdient, in Bernſtorfs Geſchichte zu glänzen.

Bernſtorf wurde in allen Fächern ſeiner Arbeit durch würdige Gehülfen unterſtützt. Er ſah mit kaltem Blick über den Haufen der Gnadenbettler weg, die in den Vorzimmern der Mächtigen kriechen, und ſuchte ihn auf im Gedränge, und drang tief in den Mann, den er zum Dienſt des Staats fähig glaubte, und es gelang ihm, ein aufkeimendes Genie, noch eh es glänzte, zu entdecken. Auch unter guten Miniſtern ſchmachtet mancher würdige Mann ungebraucht, blos weil er mißfällt; andre dringen ihrem

Fürſten

Fürſten eine elende Schaar ihrer Günſtlinge auf, die dem Fluch der Nation Trotz bieten und die Erndte der Tugend verzehren; Bernſtorf war über dieſe Launen erhaben. Redlichkeit und Wiſſenſchaft feſſelten immer, aber auch allein, ſeine Gunſt; Verdienſt entwickelte ſich ſchnell unter ſeiner Aufſicht; ſein Beyſpiel reizte zur Nachfolge, ſeine Weisheit leitete ſie. Aber er theilte mit ſeinen Untergebenen freygebiger den Ruhm, als die Arbeit, und ließ ſich mit ſanfter Würde herab. Immer blieb er der größere Mann, aber niemand fühlte ſich an ſeiner Seite erniedrigt. Er verſtand es, Aufträge in Geſchäften, in die Sprache des Umgangs, Verweiſe in einen freundſchaftlichen Rath, und verdienten Tadel in Zweifel zu kleiden. Wenn er Fleiß und Treue geprüft hatte: ſo vergaß er menſchliche Fehler, ohne ſie neugierig hervorzuziehen, ohne den Irrenden zu beſchämen; denn ein würklich großer Mann iſt immer zur allgemeinen Nachſicht geſtimmt. Der Adel war ihm ein ehrenvoller Stand, der den Thron eines Monarchen verherrlicht. Er vermuthete gern erbliche Tugend bey den Nachkommen berühmter Vorfahren, und er gab ihnen früh Gelegenheit, um die Anſprüche ihrer Geburt zu erfüllen; aber er verlangte Proben eines feurigen Eifers, des großen Namens würdig zu ſeyn, der, wenn er die Verdienſte des Enkels umſtralt, gewiß auch kein ſchwächeres Licht über ſeine Fehler verbreitet. Noch ehrwürdiger ſchien ihm der Mann, der durch rühmliche Thaten der erſte eines dunkeln Geſchlechts war, der allein, ohne Reize der Geburt

und des Beyſpiels, die hohe Bahn der Tugend gieng, der, nach unbekannten Vorfahren, groſsen Nachkommen die Laufbahn zur Unſterblichkeit öfnete.

Es war Wolluſt, unter Bernſtorf zu dienen. Alle Pflichten wurden zu Empfindungen, und er vergalt Verdienſte, wie er ſelbſt belohnt zu ſeyn wünſchte, wie er es war, durch Vertrauen und Zärtlichkeit, nicht durch eine gemiſsbrauchte Gnade des Königs. Reichthum iſt der Günſtlinge Lohn; aber Achtung und Nachkommendank gebührt der Tugend allein. Wer ihn liebte, dachte edel genug, den langſamen Weg des Verdienſtes ohne Murren zu wandeln und dem Beyſpiel zu folgen, welches ſein eigner Neffe gegeben hat.

Er, der Freund ſeines Herzens, der ihm in allen ſeinen Aemtern, ſo wie in jeder Tugend, gefolgt iſt, ſtieg nur durch Arbeit zur Würde, und hat im Staat keine Stelle bekleidet, die ihm Patrioten miſsgönnten, oder wozu ihn nicht Fleiſs und Talente berechtiget hätten.

So dachte, ſo handelte Bernſtorf. Dännemark hat ſeine Grundſätze geprüft; die Welt hat ihn handeln geſehn. Ich darf mich auf die Stimme des Redlichen berufen, ein groſser Name umſtralt den Wandel des Mannes, ein ganzes Volk wird zu Angebern und Richtern, Bernſtorf darf ihr Urtheil nicht ſcheuen, er, der nicht ſein öffentliches Leben allein, ſondern jeden einſamen Augenblick deſſelben dem Auge Gottes ohne Furcht unterwarf; denn die Religion hatte ſeine Tugend veredelt, ſie hat ihn durch die

glänzen-

glänzenden Gefahren der Macht, und auch die Stufen herab, freundſchaftlich geleitet, ſie hat ihm Demuth im Glück, und Muth im Unglück verliehen.

Sie allein hat ihn zum Patrioten gemacht, der den ſeltenen Namen alsdann nur verdient, wenn er Neigungen, Leidenſchaften, alle Wünſche ſeines Herzens, dem großen Wohl aufopfert, wenn er ſich vergißt, und nur immer lebhaft das Verhältniß denkt, in welches er eingeſchaltet iſt, wenn er unerſchrocken in den Abgrund blickt, an welchen ihn die Vorſehung ſtellt, und gelaſſen ins Gewitter, das über ſeinem Haupte droht.

Darum zitterte Bernſtorf in keinen Gefahren, darum ermüdete ihn weder Undank noch Kaltſinn, darum war er zufrieden, wenn das Gute geſchah, und gönnte andern den Ruhm und die Belohnung, darum vergaß er Beleidigungen, und rächte ſie nie, und nur Feinde des Staats waren die ſeinigen, darum gewann er es über die Menſchlichkeit, auch ſeine Verfolger zu belohnen, ihre Verdienſte ums Vaterland zu ehren und ihre Talente dem König zu empfehlen. Noch leben die Männer, und wenn ſie auch Bernſtorf nicht liebten: ſo ſind ſie doch redlich genug, um die Wahrheit dieſes Zeugniſſes einzugeſtehen.

Ich folge nun Bernſtorf in die Stille des häuslichen Lebens, wo ein Menſch den andern nur durch innern Werth, nur durch eigne Tugend übertrifft, wo kein Glanz der Würde mehr blendet, wiewohl auch dieſe nur einen Augenblick täuſcht; denn ein Staatsmann kann auf ſeinem hohen Standort, ſeine

Sitten, ſeine Schwachheiten, nicht lange verbergen. Bernſtorfs Tugend war ſtrenge und auf unveränderliche Grundſätze gebaut, aber nicht in den ſtoiſchen Ernſt gehüllt, der alles Vergnügen wegſcheucht, ſondern ſie vertrug ſich mit den Freuden des geſellſchaftlichen Lebens. Man vermuthet zwar die Gabe zu gefallen bey dem Mann der großen Welt; er lebt immer unter Menſchen, deren Meynung ihm nicht gleichgültig ſeyn kann, und iſt geübt, auf die kleinſten Anſprüche der Geſellſchaft, auf die Forderungen jeden Augenblicks zu merken; es iſt auch ſelten ohne dies Talent ein Miniſter groß und mächtig geworden: aber es erhält ſich nicht lange, wenn er ein Arbeiter iſt, und den Staatsangelegenheiten ſelbſt vorſteht; ſein Geiſt wird zu ſehr an wichtige Gegenſtände geheftet, als daß er ſich zu den kleinen Aufmerkſamkeiten des Umgangs herablaſſen ſollte. Daher rührt der feyerliche Ernſt, die finſtre, eingewickelte Miene, die man keinem Miniſter verzeiht, und die allerdings eine billigere Nachſicht verdient. Auch Bernſtorf gefiel nicht beym erſten Anblick, denn ſein Auge war umwölkt, und es ſaß Tiefſinn auf ſeiner Stirne: aber ſo wie man ihm näher trat, drang die Seele mächtig in jeden Zug ſeines Angeſichts, heiße Menſchenliebe glühte im Auge und heitere Leutſeligkeit verjüngte den Zug ſeines Mundes; man hielt ihn bald für einen gütigen Mann, und er hatte kaum zu reden angefangen, für einen großen glänzenden Mann. Seine Beredſamkeit floß wie ein ſanfter Strom, und bahnte ſich Wege durch Felſen; er nahm ein, überredete,

über=

überwältigte, je nachdem es ihm gefiel, der Ausdruck ſchmiegte ſich dem Endzweck, das Wort der Sache feſt an; ſein Gegenſtand war mit Wahrheit umſtralt und gieng hervor und ſtand da, mit den Farben der Natur geſchmückt. Er ſprach auszeichnend vortreff= lich über Regierungsgeſchäfte, über Revolutionen in der Geſchichte der Menſchheit, über künftige wichtige Folgen kaum hervorkeimender Urſachen, über Erwar= tungen im Syſtem der Politik; dann malte er Staa= ten und Menſchen nach dem Leben und aus der Ge= ſchichte mit leichten, aber treffenden Umriſſen, deren Aehnlichkeit auffiel, ordnete Maßen und vertheilte Licht und Schatten mit ſchöpferiſchen Zügen einer Meiſterhand. Beyſpiele der Tugend begeiſterten ihn; jede Geſinnung der Wohlthätigkeit, der Vaterlands= liebe, traf in ſeinem Herzen auf eine verſchwiſterte Saite, die deutlich im wärmern Ausdruck hervor= klang; ſein Blick und ſeine Sprache glühten, und er hob uns mit zu hohen Empfindungen empor.

Ein Mann, der mit blendenden Gaben auch noch Macht und Einflüſſe vereiniget, herrſcht gewöhnlich allein in dem ſchweigenden unterthänigen Haufen; alles hört und bewundert, niemand wagt einen Laut, und das Gleichgewicht der Unterhaltung hört mit al= len ihren Annehmlichkeiten auf. Aber Bernſtorf de= müthigte nicht durch die Vorzüge ſeines Verſtandes; er lud zum Widerſpruch durch Leutſeligkeit, und wußte ſeinen Gegenſtand immer nach dem Geiſtesvermögen der Geſellſchaft zu wählen. Er verſtand es, eine Frage zu thun, die man wünſchte, eine Antwort zu

finden, die befriedigen mußte. Er hatte für jeden ein Wort, einen Blick, ein Zeichen der Achtung in Bereitſchaft, das auch dem Furchtſamen Muth gab. Jeder fand einen Anlaß, ſein Talent zu entwickeln, jeder ſeinen Raum, wo er mit Vortheil erſchien. Hierin allein beſteht die wahre Höflichkeit, welche, wenn ſie nicht im Karakter liegt, den Groſſen ſo ſelten gelingt, weil immer das Bewußtſeyn der Gnade durchſcheint, mit welcher ſie großmüthig ihrer Würde entſagen; und, ſobald nur der Geringere ſeinen Abſtand einen Augenblick zu vergeſſen ſcheint, oder irgend einer Lieblingsthorheit nahe tritt: ſo hüllt ſich der Große zum Schrecken des Verwegenen ſchnell wieder in ſeinen Purpurmantel ein.

Bernſtorf war ſogar ſeiner Temperamentsneigungen Meiſter. Er war mit einer auffallenden Wärme geboren; und weil ſeinem Scharfſinn das Lächerliche nicht entrann, ſo drängte ſich oft die Satyre bis an ſeine Lippen und leuchtete noch aus ſeinem Blick, aber er blieb ſeines Ausdrucks mächtig, der nie das Gepräge des Spottes trug und immer zur Freundlichkeit geſtimmt war.

So betrug ſich Bernſtorf unter ſeinen Untergebenen und in der allgemeinen Geſellſchaft. Ich unternehme es nicht, ihn unter ſeinen Freunden zu ſchildern, wenn ſeine ganze Seele ſich ergoß und alle Zirtlichkeit ſeines Gefühls auch in ihre Herzen ſtrömte; denn wer iſt fähig, ſie nachzuempfinden?

Sonſt meidet die Freundſchaft die Paläſte der Groſſen; ihre Stelle vertritt eine niedrige Dienſtfertigkeit,

tigkeit, eine heuchleriſche verſtellte Liebe, die, ſo bald die Gnade des Fürſten wankt, oft ohne irgend eine andere Veranlaſſung, zum offenbaren Haß wird. Der Anhang mancher Miniſter iſt ein Haufen um Lohn gedungener Knechte, und unter Gebietern und Sklaven giebt es keine Verbindung der Seelen. Aber Bernſtorf hatte ſich Freunde erworben, die ſeines Herzens würdiger waren; ſie ſchätzten, unabhängig von der Würde, den Mann, der nicht verehrt, der geliebt ſeyn wollte, und der ihre Freundſchaft mit einer Zärtlichkeit vergalt, die in der verfeinerten Welt nicht gekannt wird.

Ihr wenigen Edlen, eilet mit mir über ein allzutrauriges Angedenken weg, oder überlaßt euch vielmehr ohne Zwang eurem Schmerzen.

Bernſtorf war ganz zum Vergnügen des Umgangs geſchaffen; er zog, mehr aus Pflicht, als aus Neigung, ein einſames Leben allen ſeinen Reizungen vor, aber ſein Tag reichte kaum zu der Arbeit hin, welche unaufhörlich auf ihn zudrang; die erſten Stunden deſſelben waren der Religion, und zwar nicht ihrer Uebung allein, ſondern auch ihrer Unterſuchung, gewidmet; er las die größten Theologen aller Zeiten; er verglich ihre Lehren mit den heiligen Quellen; unterſuchte und prüfte ihre Glaubwürdigkeit, und waffnete ſich gegen ernſthafte Zweifel. Es iſt wahr, er las die Spöttereyen nicht, die, wenn man ihren Nachbetern glaubt, unſer Jahrhundert ſo aufgeklärt haben, und die man, wiewohl nicht im Ernſt, die Stimme des andern Theils nennt. Sie mögen den

Thorheiten des Alters und den Wünſchen der Jugend ſchmeicheln, aber ſie kommen der kalten Vernunft des Rechtſchaffnen verächtlich vor. Wer nicht Einfälle, ſondern Gründe ſucht, wer überzeugt, belehrt, nicht beluſtigt ſeyn will, bebt vor dem Frevel zurück, die Regierung Gottes nach Schmähſchriften zu beurtheilen.

So, durch hohe Betrachtungen aufgeheitert, gieng Bernſtorf mit Freuden an die Geſchäfte ſeines Berufs, las alle Bittſchriften ſelbſt, und hielt ein eigenes Tagebuch darüber; ſelten entfiel ihm ein wichtiger Umſtand, zumal wenn er zum Vortheil der Bittenden gereichte; ſelbſt in gerichtlichen Angelegenheiten nicht, die, gekleidet in ihre veraltete Tracht, dem Mann von Geſchmack zuwider ſind. Auch der Geringſte ſeufzte nicht nach Beſcheid; Hülfsbedürftige aus allen Ständen wurden oft durch eigenhändige Schreiben erfreut; alle wurden getröſtet, wenn ſie auch nicht alle erhört werden konnten.

In den auswärtigen Geſchäften überließ er wenig der Arbeit ſeiner Untergebenen. Er entwarf die wichtigſten Aufſätze, las alle Berichte der Abgeſandten ſelbſt, und verlangte keine Auszüge, die zwar die Mühe des Leſens erleichtern, aber auch den Sinn der Berichte entſtellen. Er ſchrieb aus der Fülle ſeines Geiſtes und Herzens; Gedanken und Ausdruck ſtrömten ihm zu. Er verſtand es, in einem gefälligen Ton durchdringend an den Verſtand zu reden, überwiegend einzunehmen, alle Gegenſtände ſo zu ordnen, daß ſie ſich unter einander gemeinſchaftlich ho-

ben,

ben, und daß kein triftiger Umſtand in Schatten zurück wich. Er wußte die Aufmerkſamkeit bey verwickelten Sachen durch ein immerſteigendes Intereſſe zu feſſeln, immer den einzigen Ausdruck zu finden, der keine fremde Deutung zuließ, die in ſeinen Geſchäften nicht gleichgültig war. Sein Styl war edel, ohne redneriſchen Schmuck, leicht und fließend, ohne Trockenheit; er überredete und rührte, weil er mit aller Würde ſeiner eignen Tugend die Geſinnungen wohlthätiger Könige vortrug; denn immer bleiben Gerechtigkeit und Wahrheit die einzigen Quellen aller Ueberzeugung, und kein Sofiſt hat mit allem Schimmer des Witzes je im eigentlichen Verſtand eine ſchlechte Sache vortreflich vertheidigt. Es iſt Schade, daß ſeine Arbeit unter die Geheimniße der Politik gehört, daß ſie der Bewunderung der Kenner entzogen bleiben muß. Seine Inſtruktionen an Geſandte ſeines Königs ſind Meiſterſtücke der Staatskunſt und des Vortrags. Der Miniſter befand ſich gleich mitten in dem Hof, an dem er zu leben beſtimmt war; das Verhältniß dieſes Hofes mit Dännemark, ſein Gewicht auf andre Staaten, der Karakter der Nation, das Syſtem der Regierung, war unterrichtend und deutlich entfaltet, Miniſter, Günſtlinge, Häupter mächtiger Partheien waren geſchildert, ihr Vermögen im Handeln war berechnet. In den Ausdrücken, mit welchen Bernſtorf die Wünſche des Königs empfahl, waren die Mittel ſie zu erreichen enthalten, alle Einwürfe waren entkräftet, Gründe mit Uebergewicht bewafnet, jeder Schritt

 war

war ſo behutſam vorgezeichnet, daß auch ein Neuling in der Staatskunſt, mit einer ſolchen Karte verſehen, ſich kühn in das Labyrinth der Politik wagen durfte, und aus dieſer Schule kamen vortrefliche Männer, zum Dienſte des Vaterlands gebildet, zurück.

Bernſtorf verſtand die meiſten Sprachen von Europa, aber vorzüglich war er der franzöſiſchen mächtig. Sie iſt die Sprache der großen Welt, und verbindet durch den Briefwechſel und den Umgang faſt alle geſittete Völker, insbeſondere gehört ſie der Staatskunſt zu, die, wie alle Wiſſenſchaften, ihre Kunſtſprache und ihre Eigenheit hat; nur hat der neue Geſchmack ſie allzuſehr mit Putz überladen, und dadurch ihren Nachdruck entkräftet; man ringt nach Witz, wo man kalte Vernunft fordert; man misbraucht hohe Metafern zu gemeinen Gedanken, und ſcheuet ſich nicht, die Geſchäfte ganzer Völker in Epigrammen und Antitheſen zu verhandeln. Dieß war nicht der Styl des berühmten Jahrhunderts, in welchem Bernſtorf ſeine Muſter aufgeſucht hatte. Man las ſeine Aufſätze noch mit Vergnügen nach nach der Arbeit eines Lionne, eines Torcy, eines Eſtrades. Lionne war ſein Muſter, ohnſtreitig der größte Schriftſteller in Geſchäften; aber Bernſtorf übertraf ihn durch Würde des Inhalts. Er rührte durch die Mäßigung, durch die Gerechtigkeit ſeines Königs, anſtatt daß jener die Eitelkeit des Seinigen, zuweilen gar ſeine Rache veredeln mußte.

Im Deutſchen war Bernſtorf minder geübt, ob er gleich mit Empfindung unſere beſten Schriftſteller

las.

las. Als er anfieng in der Welt zu erſcheinen, war der deutſche Geſchmack noch in ſeiner Kindheit; die Schreibart beſchäftigter Leute war mehr oder weniger eine Art des Aktenſtyls, der entweder im froſtigen Einklang ertönte, oder ſich in verſchränkten Perioden verwirrte, wo der Sinn im Gedränge müßiger Worte verſchwand. Er hatte in Regensburg gelebt, und konnte den Ton dieſer Schule nicht verläugnen; aber, weil ein Genie immer jede Sprache nach ſeinen Abſichten beugt, ſo drückte er auch im Deutſchen große und edle Gedanken, vielleicht nicht zierlich, aber mit einem eignen Nachdruck, und mit einer fremden, aber kräftigen Wendung aus. Mitten unter ſeiner Arbeit las er vortrefliche Bücher; ſie wurden behutſam, wie ſeine Freunde, gewählt, und es war ein Vorurtheil für den Werth eines Buchs, wenn man es in ſeiner Sammlung antraf.

Ein ſo beſchäftigter Mann findet ſeine Wolluſt in dem Genuß jeder freyen ruhigen Stunde; ſie iſt ihm zu koſtbar, als daß er ſie in dem ſinnloſen Getümmel der Welt verſchwenden ſollte. Bernſtorf überließ ſich alsdann den ſtillen Freuden des häuslichen Glücks, das ſich täglich erneuert, das dem Weiſen allein noch Vergnügen gewährt, wenn ihn jeder Triumph der Macht und des Anſehens, jeder Aufzug der Höfe kalt läßt. Er war der freundſchaftlichſte, gefälligſte Ehemann. Seine Gemahlin blieb immer die Vertraute ſeines Herzens; er kehrte freudig aus jeder Geſellſchaft in ihre Arme zurück; jedes Wort, das an ſie gerichtet war, jeder Blick, der

dem ihrigen begegnete, trug das Gepräge ſeiner Zärtlichkeit.

Die letzte Stunde des Abends war die angenehmſte ſeines Tages. Dieſe brachte er unter ſeiner Familie, mit ſeinen Hausgenoſſen und einigen Gelehrten in Unterredungen zu. Klopſtock, der Sänger Gottes und Freund und Liebling der Menſchen, der rechtſchaffene geiſtvolle Cramer, der reine Lehre und unſträflichen Wandel mit Witz und Munterkeit und ausgebreiteten Kenntniſſen vereinigt, gehörten mit zu dieſem glücklichen Zirkel. Wir hingen alsdann an Bernſtorfs Mund, und labten uns mit Sokratiſcher Weisheit. Hier entfaltete ſich ſein Herz und ſein Geiſt; der Schleyer der Würde fiel nieder, und die erhabne Seele glänzte in ihrer eigenthümlichen Schönheit; wir verlieſſen ihn nie, ohne wärmer für die Tugend zu empfinden, ohne unterrichtet oder gebeßert zu ſeyn.

Wenn die ſchöne Zeit des Jahrs heran nahte, ſo entfloh auch Bernſtorf aus dem Geräuſche der Stadt in die ſanftern Scenen der Natur. König Friedrich hatte ihm ein Landgut geſchenkt, das, als der Ruhplatz eines großen Mannes, unſerer Zeit und der Nachwelt ehrwürdig bleibt.

Auf einem Hügel, der auf einer weit ausgebreiteten Fläche ſich langſam erhebt, iſt ein geſchmackvolles, mehr bequemes als prächtiges, Wohnhaus erbaut. Jenſeits der Fläche begränzt die Stadt den Horizont, nah genug, um in ihrer ganzen Schönheit zu glänzen, und entfernt genug, um die ländliche

liche Ruhe nicht zu ſtören. Die Stadt dehnt ihr Gewühl durch den Hafen in das angränzende Meer aus; hier verändert die Schiffarth jeden Augenblick die reiche mannigfaltige Scene, und das ſtille ferne Getümmel entzückt. An dem Hafen vorbey verliert ſich der Blick auf der See, oder ruht zuweilen unter einer ſich ſammlenden Flotte, oder auf den Küſten von Schonen aus.

Jung gepflanzte Alleen führen von dem Wohnhaus in die regelloſen Gänge eines reizenden Waldes, der einen Garten verbirgt und ſchützt, auf welchen die Sonne nicht weniger gütig, als auf ein ſüdliches Land blickt. Er iſt das Muſter der Gärten von Dännemark, und bringt die beſten Früchte der wärmern Provinzen von Europa in ihrer Vollkommenheit hervor. Bernſtorf hat ihn gepflanzt und gewartet; er hat in demſelben die angenehmſten Stunden ſeines Lebens zugebracht; ſein Geiſt blühte auf, und ſein Herz erweiterte ſich, wenn er die freyere Luft dieſes Luſtplatzes athmen konnte. Er hatte es gelernt, die Stufenfolge der Wohlthaten Gottes in der Natur aufzuſuchen, einen heitern Tag mit Entzücken zu grüßen, der Entwickelung der Pflanzen nachzuſpüren, die Ankunft der Blüte zu belauſchen und über die ſchwellende Frucht zu frohlocken, alle die mannigfaltigen Freuden zu empfinden, die ein unverdorbnes Gefühl mit keinen andern vertauſcht.

Damit auch kein Segen dieſer auserwählten Erde fehlen möge, verſamlete Bernſtorf glückliche Menſchen um ſich her. Er gab ſeinen Gutsunterthanen

ihr

ihr Geburtsrecht, Freyheit und Eigenthum, wieder; er munterte ſie durch großmüthige Beyhülfe auf, ihre Güter zu theilen, und auf der Mitte ihres Landes zu wohnen.

Schnell deckten ſich Heiden mit fröhlichen Saaten; neue Pflanzungen ſtiegen hervor; anſtatt dürftiger Hütten in elenden Dörfern wurde die Gegend mit angenehmen Wohnungen geſchmückt, in welchen glückliche Väter ihre Kinder den Namen ihres Wohlthäters lehrten. Sie wollen ihm, dem Freund der Menſchen, mitten in der verſchönerten Gegend ein Denkmaal errichten, das dem künftigen Wanderer gewiß edlere Empfindungen, als Trophäen, einflößt, einen prachtloſen, aber ehrwürdigen Stein, auf welchen die Thräne ihrer Dankbarkeit floß.

In dieſer Wohnung des Friedens fühlte Bernſtorf ſich glücklich; ſein Gedächtniß rief ihm tugendhafte Thaten und überzeugende Beyſpiele der göttlichen Vorſehung zurück; keine Handlung ſeines Lebens war durch eine kränkende Reue verbittert; ſein Fleiß war mit Gedeyen geſegnet; er war von den Redlichen im Staat, von den Würdigſten aller Nationen verehrt, von ſeiner Familie, von ſeinen Freunden, von ſeinen Untergebenen geliebt; und auf ſeiner gefahrvollen langen Laufbahn hatten ihn wenig Unglücksfälle betroffen. Er näherte ſich mit muntern Kräften dem Alter, und durfte ſich ſchmeicheln, noch manche Früchte ſeiner Arbeit zu genießen, noch lange dem Staate nützlich zu ſeyn.

Am

Am Abend des Lebens wird ſelten ein Mann, der in großen Verhältnißen eingeflochten war, die vergangene Zeit wieder durchzuleben wünſchen, ohne Epoken, ohne Vorfälle auszunehmen, deren Angedenken ihn quält; aber Bernſtorf hat es oft mit freudigem Danke gegen die Vorſicht wiederholt: er nähme jeden verfloſſenen Tag aus den Händen der Allmacht ohne Bedingung zurück, gienge er nicht einer herrlichen Zukunft entgegen.

Jedoch auch ſeiner wartete der Sterblichen Loos, die, wenn ſie auch keine Strafgerichte fürchten, doch ſelten der Prüfung entgehn, die ihr Vertrauen auf Gott beſtätigen und den Ruhm ihres Lebens durch den ſchwerſten Triumph, durch ihre Geduld im Leiden, krönen ſoll. Langſam zog ſich ein Ungewitter auf. Unbedeutend in ſeinem Anfang ſchien es auch dem ſcharfſichtigſten Auge nicht furchtbar; aber es verbreitete ſich ſchnell, und deckte Dännemark mit einer ſchreckenvollen Nacht. — O, ruhte ſie ewig auf der Geſchichte dieſer Zeit!

Bernſtorf hatte ſchon lange die Abſicht ſeiner Feinde entdeckt, ihn durch wiederholte Angriffe zu reizen, und zu irgend einem Schritt zu verleiten, der ſie von dem Mann, den ſie haßten, befreyete. Endlich konnte er ſich nicht mehr verbergen, daß es ihnen gelung, ihm das Vertrauen ſeines Monarchen zu entziehn. Aber ſollte er ruhig ſein Schickſal erwarten, oder dem Sturm, der ihm drohte, entfliehn? Das war die große bedenkliche Frage, die entſchieden

werden mußte, und die in ſeiner bittern Verfaſſung nicht ſo leicht zu beantworten war.

Ein Staatsmann, der zu mißfallen anfängt, wandelt immer an Abgründen hin, und thut keinen gleichgültigen Schritt mehr. Iſt er gelaſſen, ſo iſt es ein Stolz, der gedemütigt zu werden verdient; verbirgt er ſeine Unruhe und ſeine Empfindlichkeit nicht, ſo iſt es Bewußtſeyn der Schuld; entſchließt er ſich, ſein Amt niederzulegen, ſo wartet vielleicht eine Kränkung auf ihn, wozu nur der Anlaß gefehlt hat; und harrt er zu lange, reizt er die Ungeduld ſeiner Verfolger, ſo iſt es ungewiß, zu welchem heftigen Ausbruch ihr Unwillen endlich verleitet werden mag. Wenn alle Zugänge des Throns von Rathgebern umringt ſind, die ihre gemeinſchaftliche Sicherheit vereinigt, ſo iſt kein Fürſt der Erde mächtig genug, den Eingebungen der Wahrheit, die zurückgeſcheucht wird, oder den Empfindungen ſeines unaufhörlich beſtürmten Herzens zu folgen.

Alles das erwog Bernſtorf mit heiterer Ueberlegung, und entſchloß ſich dennoch nicht zu fliehn, den Poſten nicht feig zu verlaßen, auf welchem er als ein auserwähltes Werkzeug der Vorſehung ſtand, keinen Augenblick, der in ſeiner Macht war, zu verlieren, wo er dem Staat, oder auch nur einem Gliede deſſelben durch ſeine Arbeit nützlich ſeyn konnte.

Der Schlag kam ſeiner Erwartung zuvor. Ich war der einzige Zeuge dieſes prüfenden Augenblicks. Sein Betragen dabey muß auf ewig ſeinen Karakter entſcheiden; denn in einer ſolchen Stunde iſt der

größte

größte Mann in den Händen der Natur. Er hatte ſich eben zur Arbeit niedergeſetzt, als er das Schreiben des Königs empfieng, welches ihn den Staatsgeſchäften entzog. Er las es mit ernſthafter Stille, und ſtund mit einem Blick des Schmerzens auf. Ich bin meines Amts entſetzt, ſprach er mit einem geſetzten beſcheidenen Ton, und fügte mit gen Himmel erhabenen Augen hinzu: Allmächtiger, ſegne dies Land und den König!

So ſtand Bernſtorf an den Ruinen ſeines Ruhms; ſo gelaſſen ſah er in einer Minute das Gebäude ſeines ganzen Lebens umſtürzen; Hofnungen große Entwürfe zu vollenden, Ausſichten in ein ehrenvolles ruhiges Alter, alle Freuden des vergangenen Lebens waren dahin wie ein Traum, und die Folgezeit breitete ſich finſter vor ihm aus: dennoch ſtand er unerſchüttert. Entweder war Bernſtorf ein großer, oder ein unempfindlicher Mann. Wer hat ihn je unempfindlich gekannt?

Es war ſeinen Feinden geglückt, die Grundſätze ſeiner Verwaltung zu ſchelten; aber dennoch haben ſie nie in dem Herzen des Königs, ſelbſt nicht in ihrem Gewiſſen, die Achtung vertilgt, welche das wahre Verdienſt auch unter Verfolgungen fordert.

Der Brief, der ihn ſeines Amts entſetzte, enthielt Beweiſe einer erkenntlichen Erinnerung ſeiner geleiſteten Dienſte, und Bernſtorfs Aſche iſt verſöhnt; der König hat ſein Gedächtniß verherrlicht, er hat ſeine Familie durch rührende Beweiſe ſeines erneuerten Wohlwollens erfreut.

Bernſtorf brachte nur einige Tage nach ſeiner Entlaſſung in Dännemark zu, und er wandte ſie wie Sokrates an, um ſeine Freunde zu tröſten. Ihm entfiel keine Klage, nicht ein empfindliches Wort. Er beſchuldigte niemand, er vertheidigte ſich nicht, ſondern gieng, wie Scipio, aus der Verſamlung ſeiner Ankläger, und dankte, ſtatt aller Verantwortung, Gott für alle Dienſte, die er dem Staat geleiſtet hatte.

Bernſtorf hatte kaum wenige Monate in Hamburg durchlebt, als es ſchon von ſeiner Wahl abhieng, einem ſchmeichelhaften Ruf auf einen größern Schauplatz zu folgen. Er empfand das unangenehme ſeiner Verfaſſung, nicht weil er aufgehört hatte, mächtig zu ſeyn, ſondern weil er nicht mehr nützlich ſeyn konnte, weil er gewohnt war, ſich mit dem Wohl ganzer Reiche zu beſchäftigen, und die Bürde eines müßigen Lebens fühlte; auch war der Haß ſeiner Feinde ſo wenig befriedigt, daß ihn neue Kränkungen ſelbſt in ſeiner ehrwürdigen Ruhe verfolgten. Warum ſollte Bernſtorf unter dieſen Leiden dem Reiz widerſtehn, an einem Throne zu glänzen, der alle Arten des Verdienſtes an ſich zieht, und in der ſcharfſinnigen Großmuth, Verdienſte zu belohnen, alle Beyſpiele der Geſchichte übertrift? Aber alle Güter der Welt wogen keinen ſeiner Grundſätze auf. Er hatte ſich einmal Dännemark in einer allzuwichtigen Sphäre gewidmet; ſobald ihn dieſes Land nicht länger ertrug, ſo war für ihn auf der ganzen Erde kein anderes Vaterland mehr. Er verehrte die Tugend

gend fremder Monarchen, aber ſein Herz blieb nur Einem König ergeben; da dieſer ſeine Dienſte nicht mehr begehrte, ſo begnügte ſich Bernſtorf, ihm den Segen des Himmels in ſeinem einſamen Gebet zu erflehn.

In einer Zeit, wo alles Vertrauen aufhörte, und wo auch rechtſchaffne Diener, blos darum, weil ſie die Verfolgung ſchonte, für Mitſchuldige angeſehn wurden, blieb Bernſtorf ſeinen alten Freunden unveränderlich treu. Freilich war es Sicherheit, zu fliehn, und vielleicht verwerflicher Stolz eines reinen Gewiſſens, am Abgrund zu zaudern; aber ſehnſuchtsvolle Wünſche im Stillen wurden nicht gehört und nicht erfüllt; und ehrenvolle Verhältniſſe haben manchen unter vergeblichem Leiden ans nahe Verderben gefeſſelt.

Bernſtorf glaubte länger an die Tugend, die er geprüft und gewürdigt hatte, und blieb verläumdeten unglücklichen Männern bis an ſeinen Tod gewogen. Er erlebte die Verherrlichung noch, für ſeine Feinde in ihrem Elend zu beten, aber er ſtarb zu früh, um des Triumphs zu genießen, den ihm das wiederkehrende Vertrauen des Königs und die Stimme aller Patrioten verſprach. Er erlag unter den Kämpfen des Geiſtes, mehr durch Arbeit und Gram, als durch Krankheit und Jahre erſchöpft. Seine Unpäßlichkeit verkündigte keine Gefahr; ſein Ende war ſchnell, wie es nur der Fromme wünſchen darf; ſeine Gemahlin empfand die Schrecken dieſes ſanften Todes allein. Er hatte ſich eben zur Ruhe niedergelegt, als ſie tön-

te, die Poſaune des Engels, der ihn an den Thron der Vergeltungen rief, als, nach wenigen Seufzern der unterliegenden Natur, dieſe große Seele unſere Erde verließ.

Alle Arten des Ruhms haben ſein Leben verherrlicht. Er war glücklich am Ruder des Staats, und von allen Redlichen geliebt, und, von aller Macht entblößt, noch verehrt.

Traum des Galilei. (*)

Galilei, der ſich um die Wiſſenſchaften ſo unſterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Arcetri im Florentiniſchen. Er war bereits ſeines edelſten Sinnes beraubt, aber er freute ſich dennoch des Frühlings; theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüthen willen, theils um der ſüßen Zurückerinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte. Einſt

(*) Galilei war zweymal vor die Inquiſition in Rom geladen, weil er das Syſtem des Kopernikus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen ſchien. Das zweytemal ſaß er lange gefangen und in größter Ungewißheit wegen ſeines Schickſals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frey, daß er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen ſollte. Seine wichtigſten aſtronomiſchen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit andern zugleich machte, ſind diejenigen, deren in dieſem Traume erwähnt wird. Er lebte nach ſeiner letzten Gefangenſchaft auf ſeinem Landhauſe zu Arcetri, verlor ſein Geſicht, und genoß in den letzten Jahren bis an ſeinen Tod der Geſellſchaft des Viviani, der nachher ſein Leben beſchrieb und ſeinen Namen nie anders als mit dem Zuſatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit dieſen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufſatze hoffentlich nichts mehr dunkel ſeyn. Umſtändlichere Nachrichten findet in Montucla Hiſtoire des Mathematiques, Heumanns Actis Phil. und andern bekannten Büchern.

Einſt, in ſeinem letzten Frühling, ließ er ſich von Viviani, ſeinem jüngſten und dankbarſten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daß er ſich für ſeine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz ſeinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, ſagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müſſen.— Viviani ſetzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichſam in einer Wolke von Wohlgeruch ſaß, erinnerte er ſich der heißen Sehnſucht nach Freyheit, die ihn einſt zu Rom, bey Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen ſeine grauſamen Verfolger ausſchütten, als er ſchnell wieder einhielt, und ſich ſelbſt mit den Worten beſtrafte: Der Geiſt des Kopernikus möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den ſich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieſer Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für ſeine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erſt zurückgeführt ſeyn, eh er ſie gäbe.

Du weißt, fieng er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schickſal in Rom war, und wie lange ſich meine Befreyung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigſte Fürſprache meiner Beſchützer, der Medicis, und ſelbſt der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben,

warf

warf ich mich einſt, voll feindſeliger Betrachtungen über mein Schickſal und voll innrer Empörung gegen die Vorſehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannſt, rief ich aus, wie untadelhaft iſt dein Leben geweſen! Wie mühſam biſt du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falſchen Weisheit durchwandert, um das Licht zu ſuchen, das du nicht finden konnteſt! Wie haſt du alle Kraft deiner Seele dran geſetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und ſie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich ſelbſt haſt du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüſtete, und den Becher, den du ausleeren wollteſt, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geiſtes zu werden! Wie haſt du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um ſie der Weisheit zu ſchenken! Wie oft, wenn alles um dich her in ſorgloſer Ruhe lag, und den ermüdeten Leib zu neuen Wohllüſten ſtärkte; wie oft haſt du vor Froſt gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! Oder in trüben umwölkten Nächten beym Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was iſt nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn haſt du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menſchheit? — Daß der Gram über dein Schickſal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß ſie dir täglich mehr abſterben, dieſe treuſten Gehülfen der Seele; daß nun

bald dieſe Thränen, die du nicht halten kannſt, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So ſprach ich zu mir ſelbſt, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Dieſe Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laſter hüllen, die zur ſchnöden Ruhe für ihre Trägheit ſich menſchliche Lügen zu Ausſprüchen Gottes heiligten, und den Weiſen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden ſchlagen, daß nicht ſein Licht ſie in ihrem wohllüſtigen Schlummer ſtöre; dieſe Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüſte und das Verderben der Welt ſind: wie lachen ſie, in ihren Paläſten, des Kummers! wie genießen ſie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben ſie dem Verdienſte alles geraubt; auch das Heiligſte ſeiner Güter, die Ehre! wie ſtürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das ſie um die Frucht ſeiner Aecker betrügen, und ſich Freudenmahle von dem Fett ſeiner Heerden und dem Moſt ſeiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebteſt, der du nie in deiner Seele eine Leidenſchaft aufkommen ließeſt, als die reinſte und heiligſte für die Wahrheit, der du, ein beſſerer Prieſter Gottes, ſeine Wunder im Wurm offenbarteſt; mußt du jetzt auch das Einzige miſſen, wornach du ſchmachteſt? das Einzige, was ſelbſt den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben iſt — Freyheit? Welches Auge wacht über die Schickſale der Menſchen? Welche

che gerechte unpartheyiſche Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt ſie alles an ſich reißen; dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einſchlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er ſtand und betrachtete mich mit ſtillſchweigendem Wohlgefallen, indeſſen mein Auge voll Verwunderung auf ſeiner denkenden Stirne und den ſilbernen Locken ſeines Haupthaars ruhte. — Galilei! ſagte er endlich, was du jetzt leideſt, das leideſt du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freyheit gerettet. — Du biſt Kopernikus! rief ich, und ſchloß ihn, noch eh er mir antworten konnte, in meine Arme. — O ſie ſind ſüß, Viviani, die Verwandſchaften des Bluts, die ſchon ſelbſt die Natur ſtiftet; aber wie viel ſüßer noch ſind Verwandſchaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als ſelbſt die Bande der Bruderliebe, ſind die Bande der Wahrheit! Mit wie ſeligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreiſes, der erhöheten Seelenkraft, der freyen Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe, ſprach nach erwiederter Umarmung der Greis, ich habe dieſe Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einſchloß, und will dir ſchon itzt ſeyn, was ich dir künftig ſeyn werde — dein Führer. Denn

dort, wo der entfeſſelte Geiſt in raſtloſer Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort iſt die Ruhe nur Tauſch der Arbeit: eigenes Forſchen in den Tiefen der Gottheit wechſelt nur mit dem Unterricht, den wir den ſpätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erſte, der einſt deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führte mich bey der Hand zu einer niedergeſunkenen Wolke, und wir nahmen unſern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich ſah hier den Mond, Viviani, mit ſeinen Anhöhen und Thälern; ich ſah die Geſtirne der Milchſtraße, der Plejaden und des Orions; ich ſah die Flecken der Sonne und die Monden des Jupiters: alles, was ich hienieden zuerſt ſah, das ſah ich dort beſſer mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich ſelbſt, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menſchenfreund unter ſeinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitende mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückſeligkeit, an einer Glückſeligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in dieſem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forſchen: denn wer ſie hier ſuchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder beſtättigten Einſicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verſchwindenden Irrthum. — Siehe! Ich fühlte dieß alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dieß Einzige, daß ich es fühlte, iſt mir geblie-

ben:

ben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückſeligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich ſo ſah und ſtaunte, und mich in deſſen Größe verlor, der dieß alles voll allmächtiger Weisheit ſchuf, und durch ſeine ewigwirkſame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Geſpräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Grenzen der Sinne, ſagte er, ſind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberſchimmert; noch viele tauſende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endloſen Aether: und jede Sonne, wie jede ſie umkreiſende Sphäre, iſt mit empfindenden Weſen, iſt mit denkenden Seelen bevölkert: wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Weſen ſich glücklich fühlen konnten, da wallen Weſen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der ſparſame Schöpfer nicht Leben hinſchuf, oder dienſtbaren Stoff für das Leben: und durch dieſe ganze zahlloſe Mannigfaltigkeit von Weſen hindurch herrſcht, bis zum kleinſten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung; ewige Geſetze ſtimmen alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie: unergründlich iſt für den unſterblichen Weiſen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerſchöpflich der Quell ſeiner Seligkeit. — Zwar, was ſag ich dir das ſchon itzt, Galilei? Denn dieſe Seligkeiten faßt doch ein Geiſt nicht, der noch gefeſſelt an einen trägen Ge-

fährten, in ſeiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und ſich ſchon zum Staube zurückgeriſſen fühlt, wenn er kaum anfieng, ſich zu erheben!

Er mag ſie nicht faſſen, rief ich, dieſe Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber gewiß, er kennt ſie, Kopernikus, nach ihrer Natur, ihrem Weſen. Denn welche Freuden ſchafft nicht, ſchon in dieſem irrdiſchen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, ſchon in dieſen ſterblichen Gliedern, ein Geiſt, wenn es nun anfängt, in der ungewiſſen Dämmerung ſeiner Begriffe zu tagen, und ſich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß hervorgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnre dich, der du ſelbſt ſo tief in die Geheimniſſe Gottes ſchauteſt und den Plan ſeiner Schöpfung enthüllteſt; erinnre dich jenes Augenblicks, als der erſte kühne Gedanke in dir heraufſtieg, und ſich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu faſſen, zu bilden, zu ordnen; erinnre dich, als nun alles in herrlicher Uebereinſtimmung vollendet ſtand, mit wie trunkner Liebe du noch einmal das ſchöne Werk deiner Seele überſchauteſt, und deine Aehnlichket mit dem Unendlichen fühlteſt, dem du nachdenken konnteſt! — O ja, mein Führer! Auch ſchon hienieden iſt die Weisheit an himmliſchen Freuden reich; und wäre ſies nicht: warum ſähn wir aus ihrem Schooße ſo ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde geſunken, und ließ ſich jetzt, wie es mir dünkte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptſtadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung ſtreckt ich aus meiner Höhe die Hand hin, und ſprach: Sie mögen ſich groß dünken, die ſtolzen Bewohner dieſer Paläſte! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Koſtbarſte beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengeſpinnſt, ſo ſieht auf dieſe Blöden der Weiſe herab; denn ſie ſind Gefangne an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem ſie kleben, indeſſen der freye Weiſe auf ſeine Höhen tritt und die Welt überſchaut, oder ſich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott ſchwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich ſo ſprach, **Viviani**, da umwölkte ſich mit feyerlichem Ernſt die Stirn meines Führers; ſein brüderlicher Arm ſank von meinen Schultern herab, und ſein Auge ſchoß einen drohenden Blick bis ins Innerſte meiner Seele. — Unwürdiger! rief er; ſo haſt du ſie ſchon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? Haſt deinen Namen herrlich gemacht vor den Weiſen der Nationen? Haſt ſie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß ſie bald freyer und mächtiger fortwirken im Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch: und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienſt werden ſoll, und dein Herz ſich mit Tugenden ſchmücken,

wie

wie dein Geiſt mit Erkenntniß: nun iſt es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empöret ſich wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, ſah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurückgeworfen, und überſchwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager.

Engel.

Etwas von Höltys Charakter.

Den erſten Sept. 1776. ſtarb zu Hannover C. L. H. Hölty in ſeinem 28ſten Jahr, an der Auszehrung. Ich will die alte Klage, die man ſchon ſo oft mit Recht anſtimmte, nicht von Neuem anſtimmen: Daß ſo viele unſrer beſten Köpfe in der Blüthe ihres Lebens unſerm Vaterland entriſſen worden, ſo gerecht auch hier die Klage wäre.

Aber denen, die meines Freundes Lieder mit ſo vielem Antheil laſen — und dieß ſind gewiß nicht wenige, und gewiß aus den Edlen des Volks — will ich einen kurzen Entwurf ſeines Charakters geben, welches ich, nach einem mehr als dreyjährigen ſehr vertrauten Umgang, treu genug thun zu können, glaube.

Aus dem Ton, den er in ſeinen meiſten Liedern angab, kennt man Höltyn als eine ſanftſchwärmeriſche, fromme, gelaſſene, halbmelancholiſche, aber doch ruhigtraurige, im Anſchaun der Natur und ihrer Schönheiten verſunkne Seele. In ſeinen Liedern

ſtürmt faſt niemals eine laute oder ſtarke Leidenſchaft; Rührung und Bewegung ſtrömt ſanft darinnen hin. Die Würkung, die er ſeinem Leſer mittheilt, iſt die Würkung, die die Abenddämmerung hervorbringt: Schwermüthige Ruhe, die an Thränen gränzte.

Wie Hölty jetzt noch in ſeinen Liedern lebt, und hoffentlich noch bey der Nachwelt leben wird, ſo lebte er vor kurzem noch auf der Welt, und unter ſeinen Freunden. Wer ihn zum Erſtenmal, oder blos aufs Aeuſſerliche ſah, bekam eben keine vortheilhafte Meynung von ihm. Er gieng niedergebükt, hatte einen trägen Gang, ſah einem treuherzig, aber einfältig ſcheinend ins Geſicht; ſeine Geſichtsfarbe war beſtändig blaß, und verkündete den Tod, der ihm ſeit vielen Jahren ſchon am Leben nagte; Und von dieſer Kränklichkeit kams auch, daß er träg und phlegmatiſch ſchien. Unter unbekannten Menſchen ſprach er wenig, oder nichts, denn er war furchtſam und ein wenig mißtrauiſch; Auch wieder eine Folge ſeiner Kränklichkeit.

Nur im vertrauten Kreiſe ſeiner Freunde ſchloß ſich ſeine Seele auf, ließ in ſich hineinblicken, und theilte ſich andern mit. Eh ich aber ſeinen geſellſchaftlichen Charakter angebe, muß ich ihn zeigen, wie er in der Einſamkeit war, worinnen ich ihn oft belauſcht habe. Er hatte eine brennende Wißbegierde, die beynah an Neugier gränzte. Daher kam ſein Fleiß, und die Frucht davon: Seine ausgebreitete Gelehrſamkeit. Seine Beſtimmung war, ein Prediger zu werden, (ob er ſie gleich, im letzten

Jahr ſeines Lebens, wegen mehrmaligen Blutauswerfens, nicht verfolgen konnte.) Alſo ſtudierte er ſehr fleiſſig die Theologie, und alle Hülfswiſſenſchaften. Aber neben dieſer Hauptwiſſenſchaft ſtudierte er unaufhörlich die ältere und neuere Philoſophie und ihre Geſchichte, die Hiſtorie, und die ſchönen Wiſſenſchaften in all ihrem Umfang. Jeden Schriftſteller las er in ſeiner eignen Sprache. Er verſtand, und zwar ſehr gründlich: Ebräiſch, Griechiſch, Lateiniſch, Engliſch, Spaniſch, Italieniſch, Franzöſiſch: Die Griechiſche, Engliſche und Italieniſche Sprache liebte er am meiſten; In der Engliſchen gab er viel Unterricht; Sein herrliches Gedächtnis machte, daß er nicht nur alle dieſe Sprachen gut verſtand, ſondern auch ſeinen Verſtand mit allen Schätzen ihrer Schriftſteller bereicherte; Ueberſetzte auch ſehr gut den Kenner; Hurds Dialogen; den erſten Theil von Shafteſburys Charekteriſtik, wovon leyder nur der erſte Theil gedruckt werden kann.

Ihm konnte man alſo gewiß nicht den Vorwurf machen, den man häufig den Dichtern und den ſogenannten Schönen Geiſtern — oft mit Recht, gewiß aber auch oft mit Unrecht — macht: Daß ſie nichts als Verſe machen und Gedichte leſen können. Er opferte vielmehr dem Fleiß und ſeiner Wißbegierde faſt zu viele Zeit und Kräfte. Hätt er weniger ſtudiert, ſo glaub ich faſt gewiß, er lebte unter uns noch lange Zeit. Ganze Tage und gewöhnlich mehr als halbe Nächte ſaß er, über dicke Folianten und Quartanten hingebückt, mit ſolcher anhaltender Geduld,

duld, daß er ſie in wenig Wochen ganz durchlas. Wenn er ſich einmal zum Leſen hingeſetzt hatte, ſo vergaß er alles, Welt, Geſellſchaft, Eſſen und Schlaf. Dieſe gelehrte Sorgloſigkeit mag eine Mitursache ſeiner beſtändigen Kränklichkeit geweſen ſeyn. So ſehr er den Umgang mit Perſonen, die er einmal liebgewonnen hatte, und das freye Feld, den Tempel der Natur, liebte; So verließ er doch ſehr ſelten auf eignen Antrieb ſein Zimmer, und die Bücher; Immer hatte er einen äuſſern Anſtoß nöthig. Die zwey erſten Jahre, als er in Göttingen ſtudierte, ſah man ihn faſt nie, als in den Kollegien, die er ſehr gewiſſenhaft beſuchte.

In den letzten drey Jahren kam er in die engeſte Verbindung mit den edlen Jünglingen, die, gewiß durch ganz beſondre Vorſehung, aus ſo verſchiednen Gegenden, in Göttingen zuſammen kamen, und den Bund der Freundſchaft, der Religion, des Vaterlandes und der Tugend ſtifteten. Ihre Namen kennt man gröſtentheils ſchon aus den Muſen-Almanachen: **Stolberg, Bürger, Boie, Hahn, Voß, Leiſewiz u. a.**

Hölty lebte unter dieſen neu auf. Wir nahmen ihn fleißig auf unſre Spatziergänge mit. In Geſellſchaft ſolcher Freunde, die ein ſo gemeinſchaftliches Intereſſe mit ihm hatten, hüllte ſeine Seele ſich aus ihren Wolken, ſie ward offener und heiterer, ſaugte mehr Vergnügen ein, und theilte ſich und ihre Empfindungen mehr mit. Dieſes, und die häufige Bewegung in der freyen Luft hatte auf ſeine Geſundheit einen

einen ſehr heilſamen Einfluß, ſo daß er von der Zeit an weit geſünder ausſah, und ſogar etwas Röthe im Geſicht bekam; bis endlich das verſchloßene Uebel ausbrach. Vor anderthalb Jahren warf er Blut aus, hatte bis ans Ende einen ſehr hartnäckigen Huſten, immerwährende Beklemmungen, in der letzten Zeit faſt keinen Schlaf, und ſo ſtarb der fromme Dulder. Noch am 4ten Auguſt ſchrieb er mir:

„Ich befinde mich dieſen Sommer ſehr ſchlecht. Faſt drey Monate hindurch habe ich keine Nacht geſchlafen, immer ein ſchleichendes Fieber, Kopfweh, und die heftigſten Bruſtbeklemmungen gehabt: Du kannſt leicht denken, wie mich das abmatten mußte. Ich trinke jetzt ſchon über vier Wochen den Brunnen, und ſpüre gegenwärtig einige Beſſerung. Der goldne Schlaf kommt wieder; nur geben ſich die leidigen Bruſtbeklemmungen noch nicht.„ Wie die meiſten Schwindſüchtigen, hoffte er auf Leben bis an ſeinen Tod; am Ende dieſes Briefes ſchrieb er mir.

„Schreib mir bald einen recht langen Brief! Ich werde künftig gewiß ſehr oft an dich ſchreiben. „— Hier muß ich inne halten; Thränen hindern mich. Gott! was ſind menſchliche Hoffnungen und Entwürfe! Er ſah keine Zeile mehr von mir; Ich werde keine mehr von ihm ſehen! du biſt hingegangen, Lieber! wer aus unſerm Kreiſe wird zuerſt dir folgen? Wann werd ich dich wieder ſehen, du Geliebter, und ans Herz dich drücken, und dann ewig dein ſeyn? —

Behag=

Behaglichkeit, Leidſamkeit, Hang zur Ruhe, Empfänglichkeit, beſonders für alles Traurige und ſtillrührende — waren die Hauptbeſtandtheile im Charakter meines ſeligen Freundes. Aber ſein Hang zur Ruhe war nicht Trägheit, ſobald es darauf ankam, einem Menſchen, und beſonders einem Freunde zu dienen. Er war auſſerordentlich gefällig. Keine Bitte, that man ſie auch auf Koſten ſeiner Ruhe, ſchlug er ab. Er hätte Folianten für einen excerpirt, wenn man ſeine Gefälligkeit hätte mißbrauchen wollen. — In eine heftige Bewegung oder Leidenſchaft konnt ihn nicht leicht etwas bringen, kaum eine Beleidigung ſeiner ſelbſt; aber allemal erhub ſich ſeine Seele, und rüſtete ſich mit edelm Unwillen, wenn man ihm von einer ſchlechten That, von Verführung oder Unterdrückung der Unſchuld, von gekränkter Menſchheit, von Triumph der Bosheit und des Laſters ſagte. Alsdann ſprach er heftiger, geſchwinder, mit erhöhter Stimme; und Gefühl für Menſchheit und Tugend röthete ſeine, ſonſt immer blaſſe, Wange. Er war wie umgeſchaffen; ſeine Worte wurden Kraft; Edler Unwille blitzte aus dem, ſonſt ſo ruhigen und ſtillen Auge. So ſah ich meinen Lieben oft, beſonders wenn ich allein bey ihm ſaß, und mit ihm ins Gewühl der Welt, in den Wirrwarr von Trug und Liſt; in den Kampf der Unſchuld, mit dem Laſter; der Unterdrückung mit der Ohnmacht; der vornehmen Schurken mit dem edlen Armen blickte. Er kannte die Seele und die Kraft des Menſchen. Aber, weil er wenig unter Menſchen kam, ſo glaubte

er nicht, daß ſie dieſe Kraft ſo oft zu Trug und Bosheit und zu Unterdrückung und Mißhandlung ihrer Brüder anwenden. Er beurtheilte ſie gröſtentheils nach ſich; und da warens freylich edle friedliche Geſchöpfe voll Adels und Wohlwollens. Er war immer am beredteſten, wenn man von guten Menſchen ſprach. Er ſtimmte jedem Lob freudig bey, das man einem Edeln gab. Er ſtaunte oft, oder zweifelte, wenn er wieder eine ſchlechte Menſchenthat hörte; Er entſchuldigte, ſo lang er konnte. Dann aber, wann dieß nicht möglich war, dann wandte ſich ſein ganzer verachtender Unwill auf den ſchlechten Kerl — und ſein ganzes Mitleid, ſeine ganze Liebe, ſeine ganze Seele neigte ſich zum edeln Unterdrückten; eine fromme Thräne floß ihm.

Wie richtig ſein Gefühl war, wie er alles Rührende, ins Herz ſich ſchleichende, alles Seelenſchmelzende auffaßte, wiſſen alle die, die ſeine Lieder laſen. Unter ſeinen Leſern habe ich keinen noch gefunden, der ihn nicht liebte, nicht mit Antheil ſich nach ihm erkundigte. Immer der ſicherſte Lohn der Empfindung, die die Seele der Dichtkunſt iſt. Je mehr ein Schriftſteller, und beſonders ein Dichter, Empfindung hat, deſto mehr hat er Freunde, die ihm aus Grund der Seele gut ſind. Bewunderung iſt immer erſt das Zweyte, was ſich ein Empfindungsdichter zu erwerben ſucht.

Hölty hatte gewiß viel Empfindung. Seine Einbildungskraft ſtellte immer das zuſammen, was zunächſt ans Herz greift; daher das Dämmernde in

ſeinen Liedern, die Abend= und Nachtſcenen, das viele Mondenlicht, das nächtliche Zirpen der Grillen, die ländliche Einfalt, der elegiſche Ton, das öftere Sehnen nach Tod und Grab; endlich die vielen frommen, aus der Religion gehobenen Empfindungen. Noch überzeugender wird man dieſes einſehn, wenn man ſeine Gedichte beyſammen ſehen wird, welches bald geſchehen ſoll.

Seine Religion war: Glaube, Liebe, Hofnung. Sie floß aus der Bibel in ſein Herz. Das ewige Raiſonniren, Rektificiren, Diſtilliren, Sichten und Sieben der Religion, das jetzt manche Theologen bis zum Uebermaas und Eckel treiben, war ihm für den Tod zuwider. Sein Stab und Anker war Chriſtus; darauf lehnte und stützte er ſich, nicht achtend des zerbrechlichen Rohrſtabs, den mit ſüſſem Geſchwätz und ewiger Anpreiſung ihrer Waare die Berliner Bibliothekare und ihre Vor= und Nachbether dem Waller durchs Leben anbieten. Oft ward er ganz böს, wenn wir wieder einen ſelbſtgefälligen theologiſchen ſüſſen Herrn auftreten ſahn, der mit vielem Anſtand und Lebensart ſo ganz Cavalierement dem armen leidenden Chriſten ſeinen Heiland Bruder, und Gott, Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten, den Sündentilger, der ihm bisher alles war, Schild und Troſt im Elend, wegplappern, wegphiloſophiren und ſophiſtiren wollte. — Er blickte von dem ſchwachen Männlein weg, und auf ſeinen Freund und Bruder, den Gekreuzigten, der ihm nicht, wie den Weiſen dieſer Zeit, Aergerniß und Thorheit war. Er hatte

ihn zu oft in ſeinen vielen Leiden, in den ſchlafloſen, unter Krankheit und Schmerz durchſeufzten Nächten als ſeinen Freund und nähern Gott erfahren. Darum bekannte er ihn auch vor Menſchen frey und öffentlich, auch in verſchiednen ſeiner Lieder, als ſeinen Herrn und Gott; war nicht, wie die Dichter, aus deren Werken man nicht ſehen mag, ob ſie Chriſtliche, Griechiſche, Römiſche oder hottentotiſche Religion bekennen?

Deswegen war er nicht bigott, oder Eiferer. Er, der in allen andern Stücken, gegen alle Menſchen, ſo verträglich war; ſie mit allen ihren Eigenheiten, Lächerlichkeiten, Abgeſchmacktheiten, auch wohl gröbern Fehlern, immer noch mit Liebe und Geduld trug, immer alles zum Beſten kehrte, war auch gegen Sekten und Religions-Meynungen verträglich; wünſchte allen zu gelangen, zur Erkenntniß und Erbarmung Gottes, und zum Heiland unſrer Seelen.

Seine Seele kannte keine Art von niedrer Wolluſt; ſah immer ihre beſſere Beſtimmung; dachte immer ſich den Tod mit Freuden, und als Uebergang zum nähern Anſchaun Gottes; er verachtete jede Ungezogenheit und Schlüpfrigkeit in Schriften und in Reden; aber nicht den frohen Scherz, der Seel und Leib geſund und friſch erhält. Er hatte ziemlich viel, und eine beſondre Art von Witz. Man kanns eher drolligtes Weſen, als Laune nennen. Seine Einfälle thaten deſto größre Würkung, weil er ſie mit trockner Stimm und Miene, ohne ſelbſt zu lachen, vorbrachte. Er hätte, wie man aus einigen

nigen ſeiner Lieder und Romanzen ſieht, ſich eine ganz eigne Art von Laune oder Luſtigkeit erwerben können. Aber er hielt ſelbſt die Gabe, lachen zu machen, für ein weit geringeres Verdienſt, als die würdigere Kunſt, zu rühren und ans Herz zu reden.

Seine ſtete Kränklichkeit, und ſeine ökonomiſche Umſtände, welche nicht die beſten waren, die ihm aber, ſo lang er in Göttingen ſtudierte, der rechtſchaffne Heyne auf eine edle Art erleichterte, hätten ihn leicht muthlos, mürriſch, und verdrüßlich machen können; aber er war ein ſtiller, frommer und gelaſſener Dulder; ſah dem Ende ſeiner Leiden ruhig und mit Heiterkeit entgegen. Nur Eimal weiß ich, daß ihm Thränen floſſen, als der Arzt ihm die Gefahr, in der ſein Leben ſtand, ankündigte, und er auf Einmal vom Gedanken überwältigt wurde, daß er nun dieſe Welt, mit der er ſo zufrieden war, in der er, durch ſeine Lieder, immer mehr Freunde fand, und beſonders uns, ſeine Lieben, verlaſſen ſollte. Oft hatte ich Mühe, ihm meinen Kummer zu verbergen, wenn er blaß und abwelkend vor mir ſtand, wie die Blume, der ein Wurm im Innern nagt, und ich dachte: Ach! Du wirſt uns wohl zuerſt entriſſen werden! Er aber war ruhig und vergnügt. In dem letzten Jahre ſeiner Leiden ſah ich ihn nicht mehr; aber gewiß blieb er auch da ſich gleich.

Seine ökonomiſchen Umſtände waren, wie ich ſchon geſagt habe, nicht die beſten; Er hatte zwar nicht völligen Mangel, aber auch nicht Ueberfluß.

Und doch war er ſo zufrieden und genügſam, wie der Reiche. Er ſprach niemals klagend, wohl aber ſcherzend darüber. So ſchrieb er mir in ſeinem letzten Briefe. „Ich leide gewaltigen Geld-Mangel. Das beſtändige Mediciniren koſtet mir ſo viel. Stürb ich jetzt, ich müßte wie Ariſtides, publico ſumtu begraben werden.„ Ein gutdenkender, der dieß erfuhr, ſuchte dieſem Mangel abzuhelfen. Das Geld kam zu ſpät, und konnte gerade noch auf die Leichenkoſten verwendet werden. Ich wünſche keinem ſeinen Mangel; aber jedem ſein zufriedenes, genügſames Gemüth.

Noch muß ich, ſoviel ich kann, und das iſt wenig, von ſeinem Poetiſchen Charakter, deſſen Bildung, und den Veranlaſſungen dazu, ſagen. So wie ſein Charakter jetzt in ſeinen Liedern daſteht und bleibt, davon ſag ich nichts. Seine Leſer und ihr Herz mögen ihn beſtimmen!

Man ſagt, der Dichter wird gebohren. Das iſt wahr, ſo wie jede Fähigkeit mit dem Menſchen gebohren wird. Nur die Auswickelung hängt von äuſſern und Nebenumſtänden ab.

Der Dichter lebte ſchon im Knaben **Hölty**; auch ſchon zum Theil die Hinneigung zu einer beſondern Art, der Dichtkunſt, nämlich zur ſtillen, ruhigen, ländlichen — zur feyerlichen und ſchauderlichen. Er gieng ſchon als Knabe viel allein; ſonderte ſich von ſeinen Geſpielen ab, in einſame und ſtille Gegenden, in den ſchweigenden Wald, an die ſanftweinende Quelle, auf den Gottesacker. Er liebte

das Geſpenſtermäſige, wünſchte ſich Erſcheinungen, und weil keine kamen, ſchlich er ſich ſelbſt einmal bey Nacht als Geſpenſt auf den Kirchhof und erſchröckte die Bauren. — In Hildesheim wollte er als Knabe ſeine erſten Verſe machen; Er wußte nicht, worüber? und brachte das A. B. C. in Verſe, ſo daß jeder Vers ſich mit einem Buchſtaben nach der Ordnung des Alphabeths anfieng. In der Schule ſchrieb er Verſe auf die Bänke, in der Kirche an die weiſſen Wände.

Er ward ein Dichter der Natur und des Landlebens. Dieſe Anlage ward durch ſeine Jugend-Umſtände entwickelt. Er lebte auf dem Lande, wo ſein Vater Prediger war, nämlich zu Marienſee im Hannövriſchen. Hier lernte er alle Auftritte, auch die kleinſten Abwechslungen der Natur kennen, die dem Städter, der nur zuweilen ins freye Feld blickt, unbemerkt bleiben. Hier lernte ſeine Seele die Einfalt und fromme Sitte und die Denkungsart des Landmanns kennen, und ſog ſie mit den friſchen Lüften ein.

Auf der Schule zu Zelle las er zuerſt die Engländer; Daher in ſeinen erſten Odenverſuchen ſeine Bilderſprache, die zu vielen und überhäuften Gemählde aus der Natur; Seine Liebe zur Allegorie, die er nachher auf den Rath ſeiner Freunde in Göttingen wieder verließ, und mit der weit edlern Simplicität vertauſchte.

Seine Anlage zum drolligten trieb ihn an, verſchiedne komiſche Romanzen zu machen, die nicht

 ohne

ohne Verdienſt ſind. Als er aus den Reliques of ancieut engliſh Poetry die höhere Romanze, oder die Ballade kennen lernte, da machte er ſehr gute Balladen z. E. Adelſtan und Röschen, die Nonne. ꝛc.

Als einige von uns in Göttingen Lieder machten, ſo verfiel er auf dieſe Gattung der Dichtkunſt, und machte ſehr gute Lieder voll natürlichen Geſangs, und ruhiger elegiſcher Empfindung. Man hätte aber auch gröſſere Gedichte von ihm hoffen können. Vielleicht Jahrszeiten in Thomſons oder Kleiſts, oder vielmehr in ſeiner eigenen Manier. Oft wälzte ſich in ſeiner Seele der Gedanke, ein groſſes romantiſches Gedicht aus den Zeiten der Kreuzzüge zu machen. Die Natur und den Menſchen, mit dem er umgieng, beobachtete er ſehr genau; Zwar langſam, ruhig, und ſo, daß mans ihm kaum anſah, aber deſto richtiger und tiefer. Hätte er ſelber ſtärkere Leidenſchaften gehabt, ſo hätte er auch die ſtarke Affekten-Sprache noch tiefer beobachtet. Als Dichter hätte er nicht ſo vieles und ſo vielerley leſen ſollen. Oft hafteten ihm fremde Gedanken und Ideen an. Man ſah oft aus ſeinen Gedichten, was er zuletzt geleſen hatte. Er beſtimmte ſich zu ſehr nach andern, auch nach ſeinen Freunden, wenn dieſe eine neue Gattung verſuchten. Doch hatte er immer noch ſoviel eigenes, daß man ſeine Gedichte ſogleich kannte, wann auch nicht ſein Name dabey ſtand.

Und

Und ſo biſt du denn dahin, du frommer Sänger! Du, mit dem ich ſo manchen Abend, manche Nacht in vertaulichen Geſprächen, die nur wir ganz verſtanden, hinbrachte! Du haſt mich zurückgelaſſen, und ich weine. Oft haſt du mir deinen frühen Tod voraus geſagt und ich wollt ihn nicht glauben. Als du über meine Trennung von dir klagteſt (*), haſt du ihn verkündigt, da du ſangeſt:

— Mein Klagegeſang ruft der Vergangenheit,
Bis mich hüllet die Raſengruft.
Und die hüllet mich bald! —

Ach nur zu bald, mein Geliebter! — Wenn es traurig um mich ſey, ſagſt du, und das Laub um mich lisple, und der Nachtigall ich horche, und eine traurige Geſtalt vor mir ſchwebe, und mir lächl' und winke, und mir Ahndungsgefühl durch die Bruſt klopfe, das ſey mein Freund, ſeyeſt Du. —

O Geliebter, wenn ich einſam in der Dämmerung einhergeh, in der Wehmuth des ſchweigenden Abends, und mirs bang um die Seele wird, daß ich weinen möchte: Dann biſt du Geliebter, meiner Seele gegenwärtig, dann gedenk ich deiner, ſegne dich, ſchau zum Himmel auf und wünſche, da zu ſeyn, wo du biſt. — Und ich werde zu dir kommen, Freund, denn ich will leben, ſo wie du gelebt haſt; will für Tugend ſprechen, ſingen, handeln, ſo wie du gethan haſt. Ja,

(*) S. den Göttinger Muſenalmanach vom Jahre 1775. S. 119. fgg.

Ja, ich will, mit allen unſern Freunden, zu dir kommen!

Etwas weniges von dem, was du mir und unſern Freunden wareſt, was du für die Welt wareſt, und ihr hätteſt werden können, und geworden wäreſt, habe ich denen, die dich lieben, und noch künftig lieben werden, hier geſagt. Aber es iſt wenig. Ein Freund kann der Welt nicht ſagen, was ſein Freund ihm war. — Ich wollte dir ein Lied ſingen. Wenn einſt Wehmuth mich mit ihrem Flügel überſchattet, daß ich nicht mehr in die Welt und ihr Getümmel blicke, und Begeiſterung mich wärmt und hebt, dann thu ichs.

J. M. Miller.

Lobſchrift auf Winkelmann,

von

Chr. Gottl. Heyne.

Die Anforderung, welche der Aufgabe beygefügt iſt, daß in dem Elogium zugleich die Beantwortung der Frage enthalten ſeyn ſoll: Wo, auf welcher Stufe fand Winkelmann das Studium des Alterthums? und wo ließ er es? giebt zur Gnüge zu erkennen, daß die Erlauchte Geſellſchaft die Beſtimmung der Verdienſte Winkelmanns um das Studium des Alterthums, und den Einfluß, den er hierdurch auf ſein Zeitalter gehabt hat, zum Hauptzwecke aufſtellt. Aus dieſem Geſichtspunkte kann ein Elogium Winkelmans für das ganze Studium des Alterthums lehrreich und ſehr wichtig werden. Denn immer noch hat man ſich zu wenig darum bekümmert, theils wohin es mit der ganzen Wiſſenſchaft des Alterthums abgeſehen iſt, theils wie weit man es bisher gebracht hat, und wie weit es noch zu bringen iſt; welche Schritte man bereits gethan hat, und welche noch zu thun übrig bleiben. Dieſen Geſichtspunkt der Preisaufgabe gedenke ich zu faſſen, und alſo auch Winkelmannen mehr als den gelehrten Forſcher des Alterthums und Kenner der alten Kunſt darzuſtellen, als ſeine Lebensgeſchichte auszuführen;

alles aber auf das Studium der Kunſt und den Einfluß, den er auf daſſelbe gehabt hat, und noch haben kann, zu leiten. Ich nehme alſo nicht den Schwung eines Panegyriſten; ich gedenke nicht das Ohr zu kitzeln; das Nützliche iſt mein vorzügliches Augenmerk.

Das Studium des Alterthums, und zwar inſonderheit das Studium, das auf die alten Kunſtwerke gerichtet iſt, erfodert einen Umfang von Kenntniſſen und ein Maas von Geiſteskräften, mit einer Beſtimmung äuſſerlicher Umſtände, die ſich nicht immer beyſammen finden. Wie der Naturkündiger die einzelnen Körper, der Litterator die Schriften in jeder Art der Litteratur, der er ſich widmet, kennen und in Klaſſen gebracht überſehen muß: ſo muß ein Alterthumskenner eine ſo viel möglich vollſtändige Kenntniß aller Ueberbleibſel des Alterthums nach den verſchiednen Stufen ihres Werthes beſitzen, zugleich mit der Fertigkeit, die Gegenſtände zu erklären, die Kunſt, das Zeitalter, die Aechtheit, den Werth jedes Stückes zu beſtimmen. Was für eine weitläuftige Gelehrſamkeit ſetzt dieſes voraus! Die alte Geſchichte überhaupt, die Geſchichte Roms und Griechenlands inſonderheit; die genaue Bekanntſchaft mit den älteſten Zeiten, mit den Ideen und Sitten der Heldenalter, und mit der Fabellehre nach ihren verſchiedenen Stufen; dann die Geſchichte der Kunſt, der Künſtler und der Kunſtwerke in ihrem ganzen Umfange: und da er aus der Münzkunde und aus Steinſchriften oft ſo viel Licht ſchöpfen muß, beyde auch oft ſo genau

mit

mit dem Bildwerke verbunden ſind; ſo kann er einer groſſen Erfahrenheit in beyden nicht entbehren. Um in dieſen Theilen ſich zu einer Stufe der Vollkommenheit zu erheben, wird eine ausgebreitete Beleſenheit in den alten Griechen und Römern, beſonders in den Dichtern, erfordert, und dieſe Beleſenheit, wenn ſie brauchbar ſeyn ſoll, muß mit einer kritiſchen Kenntniß der gelehrten Sprachen und mit vieler Uebung im Erklären verbunden ſeyn. Aber bey aller dieſer Stärke in der alten Litteratur, die von ihm erwartet wird, muß er die Grundſätze der Bildnerey, Malerey und Baukunſt inne haben, in dem Mechaniſchen der Künſte nicht ganz fremd ſeyn; er muß viel geſehen, und durch die Betrachtung der beſten Kunſtwerke alter und neuerer Zeiten ſich geübte Sinnen erworben, das, was darüber gedacht und geſchrieben worden iſt, ſich bekannt gemacht und darüber nachgedacht haben.

Mitten in dieſem Meere von Kenntniſſen muß ſein Geiſt die völlige Wirkſamkeit im Denken, Vergleichen und Beurtheilen behalten haben; ſein Gefühl für das Schöne, Wahre und Groſſe hat ſeine ganze Spannung, welche Natur, Verfeinerung und lange Uebung geben kann. Ein richtiger, ſicherer Blick, eine feurige, leicht zu entflammende, aber an die Herrſchaft der Vernunft gewöhnte Einbildungskraft, ein fertiges, viel umfaſſendes Gedächtniß, mit der Kraft, Aehnlichkeiten und Verhältniſſe leicht zu bemerken, und jeden Unterſchied aufzufinden, ein ſicherer und gereinigter Geſchmack, der in jeder Gat-

tung.

tung, jedem Zeitalter und jedem Style der Natur, dem Wahren und Schönen treu bleibt: dieß ſind die charakteriſtiſchen Eigenſchaften eines Geiſtes, den die Natur zum Antiquar beſtimmt hatte.

Noch muß ein günſtiges Geſchick andere Vortheile verſchaft haben. Die alten Denkmäler ſind überall zerſtreut anzutreffen; kein Ort enthält ſie alle beyſamnen. Nicht Italien allein, ſondern England, Spanien, Frankreich, Deutſchland müßte derjenige durchreiſen, der alles ſehen wollte, und doch würde er zu vielem nicht gelangen können. Aber der Alterthumskenner, von dem die Rede iſt, muß doch die vorzüglichſten Kunſtwerke geſehen und ſtudiert haben, von den übrigen aber eine hiſtoriſche Kenntniß beſitzen, welche ihm Zeichnungen, Kupfer, Abformungen und Nachrichten verſchaffen.

Von allen dieſen Vorzügen, welche Natur, Fleiß und Glück geben können, beſaß Winkelmann ein gröſſeres Maas, als vielleicht ſonſt andre Alterthumskenner. Die alte römiſche und griechiſche Litteratur hatte er mit den Schulſtudien und als Schulmann in einem gröſſern Umfang und mit mehr kritiſcher Sprachkunde gefaßt, als ſonſt Antiquarier zu haben pflegen. Griechiſche Litteratur, die Seele und das Leben der ganzen Alterthumskunde, findet man ſelten unter ihnen. Schon durch dieſe konnte Winkelmann in unzähligen Fällen ſich über die Antiquarier Italiens hinausſchwingen. Er hatte die beſten Schriftſteller des Alterthums geleſen, hatte ſeinen Geſchmack nach jenen groſſen Muſtern Griechenlands

gebildet,

gebildet, ſeine Einbildungskraft mit Bildern aus Homer und Plato genährt, und voraus einen Reichthum mythologiſcher, hiſtoriſcher und dichteriſcher Kenntniſſe eingeärndtet, ehe er noch an den Gebrauch dachte, den er für die alten Kunſtwerke davon zu machen beſtimmt war. Die Muſſe, die er nachher mitten in einer groſſen und ausgewählten Bibliothek genoß, verſchafte ihm eine ausgebreitete Beleſenheit auch in Schriften verſchiedener neuern Sprachen, und die Einſamkeit, die ſchöne Natur der Gegend, wo er lebte, die Platoniſche Schwärmerey, mit der er ſich nährte; alles diente, ſeine Seele zu der Begeiſterung vorzubereiten, welche ſich nachher bey dem Anblicke der ſchönen Kunſtwerke ſeiner bemächtigte, und welche er in das Studium der Kunſt mit hinein brachte. Seine erſten Schritte in dieſer Laufbahn kündigten den Mann von Genie an; aber den Keim, der in ihm lag, zu entwickeln: wie vieles mußte da zuſammen kommen! Die herrliche Bildergallerie in Dresden, die dortige Antikenſammlung, der Umgang mit Künſtlern und Kunſtverſtändigen — und nun die Reiſe nach Rom, der dortige Aufenhalt, die Freundſchaft eines Mengs, der Aufenthalt im Hauſe und auf der Villa eines Kardinals Albani, ſelbſt die Stelle eines Scrittore in der Vatikana, und nachher eines Prefetto d'Antichita; alles verſchafte oder erleichterte ihm den Gebrauch der Materialien und der Gegenſtände ſelbſt, auf deren Betrachtung und Erläuterung er nunmehr die ganze Wirkſamkeit ſeines Geiſtes einſchränkte. Er war völlig Herr über

ſeine

ſeine Zeit, lebte in der Unabhängigkeit, welche die beſte Pflegerinn des Genies iſt, begnügte ſich an einer einfachen, mäßigen Koſt und Lebensart, kannte keine Leidenſchaften als ſolche, welche den ſich aufſchwingenden Geiſt noch mehr beflügelten. Eine brennende Ehrbegierde beſeelte ihn, ſo ſehr er auch zuweilen das Gewand einer Stoiſchen Apathie über dieſelbe zu werfen glaubte. Käme es hier auf Entwickelung des ſittlichen Charakters an: ſo würde ſich leicht aus dem bisher angeführten im Verhältniß zum Temperament, zu den frühern Auftritten ſeines Lebens, und zu den Einwirkungen der Studien und der äuſſern Umſtände, der ganze Aufſchluß zu verſchiedenen ſonderbaren Eigenſchaften dieſes groſſen Mannes geben laſſen. Allein hier iſt die Rede blos von dem Antiquarier, und von demjenigen, was ihn gebildet hat. — Seine lebhafte, wirkſame Einbildungskraft, bey einem vortreflichen Gedächtniß, machte ſeine Betrachtung der alten Kunſtwerke fruchtbar, und der anhaltende, unermüdete Fleiß, mit welchem er dieſelbe fortſetzte, mußte ihn auf Bemerkungen führen, die andre noch nicht gemacht hatten.

Das Studium des Alterthums war überhaupt bis jetzt auf eine Art behandelt worden, daß das Ganze keine Geſtalt gewinnen konnte. Nach der Wiederherſtellung der Litteratur fieng man zuerſt mit der Topographie Roms an; lange Zeit waren Steinſchriften die einzige, oder doch vorzügliche Beſchäftigung der Gelehrten. Andre ſchränkten ſich auf die

Münzwiſſenſchaft ein, andre beſchäftigten ſich ganz mit den alten Gefäſſen und Geräthen, oder mit den alten Gebräuchen und Handlungen; oft blieb man bey einer lateiniſchen Nomenklatur der gemeinſten Dinge ſtehen; und wie man auch anfieng, auf die eigentliche Antike oder die alten Kunſtwerke aufmerkſam zu werden: ſo dachte man an kein Ganzes, ſondern blieb bey einzelnen Stücken ſtehen. Von den groſſen Werken, die ſich erhalten haben, vom Laokoon, Apollo, Niobe, u. ſ. w. hätten die Italiäner zuerſt ſchreiben ſollen; aber nein, ſie haben uns weitſchweifige, bis zum Eckel ausgedehnte Abhandlungen über die unbedeutendſten kleinen Figuren, Bronzen und Idolen geliefert. Und die Erklärungen und Erläuterungen ſelbſt, welche ſie uns geben, wie ganz entfernen ſie ſich faſt alle von der Einſicht und dem Geſchmack eines wahren Kenners! Die erſte Regel bey der Hermeneutik der Antike ſollte doch wohl dieſe ſeyn: Jedes alte Kunſtwerk muß mit den Begriffen und in dem Geiſte betrachtet und beurtheilt werden, mit welchen Begriffen und in welchem Geiſte der alte Künſtler es verfertigte. Man muß ſich alſo in ſein Zeitalter, unter ſeine Zeitverwandten verſetzen, diejenigen Kenntniſſe und Begriffe zu erreichen ſuchen, von denen der Künſtler ausgieng; die Abſicht ſeiner Arbeiten ſo viel möglich aufſuchen, und alſo z. B. ein privat Werk mit andern Augen anſehen, als ein öffentliches, ein nachgeahmtes, ein ſpäteres anders, als ein originelles, ein früheres, eines aus den ſchönen Zeiten der Kunſt. Begriffe von Kunſt, Kunſterfindung, Kunſtbehandlung ſind alſo das erſte, was

der Antiquar mitbringen muß, wenn er ein altes Werk betrachten und erklären will. Er muß ferner die Dichterfabel in ſeinem Gemüthe gegenwärtig haben, das iſt, den Inbegrif von Gegenſtänden und Ideen, welche die Künſtler gern auszudrücken pflegen; und wo dieſe nicht zureicht, erſt dann geht er auf andere Mythologien, auf religiöſe Begriffe, auf Geſchichtsbegebenheiten aus, und vergleicht ſie gegen die vorgeſtellten Süjets, ob ſie einen Aufſchluß davon geben können: und hat er dieſen gefunden, ſo bringt er zur Belehrung anderer nicht mehr als dasjenige bey, was zur Aufklärung der Sache erforderlich iſt. Findet er nichts, das der Idee des alten Künſtlers nahe kömmt, ſo erſpart er ein unnützes Geſchwätz, oder zeigt kurz die Gründe an, warum eine Erklärung nicht zu geben ſey. Ganz anders verfährt der groſſe Haufe der Antiquarier: ſie haſchen irgendwo einen Gedanken auf, und tragen ihn in das alte Werk hinein, halten ſich bey trivialen Mythologien oder Antiquitäten auf, ſchreiben Citata ab, die bald nichts beweiſen, bald ganz unnöthig ſind; haben weder Sprachkenntniß genug, noch Alterthumskunde, um in den Verſtand der alten Schriftſteller oder in den Geiſt der alten Kunſtwerke einzudringen. Von dem Verdienſte, das dieſen Werken die Kunſt giebt, pflegen ſie oft kaum einmal ein Wort zu gedenken; nicht einmal die Maſſe, die Gröſſe, die allgemeinſten Beſtimmungen pflegen ſie beyzufügen. Nur Kompilation ohne Gelehrſamkeit, ohne Geſchmack und Beurtheilung, macht den Inhalt der meiſten antiquariſchen Bücher aus.

Winkelmann ſteckte für die geſunde Erklärung der alten Denkmäler mitten in Rom die Fackel auf; genährt mit dem Geiſte des Alterthums, nicht ungeübt in der Kritik, mit einer grammatiſchen Kenntniß der gelehrten Sprachen ausgerüſtet, gewöhnt, aus der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen, und griechiſche Schriftſteller im Zuſammenhange zu leſen, bekannt mit Dichtern und mit der Dichterfabel, fand er die beſſern Grundſätze der Erklärung, indem er auf den mythiſchen Cyklus zurück gieng und aufmerkte, wieviel davon die Künſtler aufgenommen hatten; ſo ward er gewahr, daß Alterthumskunde für die Kunſtkenntniß das Koſtume iſt. Eine Menge willkührlich angenommene Sätze und alte Vorurtheile warf er über den Haufen. Aber, was ſein gröſſeres Verdienſt war, iſt, daß er das Studium des Alterthums in ſeinen rechten Kanal einleitete, in das Studium der Kunſt. Da über die alten Kunſtwerke noch nicht leicht Künſtler geſchrieben hatten, ſondern Gelehrte, die oft kaum ein Gefühl oder einen Gedanken von Kunſt hatten, ſo war ein mythologiſcher Umſtand, ein noch unbekannter Gebrauch oder Cärimonie, wenn es hoch kam, die Erläuterung einer ähnlichen Stelle in einem alten Schriftſteller, alles, was ein altes Werk einer Betrachtung werth machen konnte. Auf Künſtlererfindung, Künſtlerbehandlung und Ausführung dachte der gelehrteſte Antiquarier am wenigſten. Winkelmann brachte einen Sinn für die Schönheit und für die Kunſt mit nach Italien; und dieſen rührten zuerſt die groſſen Meiſterſtücke im Vatikan; mit dieſen

fieng er ſein Studium an, verfeinerte und erweiterte ſelbſt ſeine Kunſtbegriffe, und erſt, nachdem er ſich einen ſichern Geſchmack am Vortreflichen erworben, vom ſchönen Ideal bis zur Begeiſterung ſich durchgedrungen und gehörige Einſichten in die Kunſt erlangt hatte; erſt dann gieng er zur Aufſuchung und Aufklärung anderer Denkmäler fort, bey denen er durch Gelehrſamkeit zu glänzen hoffen konnte.

Dieſſeits der Alpen behandelte in Frankreich zu eben der Zeit ein andrer unſterblicher Mann die Alterthumskunde auf einen ähnlichen Fuß. Der Graf Caylus beſaß unſtreitig genauere und tiefere Kenntniſſe der Künſte ſelbſt, er hatte das Mechaniſche derſelben in ſeiner Gewalt, er zeichnete und radirte vortreflich. Alle ſeine Schriften haben von dieſer Seite einen ſich unterſcheidenden Vorzug. Winkelman, der ihm in dieſem Stücke weit nachſtund, beſaß dagegen einen Umfang klaſſiſcher Gelehrſamkeit, der dem Grafen abgieng, und wenn ſich dieſer mehr bey kleinen Stücken aufhält, die er uns ſo meiſterhaft in ſeinen Sammlungen erklärt, ſo hatte dagegen Winkelmann die groſſen Werke des Alterthums in Rom vor Augen.

Eben die klaſſiſche Gelehrſamkeit, welche Winkelmann ſo ſehr unter andern Antiquariern auszeichnete, machte ihn fähig, ſein Hauptwerk, ſeine Geſchichte der Kunſt zu ſchreiben. Er irrte zwar lange herum, ehe er die Idee recht faßte; nur durch viele Verſuche ward er erſt darauf geleitet. Schon aus ſeinen Briefen wird dieß deutlich. Er entwarf erſt eine Schrift vom Geſchmack der griechiſchen Künſtler, dann wollte

er

er von den Galerien in Rom und in Italien, dann von den Statüen im Belvedere, wiederum vom verderbten Geſchmack in der Kunſt, von Ergänzung der Statüen, eine Erklärung ſchwerer Punkte in der Mythologie ſchreiben. Alle dieſe Entwürfe führten zu ſeiner Geſchichte der Kunſt und zu den monumenti inediti, und eben daher vermißt man in jenem noch, in dem Plane und der Stellung der Theile und der Sachen, eine vollkommene Helle und Licht. Aber das Werk umfaßt doch alles, was für das Studium der Kunſt der Alten weſentlich ſeyn kann, und hat den glücklichen Erfolg gehabt, daß ſich die Begriffe der Alterthumsforſcher ſowohl als der Liebhaber der Antike mehr erweitert, und auf das Ganze, auf den Umfang der Kunſt gelenket haben; ein unbedeutendes geſchnittenes Steinchen, eine Meerkatze von einer Bronze, ein alter Schlüſſel, wird nun nicht mehr die ganze Aufmerkſamkeit eines Gelehrten auf ſich ziehen, und ihn zu allerley falſchen oder grundloſen Vorausſetzungen verleiten, um ihm eine Wichtigkeit beyzulegen, die es nicht hat. Jedes Stück aus dem Alterthum, jede Klaſſe, jede Gattung wird nach ihrem Werthe, Gebrauch und Nutzen geſchätzet, und das Unwichtige dem Wichtigen nachgeſetzt werden; eine Kleinigkeit wird eine Kleinigkeit ſeyn, und doch wird man ſie in ihrer gehörigen Beziehung zu nutzen und zu würdigen wiſſen.

Durch die Beſchreibung der Stoſchiſchen Sammlung der geſchnittenen Steine und Paſten trug Winkelmann ſeiner Seits nicht wenig bey, die ſchon da-

mals angefangene Ausbreitung dieſes Studiums weiter zu befördern. Groſſe Sammlungen von Antiken vor Augen zu haben, iſt das Loos weniger Sterblichen; durch die Lippertſchen Abdrücke von geſchnittenen Steinen ſind die Gelehrten und Liebhaber in den Stand geſetzt, die Schönheit der Antiken richtiger und genauer, als es durch Kupfer geſchehen konnte, einzuſehen. Durch ſie haben ſich auch dieſe Begriffe von Kunſt und Schönheit ungleich mehr verbreitet, und das ganze Studium der Antike iſt erleichtert. Auf den Steinen iſt die gröſste Mannigfaltigkeit von Ideen der alten Künſtler zu finden, und Künſtlerfabel läſst ſich vollkommen aus denſelben erläutern. Der Mangel der anſchauenden Kenntniſs, den ſonſt jeder haben muſs, der nicht in Florenz oder Rom lebt, wird alſo einigermaſſen durch eine Sammlung von Abdrücken, wie die Lippertſche, erſetzt. Auch Graf Caylus erkannte den Werth dieſer Art Kunſtwerke, und auſſer den Steinen, die er in ſeine Sammlungen eingerückt hat, zeichnete und ätzte er die in dem königlich franzöſiſchen Kabinet befindlichen.

Vor den Augen der gelehrten Antiquarier zu glänzen, ſcheint Winkelmann inſonderheit ſeine monumenti inediti beſtimmt zu haben. Man bemerket es deutlich, daſs er ſich hier vorzüglich Mühe giebt, Gelehrſamkeit anzubringen, und Erklärungen von alten Denkmälern, inſonderheit von erhabenen Werken, die andere für unerklärbar hielten, zu geben. Er ſcheint hierunter ſich nach dem unter den Italiänern

herr-

herrſchenden Geſchmack gerichtet, und mehr Auskramung von Beleſenheit, als nöthig war, beygebracht zu haben. Hätte ſein Tod die Fortſetzung nicht unterbrochen: ſo hätten wir an dieſem Werke das, was wir noch wünſchen, eine einigermaſſen vollſtändige Sammlung der ſeit Santes Bartoli Zeiten entdeckten erhobnen Werke, nebſt andern Antiken, welche die letztere Zeit herausgegraben worden, und davon die meiſten vorzüglichen der Herr Kardinal Albani an ſich gebracht hat.

Ich halte mich nicht bey den kleinern Schriften Winkelmanns auf, die alle zu der Würkung beytrugen, daß ſich beſſere Begriffe vom Alterthum verbreiteten, daß die Aufmerkſamkeit der Antiquarier mehr auf die Kunſt und die Schönheit ſowohl der Idee als der Ausführung geleitet ward, und daß inſonderheit unter unſern Deutſchen der gute Geſchmack mehr und mehr gewann und auch das Studium der Kunſt ſelbſt einige Bearbeiter mehr fand. Die Begeiſterung, mit der er ſich in Bewunderung der groſſen Idealſchönheiten eines Torſo, eines Apollo, und anderer Werke erſter Gröſſe ergoſſen hatte, faßte und ergrif einen Theil unſerer jungen Gemüther, und feurte ſie zum Gefühl des Schönen an. Daß ſich viel Ausſchweifendes einmiſchen würde, wer konnte das nicht voraus erwarten? Aber mitten unter den Ueberſpannungen ſchwingt ſich hier und da ein Genie auf, und erhält ſich auch wohl in einem gemäßigten Flug, das ſonſt ſo gut wie andere an der Erde gekrochen wäre.

Winkelmanns gewaltſamer Tod war ein Verluſt für die Alterthumskunde und die Kunſt, ſelbſt für die alte Gelehrſamkeit überhaupt, der uns auch jetzt noch eine Thräne ablocken kann. Indeſſen läßt es ſich zweifeln, ob dieſer groſſe Geiſt für die übrige Zeit ſo viel Nützliches geleiſtet haben würde, als er in dem vorhergehenden Theile ſeines Lebens zu leiſten beſtimmt war. Das ganze Streben ſeines Geiſtes war in ſeinen letzten Jahren auf Erklärung von alten Werken und Stücken gerichtet, welche von andern für unerklärbar gehalten wurden, und die es auch zu groſſem Theil waren, von denen er aber dennoch eine Erklärung geben wollte. Gleich als wenn die Luft Italiens dieſen Einfluß hätte, ergrif ihn, wie es die monumenti inediti lehren, die Krankheit der Zeichendeuterey und Wahrſagerkunſt in der Alterthumskunde; er fieng an nicht mehr zu erklären, ſondern zu rathen; nicht ein Ausleger des Alterthums, ſondern ein Seher zu ſeyn. Die Beurtheilung, welche kaltes Blut und ruhiges Nachdenken erfordert, hielt überhaupt nicht immer gleichen Schritt mit ſeiner erhitzten Einbildungskraft; aber dieſe hatte, wie es der gemeine Gang der menſchlichen Seele iſt, in die Länge der Zeit eine Menge Gegenſtände, die ſich Winkelmann erſt blos als muthmaßlich oder möglich gedacht hatte, mit ſo vieler Lebhaftigkeit gefaßt, ſich eingepräget und öfters erneuet, daß ſie dem guten Winkelmann als wirkliche, als ehemals in der That bemerkte Dinge vorkamen, mit welchen er nun andere Ideen, die ihm aufſtieſſen, verband, weil ſie

jenen

jenen ähnlich zu ſeyn ſchienen. Und ſo fand er Aehnlichkeiten, welche andere nicht finden konnten, Verhältniſſe, Schönheiten, die andern Augen unmöglich zu entdecken waren.

Noch ein nachtheiliger Umſtand erfolgte aus ſeiner Lage und dem Orte ſeines Aufenthalts. So weit er in der Kenntniß des bildlichen Alterthums vorwärts gieng, ſo weit kam er in dem litteräriſchen zurück. Der Vorrath ſeiner Bemerkungen aus den Alten, inſonderheit den Griechen, war gewiſſermaſſen erſchöpft; er hatte weder Zeit viel zu leſen, noch waren ihm die erforderlichen Hülfsmittel bey der Hand; und nun erſetzte ein oft trügendes Gedächtniß und eine täuſchende Phantaſie den Mangel der Beleſenheit. Man erſtaunt, wenn man die Verzeichniſſe der Bücher, der Klaſſiker und der Ausgaben, die er gebraucht hat, durchläuft, wie ſehr ihm überall die guten Ausgaben gefehlt haben. Wie ſehr muß ihm das Leſen und der Gebrauch eines Herodot, Thucydides u. ſ. w. erſchwert worden ſeyn, da er keine andere als die Stephanſchen oder Baſelſchen Ausgaben, oft ohne Kapitelabtheilungen, hatte. Die Schriften, welche mittler Zeit in den andern Theilen Europens über Kunſt und Alterthum erſchienen, kamen ihm nicht leicht zu Geſichte, ſo wie ihm der Fortgang der Litteratur überhaupt fremd blieb. Nirgendswo offenbart ſich der Mangel der erforderlichen Hülfsmittel mehr, als im hiſtoriſchen Theile ſeiner Geſchichte der Kunſt, welcher voller Fehler wider die Zeitrechnung.

nung, die Geſchichtfolge und den wahren Verlauf der Geſchichte iſt.

Und dieſe Bemerkungen führen mich nun in der natürlichſten Ordnung auf den letzten Punkt, was nun noch im Studium des Alterthums zu thun übrig ſey. Ich will dieſes unter zwey Klaſſen bringen: die eine hat eine nähere Beziehung auf dasjenige, was Winkelmann geleiſtet hat; die andere geht mehr auf das Allgemeine.

Eben diejenigen Beobachtungen, die ich über Winkelmanns Behandlung der alten Werke gemacht habe, geben verſchiedenes an die Hand, worauf der Blick der gelehrten Antiquarier vorzüglich gerichtet ſeyn muß. Die Winkelmannſchen Schriften ſind klaſſiſch, ſeine Geſchichte der Kunſt iſt das einzige Buch in ſeiner Art. Das Schickſal der groſſen Schriftſteller iſt dieß gemeiniglich: eine zeitlang hält man alles, was ſie geſagt haben, für Orakelſprüche. Man erlaubt ſich keinen Zweifel. Es ſcheint, auch in den Winkelmannſchen Schriften hält man alles, was darinn enthalten iſt, für ausgemacht, und überhebt ſich alles fernern Forſchens. Eine genaue und ſorgfältige Kritik der Geſchichte der Kunſt, und eine genaue Prüfung deſſen, was daraus gezogen oder angeführt wird, ſcheint mir das nächſte und erſte zu ſeyn, was für das Studium des Alterthums geſchehen muß.

Inſonderheit erfordert der hiſtoriſche Theil ſeines Werks eine ganz eigene Berichtigung und Ergänzung, auch aus dem Grunde, weil er viele ſeiner Urtheile

über alte Kunſtwerke, und ſeine Beſtimmung der Style auf hiſtoriſche Behauptungen gegründet hat, die offenbar unzuverläßig ſind.

Den Weg der guten Erklärung der alten Werke hat uns Winkelmann gebahnt; aber weder ſeine Begeiſterung, noch ſein vorhin gerügter Hang, über Antiken wahrzuſagen, ſtatt ſie zu erklären, muß uns verführen.

Dagegen iſt eine Art antiquariſche Kritik, die noch zu wenig angewendet worden, und doch ſehr richtig und nothwendig iſt. Wenn man mit alten Schriftſtellern zu thun und eine Schrift oder ſchwere Stelle zu erklären hat: ſo iſt die erſte Rückſicht, die man nimmt, darauf gerichtet, ob die Schrift ächt, ob die Stelle unverdorben iſt. Nicht anders ſollte man bey einem alten Kunſtwerke verfahren; vor allen andern Forſchungen muß die Frage vorausgehn: iſt das Stück wirklich alt? oder: wie viel iſt daran alt? — wie viel neu angeſetzt und ergänzt? — Dieſe Beurtheilung iſt noch nicht überall, und von den Italiäniſchen Antiquariern faſt gar nicht angewendet worden. Gemeiniglich erklären ſie an einer Antike altes und neues zuſammen, und geben uns die Idee des neuen Künſtlers, der ein Stück ergänzet hat, für die Idee des Werks ſelbſt (*). Gleichwohl iſt zwiſchen beyden häufig ein groſſer Unterſchied, beſonders in weiblichen Statüen, und ſehr oft hat ein altes Werk fehlerhafte Theile, ungereimte Attribute, ein

(*) Cavaceppi hat hierinn die Liebhaber des Alterthums eher irre zu führen als gründlich zu belehren geſucht.

ein ungewöhnliches Koſtume, blos durch Schuld eines Künſtlers aus dem 16ten und folgenden Jahrhunderten, der es uns ergänzte, und weder die Kenntniſſe des Koſtume, noch den Geiſt der Antike beſaß. Daß die Allegorie eine reiche und vorzügliche Quelle für die Erfindung iſt, und für unſere Künſtler eine genaue Bearbeitung verdient, iſt ausgemacht. Winkelmann hat auch für dieſes Feld neue Ausſichten eröffnet, die zu verfolgen ſind, aber mit weniger Künſteley, und mit mehr Einfalt, als er dabey bewieſen hat.

Das Zweite war, daß ich im allgemeinen anführen wollte, was noch für das Studium des Alterthums zu thun übrig ſey. Auf den rechten Weg ſind wir eingeleitet; wir ſind angeführt, alte Kunſtwerke zu betrachten. Ganz anders wird nunmehr die Stellung alles deſſen, was ſich aus dem Alterthum erhalten hat, und was noch täglich entdeckt wird. Der groſſen Kunſtwerke, welche die ſchöpferiſchen Genies, die Hand des groſſen Meiſters verrathen, iſt und bleibt eine geringe Zahl. Eben das Schickſal, das in Anſehung der Schriftſteller über uns gewaltet hat, da ſich in einem ſo zahlreichen Haufen, ſo **wenige von den Edlen erhalten haben**, und der ſpätern, ſchlechtern Schriftſteller hunderte gegen einen guten Schriftſteller aus dem hohen Alterthum auf uns gekommen ſind; eben dieß Geſchick hat uns in Anſehung der Kunſtwerke betroffen. Aber ſelbſt jene ſo ungleich zahlreichern Werke, worinn weder Kunſt noch Geſchmack ſich empfiehlt, haben ihren unbeſtrittenen Werth. Sie ſind Kopeien oder Nachahmungen von

ältern

ältern und beſſern Werken, welche aber verloren gegangen ſind; ſie beſchäftigen uns nützlich durch eine Künſtleridee, durch eine Erfindung, durch eine eigne Behandlung eines ſonſt bekannten Süjets; geben mehr Gegenſtände zur Vergleichung; dienen unſere Begriffe von Kunſt oder Fabel zu erweitern, und verhelfen uns zum beſſern Verſtändniß und Erklärung anderer Werke. Selbſt für das Mechaniſche der Kunſt, wie viel Licht hat der unvergeßliche Graf Caylus aus den ſchlechteſten Stücken hervorzubringen gewußt! Nützlich kann nunmehr jedes überbliebene Stück des Alterthums werden, aber in ſeinem gehörigen Verhältniß; ganz verächtlich kann nicht leicht etwas ſeyn für den, der das verſtändige Auge mitbringt.

Aber noch iſt das Studium des Alterthums von einem Umfang, der für einen menſchlichen Geiſt, und für ein Menſchenleben viel zu groß iſt. Die Kunſtwerke, die ſich erhalten haben, ſind in Rom, in den Häuſern und Villen der Familien, in Italien, in Frankreich, England, Spanien, Deutſchland zerſtreuet; täglich kommen neue dazu; die Nachrichten davon, in wie viel Büchern liegen ſie verſteckt, vertheilt! in Büchern, die zu ſo groſſem Theil ohne Ekel nicht können geleſen werden! Ein Verzeichniß, ein Repertorium von allen Antiken, die man weiß, wäre alſo eines der erſten Werke, welches das Bedürfniß des Studiums des Alterthums erfordert. Dieß Verzeichniß ſey vorerſt nur hiſtoriſch und litterariſch; es enthalte die hiſtoriſchen Nachrichten desjenigen, was

bereits

bereits von jedem Stücke berichtigt und was davon geurtheilet worden iſt, wo man davon eine Nachricht und eine Zeichnung oder Kupfer finden kann. Dieß Verzeichniß wird, wenn einmal eine Anlage gemacht iſt, bald richtiger, kritiſcher und vollſtändiger können gemacht werden, und Supplemente liefert alsdenn von Zeit zu Zeit, wer da kann und will.

Eine gute Anleitung zu dem Studium des Alterthums und zur Kenntniß der Antike wird das nächſte ſeyn, was das Studium erfordert; ſie muß in ſich halten: eine zweckmäßige Kenntniß von dem, was ſich aus dem Alterthum nach den verſchiedenen Arten und Klaſſen erhalten hat, mit der gemeinen Anzeige des Vorzüglichen, and der Gründe, aus welchen es vorzüglich iſt, und endlich eine Anleitung und Uebung in der Betrachtung und Erklärung der alten Kunſtwerke, die nothwendigſten Begriffe von der Kunſt, von der Künſtlerfabel, und von der Kunſtbehandlung, eine abgemeßne Ueberſicht der Kunſtgeſchichte. Schon ſind die nähern Schritte hiezu gethan; man hat auf deutſchen Univerſitäten, in Gymnaſien und Kollegien angefangen, dieß Studium des ſchönen Alterthums methodiſch zu behandeln und vorzutragen. Es muß nur dabey die Grenze nach der verſchiedenen Bedürfniß für den künftigen Reiſenden, den jungen Mann vom Stande, und den eigentlichen Gelehrten, ſorgfältig beſtimmt werden.

Noch fehlt für das Studium eine zweckmäßige Behandlung für Hülfswiſſenſchaften, und unter allen vorzüglich ein gutes Buch über die Fabel. Mythologien

logien haben wir genug, aber ich weiß nicht, was für ein böſer Dämon ſich faſt aller derer bemächtiget, die ſich in dieß Studium einlaſſen. Sie bringen irgend eine Hypotheſe mit, und nach dieſer drehen und krümmen ſie die alten Fabeln, und keine dieſer Hypotheſen iſt aus dem Geiſte des Alterthums ſelbſt entſproſſen. Wir brauchen eine Mythologie, die blos erzählend eingerichtet iſt; — die urſprüngliche oder doch ältere Geſtalt, in welcher jede Fabel bey den älteſten Dichtern, oder auf den älteſten Denkmälern vorkömmt, und dann die Veränderungen und Zuſätze der folgenden Dichter und Künſtler nach einander keine Deutung verlangen werden. Die beſte Deutung giebt jene Stellung und Ordnung der Erzählung von der früheſten Erſcheinung an durch alle Veränderungen durch.

Und hier, verewigter Winkelmann, ſtelle ich mich im Geiſte an deine Aſche, und weihe Dir, als einem gutthätigen Heros, eben dieſe Blätter, die ich den beſſern Einſichten der erlauchten Geſellſchaft vorlege. Ich ſprach von Dir und Deinen Verdienſten mit eben der Freymüthigkeit, die Du, edle Seele! für Dein ſchönſtes Vorrecht hielteſt. Der ſchönſte Kranz um Deinen Aſchenkrug würde unſtreitig der ſeyn, wenn ſelbſt die Erneurung Deines Andenkens bewirkte, daß das Studium des Alterthums eine vernünftigere und zweckmäßigere Geſtalt bekäme; dieſes herrliche Studium, das unter den Händen gelehrter und ungelehrter Pedanten vorhin ſo ſehr gemißhandelt worden, das aber doch nicht nur für die Kunſt unſers Zeitalters,

ters, für den Geſchmack und den Reichthum der Erfindung, ſondern auch für die Bildung jugendlicher Gemüther, zu Erweckung des Gefühls vom Schönen, Wahren und Groſſen, ſo wie in der Kunſt, alſo in der Natur und im Sittlichen, ſo viel beytragen kann; das, ſelbſt in einer gelehrten Geſtalt, zu näherer Kenntniß des Geiſtes des Alterthums, zu Erläuterungen der Begriffe der früheren Zeitalter und der Vorſtellungsarten, beſonders in Religionsgebräuchen und Einrichtungen, zu philoſophiſchen Raiſonnements über den Gang des menſchlichen Verſtandes im Denken und Handeln, führen muß. Zu Erreichung dieſer rühmlichen Abſicht hat der Durchlauchtigſte Fürſt ſchon vorgearbeitet, der eine beträchtliche Anzahl Antiken geſammlet und zu Erläuterung des Alterthums eine Geſellſchaft errichtet hat, deren einſichtsvollen Beurtheilung dieſe Schrift übergeben wird.

Iſelins Geſchichte der Menſchheit.

Zwanzigſtes Hauptſtück.

Allgemeine Betrachtungen über die Tugenden der Griechen und der Römer.

Die kurze Dauer der glänzenden Zeitpunkte von Rom und von Griechenland, verdienet eine beſondere Betrachtung. Warum haben die großen Tugenden, welche wir in den Geſchichten dieſer Staaten bewundern, ſo wenig gute Folgen hinterlaſſen? Warum ſind die Nationen, welche durch dieſelben groß geworden ſind, ſo leicht wieder in die äußerſte Erniedrigung gefallen? Ich glaube den wahren Grund hievon darinnen zu finden, weil es meiſtens keine wahren Tugenden geweſen ſind. Die wahren Tugenden ſind Früchte einer aufgeklärten Vernunft, einer erleuchteten und reinen Erkenntniß der Gottheit, einer allgemeinen Liebe des menſchlichen Geſchlechtes, und großer Gefühle, welche ſich nach Maaßgabe der mannigfaltig abwechſelnden Verhältniße des Tugendhaften bey jedem Vorfalle, — durch eine zärtliche Empfindung von Güte und von Gerechtigkeit gegen einzelne Menſchen, oder gegen ganze Geſellſchaften von ſolchen, verſchiedentlich äußern. Von den meiſten großen Thaten, welche in der alten Geſchichte hervorſchimmern, war ein feuriger und meiſtens me-

chaniſcher Trieb die Feder. Auch von der großmüthigſten Handlung ſchränkte ſich die Abſicht auf den Vortheil des herrſchenden Theiles eines Staats ein. Selten gab ein zärtliches und edles Gefühl von Menſchlichkeit denſelben einen wahren Werth. Die aufrichtige und erleuchtete Begierde, Menſchen, und ſo viel Menſchen als es möglich iſt, glücklich zu machen, oder doch die Menſchheit in denen, die nicht von ihrem Volke waren, zu verehren, beſeelte die wenigſten Helden des Alterthums. Die Gerechtigkeit war ſelten die Richtſchnur ihrer öffentlichen Handlungen. Sie waren dieſelbe den Barbaren, das iſt, den Fremden, kaum ſchuldig. Ihre Großmuth, ihre Mäßigkeit, ihre Enthaltſamkeit — waren meiſtens Früchte des Mangels der Bekanntſchaft mit den verführeriſchen Reizen, welche ihre Nachkömmlinge verderbet haben. Die Tapferkeit, die allgemeine Tugend dieſer Republicaner, war bey den meiſten ein Ueberbleibſel der Barbarey; und die Grauſamkeit, mit welcher dieſelbe begleitet war, iſt ein Beweis hievon. Die gereinigte Vernunft, die wahre Liebe des Guten, machte noch lange nicht den Charakter dieſer Völker aus. Die Einbildung war immer das mächtigſte und faſt das einzige Triebrad, welches auch die Beſten unter ihnen beherrſchete. Auf dieſe gründete ſich das Anſehn der Geſetze und der Obrigkeit, wie es in den deſpotiſchen Staaten auf die Einfalt und auf die Unwiſſenheit gebauet war. Ihr Stand war alſo beynahe nichts als eine ſchimmernde, verfeinerte, und durch die glücklichen Einflüſſe

der

der Weisheit einiger wahrhaftig tugendhafter und erleuchteter Männer gemilderte Wildheit. So war der blühende Zuſtand der Griechen und der Römer eine ſehr glänzende, aber auch eine ſehr vergängliche Erſcheinung.

Sobald die allgemeinen Gefahren verſchwanden, ſo bald Ehre und Anſehn auch durch ſchlimme Mittel erworben werden konnten; ſobald die feinern Lockſpeiſen der Wolluſt, der Pracht, der Ueppigkeit gemein wurden; ſo bald mußten Menſchen, welche die Tugend nur darum liebten, weil ſie ihre Seelen in eine große Bewegung ſetzte, ihre Begierden auf andre Gegenſtände wenden.

Da nun die Hintanſetzung des gemeinen Beſten eben ſo blendende Vorzüge und eben ſo wichtige Vortheile gewährete, als ehemals die Beförderung deſſelben; ſo machte der gleiche Trieb die Bürger eigennützig, welcher ihre Voraltern großmüthig gemacht hatte.

Cäſar ſelbſt wäre vielleicht zu der Tarquinier Zeiten ein Brutus, und Ariſtion zu den Zeiten des Hippias ein Ariſtogiton geweſen. Die gleichen Römer, welche die Tarquinier mit einer ſolchen Wuth verfolget hatten, hätten wie ihre Nachkömmlinge bey Cäſars blutigem Gewande geweinet. Die Griechen, welche zu Marathon und zu Platea ſo tapfer für die Freyheit gefochten hatten, wären zu Philippus Zeiten ſo verdorben geweſen, als ihre Nachkömmlinge. Sie wären bey dem Ausrufe, durch welchen Flaminin dieſen die Freyheit kund machete, in die gleiche

unſinnige Freude verfallen; und ſie wären doch gleich unfähig geweſen, dieſelbe zu nutzen und zu behaupten. Es fällt alſo ein großer Theil des Werthes von den ſo geprieſenen Tugenden des Alterthums weg.

Ich bin weit entfernt, alle groſſen Männer unter den Alten ſo weit herunterzuſetzen. Ich verehre unter den Helden Griechenlandes und Roms mehr als einen wahren Weiſen, mehr als einen Epaminondas, und mehr als einen Scipio, ohne der Socraten und der Platonen zu gedenken. Allein die wahre Tugend war unter den Alten wie unter den Neuen immer etwas ſehr ſeltenes. Man wird in den erſten Zeiten der Staaten des Mangels derſelben nicht ſo leicht gewahr, als in den ſpätern Zeiten. Sie wird da durch andere Triebfedern erſetzet. Sie ſcheinet ſogar noch nicht nöthig, da die Uebel noch nicht überhand genommen haben, wider welche ſie den Bürger und den Staat verwahren ſoll. Wie mehr die Völker an Größe, oder an Reichthümern, oder an beyden zunehmen, deſto nöthiger wird die wahre Tugend; die Scheintugenden, welche bisher die Stelle derſelben behauptet hatten, müſſen immer mehr von ihrer Stärke verliehren, und endlich gar verſchwinden. Man überſiehet nicht mehr ſo leicht das Ganze des Staats, und die beſondern Verhältniſſe aller Theile deſſelben. Man empfindet nicht mehr ſo leicht, wie die Ungerechtigkeit gegen die einzelne Glieder, eine Ungerechtigkeit gegen das Ganze, und wie der Nachtheil des Ganzen der Schade eines jeden

einzelnen Gliedes iſt. Das Gefühl der beſondern Unordnungen und der allgemeinen Unglücksfälle wird ſchwächer, weil ſich dieſelbe mehr ausdähnen und vertheilen, und weil gar zu viele eigne Abſichten, Vorurtheile und Meynungen, die Bürger und die obrigkeitlichen Perſonen zerſtreuen.

Mit jedem Zuwachſe an Reichthümern und an Macht wird in einem Staat eine größre Weisheit und eine reinere Tugend nöthig; um ein rechtſchaffener Mann und ein guter Bürger zu ſeyn. Wie größer, wie blühender ein Volk wird, deſto größere Fähigkeiten werden erfordert daſſelbe zu beherrſchen; deſto ſchwerer wird der wahre Gehorſam; deſto mächtiger werden auf einer Seite der Ehrgeiz und die Neigung zu unterdrücken; deſto ſtärker wird auf der andern Seite der Hang zur Sklaverey; deſto ſchwächer wird das Geſetz gegen die Bürger, und der Staat gegen die Auswärtigen. In ſolchen verworrenen Zeiten empfindet alſo ein Volk am meiſten den Mangel der wahren Tugend, und in dieſen Umſtänden befanden ſich Griechenland und Rom zu der Zeit ihres Falles.

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück.

Betrachtungen über die Ueberbleibſel der Barbarey unter den Griechen und Römern. Aeuſſerliche Policierung. Innere Policierung der Menſchen und Staaten.

Eine zweyte allgemeine Betrachtung über die Geſchichte der Menſchheit beut auch hier ſich am bequemſten dar.

Auch bey den geſittetſten Völkern hat immer weit der geringſte Theil einer Nation an der Verbeſſerung Antheil gehabt. Ich unterſcheide deshalben zwo Arten von Policierung, oder von Milderung der Sitten.

Die eine iſt diejenige, durch welche der Geſellſchaft die äuſſerliche Geſtalt gegeben wird. Dieſe ordnet Könige, Richter, Obrigkeiten. Sie iſt oft das Werk einer mittelmäßigen Weisheit und einer überwiegenden Gewalt. Sie zwinget die Menſchen zur Ordnung; aber ſie machet ſie nicht fähig, dieſelbe zu lieben und zu ſchätzen. Die andere verbeſſert die Geiſter und die Gemüther. Sie iſt das Werk der erhabenſten Vernunft, und fordert deshalben unendlich mehr Fleiß und Zeit. Die erſtere iſt insgemein ſchon lang feſtgeſetzet, wenn die andre noch gar wenig ausgebreitet iſt. Die erſtere wird durch Gewalt und durch Anſehn erzielet; die andere durch Gewaltthätigkeit und durch Erleuchtung.

Jene iſt ſehr leicht zu Stande zu bringen, dieſe ſehr ſchwer. Jene breitet die Vortheile, welche ihr eigen ſind, frühe, aber nicht ohne das Gefühl ihrer Härtigkeit und ihrer Schwere aus. Dieſe bringt hingegen erſt nach einer langſamen Reifung ihre beſten Früchte; und ſie unterjochet niemand, den ſie nicht glückſelig und vergnügt mache.

Die erſtere ohne die letztere iſt leicht zu zerſtöhren. Dieſe kann auch, wenn jene zernichtet iſt, fortdauern, und in einem gefallenen Staate glückliche und tugendhafte Bürger erhalten. So lebten unter den verdorbenen Juden die Eſſener, eine Gemeinſchaft, welche in vielen Stücken das Muſter der erſten Chriſten geweſen zu ſeyn ſcheinet.

Der Weiſe, der Philoſoh, der Poet befördern die innerliche Beſſerung der Gemüther. Der Tyrann und der Idiot finden ihre Rechnung nur bey der äuſſerlichen. Der unterjochte Menſch, nicht der erleuchtete, nicht der gemilderte, ſchicket ſich zu ihren menſchenfeindlichen Abſichten.

Indeſſen iſt es nicht möglich, daß die Erleuchtung und Milderung der Völker ohne dieſe äuſſerliche Policierung entſtehe, oder daß dieſe ohne jene zu einer beſondern Vollkommenheit gelange. Sehr oft aber wird die innerliche Wildheit von der äuſſerlichen Policey unterſtützet, oder gar zu Geſetzen, zu Gebräuchen, und zu vermeynten Vorrechten der Völker erhöhet.

Es wäre nicht ſchwer, Beyſpiele hiervon in den Geſchichten der meiſten Staaten zu finden. So ſind

das Fauſtrecht und die Zweykämpfe in den mittlern Zeiten, die erblichen Feindſchaften der Griechen und der Römer, und der Partheygeiſt, welcher Geſchlechter, Gemeinſchaften, und andre beſondre Klaſſen von Bürgern noch in unſern Zeiten nur allzuoft zum Nachtheile des ganzen Staats, von dem groſſen Grundſatze des allgemeinen Beſten ableitet; ſo ſind alle dieſe Ausſchweifungen noch Ueberbleibſel der Barbarey, welche rohe Gewohnheiten lange gebilliget, beſſere Geſetze erſt ſpät verworfen, und unbändige Sitten immer unterhalten haben. Der Barbar kann anders nicht als ſeine rohe Neigungen dem Geſetze und dem gemeinen Beſten vorziehen. Nur der weiſere und der beſſere ſind fähig, das Vorurtheil der Gewohnheit und den unordentlichen Trieb der Natur zu beſiegen. Es iſt deshalben hart, wenn die äuſſerliche Verfaſſung durch ſcharfe Verordnungen ſolche Opfer von den Menſchen fordert, den nicht die innerliche Milderung dazu vorbereitet hat. Dieſer glückliche Vortheil aber hat in den alten Staaten, wie in den neuen, dem größern Theile der Bürger allezeit gefehlet.

Auſſer einer ſehr kleinen Anzahl waren die Bürger immer nichts weniger als gemildert. Die gewaltthätigen Anſtalten der Geſetzgeber, nicht die Geſetze, hielten ſie im Zaume. Sie waren innerlich deſto wilder und deſto heftiger, je ſtärker die Zügel waren, welche ſie von auſſen zurückhielten. In ihren rohen Herzen brannte aller Zunder der wildeſten Leidenſchaften.

Bey

Bey der Durchleſung des Geiſtes der Geſetze könnte man zwar leicht auf die Gedanken gerathen, als ob eine jede Verfaſſung bey dem Zuſtande ihrer Vollkommenheit und ihrer Stärke angefangen hätte, und als ob eine jede von dar allmählich durch alle Grade der Verderbniß bis zum äuſſerſten gegangen wäre. Man ſollte beynahe glauben, der unſterbliche Verfaſſer dieſes ſchönen Werkes hätte auf die gleiche Weiſe gedacht. Indeſſen lehrt uns die Geſchichte, daß alle Staaten bey der Verderbniß angefangen, daß zwar einige ſich zu einer glänzenden und koſtbaren Blüthe erhoben, daß aber noch keiner jemals die wahre Vollkommenheit erreicht, oder eine groſſe Anzahl ſeiner Bürger wahrhaftig menſchlich und geſittet gemacht habe.

Wenn alſo die Dämme wegfallen, welche bisher ein Volk in der Ordnung erhalten haben; wenn weder Weisheit, noch Anſehn, noch Gewalt ſeinen Leidenſchaften mehr Einhalt thun; ſo muß ein ſolches wiederum in einen Stand verfallen, der noch viel abſcheulicher iſt, als immer ſeine urſprüngliche Wildheit geweſen ſeyn kann; und die Geſchichte giebt uns nur allzuviele Beyſpiele von einer ſolchen Erniedrigung der Nationen in die Hand. So war Rom zu den Zeiten der Triumvirate und der Proſcriptionen. So war Jeruſalem in den letzten Zeiten des Jüdiſchen Staates. So waren die Bauern, welche in Frankreich im vierzehnten und in Deutſchland im ſechzehnten Jahrhunderte ſich empöret hatten. So begiengen die Spanier an den unſchuldigen Amerikanern,

kanern, weit greulichere Grauſamkeiten als jemals Wilde ausgeübet haben können. So finden wir, zur Schande der Menſchheit, noch allzuviele Beyſpiele, welche dieſen gleichen. Menſchen oder Staaten, welche ſich in ſolchen Umſtänden befinden, kann nichts glücklichers widerfahren, als unterjochet oder erobert zu werden. Für ſolche Ungeheuer iſt die Freyheit ein Unding, und die Unabhängigkeit kann für ſie nichts anders als die unſeligſten Folgen haben. Die griechiſchen Freyſtaaten genoßen endlich dieſen letztern Vortheil. Ich glaube indeſſen nicht, daß es in denſelben jemals zu ſolchen Abſcheulichkeiten würde gekommen ſeyn, wie es bey den Römern geſchehen iſt. Die innerliche Milderung ſcheinet in denſelben weit allgemeiner geweſen zu ſeyn.

Zwey und zwanzigſtes Hauptſtück.

Abſcheulicher Deſpotismus der römiſchen Kaiſer.

Hingegen entſtund aus den Trümmern des römiſchen Staats ein ungeheuers deſpotiſches Reich. Jemehr die Natur des Landes und die Gemüthsart der Einwohner dieſer Regierungsform zuwider waren; deſto abſcheulicher machte ſie auch das Schickſal des Volkes. Die Tugend der beſten Kaiſer, und die Weisheit der erleuchteſten Miniſter waren unvermögend, daſſelbe erträglich zu machen. Sie konnten eben ſo wenig der Verfaſſung eine dauerhafte Stärke,

und dem Staate eine wahre Blüthe gewähren. Auf wenige heitere Tage folgten immer lange Stürme.

Die Stadt und die Provinzen verfielen in die äuſſerſte Weichlichkeit, und in die unbändigſte Ausgelaſſenheit. Die Kriegsheere hatten das gleiche Schickſal. Sie nahmen an Freyheit gegen ihre Befehlshaber, zu, und an Tapferkeit gegen ihre Feinde, ab.

Ein noch gröſſers Uebel beſtund darinnen, daß der Geiſt dieſer Kriegsheere getrennet wurde, und daß oft auf jeder Grenze des Reichs ſich eines befand, das ſich des Rechtes anmaſſete, den Thron und die Oberherrſchaft gleich den Prätorianern zu vergeben. So wurde oft die Einheit des Staates aufgehoben, ſo erſchütterten und ſchwächten oft ſchändliche Trennungen das unglückliche Reich, ehe noch die Schwachheit der Fürſten und der Verfaſſung ſelbſt eine geſetzliche Theilung eingeführt hatte.

Die ſchönen Künſte, die Wiſſenſchaften, die Gelehrſamkeit blüheten noch in den der Freyheit nahen Zeiten; aber ſie verſchwanden frühe, und mit ihnen der wahre Geſchmack des Edlen und des Schönen. Die Philoſophie zeugte keine Urgeiſter. Bald wurden dieſe, bald jene Schwärmereyen der Platoniker, Pythagoreer und anderer Alten hervorgeſucht, und mit neuen Ungereimheiten vermehret. Die Wiſſenſchaft der Geſetze wurde zwar auf den höchſten Gipfel gebracht, deſſen ſie fähig ſchien. Aber was vermochten Geſetze ohne Sitten, und was war der Gegenſtand dieſer Geſetze? Das Recht der Erbſchaften,

ten, der Fideicommiſſen, der Dienſtbarkeiten. Sehr wenige hatten die wahre Glückſeligkeit des Bürgers zum Gegenſtande. Das ſonderbarſte iſt, daß die beſten von Tyrannen gegeben, und von guten Fürſten entkräftet oder aufgehoben worden ſind. So zeugten Misbräuche neue Misbräuche, und Verderbniſſe neue Verderbniſſe. Der Kampf der chriſtlichen Religion und des heidniſchen Aberglaubens erſchütterte nicht weniger alle Grundſäulen des Staats, und brachte die Zerrüttung deſſelben auf den höchſten Grad. Die Wuth, mit welcher in dem triumphierenden Chriſtenthume die Orthodoxen und die Irrgläubigen einander verfolgeten, war die Quelle gleich unſeliger Uebel, und erſtickte beſonders in den weſtlichen Theilen des Reichs alle noch übrigen ſchwachen Keime der beſſern Gelehrſamkeit. Ohne Zweifel hat auch Konſtantin der Groſſe dem Occident einen gleich großen Schaden dadurch zugefüget, daß er ſolchen durch die Verſetzung des Hofes oder doch des vornehmſten und erleuchteſten Theiles deſſelben, des Lichtes der Wiſſenſchaften beraubet; als daß er die Legionen von deſſen Gränzen weggezogen hat. Von Waffen und von Weisheit entblöſſet, verlohr alſo der entkräftete Staat die Gröſſe, welche er durch dieſelben erworben hatte.

So hatte Rom wie Griechenland bey der Barbarey angefangen, und ſo verfiel es gleich demſelben wieder darein, nachdem es die glänzendſte Bahn vollendet hatte, die irgend ein Staat durchloffen

hat;

hat; und ſo folgte auf wenig helle Tage eine Finſterniß von mehr als tauſend Jahren.

Drey und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von der chriſtlichen Religion.

Indem alſo das ungeheure Gebäu der römiſchen Größe unter ſeiner eigenen Laſt erlag; indem dieſer Staatskörper durch eine innerliche Fäulung verzehret wurde, entſtund in der verdorbenſten Provinz deſſelben die chriſtliche Religion.

Dieſe göttliche Lehre unterſcheidete ſich in ihren erſten Anfängen von allen übrigen Religionen, durch die erhabenſte Einfalt, und durch die reinſte Lauterkeit. Durch dieſe vortrefliche Eigenſchaften wurde ſie in allen Ständen, allen Berufen, allen Verfaſſungen angemeſſen. Sie faßte alles Große und alles Erhabene in ſich, welches in allen Religionen zerſtreuet iſt, und ſie war durch keine von denen Ungereimtheiten beflecket, welche dieſelben entehreten. Sie enthielt das vortreflichſte in Betrachtung der Sittenlehre, und ſie war alſo die ſicherſte Anleitung zu der wahren Glückſeligkeit, und zu der Milderung der menſchlichen Gemüther.

Die Philoſophen haben angemerket, daß ein Volk von wahren Chriſten nicht kriegeriſch ſeyn könne. Sie haben Recht gehabt. Ein philoſophiſches Volk würde ſich in einem eben ſo vertheidigungsloſen

Stande befinden. Die geſunde Vernunft verwirft den Krieg ſo ſehr, als ihn das Chriſtenthum verwirft. Er hat nur der Barbarey ſeinen Urſprung zu verdanken, und er muß mit derſelben verſchwinden. Es iſt kein Tadel, es iſt das größte Lob des Chriſtenthums, wenn man ſagt, daß es den Krieg mißbillige.

Eben wegen ihrer Reinigkeit und ihrer Sanftmuth, eben wegen ihren verehrungswürdigſten Vorzügen mißfiel die chriſtliche Religion den barbariſchen und eitlen Menſchen. Schon frühe fand der Prieſter, daß ſie die Sinne nicht genug beſchäftigte, und daß ſie die Einbildung zu wenig feßle. Er entlehnte daher von einer falſchen Philoſophie ſchwärmeriſche Träume, und von der herrſchenden Religion blendende Ceremonien. Er vermehrte dadurch ſein Anſehn bey den Unwiſſenden, welche bereits ſeiner Lehre zugetreten waren, und er gewann noch viele andere, denen das Chriſtenthum in ſeiner wahren Lauterkeit niemals würde gefallen haben. Wie mehr er den wahren Geiſt der Religion erſtickte; wie mehr er bezaubernde Auſſenwerke daran fügte: deſtomehr unterdrückte er den Geiſt des Volkes. Durch dieſes Mittel erweiterte er ſeine Macht, deren er ſich klüglich bediente, den Deſpotismus des Fürſten bisweilen zu verſtärken, bisweilen zu mildern, und endlich gar durch ſeinen eignen Deſpotismus zu unterdrücken.

Es muß alſo die chriſtliche Religion in zween Geſichtspunkten betrachtet werden. Das wahre, das innerliche Chriſtenthum iſt eine unmittelbare Wirkung der Gottheit. Kein Menſch, keine Philo-

ſophie, keine Vernunft können den wahren Glauben, und die wahre Heiligkeit geben. Sie ſind Wundergaben, welche nur den Auserwählten eigen ſind, und dieſe Auserwählten machen allein die wahre Kirche aus, welche durch alle ſichtbaren Gemeinden zerſtreuet iſt. Dieſe kann keinen Gegenſtand menſchlicher Unterſuchung abgeben. Dieſe iſt keinen menſchlichen Geſetzen unterworfen. Auf ſie hat kein Pabſt, kein König, kein Fürſt ein Recht. Sie iſt keiner äuſſerlichen Form, und keiner äuſſerlichen Verfaſſung eigen.

Das äuſſerliche Chriſtenthum hingegen iſt keine unmittelbare Wirkung Gottes. Es beſtehet in Gebräuchen, in Ceremonien, in Formeln, welche unter dem Namen der chriſtlichen Religion von den erſten Jahrhunderten derſelben an, bis auf unſre Zeiten, den Völkern in mancherley Abwechslungen vorgeſchrieben worden ſind. Es iſt die Geſtalt, es iſt das Kleid, welches die Menſchen der erhabendſten Lehre gegeben haben. Es iſt die Meynung des Pabſtes, Luthers, Zwinglins. Es darf und kann philoſophiſch geprüfet werden. Sein Einfluß in die Sitten, in die Geſetze, in die Wiſſenſchaften ſelbſt, iſt ſehr wichtig. Durch daſſelbe haben die Geiſter und die Gemüther aller europäiſchen Staaten einen ganz beſondern Schwung bekommen. Daſſelbe hat dieſem ganzen Welttheile eine durchaus veränderte Geſtalt gegeben. Von demſelben iſt alles zu verſtehen, was wir in der Folge unſrer Betrachtungen von der chriſtlichen Religion ſagen werden.

Zimmer-

Zimmermanns Nationalſtolz.

Zwölftes Kapitel.

Von dem Stolze der durch den Ruhm einer Nation in Künſten und Wiſſenſchaften entſtehet.

Der Stolz der durch den Ruhm entſteht, den ein Volk mit Künſten und Wiſſenſchaften erworben hat, iſt die Erhabenheit des Geiſtes, die ein Volk fühlt, wenn es ſich durch ſeine Einſichten vor andern Völkern beglücket findet.

Ich begreife, wie eine Art von Stolz bey einem Menſchen entſtehen kann, der durch ſeine Einſichten andere übermag; aber ich begreife auch, wie gefährlich dieſer Stolz iſt, wenn ihm die ſtärkſte Vernunft, und die ſtrengſte Tugend, nicht zur Seite geht. Die Wiſſenſchaften öffnen den Geiſt, ſie dähnen ſeine Kräfte aus, und machen ſie in einem weitern Umfang thätig; die allgemeinen Irrthümer der Nationen, die Vorurtheile, die allen Geſchlechtern eigen ſind, liegen vor einem aufgeklärten Geiſte offen; er allein weis was gut, was ſchön, und wahr iſt. Er ſieht gleich einem Weſen, das vom Himmel uns betrachtète, auf die Menſchen, die noch in der Dunkelheit wandeln, herab. Kein Vergnügen, ſagt in ſeiner erhabenen Sprache Bacon, einer der größten Geiſter unter den Menſchen, reicht an das Vergnügen,

welches

welches derjenige fühlet, der durch die Kenntniß der Wahrheit erhoben, wie von einer hellen Höhe, auf die Irrthümer und die Ausſchweifungen der Sterblichen; auf die trüben Gewitter in den Thälern der Welt hinabſieht: dieſes Hinabſchauen fodert ein mitleidendes Herz, nicht einen aufgeblaſenen Geiſt; und ſo genießen wir den Himmel auf der Erde, wenn die Seele mit Menſchenliebe erfüllet, ruhig auf den Wegen der Vorſehung, die weite Ausdähnung der Wahrheit umfängt (*). Dieſes Vergnügen iſt das Gefühl einer billigen und gerechten Erhabenheit. Die gleiche Erhabenheit entſpringet bey einer Nation, wenn ſie eine Menge von geſchickten Leuten enthält, und ihr Geiſt der allgemeine Geiſt der Nation wird. Das Angedenken der Helden, die für ihr Vaterland ſterben, iſt einer wohlgearteten Seele nicht angenehmer als das Angedenken der Helden, die für ihr Vaterland lebten. Die Namen des Lycurgus, des Hippocrates, des Democritus, des Apelles, des Herodotus, des Ariſtoteles, des Pindarus, des Thucydides, des Sophocles, des Xenophon, des Demoſthenes, waren

bey

(*) Nulla voluptas aequiparari poteſt huic ipſi, nempe ut quis ſtet ſuper clivum excelſum veritatis, atque inde errores, homines palantes, caligines et tempeſtates, in convalle ſubjacente, deſpiciat; modo proſpectus iſte cum miſericordia conjunctus ſit, non cum tumore, aut ſuperbia. Et hoc ipſum, eſt coelo in terris frui, quando mens humana in charitate movetur, in providentia quieſcit, et ſupra polos veritatis circumfertur. Bac. op. vol. VI. pag. 7.

bey den Griechen nicht geringer, als die Namen des Miltiades, des Themiſtokles, und des Epaminondas. Eine ewige Nacht begräbt den Helden, der keinen Geſchichtſchreiber, keinen Dichter fand; das Angedenken des Geſchichtſchreibers, des Dichters, des Künſtlers, des Redners, des Philoſophen, des Arztes, des Geſetzgebers, iſt ein ewig leuchtender Tag für die künftigen Geſchlechter.

Darius war ſchon bezwungen und Aſien hatte ſich gebogen, da Alexander ſeinem Lehrer dem Ariſtoteles ſchrieb, er wollte weit lieber, durch eine ausnehmende Kenntniß, durch Einſicht und Wiſſenſchaft, als durch die Größe ſeiner Macht über alle Sterbliche erhoben ſeyn; ja er trug kein Bedenken dem Diogenes bey ſeinem Faſſe in Corinthus zu ſagen: ich möchte Diogenes ſeyn, wenn ich nicht Alexander wäre.

Die Künſte und die Wiſſenſchaften bieten einander ihre Hülfe an, den Namen eines Volkes bis an das Ende der Erde zu tragen, und ſein Angedenken der Hochachtung der kommenden Welt zu empfehlen. Ohne den Vater der Poeſie wäre Achilles in einer ewigen Vergeſſenheit geblieben; glückſelig biſt du Jüngling, ſprach der große Macedonier, bey dem Grabe dieſes Königes, daß ſich zum Preiſe deiner Tapferkeit ein Homer gefunden hat. Ptolomäus Philadelphus fand in dem Beyfall der Gelehrten eine ſicherere Straſſe zum Ruhme, als ſeine ſtolzen Vorfahren, die mit ihren Pyramiden dem Himmel und der Vergänglichkeit trotzten.

Die Künſte und die Wiſſenſchaften edeln die gemeinſte Herkunft, ſie erniedrigen den König der ihren Werth nicht kennt; ſie bringen einer Nation die Art des Stolzes bey, die das Gefühl ihrer Würdigkeit iſt, wenn ſie bey ihr auf den möglichſten Staffel der Vollkommenheit geſtiegen ſind.

Jede Nation fühlt dieſen Stolz, wenn ſie den Werth ihrer großen Männer fühlt. Die Bürger von Krotona empfanden dieſen Stolz, als ſie ihrem Rathe befahlen, in allen ſeinen Unterhandlungen den Grundſätzen des Pythagoras zu folgen, und ohne ſeine Beyſtimmung nichts zu unternehmen, dieſer Stolz bewog die Einwohner von Metapontus, das Haus, in welchem eben dieſer große Mann geſtorben war, in einen Tempel zu verwandeln, und ihn ſelbſt als einen Gott zu ehren; er trieb die Stagiriten an, die Gebeine des Ariſtoteles von Chalcis herzubringen, auf ſeinem Grabe einen Altar zu bauen, und bey demſelben nachher ihre öffentlichen Verſammlungen zu halten. Dieſer Stolz mußte ſich regen, wenn die Griechen ſahen, daß ſie den Troſt im Unglück, die Errettung in den Gefahren, und den beträchtlichſten Theil ihres Ruhms ihren großen Geiſtern ſchuldig waren. Viele von den Athenienſern, welche bey der unglücklichen Unternehmung des Nicias auf Sicilien in die Sklaverey geriethen, hatten ihr Heyl dem Euripides zu danken, deſſen Verſe ſie ihren Herren vorſagten. Die großen Geiſter der Griechen waren ſo berühmt, daß ein König in Perſien bey einer Audienz, die er den Abgeſandten der Grie-

chen gab, vor allem ausfragte: wie ſich der Dichter Ariſtophanes befinde? Auch Rom wachte von ſeinen Siegen zu der Liebe der Wiſſenſchaften und der Gelehrten auf. Die Waffen dieſes mächtigen Volkes hatten zwar Griechenland bezwungen; aber Griechenland konnte den Römern zeigen, daß die Vorzüge des Geiſtes den Sklaven über ſeinen Herrn heraufſetzen, und daß ſich die Größe dieſer Vorzüge weder an der Spitze ſiegreicher Heere, noch über den Ruinen geſtürzter Throne erreichen läßt. Die Waffen wichen der Philoſophie, die Lorbeern der Beredſamkeit.

Die Römer die ſich durch ihren Witz und ihre Gaben hervorthaten, blieben nicht ungeſucht, nicht ungekannt, nicht unbelohnt. Man war, in den merkwürdigen Zeiten des Auguſtus, vornämlich mit dem Geiſte entflammet, der die Gemüther in Bewegung bringen, die verborgenen Gaben erwecken, und die minder bekannten Verdienſte einem hellern Tage ausſetzen konnte. Virgil las ſeine Verſe dem Herrn der Erde in ſeinen Zimmern vor, und er ward in dieſer Arbeit von dem Staatsminiſter des Kaiſers unterſtützet, wenn ihm ſeine Stimme zu wanken anfieng; er ſah durch ſeine Dichtkunſt gerühret die Octavia neben ſich niederſinken, und den Auguſtus in Thränen zerfließen. Horaz ward von dem Kaiſer zum Liebling gewählet, und Horaz durfte ausſchlagen des Kaiſers Liebling zu ſeyn. Der geringſte Römer konnte dieſe ſtolze Hofnung wagen, wenn er durch die Vorzüge ſeines Geiſtes über andere erhoben war.

Der

Der Stolz der ſich auf den Ruhm ſeiner Nation in Künſten und Wiſſenſchaften gründet, iſt auch in unſern Zeiten nicht ungewohnt. Die innre Würde des Menſchen macht bey dem weiſen Theile der Engliſchen Nation den wahren Werth des Menſchen aus; der Staatsminiſter wird, zur Ehre der Menſchheit ſey es geſagt, von den Engländern verachtet, wenn er nicht iſt, was er ſeyn ſoll; ſie wiſſen die unbekannten Vorzüge des gemeinen Mannes eben ſo wohl aus der Finſterniß an das Licht zu ziehen, als ſie dürfen die unverdiente Größe der Großen zu einer ewigen Schande verdammen.

Dieſes unter dem Vorwande ſeiner Freyheit ſonſt ſo unbändige Volk vergiſſet ſeine Sekten, ſeine Factionen, Haß und Feindſchaft, wenn es um die Belohnung der Fähigkeiten ſeiner Bürger zu thun iſt. Pope war ein Katholike, ein verhaßter Name bey einem Volke, bey welchem die Vorurtheile die es hat, vorzüglich mächtig ſind, gleichwohl iſt er der Liebling ſeiner Nation geweſen, und ſein Bildniß ſteht in den meiſten Häuſern von Britannien. Die Kirche der Weſtminſter Abtey in Londen iſt allen Völkern der Erde ein Beweis, wie ſehr und wie auſſerordentlich die Engländer die Verdienſte ehren: dieſe Begräbnißſtätte ihrer Könige iſt mit den Gräbern ihrer großen Geiſter untermenget, und die Ueberbleibſel einer Komödiantin, die in Frankreich ihren Ruhplatz auf einem Schindanger erhalten hätten, ſind neben die Häupter des Staates beygeſetzet. Newton iſt bey ſeinem Leben in dieſem Vaterlande großer

Männer auf eine auſſerordentliche Weiſe geehret geweſen, und nach ſeinem Hinſchied hat man ihn, mit dem Pompe der Monarchen, in dieſe ſtillen Behältniſſe des Ruhmes zu Königen und Gelehrten hingeleget. Das Gefühl des vorzüglichen Werthes ihrer Nation iſt bey den Engländern ausnehmend groß. Die Franzoſen ſind für dieſe Heftigkeit mit allem ihrem Stolze zu gemäßigt: ſie ſtellen ihre Satyrenſchreiber nicht an den Pranger, aber ſie richten ihren großen Geiſtern keine Statuen auf; ſie erſchieſſen ihre Admiralen nicht, aber ſie begraben ihre Generalen nicht zu Saint Denys. Die Engliſche Nation iſt in allem auſſerordentlich, ſie kann nicht genug ſtrafen, ſie kann nicht genug belohnen.

Die Ehre, die ein Volk ſeinen großen Männern erweiſet, iſt alſo eine wahre Theilnehmung an ihrem Ruhm, und dieſe Theilnehmung iſt der bewußte Werth dieſer großen Männer. Es iſt edel, den Verdienſten ſeiner Mitbürger ihr Recht zu laſſen, es iſt einem erhabenen Gemüthe gemäß, den Neid als ein Laſter aus dem Herzen zu verbannen, das die Dunkelheit liebet, und nur alsdann aus ſeinen Klüften hervorbricht, wenn es Unruh und Zerrüttung erregen, und Traurigkeit in den Herzen der Rechtſchaffnen verbreiten kann. Der Ruhm unſrer großen Geiſter iſt der Ruhm des Staates, und der Ruhm des Staates iſt der Stolz des Staates.

Die Nation, die ihre großen Männer am meiſten ehret, wird ihnen am meiſten gleich. Athen hat in dem Ceramico die Statuen ſeiner erlauchten

Bürger aufgeſtellet, Griechenland war von ihren Ehrenſäulen voll. Das Angedenken ihrer Verdienſte ward bey jedem Blicke rege, den man auf die Denkmäler ihres Ruhmes warf. Die allergrößten Männer des alten Romes bekannten, daß ſie, bey dem Anſchauen dieſer Denkmäler ihrer erlauchten Voräl⸗tern, die auſſerordentlichſten Bewegungen empfan⸗den. Die Römiſche Jugend war dergeſtalt von den Trieben der Ehrbegierde bezaubert, wenn ſie die Bildniſſe dieſer Männer bey gewiſſen feyerlichen An⸗läſſen ſah, daß man hätte denken ſollen, die Gräber haben ſich geöffnet, und die Seelen der Abgeſchied⸗nen ſeyen auf die Erde zurückgekeht, in der Sprache der Unſterblichen die Wege zum großen, zum ſchö⸗nen, und edlen zu lehren. Epikur heißt uns einen wackern Mann in dem Leben zum Muſter nehmen, unter deſſen Angeſicht wir unſre Thaten zu verrichten ſcheinen; Longin befielt den Rednern, ſie ſollen ſich einbilden, Demoſthenes oder Homer hören ihnen zu. Nichts kann kräftiger zu der Liebe der Wiſſenſchaften und der Tugend aufwecken, als wenn man, mit ei⸗nem wahren Nationalſtolze, dergleichen große Bey⸗ſpiele in ſeinem eignen Vaterlande hervorſucht. Je⸗des Volk ſoll ſeine ganze Hochachtung den Männern weyhen, die es erleuchtet, die ſeine Denkungsart verbeſſert und erhöhet haben, es ſoll ihre Bilder eh⸗ren, es ſoll ihr Gedächtniß feyern; ſie ſollen in allen Herzen leben, und ſie werden alle Herzen mit der feurigſten Begierde erwärmen, eben ſo edelmüthig, gelehrt, und groß zu ſeyn.

Der Stolz, der aus dem Gedanken entſteht, wir ſind durch unſre Einſichten über andre erhoben, iſt den verdienteſten Völkern um ſo mehr eigen, weil er gegründet iſt. Athen wurde ſchon unter dem Pericles, von ſeinen Nachbarn für die Pracht ſeiner Künſtler, für die Werke ſeiner Gelehrten, wie für die Thaten ſeiner Krieger bewundert. Pericles der ſeine Tempel aufgeführet, der das Angedenken ſeiner Helden durch die Hand des Phidias der Nachwelt übergab, und den attiſchen Geiſt durch ſeine Beredſamkeit zu einem neuen Glanze erhub, war die Seele von Athen. Griechenland hat in einer langen Reyhe von Jahrhunderten die auſſerordentlichſten Männer in allen Arten von Größe hervorgebracht, die mit einem ſchöpferiſchen Geiſte angeflammet, die gemeine Bahn verlieſſen, und ſich auf neuen und unverſuchten Wegen der Unſterblichkeit verſicherten. Alle ihre Sinne und Gedanken zielten auf die Wahrheit; ſie verlieſſen ihr Vaterland, giengen ihr in die entfernteſten Länder entgegen, und ſetzten alle irdiſche Ruhe und Glückſeligkeit dem Vergnügen nach, ihre Seele aufzuklären. Rom wußte mit der Herrſchaft der Welt zuletzt die Herrſchaft der Gemüther zu verbinden, und was überaus merkwürdig iſt, dieſe Herrſchaft iſt geblieben, da jene lange unter den Schwerdern der nordlichen Völker ſich gebogen hatte. Die Spuren, welche uns die Römer in dreyen Theilen der Erde von ihrer Größe, und der Begierde nach ihrer Verewigung hinterlieſſen, ſind ſo viele Denkmäler ihres ſelbſtgefühlten Werthes.

Italien,

Italien, England, und Frankreich nähern ſich ſehr, in unſern Tagen, durch ihre Verdienſte um Künſte und Wiſſenſchaften, und beſonders durch den Stolz, der ſich darauf bezieht, den Griechen und Römern. Die Italiäner ſind auf den Ruhm ihrer Nation in Künſten und Wiſſenſchaften ſtolz, und ſie ſind es mit Recht. Der Abt Prevoſt hat ihnen vorgeworfen, ſie ſcheinen ſich ſelbſt ſeit einem Jahrhundert nicht mehr ähnlich, ſie ſeyen bloſſerdings das müßige Behältniß der Werke ihrer Vorältern, ſie haben die Meiſterſtücke derſelben, und die Muſter des Geſchmackes noch unter Augen, aber dieſe koſtbare Ueberbleibſel werden für ſie ein leerer Stoff, der nicht mehr die Geiſter erwärme und die Gaben erwecke, man beſuche Italien nicht, wegen ſeinen Bewohnern, ſondern wegen den Oertern die ſie bewohnen. Dieſe Vorwürfe ſind unbillig: der Abt Prevoſt hat zu viel auf die Künſte, und zu wenig auf die Wiſſenſchaften geſehen. Die Mathematik, die Naturlehre, die Naturgeſchichte, die Arzneywiſſenſchaft blühen in dieſem ſchönen Lande ſo ſehr, als in England und Frankreich. Die meiſten Akademien von Italien ſind bemüht die erhabenſten Wiſſenſchaften von trocknen Unterſuchungen zu den Bedürfniſſen der Menſchen herabzurufen. Der Adel und der geiſtliche Stand hält es ſeines Anſehens nicht unwürdig, die Grenzen des menſchlichen Erkenntniſſes auszudähnen. Die Weltweisheit geht oft in Purpur gekleidet. Das Haupt der Chriſtenheit iſt nicht ſelten den Muſen und Grazien gewogen. Ich erwarte von

dem angebohrnen Genie der Italiäner alles, was ſchön und groß iſt.

England iſt in vielen Künſten, und in allen Wiſſenſchaften, ſo groß als man es ſeyn kann. Der gerechte Stolz den einem engliſchen Bürger der Ruhm ſeiner erlauchten Männer beybringt, hat auch die vornehmſten Herrn dieſes Königreiches zu allen Zeiten bewogen, die Palmen der Gelehrten unter ihre Coronets zu winden; und eine beträchtliche Menge der erhabenſten Geiſter von Britannien ſind große Herrn geworden, weil ſie erhabne Geiſter waren.

Frankreich war unter Ludewig dem vierzehnten, durch Künſte und Wiſſenſchaften, ſo groß als durch ſeine Waffen, und es wußte daß es groß war. Die heutigen Franzoſen ſind nicht gefallen. Der einzige Herr von Montesquieu war im Stande allen Gelehrten, die unter der vorigen Regierung lebten, die Wage zu halten. Die feinſten Geiſter von Frankreich rufen aus, alles iſt verlohren: die Liebe die wir für die Wiſſenſchaften zeigen, und welche bey den Ausländern für einen Verdienſt gehalten wird, iſt bey uns nichts als eine Mode; der Geſchmack ſcheint ſich zu beſſern, wenn er anfängt ſich zu verderben, man bemerket das Uebel nicht bis es aufs höchſte gekommen iſt; unſre Verfaſſer ſetzen die Gründlichkeit beyſeits, und halten ſich ſchlechterdings an dem äuſſern Scheine; ein witziger, ein unvermutheter Einfall verdringet den beſten Gedanken, die geſchickteſte Betrachtung; man ſagt nicht mehr von einem Buche, daß es gut ſey, ſondern daß es das Werk eines wi-

tzigen

tzigen Kopfes ſey; die meiſten Schriften unſrer heutigen Verfaſſung ſind bloße Feuerwerke, die einen plötzlichen Glanz und Knall von ſich geben, und nichts als Rauch hinterlaſſen, man flieget dreiſte und ſorgelos himmelhoch in jedem Madrigal und verläßt die ſchüchterne Vernunft in der verachteten Tiefe. Die Gedanken ſteigen wie Raketen aus unſern Werken empor; der epigrammatiſche Geiſt herrſcht in der Metaphyſik, in der Rechtsgelehrſamkeit, in der Arzneykunſt, wie bey den Nachttiſchen des Frauenzimmers, und in den Romanen, die von eilf Uhr bis zu Mittage währen.

So fiel die attiſche Anmuth, die Xenophontiſche Einfalt, in den Zeiten des Demetrius Phalereus vor einem falſchen Geſchmacke, welcher die Augen mit einer blendenden Schminke betrog. Die nämliche Beredſamkeit des Pericles und Demoſthenes mußte der kitzelnden Melodie der aſiatiſchen Muſen, und der ſimmetriſchen Anordnung zärtlicher Silben, und tanzender Perioden weichen.

Eben ſo hat Seneka, ohne Maß und Schranken, den großen Geſchmack des Cicero mit allzuhäufigen Zierrathen verdorben. Seneka wollte immer artig, immer erhaben, immer auſſerordentlich ſeyn.

Dieſe Einwürfe haben einen großen Schein, aber ſie laſſen ſich beantworten. Alle Zeiten und alle Weltalter können bey einigen Aehnlichkeiten einander ſehr unähnlich ſeyn. Nach dem Tode des Auguſtus fielen nach und nach, nicht blos die Schreibart und der Geſchmack, ſondern die Wiſſenſchaften. Fällt

der

der Geſchmack bey den heutigen Franzoſen, ſo ſieht man hingegen die Wiſſenſchaften bey ihnen ſteigen. Die Philoſophie nimmt täglich überhand, die Menſchen denken über alles, und die Franzoſen ſoviel als alle Menſchen. Die Wiſſenſchaften werden, von Jahre zu Jahre, ſehr viel gemeinnützlger, ſehr viel leichter, und bisweilen vollſtändiger. Die gezierteſte Schreibart verbannet die gründlichſten Unterſuchungen nicht. Der größte Gelehrte wird wohl thun, wenn er ſeine Werke ſo ſchreibt, daß man ſie lieſt.

Die heutigen großen Geiſter von Frankreich ſind ausnehmend groß. Sie ſcheinen auf einmal für alles gemacht, was des Menſchen würdig iſt; ſie meſſen die Geſtirne, und haben eine gefühlvolle Seele; ſie dähnen die abgezogenſten Wiſſenſchaften aus, und zwingen uns in dramatiſchen Gedichten Thränen ab; ſie verbinden mit dem tiefſten Kenntniſſe den größten Geſchmack, und beſitzen die ſeltene Wiſſenſchaft, zugleich Gelehrte und Menſchen zu ſeyn.

Der Stolz der Franzoſen iſt alſo hierinn ein gerechter Stolz. Sie ſind vorzüglich im Stande, den ſchönen Wiſſenſchaften ihre griechiſche Anmuth wieder zu geben; die Naturkunde, die Staatsklugheit, die Handlung, die Finanzen, und die Künſte haben ihnen den größten Theil ihrer Vollkommenheit zu danken. Hätten doch ihre erlauchten Männer ihr Haupt nicht zu ſehr vor einem Geſchlechte gebogen, das allen Kleinigkeiten einen Preis, und allem was wahrhaftig groß iſt, eine lächerliche Geſtalt zu geben weis, vor einem Geſchlechte, dem wir die Herr-

ſchaft

ſchaft der Herzen willig zugeſtehen, wenn es uns die Herrſchaft über die Gemüther läßt. Der Stolz der Griechen, der Römer, der Italiäner, der Engländer, und Franzoſen auf ihre Vorzüge in Künſten und Wiſſenſchaften, ſcheint alſo ein billiger, gerechter und nützlicher Stolz.

Ich kenne noch eine andere Erhebung des Gemüthes, welche die Vorzüge gewiſſer Geiſter bey einem Volke erwecken können; ſie iſt von einer beſondern Art, aber ſie ſcheint mir alles, was ſich groſſes denken läßt. Ich rede von dem Geiſte der Freyheit, der durch die Werke der Engländer in die Herzen der Franzoſen übergieng. Dieſer Geiſt der Freyheit iſt bey böſen Abſichten gefährlich und verwerflich, aber er dient der Menſchheit zur Ehre, und zum Troſt, wenn er gebraucht wird, den Menſchen die Augen über die wahren Vortheile zu öffnen. Er iſt für die verehrungswürdigen Genien geſchaffen, die Führer und Gutthaten der Menſchheit ſind. Die Engländer ſehen die Franzoſen für eine Nation von Sklaven an: es iſt lächerlich ſie als Sklaven zu verachten, da doch eine Menge Franzoſen, im Angeſichte des Thrones, ſo freye Seelen haben, als der freyeſte Engländer. Ich kenne dieſe Helden. Ihr Herz iſt in allen Unfällen erhaben, ihre Augen ſind, auch in dem Finſterniſſe offen, ihr Geiſt iſt fertig alles zu denken, was edel iſt, und ihr Mund iſt bereit, mit Verachtung ihres Glückes, ihrer Ruhe, ihrer Güter, ihrer Ehrenſtellen, die Sprache ihres Herzens und ihres Geiſtes zu reden. Dieſe Art von

Freyheit

Freyheit beſteht in dem freyen Gebrauche ſeiner Einſichten, ſie entſpringet nicht aus der Regierungsform, ſondern aus der Philoſophie; ſie iſt weit edler, weil ihre Herkunft edler iſt. Die erhabenſte Nation unter der Sonne iſt alſo, in dieſem Geſichtspunkte, die Nation, die frey denket, nicht weil ſie darf, ſondern weil ſie nicht darf.

Der Schluß dieſes Capitels iſt hiermit: daß in dem Herzen einer Nation, durch die Verdienſte ihrer Mitbürger in Künſten und Wiſſenſchaften, ein beſonderer Stolz entſtehe; daß dieſer Stolz eine große und herrliche Empfindung ſey, weil Künſte und Wiſſenſchaften etwas großes und herrliches ſind; daß er eine nützliche Empfindung ſey, weil man ſelbſt groß wird, wenn man ehrt was groß iſt; daß dieſer Stolz, bey verſchiedenen Nationen, ein billiger und gerechter Stolz ſey; daß endlich die Wiſſenſchaften in gewiſſen Fällen dem Geiſte eine kühnere Erhabenheit geben, als eine glückliche Regierungsform.

Aus

Aus Johann Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums.

Die Schönheit, als der höchſte Endzweck, und als der Mittelpunkt der Kunſt, erfordert vorläufig eine allgemeine Abhandlung, in welcher ich mir und dem Leſer ein Genüge zu thun wünſchte; aber dieſes iſt auf beyden Seiten ein ſchwer zu erfüllender Wunſch. Denn die Schönheit iſt eins von den großen Geheimniſſen der Natur, deren Wirkung wir ſehen, und alle empfinden, von deren Weſen aber ein allgemeiner deutlicher Begriff unter die unerfundenen Wahrheiten gehört. Wäre dieſer Begriff geometriſch deutlich, ſo würde das Urtheil der Menſchen über das Schöne nicht verſchieden ſeyn, und es würde die Ueberzeugung von der wahren Schönheit leicht werden; noch weniger würde es Menſchen entweder von ſo unglücklicher Empfindung, oder von ſo widerſprechendem Dünkel geben können, daß ſie auf der einen Seite ſich eine falſche Schönheit bilden, auf der andern hingegen keinen richtigen Begriff von derſelben annehmen. Dieſe letztern ſind ſchwerer zu überzeugen, als jene zu belehren; ihre Zweifel aber ſind mehr ihren Witz zu offenbaren erdacht, als zur Verneinung

neinung des wirklichen Schönen behauptet; es haben dieſelben in der Kunſt keinen Einfluß. Jene ſollte der Augenſchein, ſonderlich im Angeſichte von tauſend und mehr erhaltenen Werken des Alterthums erleuchten: aber wider die Unempfindlichkeit iſt kein Mittel, und es fehlet uns die Regel und der Kanon des Schönen, nach welchem, wie Euripides ſagt, das garſtige beurtheilet wird; und aus dieſer Urſache ſind wird, ſo wie über das, was wahrhaftig gut iſt, alſo auch über das, was ſchön iſt, verſchieden. Dieſe Verſchiedenheit der Meynung zeiget ſich noch mehr in dem Urtheile über abgebildete Schönheiten in der Kunſt, als in der Natur ſelbſt: denn weil jene weniger, als dieſe, reizen, ſo werden auch jene, wenn ſie nach Begriffen hoher Schönheit gebildet, und mehr ernſthaft als leichtfertig ſind, dem unerleuchteten Sinne weniger gefallen, als eine gemeine hübſche Bildung, die reden und handeln kann. Die Urſach liegt in unſeren Lüſten, welche bey den mehreſten Menſchen durch den erſten Blick erreget werden, und die Sinnlichkeit iſt ſchon angefüllet, wenn der Verſtand ſuchen wollte, das Schöne zu genieſſen: alsdann iſt es nicht die Schönheit, die uns einnimmt, ſondern die Wolluſt. Dieſer Erfahrung zu folge werden jungen Leuten, bey welchen die Lüſte in Wallung und Gährung ſind, mit ſchmachtenden und brünſtigen Reizungen bezeichnete Geſichter, wann ſie auch nicht wahrhaftig ſchön ſind, Göttinnen erſcheinen, und ſie werden weniger gerühret werden über eine ſchöne Frau, die Zucht und Wohlſtand in

Geberden

Geberden und Handlungen zeiget, welche die Bildung und die Majeſtät der Juno hätte.

Die Begriffe der Schönheit bilden ſich bey den mehreſten Künſtlern aus ſolchen unreifen erſten Eindrücken, welche ſelten durch höhere Schönheiten geſchwächet oder vertilget werden, zumal wenn ſie, entfernt von den Schönheiten der Alten, ihre Sinnen nicht verbeſſern können. Denn es iſt mit dem Zeichnen, wie mit dem Schreiben: wenige Knaben, welche ſchreiben lernen, werden mit Gründen von der Beſchaffenheit der Züge, und des Lichts und Schattens an denſelben, worinn die Schönheit der Buchſtaben beſtehet, angeführet, ſondern man giebt ihnen die Vorſchrift, ohne weitern Unterricht, nachzumachen, und die Hand bildet ſich im Schreiben, ehe der Knabe auf die Gründe von der Schönheit der Buchſtaben achten würde. Eben ſo lernen die mehreſten jungen Leute zeichnen; und ſo wie die Züge im Schreiben in vernünftigen Jahren bleiben, wie ſie ſich in der Jugend geformet haben, ſo malen ſich insgemein die Begriffe der Zeichner von der Schönheit in ihrem Verſtande, wie das Auge gewähnet worden, dieſelben zu betrachten und nachzuahmen, welche unrichtig werden, da die mehreſten nach unvollkommenen Muſtern zeichnen. Es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß bey Künſtlern, ſo wie bey allen Menſchen, der Begriff der Schönheit dem Gewebe und der Wirkung der Geſichtsnerven gemäß ſey, ſo wie man aus dem unvollkommenen und vielmals unrichtigen Kolorit der Maler zum Theil auf eine

 ſolche

ſolche Vorſtellung und Abbildung der Farben in ihrem Auge ſchließen muß; denn was dieſes betrifft, iſt der Schluß, welchen die Sekte der Zweifler in der Philoſophie, von der verſchiedenen Farbe der Augen ſowohl bey Thieren als bey Menſchen, auf die Ungewißheit unſerer Kenntniß der wahren Beſchaffenheit der Farbe dieſer oder jener Vorwürfe machete, nicht ohne Grund. So wie hier nun die Farbe der Feuchtigkeiten des Auges, als die Urſach könnte angeſehen werden, eben ſo wird vielleicht in der Beſchaffenheit der Nerven der verſchiedene Begriff der Formen liegen, die die Schönheit bilden. Dieſes wird begreiflich aus den unendlichen Geſchlechten der Früchte und aus den unendlichen Arten eben derſelben Frucht, deren verſchiedene Form und Geſchmack ſich bildet und erwächſet durch die mancherley Fäſerchen, aus welchen die Röhren gewebet und verſchränkt ſind, worinn der Saft hinauf ſteiget, geläutert und reif wird. Da nun ein Grund von den mancherley Eindrücken auch bey denen, die ſich mit Abbildung derſelben beſchäftigen, vorhanden ſeyn muß, wird gedachte Muthmaſſung nicht ſchlechterdings können verworfen werden.

In andern hat der Himmel das ſanfte Gefühl der reinen Schönheit nicht zur Reife kommen laſſen, und es iſt in ihnen entweder durch die Kunſt, das iſt, durch die Bemühung, ihr Wiſſen allenthalben anzuwenden, in Bildung jugendlicher Schönheiten erhärtet worden, wie im Michael Angelo, oder es hat ſich dieſes Gefühl durch eine pöbelhafte Schmeicheley des gro-

ben

ben Sinnes, um demſelben alles begreiflicher vor Augen zu legen, mit der Zeit gänzlich verderbet, wie im Bernini geſchehen iſt. Jener hat ſich mit Betrachtung der hohen Schönheit beſchäftiget, wie man aus ſeinen, theils gedruckten, theils ungedruckten Gedichten ſieht, wo er in würdigen und erhabenen Ausdrücken über dieſelbe denket, und er iſt wunderbar in ſtarkern Leibern; aber aus angeführtem Grunde hat derſelbe aus ſeinen weiblichen und jugendlichen Figuren Geſchöpfe einer andern Welt, im Gebäude, in der Handlung und in den Geberden gemacht: Michael Angelo iſt gegen dem Raphael, was Thucydides gegen den Xenophon iſt. Bernini ergriff eben den Weg, welcher jenen wie in unwegſame Orte und zu ſteilen Klippen brachte, und dieſen hingegen in Sümpfe und Lachen verführete: denn er ſuchte Formen, aus der niedrigſten Natur genommen, gleichſam durch das Uebertriebene zu veredlen, und ſeine Figuren ſind wie der zu plötzlichem Glücke gelangete Pöbel; ſein Ausdruck iſt oft der Handlung widerſprechend, ſo wie Hannibal im äuſſerſten Kummer lachete. Dem ohngeachtet hat dieſer Künſtler lange auf dem Throne geſeſſen, und ihm wird noch itzo gehuldiget.

Die von der zwoten Art, nämlich die Zweifeler wider die Richtigkeit der Begriffe der Schönheit, gründen ſich vornämlich auf die Begriffe des Schönen unter entlegenen Völkern, die ihrer verſchiedenen Geſichtsbildung zufolge, auch verſchieden von den unſrigen ſeyn müßen. Denn ſo wie viele Völker die

Farbe ihrer Schönen mit Ebenholz (welche ſo, wie dieſes, glänzender, als anderes Holz, und als eine weiße Haut iſt) vergleichen würden, da wir dieſelbe mit Elfenbein vergleichen, eben ſo, ſagen ſie, werden vielleicht bey jenen die Vergleichungen der Formen des Geſichts mit Thieren gemacht werden; an welchen uns eben die Theile ungeſtalt und häßlich ſcheinen. Es iſt nicht zu läugnen, daß man auch in den europäiſchen Bildungen ähnliche Formen mit der Bildung der Thiere finden kann, und Otto van Veen, der Meiſter des Rubens, hat nach dem Porta dieſes in einer beſondern Schrift gezeiget: man wird aber auch zugeben müſſen, daß, je ſtärker dieſe Aehnlichkeit an einigen Theilen iſt, deſto mehr weichet die Form von den Eigenſchaften unſers Geſchlechts ab, und es wird dieſelbe theils ausſchweifend, theils übertrieben, wodurch die Harmonie unterbrochen, und die Einheit und Einfalt geſtöret wird, als worinn die Schönheit beſtehet, wie ich unten zeige.

Je ſchräger z. E. die Augen ſtehen, wie an Katzen, deſto mehr fällt dieſe Richtung von der Baſe und der Grundlage des Geſichts ab, welche das Kreuz iſt, wodurch daſſelbe von dem Wirbel an in die Länge und in die Breite gleich getheilet wird, indem die ſenkrechte Linie die Naſe durchſchneidet, die horizontale Linie aber die Augen. Liegt das Auge ſchräg, ſo durchſchneidet es eine Linie, welche mit jener parallel, durch den Mittelpunkt des Auges gezogen, zu ſetzen iſt. Wenigſtens muß hier eben die Urſache ſeyn, die den Uebelſtand eines ſchief gezoge-

nen

nen Mundes macht; denn wenn unter zwo Linien die eine von der andern ohne Grund abgeweichet, thut es dem Auge wehe. Alſo ſind dergleichen Augen, wo ſie ſich unter uns finden, und an Sineſen und Paponeſen, ſowohl als an den ägyptiſchen Köpfen, eine Abweichung. Die gepletſchte Naſe der Kalmucken, der Sineſen, und anderer entlegenen Völker, iſt ebenfalls eine Abweiſung: denn ſie unterbricht die Einheit der Formen, nach welcher der übrige Bau des Körpers gebildet worden, und es iſt kein Grund, warum die Naſe ſo tief geſenkt liegt, und nicht vielmehr der Richtung der Stirne folgen ſoll; ſo wie hingegen die Stirne und Naſe aus einem geraden Knochen, wie an Thieren, wider die Mannigfaltigkeit in unſerer Natur ſeyn würde. Der aufgeworfene ſchwülſtige Mund, welchen die Mohren mit den Affen in ihrem Lande gemein haben, iſt ein überflüßiges Gewächs und ein Schwulſt, welchen die Hitze ihres Clima verurſachet, ſo wie uns die Lippen von Hitze, oder von ſcharfen ſalzigen Feuchtigkeiten, auch einigen Menſchen im Zorne, aufſchwellen. Die kleinen Augen der entlegenen nördlichen und öſtlichen Länder, ſind in der Unvollkommenheit ihres Gewächſes mitbegriffen, welches kurz und klein iſt.

Solche Bildungen wirket die Natur allgemeiner, jemehr ſie ſich ihren äuſſerſten Enden nähert, und entweder mit der Hitze, oder mit der Kälte ſtreitet, wo ſie dort übertriebene und zu frühzeitige, hier aber unreife Gewächſe von aller Art hervorbringet. Denn eine Blume verwelcket in unleidlicher Hitze, und in

einem Gewölbe ohne Sonne bleibet ſie ohne Farbe; ja die Pflanzen arten aus in einem verſchloſſenen finſtern Orte. Regelmäßiger aber bildet die Natur, je näher ſie nach und nach wie zu ihrem Mittelpunkt gehet, unter einem gemäßigten Himmel, wie im erſten Kapitel angezeiget worden. Folglich ſind unſere und der Griechen Begriffe von der Schönheit, als welche von der regelmäßigſten Bildung genommen ſind, richtiger, als diejenigen, die ſich Völker bilden können, die, um mich eines Gedankens eines neuern Dichters zu bedienen, von dem Ebenbilde ihres Schöpfers halb verſtellet ſind: denn was nicht ſchön iſt, kann nirgends ſchön ſeyn, wie Euripides ſagt. In dieſen Begriffen aber ſind wir ſelbſt verſchieden, und vielleicht verſchiedener, als ſelbſt im Geſchmacke und Geruche, wo es uns an deutlichen Begriffen fehlet, und es werden nicht leicht hundert Menſchen über alle Theile der Schönheit eines Geſichts einſtimmig ſeyn; ich rede von denen, die nicht gründlich über dieſelbe gedacht haben. Diejenigen aber, welche die Schönheit als einen würdigen Vorwurf ihrer Betrachtungen angeſehen und gewählet haben, können über das wahre Schöne, da es nur eins und nicht mancherley iſt, nicht zwiſtig ſeyn; und dieſe, wenn ſie die Schönheit in den vollkommenen Bldern der Alten unterſuchet haben, finden in den weiblichen Schönheiten einer ſtolzen und klugen Nation, die insgemein ſo ſehr geprieſenen Vorzüge nicht, weil ſie nicht von der weiſſen Haut geblendet werden. Die Schönheit wird durch den Sinn empfunden,

aber

aber durch den Verſtand erkannt und begriffen, wodurch jener mehrentheils weniger empfindlicher auf alles, aber richtiger gemacht wird und werden ſoll. In der allgemeinen Form aber ſind beſtändig die mehreſten und die geſitteteſten Völker in Europa ſo wohl, als in Aſien und Afrika, übereingekommen; daher die Begriffe derſelben nicht für willkührlich angenommen zu halten ſind, ob wir gleich nicht von allen Grund angeben können.

Die Farbe trägt zur Schönheit bey, aber ſie iſt nicht die Schönheit ſelbſt, ſondern ſie erhebet dieſelbe überhaupt und ihre Formen; ſo wie der Geſchmack des Weins lieblicher wird durch deſſen Farbe in einem durchſichtigen Glaſe, als in der koſtbarſten goldenen Schale getrunken. Da nun die weiſſe Farbe diejenige iſt, welche die mehreſten Lichtſtralen zurückſchicket, ſo wird auch ein ſchöner Körper deſto ſchöner ſeyn, je weiſſer er iſt, ja er wird nackend dadurch größer, als er in der That iſt, erſcheinen, ſo wie wir ſehen, daß alle neu in Gyps geformte Figuren größer, als die Statuen, von welchen jene genommen ſind, ſich vorſtellen. Ein Mohr könnte ſchön heißen, wenn ſeine Geſichtsbildung ſchön iſt, und ein Reiſender verſichert, daß der tägliche Umgang mit Mohren das widrige der Farbe benimmt, und was ſchön an ihnen iſt, offenbaret; ſo wie die Farbe des Metalls, und des ſchwarzen oder grünlichen Baſalts, der Schönheit alter Köpfe nicht nachtheilig iſt. Der ſchöne weibliche Koof in der letzten Art Stein, in der Villa Albani, würde in weiſſem Mar-

mor nicht ſchöner erſcheinen; der Kopf des ältern Scipio im Palaſte Roſpiglioſi, in einem dunklern grünlichen Baſalte, iſt ſchöner, als drey andere Köpfe deſſelben in Marmor. Dieſen Beyfall werden beſagte Köpfe, nebſt andern Statuen in ſchwarzem Steine, auch bey Ungelehrten erlangen, welche dieſelben als Statuen anſehen. Es offenbaret ſich alſo in uns eine Kenntniß des Schönen auch in einer ungewöhnlichen Einkleidung deſſelben, und in einer der Natur unangenehmen Farbe: es iſt alſo die Schönheit verſchieden von der Gefälligkeit oder von der Lieblichkeit. Denn lieblich und angenehm iſt eine Perſon zu nennen, die durch ihr Weſen, durch ihre Rede und durch ihren Verſtand, auch durch ihre Jugend, Haut und Farbe reizen kann, ohne ſchön zu ſeyn.

Es verhält ſich mit dem verſchiedenen Urtheile über eine ſchöne Perſon, wie mit der verſchiedenen Neigung gegen weiße und braune Schönen; derjenige, welcher eine bräunliche Schönheit einer ſchönen weißen vorziehet, iſt deswegen nicht zu tadeln, ja man könnte ihm beypflichten, wenn derſelbe weniger durch das Geſicht, als durch das Gefühl gereizet wird. Denn eine bräunliche Schönheit kann vielleicht eine ſanftere Haut, als eine weiſe ſchöne Perſon zu haben ſcheinen, da, wie ich geſagt habe, eine weiße Haut mehr Lichtſtralen als eine bräunliche zurückſchicket, und alſo enger, dichter und folglich ſtärker als dieſe ſeyn muß. Es würde daher eine bräunliche Haut durchſichtiger zu achten ſeyn,

weil

weil dieſe Farbe, wenn ſie natürlich iſt, von dem Durchſcheinen des Bluts verurſacht wird; und aus eben dieſem Grunde färbet ſich eine bräunliche Haut in der Sonne eher als eine weiße; ja eben daher iſt die Haut der Mohren weit ſanfter anzufühlen, als die unſrige. Die bräunliche Farbe in ſchönen Knaben war bey den Griechen eine Deutung auf ihre Tapferkeit, die von weißer Farbe aber hießen Kinder der Götter.

Dieſes iſt alſo, wie geſagt, verneinend von der Schönheit gehandelt, das iſt, es ſind die Eigenſchaften, welche ſie nicht hat, von derſelben abgeſondert, durch Anzeige unrichtiger Begriffe von derſelben; ein bejahender Begriff aber erfordert die Kenntniß des Weſens ſelbſt, in welches wir in wenigen Dingen hineinzuſchauen vermögend ſind. Denn wir können hier, wie in den mehreſten philoſophiſchen Betrachtungen, nicht nach Art der Geometrie verfahren, welche vom allgemeinen auf das beſondere und einzelne, und von dem Weſen der Dinge auf ihre Eigenſchaften gehet und ſchließet; ſondern wir müſſen uns begnügen, aus lauter einzelnen Stücken wahrſcheinliche Schlüſſe zu ziehen. Was aber in folgenden Betrachtungen über die Schönheit misgedeutet werden könnte, muß denjenigen, welcher unterrichten will, nicht bekümmern: denn ſo wie Plato und Ariſtoteles, der Lehrer und der Schüler, über den Endzweck der Tragoedie völlig das Gegentheil behaupteten, welche dieſer als eine Reinigung der Leidenſchaften anprieſe, jener hingegen als einen

Zunder derſelben beſchrieben hat, ſo kann von der unſchuldigſten Abſicht, auch von denen die richtig denken, ein ungeneigtes Urtheil gefället werden. Ich erinnere dieſes vornämlich über meine Schrift von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunſt, die bey einigen ein Urtheil erwecket, welches von meiner Abſicht gänzlich entfernet geweſen iſt.

Die Weiſen, welche den Urſachen des allgemeinen Schönen nachgedacht haben, da ſie daſſelbe in erſchaffenen Dingen erforſchet, und bis zur Quelle des höchſten Schönen zu gelangen geſuchet, haben daſſelbe in der vollkommenen Uebereinſtimmung des Geſchöpfs mit deſſen Abſichten, und der Theile unter ſich, und mit dem Ganzen deſſelben, geſetzet. Da dieſes aber gleichbedeutend iſt mit der Vollkommenheit, für welche die Menſchheit kein fähiges Gefäß ſeyn kann, ſo bleibet unſer Begriff von der allgemeinen Schönheit unbeſtimmet, und bildet ſich in uns durch einzelne Kenntniße, die, wenn ſie richtig ſind, geſammlet und verbunden, uns die höchſte Idee menſchlicher Schönheit geben, welche wir erhöhen, je mehr wir uns über die Materie erheben können. Da ferner dieſe Vollkommenheit durch den Schöpfer allen Kreaturen in dem ihnen zukommenden Grade gegeben worden, und ein jeder Begriff auf einer Urſache beſtehet, die auſſer dieſem Begriffe in etwas andern geſuchet werden muß, ſo kann die Urſache der Schönheit nicht auſſer ihr, da ſie in allen erſchaffenen Dingen iſt, gefunden werden. Eben daher, und weil unſere Kenntniße Vergleichungsbe-

griffe

griffe ſind, die Schönheit aber mit nichts höhern kann verglichen werden, rühret die Schwierigkeit einer allgemeinen und deutlichen Erklärung derſelben.

Die höchſte Schönheit iſt in Gott, und der Begriff der menſchlichen Schönheit wird vollkommen, je gemäßer und übereinſtimmender derſelbe mit dem höchſten Weſen kann gedacht werden, welches uns der Begriff der Einheit und der Untheilbarkeit von der Materie unterſcheidet. Dieſer Begriff der Schönheit iſt wie ein aus der Materie durchs Feuer gezogener Geiſt, welcher ſich ſuchet ein Geſchöpf zu zeugen nach dem Ebenbilde der in dem Verſtande der Gottheit entworfenen erſten vernünftigen Kreatur. Die Formen eines ſolchen Bildes ſind einfach und ununterbrochen, und in dieſer Einheit mannigfaltig, eben dadurch aber ſind ſie harmoniſch; ſo wie ein ſüßer und angenehmer Ton durch Körper hervorgebracht wird, deren Theile gleichförmig ſind. Durch die Einheit und Einfalt wird alle Schönheit erhaben, ſo wie es durch dieſelbe alles wird, was wir wirken und reden: denn was in ſich groß iſt, wird, mit Einfalt ausgeführet und vorgebracht, noch größer. Es wird nicht enger eingeſchränkt, oder verlieret von ſeiner Größe, wenn es unſer Geiſt wie mit einem Blicke überſehen und meſſen, und in einem einzigen Begriffe einſchließen und faſſen kann, ſondern eben durch dieſe Begreiflichkeit ſtellet es uns ſich in ſeiner völligen Größe vor, und unſer Geiſt wird durch die Faſſung deſſelben erweitert, und zugleich mit erhaben. Denn alles, was wir getheilt betrach-

ten müßen, oder durch die Menge der zuſammenge=ſetzten Theile nicht mit einmal überſehen können, verlieret dadurch von ſeiner Größe, ſo wie uns ein langer Weg kurz wird durch mancherley Vorwürfe, die ſich uns auf demſelben darbieten, oder durch viele Herbergen, in welchen wir anhalten können. Die=jenige Harmonie, die unſern Geiſt entzücket, beſtehet nicht in unendlich gebrochenen, gekettelten und ge=ſchleiften Tönen, ſondern in einfachen lang anhal=tenden Zügen. Aus dieſem Grunde erſcheinet ein großer Palaſt klein, wenn derſelbe mit Zierrathen überladen iſt, und ein Haus groß, wenn es ſchön und einfältig aufgeführet worden. Aus der Einheit folget eine andere Eigenſchaft der hohen Schönheit, die Unbezeichnung derſelben, das iſt, deren Formen weder durch Punkte, noch durch Linien, beſchrieben werden, als die allein die Schönheit bilden; folglich eine Geſtalt, die weder dieſer oder jener beſtimmten Perſon eigen ſey, noch irgend einen Zuſtand des Ge=müths oder eine Empfindung der Leidenſchaft aus=drücke, als welche fremde Züge in die Schönheit miſchen, und die Einheit unterbrechen. Nach dieſem Begriffe ſoll die Schönheit ſeyn, wie das vollkom=menſte Waſſer aus dem Schooße der Quelle geſchö=pfet, welches, je weniger Geſchmack es hat, deſto geſunder geachtet wird, weil es von allen fremden Theilen geläutert iſt. So wie nun der Zuſtand der Glückſeligkeit, das iſt, die Entfernung vom Schmerze, und der Genuß der Zufriedenheit in der Natur der allerleichteſte iſt, und der Weg zu derſelben der gera=

deſte, auch ohne Mühe und Koſten kann erhalten werden, ſo ſcheinet auch die Idee der höchſten Schönheit am einfältigſten und am leichteſten, und es iſt zu derſelben keine philoſophiſche Kenntniß des Menſchen, keine Unterſuchung der Leidenſchaften der Seele, und deren Ausdruck nöthig. Da aber in der menſchlichen Natur zwiſchen dem Schmerze und dem Vergnügen, auch nach dem Epicurus, kein mittlerer Stand iſt, und die Leidenſchaften die Winde ſind, die in dem Meere des Lebens unſer Schiff treiben, mit welchem der Dichter ſeegelt, und der Künſtler ſich erhebet, ſo kann die reine Schönheit allein nicht der einzige Vorwurf unſerer Betrachtung ſeyn, ſondern wir müßen dieſelbe auch in den Stand der Handlung und Leidenſchaft ſetzen, welches wir in der Kunſt in dem Worte Ausdruck begreifen.

* *
*

Die Schönheit iſt jedem Alter eigen, aber wie an den Göttinnen der Jahrszeiten, in verſchiedenem Grade; geſellet ſich jedoch vornämlich mit der Jugend, und daher iſt der Kunſt größtes Werk, dieſe zu bilden. In derſelben fanden die Künſtler, mehr als in dem männlichen Alter, die Urſache der Schönheit in der Einheit, in der Mannigfaltigkeit und in der Uebereinſtimmung, indem die Formen der ſchönen Jugend der Einheit der Fläche des Meeres gleichen, welches in einiger Entfernung eben und ſtille, als ein Spiegel erſcheinet, ob es gleich allezeit in Bewegung iſt und Wogen wälzet. Denn ſo wie die

Seele,

Seele, als ein einfaches Weſen, viele verſchiedene Begriffe auf einmal und in einem Augenblicke hervorbringet, eben ſo iſt es auch mit dem ſchönen jugendlichen Umriſſe, welcher einfach ſcheinet, und unendlich verſchiedene Abweichungen auf einmal hat. Da nun in der großen Einheit der jugendlichen Formen die Gränzen derſelben unmerklich eine in die andere fließen, und von vielen der eigentliche Punkt der Höhe, und die Linie, welche dieſelbe umſchreibet, nicht genau kann beſtimmet werden, ſo iſt aus dieſem Grunde die Zeichnung eines jugendlichen Körpers, in welchem alles iſt und ſeyn, und nicht erſcheinet und erſcheinen ſoll, ſchwerer, als einer männlichen oder betagten Figur, weil in dieſer die Natur ihre Bildung theils ausgeführet hat, theils anfängt, ihr Gebäude wiederum aufzulöſen, und alſo in beyden Stufen dieſes Alters die Verbindung der Theile deutlicher vor Augen lieget; in jener hingegen iſt die Bildung zwiſchen dem Wachsthum und der Vollendung gleichſam unbeſtimmt gelaſſen. Es iſt auch kein ſo großer Fehler, in ſtark muskulierten Körpern aus dem Umriſſe heraus zu gehen, oder die Andeutung der Muskeln und anderer Theile zu verſtärken, oder zu übertreiben, als es die geringſte Abweichung in einem jugendlichen Gewächſe iſt, wo auch der geringſte Schatten, wie man zu reden pfleget, zum Körper wird; ſo wie ein Lineal, wenn es kürzer oder ſchmäler als das verlangte Maas, iſt, dennoch die Eigenſchaften eines Lineals hat, aber nicht alſo heiſſen kann, wenn es von der geraden Linie abweichet: denn

denn wer nur im geringſten vor der Scheibe vorbey ſchießt, iſt eben ſo gut, als wenn er nicht hinangetroffen hätte.

Dieſe Betrachtung kann unſer Urtheil richtig und gründlich machen, und die Ungelehrten, welche nur insgemein in einer Figur, wo alle Muskeln und Knochen angedeutet ſind, die Kunſt mehr, als in der Einfalt der Jugend, bewundern, beſſer unterrichten. Einen augenſcheinlichen Beweis von dem, was ich ſage, kann man in geſchnittenen Steinen und deren Abdrücken geben, in welchen ſich zeiget, daß alte Köpfe viel genauer und beſſer, als junge ſchöne Köpfe, von neuern Künſtlern nachgemacht ſind: ein Kenner könnte vielleicht bey dem erſten Blicke anſtehen, über das Alterthum eines betagten Kopfs in geſchnittenen Steinen zu urtheilen; über einen nachgemachten jugendlichen idealiſchen Kopf wird er ſicherer entſcheiden können. Ob gleich die berühmte Meduſa in dem Muſeo Strozzi zu Rom, welche dennoch kein Bild der höchſten Schönheit iſt, von den beſten neuern Künſtlern, auch in eben der Größe auszudrucken geſuchet worden, ſo wird dennoch das Original allezeit kenntlich ſeyn; und eben dieſes gilt von den Copien der Pallas des Aſpaſius, welche Natter in gleicher Größe mit dem Originale, und andere geſchnitten haben. Man merke aber, daß ich hier bloß von Empfindung und Bildung der Schönheit in engerem Verſtande rede, nicht von der Wiſſenſchaft im Zeichnen und Ausarbeiten: denn in Abſicht des letztern kann mehr Wiſſenſchaft liegen, und

ange-

angebracht werden in ſtarken, als in zärtlichen Figuren, und Laocoon iſt ein viel gelehrteres Werk, als Apollo; Ageſander, der Meiſter der Hauptfigur des Laocoons, mußte auch ein weit erfahrnerer und gründlicherer Künſtler ſeyn, als es der Meiſter des Apollo nöthig hatte. Aber dieſer mußte mit einem erhabenern Geiſte, und mit einer zärtlichern Seele begabet ſeyn: Apollo hat das Erhabene, welches im Laocoon nicht ſtatt fand.

Die Natur aber und das Gebäude der ſchönſten Körper iſt ſelten ohne Mängel, und hat Formen oder Theile, die ſich in andern Körpern vollkommener finden oder denken laſſen; und dieſer Erfahrung gemäß verfuhren dieſe weiſen Künſtler, wie ein geſchickter Gärtner, welcher verſchiedene Abſenker von edlen Arten auf einen Stamm pfropfet, und wie eine Biene aus vielen Blumen ſammlet, ſo bleiben die Begriffe der Schönheit nicht auf das individuelle einzelne Schöne eingeſchränkt, wie es zuweilen die Begriffe der alten und neuern Dichter, und der mehreſten heutigen Künſtler ſind, ſondern ſie ſuchten das Schöne aus vielen ſchönen Körpern zu vereinigen, wie auch die Unterredung des Socrates mit dem berühmten Maler Parrhaſius lehret, und ſie reinigten ihre Bilder von aller perſönlichen Neigung, welche unſern Geiſt von dem wahren Schönen abziehet.

Dieſe Wahl der ſchönſten Theile und deren harmoniſche Verbindung in einer Figur brachte die idealiſche Schönheit hervor, welche alſo kein metaphyſiſcher Begriff iſt, ſo daß das Ideal nicht in allen

Theilen

Theilen der menſchlichen Figur beſonders ſtatt findet, ſondern nur von dem ganzen der Geſtalt kann geſaget werden. Denn ſtückweis finden ſich eben ſo hohe Schönheiten in der Natur, als irgend die Kunſt mag hervor gebracht haben, aber im Ganzen muß die Natur der Kunſt weichen. Wenn aber Raphael und Guido, jener im weiblichen und dieſer im männlichen Geſchlechte keine Schönheiten fanden, die ſie der Galathea und des Erzengels würdig geachtet, wie aus dieſer Künſtler eigenhändigen Schreiben erhellet, ſo ſcheue ich mich nicht zu ſagen, daß dieſes Urtheil aus Mangel der Aufmerkſamkeit auf das, was ſchön in der Natur iſt, herrühre. Ohnerachtet Raphael von Bildung ſeiner Galathea ſagt, daß, da ſchöne Weiber ſelten ſind, er ſich einer gewiſſen Idee bediene, die ihm ſeine Einbildung gegeben; ſo iſt dennoch das Geſicht der Galathea ſehr gemein, und es finden ſich an allen Orten ſchönere Weiber, und das eine ſichtbare Knie iſt viel zu knorpelicht für ein jugendliches Alter und für eine Schönheit unter den Göttinnen; der Erzengel iſt ebenfalls weniger ſchön, als einige Jünglinge, die ich gekannt habe und noch kenne.

* * *

Die Statue des Laocoon ſtand ehemals in dem Hauſe des Kaiſers Titus, und eben daſelbſt (nicht aber, wie Nardini und andere vorgeben, in den ſogenannten ſieben Sälen, als dem Waſſerbehälter zu den Bädern) wurde ſie entdecket in dem Gewölbe

eines Saals, der ein Theil der Bäder dieſes Kaiſers geweſen zu ſeyn ſcheinet, aber durch eben dieſe Entdeckung uns den eigentlichen Ort des Kaiſerlichen Hauſes zeiget, als welches mit den Bädern vereiniget war. Hier ſtand Laocoon in einer großen Niſche an dem Ende des gedachten ausgemalten Saals, von deſſen Gemälden ſich noch itzo der irrig ſogenannte Coriolanus unter dem Geſimſe erhalten hat.

Plinius meldet daß die drey Figuren des **Laocoon** aus einem einzigen Steine gehauen geweſen, welches ihm alſo geſchienen, weil man keine Fuge bemerkete, nicht daß es wirklich ſo geweſen: denn ein paar tauſend Jahre haben endlich eine faſt unmerkliche Fuge entdecket, welche zeiget, daß der älteſte von den zween Söhnen beſonders gearbeitet und nachher angeſetzet worden. Den rechten Arm des Laocoons, welcher fehlet und von gebrannter Erde gemacht angeſetzet iſt, hat bereits **Michael Angelo** zu ergänzen geſucht, und hat denſelben in Marmor aus dem gröbſten gehauen entworfen, aber nicht geendiget; es lieget daher dieſes Stück unten an der Statue. Dieſer mit den Schlangen umwundene Arm würde ſich über das Haupt der Statue herüber beugen, und es kann dieſes Künſtlers Abſicht geweſen ſeyn, den Begriff des Leidens im Laocoon, da deſſen übrige Figur frey iſt, durch die Annäherung dieſes Arms zu dem Haupte, als in zween verbundenen Begriffen, ſtärker zu machen, und durch die wiederholten Wendungen der Schlangen, hieher den Schmerz vereiniget zu legen, welchen der alte Künſtler

ler mit der Schönheit der Figur, da beydes hier herrſchen ſollte, abgewogen hat. Es ſcheint aber, es würde der über das Haupt gebogene Arm, die vornehmſte Aufmerkſamkeit, die das Haupt verlanget, zertheilet haben, da der Blick zu gleicher Zeit auf die vielen Schlangen gerichtet geweſen ſeyn würde. Es hat Bernini daher den von ihm ergänzten Arm von gebrannter Erde ausgeſtrecket, um das Haupt der Figur frey zu laſſen, und um keinen anderen Theil demſelben aberwärts zu nähern.

Die zwo Stufen unten an dem Würfel, auf welchem die Hauptfigur ſitzet, deuten vermuthlich die Stufen an zu dem Altare, wo dasjenige, was hier vorgeſtellet iſt, geſchah.

Da nun dieſe Statue unter ſo vielen tauſenden der berühmteſten Künſtler, die aus allen Orten von Griechenland nach Rom gebracht worden, hier als das höchſte in der Kunſt geſchätzet worden, ſo verdienet dieſelbe bey der niedrigern Nachwelt, die nichts vermögend iſt hervor zu bringen, was dieſem Werke nur entfernterweiſe könnte verglichen werden, deſto größere Aufmerkſamkeit und Bewunderung. Der Weiſe findet hier zu forſchen und der Künſtler unaufhörlich zu lernen, und beyde können überzeugt werden, daß in dieſem Bilde mehr verborgen liege, als was das Auge entdecket, und daß der Verſtand des Meiſters viel höher noch, als ſein Werk, geweſen ſey.

Laocoon iſt eine Natur im höchſten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die be-

wußte Stärke des Geiſtes gegen denſelben zu ſammeln ſuchet; und indem ſein Leiden die Muſkeln aufſchwellet, und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewafnete Geiſt in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Bruſt erhebet ſich durch den beklemmten Othem, und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in ſich zu faſſen und zu verſchließen. Das bange Seufzen, welches er in ſich, und den Othem an ſich zieht, erſchöpfet den Unterleib, und machet die Seiten hohl, welches uns gleichſam von der Bewegung ſeiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber ſcheint ihn weniger zu beängſtigen, als die Pein ſeiner Kinder, die ihr Angeſicht zu ihrem Vater wenden, und um Hülfe ſchreyen: denn das väterliche Herz offenbaret ſich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden ſcheint in einem trüben Dufte auf denſelben zu ſchwimmen. Sein Geſicht iſt klagend, aber nicht ſchreyend, ſeine Augen ſind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund iſt voll von Wehmuth, und die geſenkte Unterlippe ſchwer von derſelben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber iſt dieſelbe mit Schmerz vermiſchet, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Naſe hinauftritt, dieſelbe ſchwülſtig macht, und ſich in den erweiterten und aufwärtsgezogenen Nüſſen offenbaret. Unter der Stirn iſt der Streit zwiſchen Schmerz und Widerſtand, wie in einem Punkte vereiniget, mit großer Weisheit gebildet: denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die

Höhe

Höhe treibet, ſo drücket das Sträuben wider denſelben das obere Augenfleiſch niederwärts, und gegen das obere Augenlied zu, ſo daß daſſelbe durch das übergetretene Fleiſch beynahe ganz bedecket wird. Die Natur, welche der Künſtler nicht verſchönern konnte, hat er ausgewickelter, angeſtrengter und mächtiger zu zeigen geſuchet: da, wohin der größte Schmerz geleget iſt, zeiget ſich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wütenden Biſſe ihren Gift ausgießt, iſt diejenige, welche durch die nächſte Empfindung zum Herzen am heftigſten zu leiden ſcheint, und dieſer Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunſt genennet werden. Seine Beine wollen ſich erheben, um ſeinem Uebel zu entrinnen; kein Theil iſt in Ruhe: ja die Meißelſtreiche ſelbſt helfen zur Bedeutung einer erſtarreten Haut.

* * *

Die Statue des Apollo iſt das höchſte Ideal der Kunſt unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerſtöhrung derſelben entgangen ſind. Der Künſtler derſelben hat dieſes Werk gänzlich auf das Ideal gebauet, und er hat nur eben ſo viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, ſeine Abſicht auszuführen und ſichtbar zu machen. Dieſer Apollo übertrift alle andere Bilder deſſelben ſo weit, als der Apollo des Homerus den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menſchheit erhaben iſt ſein Gewächs, und ſein Stand zeiget von der ihn erfül-

lenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elyſien, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und ſpielet mit ſanfter Zärtlichkeit auf dem ſtolzen Gebäude ſeiner Glieder. Gehe mit deinem Geiſte in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und verſuche ein Schöpfer einer himmliſchen Natur zu werden, um den Geiſt mit Schönheiten, die ſich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier iſt nichts Sterbliches, noch was die menſchliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen dieſen Körper, ſondern ein himmliſcher Geiſt, der ſich wie ein ſanfter Strom ergoſſen, hat gleichſam die ganze Umſchreibung dieſer Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er zuerſt ſeinen Bogen gebraucht, verfolget, und ſein mächtiger Schritt hat ihn erreichet und erleget. Von der Höhe ſeiner Genügſamkeit geht ſein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über ſeinen Sieg hinaus: Verachtung ſitzt auf ſeinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in ſich zieht, blähet ſich in den Nüſſen ſeiner Naſe, und tritt bis in die ſtolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer ſeligen Stille auf derſelben ſchwebet, bleibt ungeſtört, und ſein Auge iſt voll Süßigkeit, wie unter den Muſen, die ihn zu umarmen ſuchen.

In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunſt verehret, nähert er ſich nicht der Größe, in welcher er ſich dem Verſtande des göttlichen Dichters offenbarete, wie hier in dem Geſichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten

der

der übrigen Götter treten hier, wie bey der Pandora, in Gemeinſchaft zuſammen. Eine Stirn des Jupiters, die mit der Göttinn der Weisheit ſchwanger iſt, und Augenbraunen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königinn der Göttinnen mit Großheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wolluͤſte eingeflößet. Sein weiches Haar ſpielet, wie die zarten und flüſſigen Schlingen edler Weinreben, gleichſam von einer ſanften Luft bewegt, um dieſes göttliche Haupt: es ſcheint geſalbet mit dem Oel der Götter, und von den Gratien mit holder Pracht auf ſeinen Scheitel gebunden. Ich vergeſſe alles andere über dem Anblike dieſes Wunderwerks der Kunſt, und ich nehme ſelbſt einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuſchauen. Mit Verehrung ſcheint ſich meine Bruſt zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich wie vom Geiſte der Weiſſagung aufgeſchwellet ſehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die Lyciſchen Hayne, Orte, welche Apollo mit ſeiner Gegenwart beehrete: denn mein Bild ſcheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit. Wie iſt es möglich, es zu malen und zu beſchreiben! Die Kunſt ſelbſt müßte mir rathen, und die Hand leiten, die erſten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von dieſem Bilde gegeben habe, zu deſſen Füſſen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche ſie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

ten. Mit dieſer Beſchreibung und insbeſondere mit den Ausdrucke im Geſichte des Apollo reimet ſich der Begriff eines Apollo auf der Jagd ganz und gar nicht, als welchen der Biſchof Spencer in dieſer Statue finden will. Findet aber jemand den Drachen Python nicht erhaben genug, ſo deute man den Stand dieſes Apollo auf den Rieſen Tityus, welcher von ihm, da er kaum ein Jüngling war, erſchoſſen wurde, weil dieſer der Latona deſſen Mutter Gewalt anthun wollte.

Abhand-

Abhandlung
über die
Evidenz
in
Metaphyſiſchen Wiſſenſchaften
welche den von der
Königlichen Academie der Wiſſenſchaften in Berlin
auf das Jahr 1763. ausgeſetzten Preis
erhalten hat,
von
Moſes Mendelſohn aus Berlin.

Erſter Abſchnitt.

Von der Evidenz in den Anfangsgründen der Mathematik (*).

Die Mathematik gründet ihre Gewißheit auf das allgemeine Axioma, daß nichts zugleich ſeyn und nicht

(*) Die durch oftmaliges Leſen dieſes Aufſatzes entſtandene feſte Ueberzeugung von der hohen Schönheit des durch denſelben herrſchenden Ausdruckes, den, nach meinen geringen Einſichten, Plato und Xenophon, im didaktiſchen Vortrage der Philoſophie, an Natur und Lieblichkeit in ihrer Sprache, nicht übertroffen haben, iſt der Beweggrund von der Aufnahme deſſelben in dieſe Chreſtomathie. Ich halte dieſen Aufſatz für das erſte Muſter einer klaſſiſchen deutſchen Schreibart in ſeinem Fache.

nicht ſeyn könne. Man beweiſet in dieſer Wiſſenſchaft einen jeden Satz, wie z. B. A iſt B, auf zweyerley Art. Denn entweder man entwickelt die die Begriffe von A, und zeiget, A ſey B, oder man entwickelt die Begriffe von B, und folgert daraus, daß Nicht — B auch Nicht — A ſeyn müſſe. Beyde Arten zu beweiſen gründen ſich alſo auf den Satz des Widerſpruchs, und da der Gegenſtand der Mathematik überhaupt die **Größe**, der Geometrie aber insbeſondere die **Ausdehnung** iſt; ſo kann man ſagen, daß in der Mathematik überhaupt unſere Begriffe von der Größe, in der Geometrie insbeſondere aber unſere Begriffe von der Ausdehnung entwickelt und auseinander geſetzet werden. In der That, da die Geometrie nichts mehr zum Grunde legt, als den abgeſonderten Begriff von der Ausdehnung, und aus dieſer einzigen Quelle alle ihre Folgen herleitet, und zwar dergeſtalt herleitet, daß man deutlich erkennet, alles was in derſelben behauptet wird, ſey durch den Satz des Widerſpruchs nothwendig mit dem urbahren Begriffe der Ausdehnung verknüpft; ſo iſt kein Zweifel, daß in dem Begriffe von der Ausdehnung alle geometriſche Wahrheiten **eingewickelt** anzutreffen ſeyn müſſen, die uns die Geometrie darinn **entwickeln** lehret. Denn was können die tiefſinnigſten Schlüſſe anders thun, als einen Begriff zergliedern, und dasjenige deutlich machen, was dunkel war? Was in dem Begriffe nicht anzutreffen iſt, das können ſie nicht hineinbringen, das läßt ſich auch, wie leicht zu begreifen, durch den Satz des

Wider-

Widerſpruchs nicht davon herleiten. In dem Begriffe der Ausdehnung liegt zum Beyſpiel die innere Möglichkeit, daß ein Raum von dreyen geraden Linien dergeſtalt eingeſchränkt werde, daß zwo derſelben einen rechten Winkel einſchließen, denn aus dem Weſen der Ausdehnung iſt zu begreifen, daß ſie vielerley Einſchränkungen fähig ſey, und das die angenommene Art der Einſchränkung einer ihrer ebenen Flächen, keinen Widerſpruch enthalte. Wenn man nun in der Folge zeiget, daß der Begriff von dieſer angenommenen Einſchränkung, oder von einem recht winklichten Dreyecke, nothwendig mit ſich bringt, daß der Quadrat der Hypothenuſe u. ſ. w.; ſo muß auch dieſe Wahrheit urſprünglich und implicite in dem erſten Begriffe der Ausdehnung anzutreffen geweſen ſeyn, ſonſt hätte ſie durch den Satz des Widerſpruchs nimmermehr können davon hergeleitet werden. Die Idee der Ausdehnung iſt unzertrennlich von der Idee der Möglichkeit einer ſolchen Einſchränkung, wie vorhin iſt angenommen worden, und die Einſchränkung iſt abermals nothwendig mit dem Begriffe der Gleichheit bemeldeter Quadraten verknüpft; daher lag auch dieſe Wahrheit, wie eingewickelt, in dem urſprünglichen Begriffe von der Ausdehnung, allein ſie entzog ſich unſerer Aufmerkſamkeit und konnte nicht eher deutlich erkannt und unterſchieden werden, bis wir durch die Zergliederung alle Theile dieſes Begriffs entwickelt und auseinander gelegt haben. Die Analyſis der Begriffe iſt, für den Verſtand nichts mehr, als was das Vergrößerungsglas

für

für das Geſicht iſt. Es bringet nichts hervor, das in dem Gegenſtande nicht anzutreffen ſeyn ſollte; ſondern es erweitert die Theile des Gegenſtandes, und macht, daß unſere Sinne vieles unterſcheiden können, das ſie ſonſt nicht würden bemerkt haben. Nicht anders macht es die Analyſis der Begriffe; ſie macht die Theile und Glieder dieſer Begriffe deutlich und kenntbar, die vorhin dunkel und unbemerkt waren, aber ſie bringt in die Begriffe nichts herein, das vorhin nicht in denſelben anzutreffen geweſen iſt.

Plato erzehlet (*), wie Socrates einſt von einem unwiſſenden Knaben, durch geſchicktes Fragen, einen tiefſinnigen geometriſchen Satz herausgelocket habe, und wenn man dieſe Unterredung lieſt; ſo muß man geſtehen, daß der Verſuch leicht zu widerholen wäre, wenn der zu unterrichtende nur geduldig genug iſt, uns zu folgen, und die vielfältigen Fragen, die wir thun müſſen, mit einiger Aufmerkſamkeit zu erwegen, bevor er bejahet, oder verneinet. Denn ein mehreres hat er bey der ganzen Lection nicht zu thun, als nach Beſchaffenheit der Sache zu bejahen, oder zu verneinen, und gleichwohl läßt ihn Socrates alles ſelbſt erfinden. Er ſetzet nichts mehr bey ihm voraus, als den bloſſen Begriff von Ausdehnung. Er entdeckt ihm keine Wörtererklärung, keinen Grund = oder Heiſchſatz; ſondern durch bloſſes Fragen machte er ihn bald auf dieſes bald auf jenes Glied des zum Grunde gelegten Begriffs aufmerkſam, und läßt ihn nach und nach den geometriſchen Satz ſammt

(*) In Men.

ſammt der Demonſtration erfinden. Es iſt kein Zweifel, daß er es durch wiederholte Verſuche mit der ganzen Mathematik nicht eben alſo hätte machen können, und man ſiehet hieraus, daß unſere Begriffe bis auf den letzten Faden, ſo zu ſagen, ablaufen, wenn ein Socrates ſich die Mühe nimmt ſie abzuwickeln. — Plato erzehlet dieſe Begebenheit, um daraus zu ſchließen, daß unſer Lernen nichts als ein Erinnern ſey, indem Socrates dem Knaben ja nichts Neues beygebracht, und blos durch Erregung ſeiner Aufmerkſamkeit, oder wie es Plato nennet, **Erinnerungskraft**, ihn tiefſinnige Wahrheiten gelehret hat. Dieſes heißt in der Sprache der neuern Weltweiſen; durch das Lernen kommen keine neue Begriffe in die Seele, die vorhin nicht darinn geweſen ſeyn ſollten. Denn die Schlüſſe, und vornehmlich die mathematiſchen, ſind nichts anders, als Zergliederungen der ſinnlichen Eindrücke, oder der von denſelben abgeſonderten Begriffe, daher können ſie das Dunkele deutlich machen, und das Eingewickelte aufwickeln, aber ſchlechterdings der Seele nichts Neues beybringen. So liegt z. B. in dem ſinnlichen Eindrucke der Ausdehnung der ganze Innbegriff der geometriſchen Wahrheiten, die durch Schlüſſe nur mehr ans Licht gezogen werden. Nun iſt es aber wider die Vernunft, dem ſinnlichen Eindrucke, als einer körperlichen Bewegung, die die Seele wahrnimmt, einen ſo großen Schatz von tiefſinnigen Wahrheiten zuzuſchreiben, und wenn man auch dieſes objective zugeben wollte; ſo iſt doch nicht zu begreifen, wie

dieſe

dieſe unendliche Menge von Begriffen, der Seele auf einmal durch ein augenblickliches Anſchauen eingetrichtert werden könne. Dieſe Schwierigkeit zu heben, geräth Plato auf den ſeltſamen Einfall; unſere Seele habe alles, was ſie in dieſem Leben erfährt, in einem andern Zuſtande vorher gelernet und gewußt, und die ſinnlichen Eindrückungen wären nur die Anläſſe, oder die Gelegenheiten, bey welcher ſich die Seele des Vergeſſenen wieder erinnert. Dieſes kömmt mit einer gewiſſen myſtiſchen Lehre der orientaliſchen Weiſen überein, welche gleichfalls behaupten, die Seele habe vor dieſem Leben die ganze Welt begriffen, beym Eintritte in daſſelbe aber alles wieder vergeſſen.

So fremde dieſe Lehre in unſern Ohren klinget; ſo lieget in derſelben doch einige Wahrheit. Die Neuern haben ſie auch in der That beybehalten, und in ihr Syſtem gebracht, nur daß ſie ihr das myſtiſche genommen, das ihr ein ſo wiederſinniges Anſehen giebt. Sie ſagen, da die Vorſtellungskraft das Weſen und die innerliche Möglichkeit der Seele ausmachet; ſo iſt eine Seele, die vorhanden iſt, und ſchlechterdings keine Vorſtellungen hat, ein offenbarer Widerſpruch; denn eine Kraft kann ſo wenig ohne Wirkung ſeyn, ſo wenig ein Dreyeck vier Seiten haben kann.

Die Seele iſt alſo beym Eintritte in dieſes Leben keinesweges, wie die Ariſtoteliker wollen, mit einer glatten Tafel zu vergleichen, in welcher die Buchſtaben erſt eingegraben werden ſollen, ſondern ſobald

ſie

ſie vorhanden iſt, muß ſie auch Vorſtellungen haben, denn nichts anders heißt für eine Seele vorhanden ſeyn. Dieſe Vorſtellungen aber können von der Beſchaffenheit der eingewickelten Begriffe ſeyn, davon wir oben geſehen, daß ſie allezeit in der Seele, ohne von ihr bemerkt zu werden, anzutreffen ſeyn können. Denn da wir geſehen, daß die menſchliche Seele keine Ausdehnung vornehmen kann, ohne ſich implicite alle geometriſche Wahrheiten vorzuſtellen; ſo iſt es leicht möglich, daß es einen Zuſtand der Seele geben könne, in welchem alle ihre Vorſtellungen dieſe Beſchaffenheit haben, daß ſie von ihr ſelbſt nicht erkannt werden, wie z. B. im Schlafe. Ein unendlicher Verſtand, der ſich die Seele eines ſchlafenden vorſtellet, muß in derſelben nothwendig Vorſtellungen wahrnehmen, ſonſt würde ſie nicht vorhanden ſeyn, gleichwohl iſt ſie ſelbſt ihrer ſich alsdenn nicht bewußt, und hat keine auseinander gewickelte oder deutliche Vorſtellungen. Eine ähnliche Beſchaffenheit mag es mit der Seele, vor dem Eintritte in dieſes Leben gehabt haben. So ſie anders vorhanden war, ſo hat ein unendlicher Verſtand nothwendig Vorſtellungen in derſelben wahrnehmen müſſen, ſie ſelbſt aber kann ſich vielleicht ihrer nicht eher bewußt geweſen ſeyn, bis ſich die Begriffe in dieſem Leben durch Veranlaſſung der ſinnlichen Eindrücke nach und nach entwickelt haben. Man ſiehet hier den Uebergang zu den erhabenen Lehren der neuern Weltweiſen, daß die Seele niemals aufhöre ſich implicite ſchlechterdings die gan-

ze

ze Welt, explicite aber nur die Welt nach der Lage ihres Körpers in derſelben vorzuſtellen, daß die ſinnlichen Eindrücke nur die Anläſſe und Gelegenheiten ſeyn, bey welchen die Vorſtellungen der Seele ſich entwickeln und wahrgenommen werden, und daß dieſe Entwickelung der Begriffe in der Seele mit der Entwickelung der Begebenheiten außer derſelben vollkommen harmoniere. Jedoch dieſe Nebenbetrachtung hat mich ſchon zu weit von meinem Gegenſtande abgeführet. Ich kehre zurück.

Die ganze Kraft der geometriſchen Gewißheit beruhet alſo auf der nothwendigen Verknüpfung der Begriffe. Man zergliedert nämlich den urſprünglichen Begriff von der Ausdehnung, und zeigt, daß dieſelbe mit gewiſſen davon abgeleiteten Folgen in einer unzertrennlichen Verbindung ſtehe, und ohne dieſelben einen offenbaren Widerſpruch enthalte. Mit einem Worte, man zeigt, daß der urſprüngliche Begriff, den wir von der Ausdehnung haben, mit denen davon abgeleiteten Begriffen und Folgerungen objective betrachtet, einerley ſey. Denn ob wir gleich eine Ausdehnung wahrnehmen können, ohne die geometriſchen Wahrheiten zu denken, die mit derſelben verknüpfet ſind; ſo erkennet man doch vermittelſt einer richtigen Zergliederung der Begriffe, daß ſie alle implicite in dem urſprünglichen Begriffe der Ausdehnung enthalten ſind, und alſo objective betrachtet, von derſelben ohne Widerſpruch nicht können getrennet werden.

Was hier von der Geometrie gezeiget worden, das gilt von der Mathematik überhaupt. Denn die Ausdehnung iſt nichts anders, als eine ſtetige Quantität, deren Theile neben einander anzutreffen ſind. Wenn die Quantität nicht ſtetig iſt, oder nicht als ſtetig betrachtet wird, ſo wird die Wiſſenſchaft derſelben die Arithmetik genennet. Folgen die Theile derſelben nicht neben, ſondern auf einander; ſo entſtehet die Ausmeſſung der Zeit, wiewohl man die Zeit, wenn ſie ausgemeſſen werden ſoll, allezeit entweder durch Zahlen, oder durch ausgedehnte Gröſſen auszudrucken pflegt. Die Urſache hiervon wird ſich in der Folge zeigen.

Wenn wir die Mathematik von dieſer Seite betrachten, welch ein auſſerordentliches Licht zündet ſie uns nicht in der von ihr ſo weit entfernt ſcheinenden Seelenlehre an! Welche Tiefe! Jeder gemeine ſinnliche Eindruck trägt in ſeinem Schooße ein unermeßliches Meer von ewigen Wahrheiten. Jeder Begriff verlieret ſich vor unſern Augen in eine Unendlichkeit. Was für große Geiſter arbeiten ſeit undenklichen Zeiten an der Entwickelung des ſinnlichen Begriffs von der Quantität, und immer entwölken ſich ihren Augen neue Ausſichten, ungeſehene Fernen, die nur ein allſehendes Auge ganz umfaſſet. Und gleichwohl haben ſie bisher den größten Theil ihrer Bemühungen einzig und allein auf die ausgedehnte Quantität eingeſchränkt. Von der unausgedehnten Gröſſe, oder von derjenigen Quantität, deren Theile weder neben, noch auf einander folgen, ſondern in einander fallen,

als nämlich von den Graden und ihren Ausmeſſungen, ſind bisher nur einzelne dürftige Verſuche zum Vorſchein gekommen. Was man in den Werken der Neuern von der Ausmeſſung der Bewegungskräfte; der Geſchwindigkeit, der Wärme, des Lichts u. ſ. w. lieſt, iſt kaum zu dieſer Wiſſenſchaft zu rechnen. Denn man hat ſich bey der Ausmeſſung dieſer beſondern Arten der unausgedehnten Gröſſen, noch allezeit des Kunſtgriffes bedienen müſſen, ſie durch Linien und Figuren auszudrücken, um ſie dadurch in ausgedehnte Gröſſen zu verwandeln, welches aber unnöthig ſeyn würde, wenn man die erſten Grundſätze der unausgedehnten Quantität deutlich aus einander geſetzt hätte. Dieſe allgemeinen Grundſätze müßten nicht nur auf die angeführten Arten der intenſiven Größe; ſondern auch auf den Werth der Dinge, auf ihre Möglichkeit, Wirklichkeit, Vollkommenheit und Schönheit, auf den Grad der Wahrheit, Gewißheit, Deutlichkeit und innerer Wirkſamkeit unſers Erkenntniſſes, auf die Güte moraliſcher Handlungen u. ſ. w. angewendet werden können, denn alle dieſe Grade ſind wahre Quantitäten, und alſo einer Ausmeſſung und verhältnismäßigen Vergleichung fähig. Wie wenig aber noch von dieſer wichtigen Theorie entdeckt worden, iſt kaum nöthig zu erinnern.

Indeſſen iſt doch nicht zu läugnen, daß es eine ſolche Theorie geben müſſe. Denn erſtlich zeigt die tägliche Erfahrung, daß die Menſchen mit der natürlichen geſunden Vernunft über die Grade der Dinge

ge Urtheile fällen, Vergleichungen anſtellen, und Verhältniſſe einſehen, deren Richtigkeit durch die Erfahrung beſtätiget wird. Es giebt alſo eine natürliche Mathematik der unausgedehnten Gröſſen, und alſo muß es auch eine künſtliche geben. Denn wenn die Gründe dieſer natürlichen Wiſſenſchaft deutlich aus einander geſetzt, und auf allgemeine Begriffe zurück geführet werden; ſo entſtehet die verlangte künſtliche Gröſſenlehre; Ferner, da die unausgedehnten Gröſſen mit der ausgedehnten in dem Hauptbegriffe der Quantität übereinkommen, aus dem beſondern Begriffe der ausgedehnten Gröſſen aber läßt ſich durch die Zergliederung eine ganze Reihe von Folgerungen ziehen, die ein bündiges Syſtem ausmachen; ſo muß dieſes auch in Abſicht auf die unausgedehnten Gröſſen geſchehen können. Woran mag es alſo wohl liegen, daß man hierinn noch nichts erhebliches ausgerichtet hat? Ich glaube die Schwierigkeiten, die man hier gefunden hat, laſſen ſich leicht anzeigen.

Zur Ausmeſſung einer Gröſſe iſt die deutliche Erkenntniß von ihren Schranken das nothwendigſte und fruchtbareſte Erfindungsmittel. Eine Gröſſe ohne Schranken iſt unermeßlich, daher muß ſich aus der Beſchaffenheit der Schranken begreifen laſſen, auf welche Weiſe eine Gröſſe auszumeſſen iſt. Man weis, daß in der Mathematik alle Erfindungen auf der Kenntnis der Figuren oder der Schranken der Ausdehnung beruhen. Nun fallen die Theile der ausgedehnten Gröſſe neben einander, und laſſen ſich mit

den Sinnen wohl von einander unterſcheiden (nämlich in ſo weit ſie zur Quantität gehören, und ein mehreres iſt auch hier nicht nöthig;) daher laſſen ſich auch die verſchiedenen Theile der Schranken, das iſt, die Flächen, Linien und Punkte (welche der ſtetigen Ausdehnung Grenzen ſetzen) mit den Sinnen unterſcheiden, und indem wir ſie einzeln betrachten, und hernach in ihrer gehörigen Verbindung zuſammen nehmen; ſo erlangen wir einen deutlichen Begriff von der Figur. Dieſen deutlichen Begriff zergliedern wir, und erlangen Grundſätze und Heiſcheſätze, oder Lehrſätze und Aufgaben, nachdem die Folgen unmittelbar oder mittelbar mit der Grundidee verknüpft ſind.

Hingegen fallen die Theile der unausgedehnten Gröſſe in einander, und laſſen ſich durch die Sinne keinesweges von einander unterſcheiden. Daher auch ihre Schranken durch ein bloſſes Ueberdenken nicht deutlich begriffen werden können. Es fällt alſo hier das fruchtbarſte Erfindungsmittel weg, welches in der ausgedehnten Gröſſenlehre ſo wichtige Dienſte leiſtet, nämlich die Betrachtung der Figuren, oder die Schranken der Ausdehnung, ohne welche man in der Mathematik keinen Schritt zu thun im Stande iſt. Will man endlich die Schranken einer unausgedehnten Gröſſe kennen lernen; ſo muß man auf den Stoff der Gröſſe, oder auf die Qualität (denn dieſe liegt bey einer jeden Quantität zum Grunde, und macht den Stoff derſelben aus) zurückgehen, und die innern Merkmale derſelben deutlich aus einander ſetzen lernen. Allein wie ſchwer iſt es nicht,

zu

zu dieſer abſtrakten Einſicht zu gelangen! Ein Beyſpiel wird dieſe Betrachtung ins Licht ſetzen. Geſetzt, wir wollten den Grund der moraliſchen Vollkommenheit eines Charakters deutlich kennen lernen. Zu dieſem Endzwecke zu gelangen, und die Schwierigkeit der Unternehmung deutlicher zu faſſen, wollen wir unſer Augenmerk beſtändig auf die gemeine Mathematik richten, um durch Hülfe der Reduction zu ſehen, welches Erfindungsmittel zu unſern Vorhaben etwas beytragen kann. Der Stoff der gemeinen Gröſſenlehre iſt die ſtetige Ausdehnung, ihre verſchiedene Merkmale ſind, Länge, Breite und Dicke. Zwey derſelben, oder die Fläche, ſind die Schranken des Körpers; ein einziges derſelben (oder die Linie) macht die Schranken der Fläche, und endlich das Zeichen der Abweſenheit aller derſelben (oder der Punkt) die Schranken der Linie aus. Alle dieſe Merkmale können durch eine einfache Wirkung der Seele, durch das bloſſe Ueberdenken unterſchieden werden, und alſo iſt es nicht ſchwer, ſich von den Schranken der ausgedehnten Gröſſe einen deutlichen Begriff zu machen. Von der angeführten unausgedehnten Gröſſe iſt der Stoff, die moraliſche Güte eines Charakters, die Merkmale und Schranken dieſes Stoffes fallen nicht in die Sinne, und müſſen durch den Verſtand herausgebracht werden. Ich muß alſo auf die Erklärung der moraliſchen Güte zurückgehen. Dieſe beſtehet in der Fertigkeit, ſeinen Pflichten, der Hinderniſſe ungeachtet, und ohne ſinnliche Anlockung, vollkommen Gnüge zu leiſten.

Dieſes ſind alſo die Merkmale dieſer Quantität, und nunmehr laſſen ſich auch die Schranken einigermaſſen beſtimmen. Denn a) 1) je größer die Fertigkeit, 2) je mehr und 3) wichtiger die Pflichten, 4) je mehr und 5) ſtärker die Hinderniſſe, und endlich (b) je weniger und 6) ſchwächer die ſinnlichen Anlockungen, deſto größer der Grad der moraliſchen Güte. Alle dieſe beſondere Merkmale ſind abermals keine urſprüngliche Begriffe, und müſſen noch ferner zergliedert werden, und erſt alsdenn können die unmittelbaren Folgen oder die Axiomata und Poſtulata herausgebracht werden. Man hat nämlich vor allen Dingen noch die unausgedehnte Gröſſe der Fertigkeit, die ausgedehnte und unausgedehnte Gröſſe (nemlich die Menge und Wichtigkeit) der Pflichten, der Hinderniſſe und der ſinnlichen Reizungen zu erwegen, bevor man feſten Fuß faſſen, und zu einer richtigen Theorie den Grund legen kann. Wundert man ſich noch, daß dieſes ſo leicht nicht geſchehen kann?

Ich habe hier einen beſondern Fall zum Beyſpiel genommen; allein es hat mit der allgemeinen Betrachtung der unausgedehnten Gröſſe noch weit gröſſere Schwierigkeiten, denn die Merkmale einer Qualität überhaupt ſind noch weit abſtrakter, und liegen in der Natur der Dinge noch tiefer verborgen, als die Merkmale der moraliſchen Qualität insbeſondere, die ich zum Beyſpiele angeführet habe. Ja es giebt beſondere Arten von unausgedehnten Gröſſen, da der Faden der Entwickelung plötzlich abbricht, und ſich ohne einen Erfindungskunſtgrif durchaus nicht weiter

kommen

kommen läßt. Man bemerkt dieſes bey allen Qualitatibus ſenſibilibus auſſer der Ausdehnung, als z. B. Licht, Wärme, Farben, Härte u. ſ. w. Die Merkmale dieſer ſinnlichen Empfindungen laſſen ſich weder durch die Sinne, noch durch den Verſtand aus einander ſetzen, und alſo können auch ihre Schranken auf dieſe Weiſe nicht deutlich erkannt werden. Man bedienet ſich daher eines Erfindungskunſtgriffes. Da die Urſachen allezeit den Wirkungen angemeſſen ſind, ſo nimmt man jene, wo ſich dieſe nicht entwickeln laſſen. Statt der Farben z. B. nimmt man die Beſchaffenheit des Lichtſtrahls, ſtatt der Wärme die Menge und Geſchwindigkeit der Feuertheilchen u. ſ. w. und löſet die Begriffe derſelben, wo möglich, in ihre erſten Grundideen auf, um vermittelſt der Urſachen die Wirkungen abzumeſſen. Wer ſiehet aber nicht, wie weit alles dieſes von dem leichten und ebenen Wege entfernet ſey, auf welchem die Mathematik der ausgedehnten Gröſſe dahergehet?

Eben dieſelbe Schwierigkeit, ſich von der unausgedehnten Gröſſe und ihren Schranken richtige Begriffe zu machen, leget in den Weg zur mathematiſchen Erkenntnis der Qualitäten noch ein wichtiges Hindernis, das hier betrachtet zu werden verdienet. Dieſes beſtehet in der Art der Bezeichnung. Der Mathematiker bedarf der wirklichen Zeichen nicht, denn er kann reelle und weſentliche Zeichen an ihrer Stelle ſetzen, die ihrer Natur und Verbindung nach mit der Natur und Verbindung der Gedanken übereinkommen. Die Geometrie, und die Zahlen ſowohl,

als Buchſtabenrechnung, haben dieſen Vorzug gemein, doch mit einigem Unterſchiede. Die Geometrie hat in ihrer Bezeichnung gar nichts willkührliches, denn ihre einfachen ſowohl als zuſammengeſetzten Zeichen kommen mit den Gedanken überein. Die Linien ſind weſentliche Zeichen der Begriffe, die wir von ihnen haben, und in den Figuren werden dieſe Linien auf eben die Art und Weiſe zuſammen geſetzt, wie die Begriffe in unſerer Seele zuſammengeſetzt werden. In der Zahl- und Buchſtabenrechnung aber ſind die einfachen Zeichen, nemlich die Zahlen, Buchſtaben und Verbindungszeichen, blos willkührlich. Allein in den zuſammengeſetzten Zeichen, als in den Formeln und Gleichungen, iſt alles beſtimmt, kommt alles genau mit den Gedanken überein.

Man hat alſo ſelbſt in der Arithmetik nur wenige willkührliche Zeichen, und einige Regeln der Verbindung derſelben zu lernen, um die Sprache der Arithmetiker und Algebraiſten völlig zu verſtehen. Denn auſſer dieſen wenigen einfachen Zeichen und Verbindungsregeln wird nichts der Willkühr überlaſſen, iſt alles in den Formeln und Gleichungen ſo beſtimmt, wie in unſern Gedanken. In der Geometrie hat man zwar gar keine willkührliche Zeichen zu behalten, und eben deswegen fällt die Geometrie den Anfängern faſt leichter, als die Rechenkunſt; allein von einer andern Seite betrachtet, gereichet es dieſer letzten Wiſſenſchaft zum Vortheile, daß ihre einfachen Zeichen nicht weſentlich ſind. Man kann nemlich in

der Geometrie nichts in abſtracto bezeichnen; ſondern die Zeichen ſtellen die Sachen immer in concreto vor. Denn da in dieſer Wiſſenſchaft auch die einfachen Zeichen weſentlich ſind; ſo kann in einer geometriſchen Bezeichnung nichts unbeſtimmt bleiben, und alſo iſt es immer dieſer Dreyeck, dieſer Zirkel, niemals ein Dreyeck überhaupt, oder eine Figur überhaupt. In der Buchſtabenrechnung aber kann dasjenige unbeſtimmt bleiben in der Bezeichnung, was in dem allgemeinen Begriffe unbeſtimmt ſeyn ſoll, daher iſt es in dieſer Wiſſenſchaft leichter zu allgemeinen Notionen zu gelangen, als in der Geometrie.

Hingegen iſt in der Bezeichnung der unausgedehnten Gröſſe noch alles willkührlich, indem die einzeln Merkmale derſelben ſchwer zu unterſcheiden, und ihre Verbindungsarten noch ſchwerer zu beſtimmen, und auf allgemeine Regeln zurück zu bringen ſind. Daher iſt vor der Hand zur Ausmeſſung der unausgedehnten Gröſſe nichts bequemer, als das Erfindungsmittel, ſie durch ausgedehnte Gröſſen zu bezeichnen, welches in der Dynamik und andern dahin einſchlagenden Wiſſenſchaften zu geſchehen pflegt. Denn dadurch genießt man die Vortheile, die eine weſentliche und unwillkührliche Bezeichnung zur Erfindung und Begreifung der Wahrheit an die Hand giebt.

Man hat geſehen, daß die Gewisheit der geometriſchen Wahrheiten ſich nur auf die unveränderliche Identität eines eingewickelten Begriffs mit denen abgelei-

geleiteten Begriffen ſich ſtütze. Dieſes iſt der höchſte Grad der Gewißheit, der aber nur in der reinen theoretiſchen Mathematik ſtatt findet. So bald wir von einer geometriſchen Wahrheit in der Ausübung Gebrauch machen, das heißt, ſo bald wir von bloſſen Möglichkeiten zu Würklichkeiten übergehen wollen; ſo muß ein Erfindungsſatz zum Grunde gelegt werden, welcher ausſagt, daß dieſe oder jene Figur, Zahl u. ſ. w. würklich vorhanden ſey. In dem ganzen Umfange der Mathematik findet ſich kein Beyſpiel, daß man aus blos möglichen Begriffen auf die Würklichkeit ihres Gegenſtandes ſollte ſchließen können. Die Natur der Quantität, als des Gegenſtandes der Mathematik, widerſpricht einem ſolchen Schluſſe. Unſere Begriffe von der Quantität ſtehen mit andern Begriffen, aber mit keinen Würklichkeiten in einer nothwendigen Verbindung. Da man aber dem Zeugniſſe der Sinne trauen, und für unleugbar annehmen kann, daß dieſer oder jener Grundbegriff einen würklich vorhandenen Gegenſtand habe; ſo müſſen auch die Folgen nothwendig vorhanden ſeyn, die aus dieſem Grundbegriffe gezogen worden ſind. Denn widerſprechende Begriffe haben keinen würklich vorhandenen Gegenſtand. Ich betrachte z. B. eine vorhandene Figur, und bemerke, daß ich jede ihrer Seiten aus einem Augpunkte betrachten kann, aus welchem ſie ganz zu verſchwinden, oder einem bloſſen Punkte ähnlich zu ſeyn ſcheinen; hieraus ſchlieſſe ich, es ſey eine geradlinigte Figur, und alſo kommen dieſer vorhandenen Figur nothwendig alle die Eigenſchaf-

ten zu, die von dem Begriffe einer geradlinigten Figur unzertrennlich ſind. Ich zehle ihre Seiten, und werde gewahr, daß ihrer drey ſeyn, daher iſt dieſe Figur ein Dreyeck, und ich kann von derſelben alles ausſagen, was mit dem Begriffe eines Dreyecks verknüpfet iſt. Ich komme zu den Winkeln, und bemerke, daß einer derſelben ſeinem angrenzenden Winkel gleich ſey u. ſ. w. In allen dieſen Fällen wird, vermöge der nothwendigen Verknüpfung der Begriffe, aus Würklichkeiten auf Würklichkeiten, aus einem vorhandenen Subjecte auf die Würklichkeit der von ihm unzertrennlichen Prädicate geſchloſſen. Daß aber ein ſolches Subject vorhanden ſey, davon haben wir keine andere Gewißheit, als das Zeugnis der Sinne.

Durch dieſe Betrachtung entgeht der Mathematik gleichwohl nichts von ihrer Evidenz. Es wäre höchſt ungereimt, von ihrer Lehrart zu verlangen, daß ſie durch die Zergliederung eines blos möglichen Begriffs, das Daſeyn einer Quantität beweiſen ſollte; indem keine Quantität ſchlechterdings nothwendig ſeyn kann, ein jedes Ding aber, deſſen Daſeyn aus einer bloſſen Möglichkeit geſchloſſen werden kann, iſt nothwendig vorhanden. Ueberhaupt hat nur die Metaphyſik allein, aber auch dieſe nur ein einzi'ges Beyſpiel aufzuweiſen, da von einer bloſſen Möglichkeit auf eine Würklichkeit geſchloſſen werden kann. In jeder andern Wiſſenſchaft aber, und alſo auch in der Mathematik, läßt ſich ſchlechterdings kein Vorhandenſeyn anders beweiſen, als durch die Sinne.

Wie

Wie aber? ſetzt man dadurch nicht wenigſtens die praktiſche Mathematik den Angriffen der Zweifler und Idealiſten aus, die den Sinnen nicht trauen, und alles, was wir vermittelſt derſelben wahrnehmen, für bloſſe Erſcheinungen halten? — Keinesweges! Sie mögen dieſes thun, ſo müſſen ſie doch geſtehen, daß es in der allgemeinen Verblendung beſtändige und auch veränderliche Erſcheinungen gebe; ferner, daß gewiſſe beſtändige Erſcheinungen allezeit mit einander verknüpft ſind, dergeſtalt, daß man niemals eine derſelben wahrnehmen kann, ohne verſichert zu ſeyn, daß man aus dem gehörigen Geſichtspunkte auch die andere mit ihr verknüpfte Erſcheinung wahrnehmen müſſe. Wenn mir eine Figur alle beſtändige Erſcheinungen eines Dreyecks darbietet, und einer von ihren Winkeln hat die beſtändige Erſcheinung eines rechten Winkels; ſo bin ich überzeugt, daß mir die beyden übrigen Winkel zuſammen gleichfalls einem rechten Winkel zu gleichen beſtändig ſcheinen müſſen. Um die wahre Exiſtenz der Dinge bekümmert ſich der Mathematiker niemals. Er beweiſet entweder den Zuſammenhang der Ideen, oder den Zuſammenhang der Erſcheinungen. Uebrigens mag der Metaphyſiker ausmachen, ob dieſe Erſcheinungen einen äuſſern würklichen Gegenſtand haben, oder nicht. Dem Mathematiker kann es gleich viel gelten; ſeine Lehre kann durch die Entſcheidung dieſer unwichtigen Subtilität weder gewinnen noch verlieren.

Ich habe hier von beſtändigen und veränderlichen Erſcheinungen geredet. Man erlaube mir eine kleine Ausſchweifung, um dieſe Begriffe in ein helleres Licht zu ſetzen. Sie werden in der Folge dieſer Abhandlung von keinem geringen Nutzen ſeyn.

So oft wir einen Gegenſtand anders wahrnehmen, als er wirklich iſt, ſo ſagen wir, es ſcheine uns nur ſo, und nennen unſere Vorſtellung eine Erſcheinung. Ich betrachte z. B. einen Zirkel von der Seite, und ſehe ihn für eine Ellypſis an; ein Würfel zeigt ſich mir in der Ferne, wie eine Kugel; eine Pyramide wie ein Kegel; die Sonne erſcheinet wie eine Fläche, der Mond wie ein feuriger Körper; ich laſſe alle Farben des Regenbogens auf einem Orte ſo ſchnell auf einander folgen, daß ich ſie nicht unterſcheiden kann, und erkenne nichts als die Vermiſchung derſelben, oder die weiſſe Farbe; ich laſſe zwo, drey oder mehrere derſelben ſo ſchnell auf einander folgen, und werde eine zuſammengeſetzte Farbe gewahr, die mit den einfachen, aus welchen ſie beſtehet, nichts gemein zu haben ſcheinet; den Gelbſüchtigen ſcheinen alle Gegenſtände gelb, und gewiſſen Kranken ſchmecket alles bitter. Alle dieſe Vorſtellungen werden Phänomena oder Erſcheinungen genannt, denn man nimmt ſie anders wahr, als ſie äuſſerlich würklich vorhanden ſind. Die Zweifler ſagen; vielleicht ſind alle unſere ſinnliche Begriffe nur ſolche Erſcheinungen, ein ſolcher Sinnenbetrug; denn wir können ja nicht verſichert ſeyn, daß die Gegenſtände außer uns ſo beſchaffen ſind, wie wir ſie vermittelſt

mittelſt der Sinne wahrnehmen? Ich habe geſagt, die Mathematiker können dieſes vielleicht gelten laſſen, ohne von der Gewisheit ihrer Wiſſenſchaft das mindeſte zu vergeben, und ich will es beweiſen. Ich glaube, es werde kein Vernünftiger in Abrede ſeyn, daß es wenigſtens zwo verſchiedene Arten von Erſcheinungen gebe, nemlich beſtändige und unbeſtändige. Jene haben ihren Grund in der innern Beſchaffenheit der menſchlichen Sinne überhaupt; dieſe aber in gewiſſen äuſſern Zufälligkeiten. In den vorhin angeführten Beyſpielen liegt der Grund der Erſcheinung nicht in der innern weſentlichen Beſchaffenheit unſerer Sinne, ſondern in dem unrechten Standorte, aus welchem wir die Gegenſtände betrachten, in der Schnelligkeit, mit welcher die Gegenſtände abwechſeln, oder in der verderbten Beſchaffenheit der Gliedmaſſen und der Säfte. Dieſes ſind bloſſe Zufälligkeiten, und alſo können die Erſcheinungen, die ſie verurſachen, zufällige oder unbeſtändige Erſcheinungen genennet werden. Wenn aber, wie die Zweifler befürchten, alle Qualitates ſenſibiles ohne Unterſcheid ein Sinnbetrug ſeyn ſollten; ſo müßte der Grund davon in den innern Beſtimmungen der menſchlichen Sinne anzutreffen ſeyn. Wir müßten uns nämlich die ſinnlichen Dinge deswegen ſo und nicht anders vorſtellen, weil unſere Sinne ſo und nicht anders beſchaffen ſind. Dieſe Würkungen des Sinnenbetrugs verdienen alſo beſtändige Erſcheinungen genannt zu werden. Nun können die Mathematiker beweiſen, daß dieſe beſtändigen Erſcheinungen

gen

gen in einer nothwendigen Verknüpfung mit einander ſtehen, dergeſtalt, daß ich aus einer derſelben auf die Anweſenheit der andern ſchließen kann. Wenn ich die beſtändige Erſcheinungen von einem Dreyecke vor mir habe; ſo kann ich auf die beſtändige Erſcheinungen aller Eigenſchaften eines Dreyecks ungezweifelt ſchlieſſen. Daher bleibt auch in dem Syſtem eines Zweiflers, oder eines Idealiſten, nicht nur die reine theoretiſche, ſondern auch die praktiſche und angewandte Mathematik in ihrem Werthe, und behält ihre unleugbare Gewisheit.

Zweyter Abſchnitt.

Von der Evidenz in den Anfangsgründen der Metaphyſik.

Die Mathematik iſt eine Wiſſenſchaft der Gröſſen, und die Weltweisheit überhaupt eine Wiſſenſchaft der Beſchaffenheiten der Dinge. Will man nicht eingeſtehen, daß die Weltweisheit das leiſte, was von einer Wiſſenſchaft gefodert wird; ſo ſetze man, die Weltweisheit iſt eine auf Vernunſt gegründete Erkenntnis der Beſchaffenheiten. Ich werde in der Folge beweiſen, daß dieſe auf Vernunft gegründete Erkenntnis eine Wiſſenſchaft genennet zu werden verdiene. Allhier betrachte ich nur zuerſt den charakteriſtiſchen Unterſchied zwiſchen der Mathematik und Weltweisheit, der mit mehrerem in Licht geſetzet zu werden verdienet.

Unſere

Unſere Seele erkennet an jedem Dinge verſchiedene Merkmale und Unterſcheidungszeichen, deren Innbegrif das Ding von allen Seiten völlig beſtimmt, und eine vollſtändige und ausführliche Erkenntnis deſſelben enthält. Daß zu dieſem Innbegriffe der Unterſcheidungszeichen ſowohl innere als äuſſere Merkmale gehören, iſt bekannt, allein ich rede hier nur von den innern. Dieſe können auf zweyerley Weiſe betrachtet werden; entweder in ſo weit ſie ſchlechterdings dieſem Dinge zukommen, oder jenem nicht zukommen, und in dieſer Betrachtung nennet man ſie Qualitäten, oder man erwägt, ob ſie einem Dinge mehr oder weniger zukommen, und nennt ſie Quantitäten. In dieſer Erklärung iſt alles deutlich, nur die Worte mehr und weniger bedürfen noch einiger Erläuterung. Dieſes ſind Schranken der Qualitäten, dadurch ſie von andern ihrer Art unterſchieden werden. So kann ich z. E. Bewegung vor Bewegung durch Geſchwindigkeit und Maße unterſcheiden, daher machen dieſe die Quantität der Bewegung aus. Aehnliche Figuren werden durch die Gröſſe unterſchieden, Licht von Licht durch Stärke und Lebhaftigkeit, und die Neigungen und Leidenſchaften der Seele werden von andern ihrer Art durch den Grad der Heftigkeit erkannt und unterſchieden. Alle dieſe Unterſcheidungszeichen geben zu erkennen, ob die Qualität der Sache mehr oder weniger zukomme, und werden Quantitäten genennet. Man begreift hieraus, daß die Quantität, oder das Mehr und Weniger, zwar der Sache innerlich zukomme, aber nicht ohne Ver-

gleichung

gleichung mit einem andern Dinge begriffen werden könne; angeſehen ich niemals das Wieviel? erkennen kann, ohne den Gegenſtand deſſelben entweder wie ein Theil mit ſeinem Ganzen, oder wie ein Ganzes mit ſeinem Theile verglichen und gegen einander gehalten zu haben. Ob aber ein Unterſcheidungszeichen ſchlechterdings einem Dinge zukomme, oder nicht zukomme, dazu gehöret weder Vergleichung noch Gegeneinanderhaltung, denn an der Sache ſelbſt läßt ſich dieſes wahrnehmen und begreifen. So kann ich z. B. die Ausdehnung, das Berühren und Zuſammenhängen, Wirken und Leiden, das Vermögen zu erkennen, zu begehren und zu verabſcheuen, die Zufälligkeit, Nothwendigkeit, Möglichkeit u. ſ. w. entweder ſchlechterdings betrachten, in ſo weit ſie einem Dinge zukommen, oder nicht zukommen, oder ich erwäge dieſelben, in ſo weit ſie dieſem mehr, und jenem weniger zukommen. Ich ſage entweder, der Körper hat eine Ausdehnung, der Punkt keine, oder ich vergleiche Körper mit Körper, und erwäge, weſſen Ausdehnung gröſſer oder kleiner ſey. Thue ich jenes; ſo betrachte ich die Ausdehnung als Beſchaffenheit; dieſes, als Gröſſe, und mit den übrigen Merkmalen hat es dieſelbe Bewandtnis.

Man hat hiebey folgendes nicht aus der Acht zu laſſen. Wenn wir im gemeinen Leben ſowohl, als in der Schule Qualitäten von Quantitäten unterſcheiden: ſo geſchiehet dieſes blos in unſern Gedanken, vermittelſt der Abſonderung; in der Sache ſelbſt aber kann keine zufällige Beſchaffenheit ohne Gröſſe, und

eben ſo wenig eine Gröſſe ohne Beſchaffenheit würklich vorhanden ſeyn. Dieſes fließt aus der vorigen Betrachtung ganz natürlich. Ein jedes Merkmal, deſſen Wieviel? oder Quantität ich erwäge, iſt an und für ſich ſelbſt eine Qualität; denn ſo wie es einem Dinge mehr oder weniger zukömmt, und in dieſer Betrachtung eine Quantität zu nennen iſt; eben alſo kann es einem Dinge entweder zukommen, oder nicht zukommen, in welcher Betrachtungsart es eine Beſchaffenheit des Dinges ausmacht. So kann die Ausdehnung, oder die Vielheit nicht nur gröſſer oder kleiner ſeyn (und in dieſer Betrachtung als ſtetige und unſtetige Gröſſen angeſehen werden); ſondern auch überhaupt dem Körper und der Zahl zukommen, einem einzigen einfachen Weſen aber nicht zukommen, und folglich machen ſie zugleich Beſchaffenheiten der Dinge aus. Gleichergeſtalt haben die Figuren, oder die Schranken der Ausdehnung nicht nur ihre Gröſſen, ſondern auch ihre Beſchaffenheiten; welche zur deutlichen Erkenntnis der Quantitäten unentbehrlich ſind, wie aus den Anfangsgründen der Geometrie erhellet. Es iſt alſo einmal erwieſen, daß keine Quantität ohne Qualität vorhanden ſeyn könne.

Es giebt aber auch keine zufällige oder endliche Beſchaffenheit ohne Gröſſe. Denn eine endliche Beſchaffenheit hat Schranken, und zwar, wie leicht zu erweiſen iſt, Schranken die anders ſeyn können, als ſie würklich ſind. Sie können alſo der Beſchaffenheit bald nähere, bald weitere Gränzen ſetzen, das heißt

in der Sprache der Logik, ſie können von der Realität der Beſchaffenheit mehr oder weniger aufheben, wodurch die Quantität oder der Grad der Beſchaffenheit beſtimmt wird. Daher hat eine jede endliche Qualität auch ihre Quantität.

Man erkennet durch dieſe Betrachtung die genaue Verwandſchaft und wechſelsweiſe Verbindung der Weltweisheit und Mathematik. Denn da jene eine Wiſſenſchaft der Qualitäten, dieſe aber der Quantitäten iſt; ſo iſt es eine Unmöglichkeit, in einer von dieſen Wiſſenſchaften ein Fremdling zu ſeyn, und in der andern ausführliche Begriffe zu haben, indem die Qualitäten und Quantitäten unzertrennlich verknüpft ſind. Jedoch iſt dieſes vornämlich von der Mathematik der unausgedehnten Gröſſe zu verſtehen, die ohne tiefe Einſichten in die Beſchaffenheiten der Dinge nicht erfunden werden kann, und wiederum ihres Orts, wenn ſie einſt ans Licht kommen wird, die philoſophiſche Erkenntniß unendlich befördern und erweitern muß. Die gemeine Mathematik hingegen hat es blos mit der Ausdehnung und Vielheit zu thun, und die Begriffe von dieſen beyden Qualitäten laſſen ſich, in ſo weit ſie zu der Ausmeſſung der Qualitäten etwas beytragen, ohne ſonderliche Schwierigkeit aus einander ſetzen, alſo daß der Fortgang der Weltweisheit mit dem Fortgange der gemeinen Mathematik in keiner ſo unmittelbaren Verbindung ſtehet, daß ſie ſich gegenſeitige Vortheile und Beförderungen zu verſprechen hätten. Es verſtehet ſich, daß man deswegen den zufälligen Einfluß nicht leugnet, der der

Mathematik in dem Fortgang der Weltweisheit nicht abgeſprochen werden kann, indem ſie den Verſtand aufheitert und durch anhaltende Uebung gewöhnet, die zuſammengeſetzten Begriffe nach gewiſſen Regeln zu zergliedern.

So wie es eine reine theoretiſche Mathematik giebt, die keinen Erfahrungsſatz, kein würkliches Daſeyn zum Grunde legt, und blos zeigt, wie die Begriffe von der Quantität zuſammenhängen; eben alſo giebt es einen Theil der Weltweisheit, der, alle Würklichkeit beyſeite geſetzt, blos unſere Begriffe von den Qualitäten der Dinge entwickelt, und ihren innern Zuſammenhang einſehen lehret. Alle unſere Begriffe ſind wie die Saamenkörner der Gewächſe, die, ſo ſchlecht ſie ausſehen, dennoch voller innern Tugend ſind, und Wälder von Schönheit in ihrem Schooße verbergen (*). Wenn wir einen Begrif unfruchtbar nennen; ſo iſt dieſes nur vergleichungsweiſe zu verſtehen, angeſehen ein jeder Begrif an und für ſich ſelbſt mit unendlichen Wahrheiten in Verbindung ſtehet, und durch die Zergliederung in andere Begrif-

fe

(*) Nur eine einzige Anmerkung zu dieſem in allen Beziehungen ganz vortrefflichen Stücke. Ein Kenner des deutſchen Ausdrucks wird die fühlbare Natur der Sprache und die ungeſuchte Lieblichkeit derſelben in den trockenſten Gegenſtänden mit der großen Deutlichkeit der dargeſtellten Gedanken auf allen Blättern bemerken und ſchätzen. Der unzertrennbare Zuſammenhang und der muſtermäßige Periodenbau ſollte

für

ſe und Wahrheiten aufgelöſet werden kann. Wer wollte es alſo leugnen, daß die Begriffe von den Qualitäten der Dinge unter einander und mit andern Erkenntniſſen verknüpft ſeyn, und daß dieſe aus jenen durch unleugbare Folgerungen entwickelt und hergeleitet werden können? Wer wird z. B. in Abrede ſeyn, daß folgende beyden Sätze ſo gewiß als je ein Satz in der Geometrie, demonſtriret werden können, nemlich, daß der nothwendigen Subſtanz die Gerechtigkeit im höchſten Grade, einer zufälligen aber nur in einem eingeſchränkten Grade zukomme? Denn da die Gerechtigkeit eine weiſe Gütigkeit iſt; ſo muß ſie dem allerweiſeſten und dem allergütigſten Weſen im höchſten Grade zukommen. Nun beſitzt das nothwendige Weſen dieſe Eigenſchaften u. ſ. w. Der Oberſatz iſt eine unmittelbare Folge aus der Definition der Gerechtigkeit; der Unterſatz hingegen folget aus der Notion eines nothwendigen Weſens. Auf die nemliche Weiſe wird erwieſen, daß keiner zufälligen Subſtanz die Gerechtigkeit im höchſten Grade zukommen könne, und eben alſo laſſen ſich noch eine unend-

für junge Leute in Schulen entwickelt, und zur Nachahmung empfohlen werden, um ſo viel mehr, da dieſelben jetzt durch die Leſung fliegender Hefte, und der mancherley Tändeleyen, die ihnen in die Hände gegeben werden, die ernſthafte Schreibart, und den einfachen Ton des ſoliden Nachdenkens gar nicht kennen lernen. Hier muß man denken; oder man lieſt nichts.

unendliche Menge von Wahrheiten ſo unleugbar darthun, als die Anfangsgründe der Geometrie, maſſen die Begriffe der Qualitäten eben ſo wohl aufgelöſet und entwickelt werden können, als die Begriffe der Quantität. Es giebt alſo einen reinen ſpeculativen Theil der Weltweisheit, in welchen, wie oben von der reinen Mathematik iſt dargethan worden, einzig und allein auf die Verbindung der Begriffe und ihren Zuſammenhang geſehen wird, und in dieſem herrſcht dieſelbe Gewißheit, als in der Geometrie.

Aber ſo faßlich können die Grundſätze dieſer Wiſſenſchaft nicht vorgetragen werden. Die Urſache hiervon iſt nicht, wie man insgemein zu glauben pflegt, weil man in der Geometrie der Einbildungskraft durch die Vorbildung der Figuren zu Hülfe kommt; denn dieſe würde in Anſehung der Arithmethik wegfallen; ſondern es ſind ihrer verſchiedene, zu deren Anzeigung ich mir durch obige Betrachtungen den Weg gebahnet habe. Denn erſtlich fehlet der Weltweisheit bis jetzo noch das Hülfsmittel der weſentlichen Zeichen. Alles iſt in der Sprache der Weltweiſen noch willkührlich. Die Worte und ihre Verbindungen führen nichts bey ſich, das mit der Natur und Verbindung der Gedanken weſentlich übereinkäme. Daher häufen ſich die Erklärungen bis ins Unendliche, und eine demonſtrative ausgeführte Weltweisheit erlangt, dem erſten Anblicke nach, das Anſehen eines eiteln Wörterkrams. Denn da die Seele in der Bezeichnung nichts findet, wodurch ſie, ohne willkührliche Aſſociation der Begriffe auf die Natur der

bezeich=

bezeichneten Sache geführet würde, und daher ihre Aufmerkſamkeit ohne Unterlaß auf die einmal feſtgeſetzte willkührliche Verbindung der Zeichen mit den bezeichneten haften muß; ſo kann die geringſte Achtloſigkeit ihr die Sache aus den Gedanken bringen, und blos die leeren Zeichen zurücklaſſen, in welchem Falle denn freylich der bündigſte Weltweiſe blos mit Worten zu ſpielen ſcheinen muß. In der Mathematik aber findet dieſer Argwohn nicht ſtatt, denn die weſentlichen Zeichen führen uns ohne ſonderliche Anſtrengung, ſo oft wir wollen, auf die dadurch bezeichneten Sachen zurück, und ihre Ordnung und Verbindung kömmt mit der Ordnung und Verbindung der Gedanken überein.

Erwägen wir ferner die Natur der Qualitäten; ſo zeigen ſich noch gröſſere Schwierigkeiten. Dieſe innere Merkmale der Dinge ſind ſo genau mit einander verbunden, daß man keine derſelben, ohne hinlängliche Einſicht in die übrigen deutlich erklären kann. Wer in der Weltweisheit gänzlich ein Fremdling iſt, der kann die allererſte Erklärung nicht deutlich begreifen; denn wenn ich ihm etwa ein innerliches Merkmal A deutlich machen will, und er hat ſeine Begriffe von den übrigen Merkmalen B, C, u. ſ. w. die mit dieſem A in Verbindung ſtehen, nicht aufgeklärt; ſo wird allezeit noch einige Dunkelheit in ſeiner Seele zurückbleiben. Hieraus begreift man die Nothwendigkeit in der Weltweisheit bey jedem Fortſchritte, den man thut, immer zu den Anfangsgründen zurückzukehren. Man thut dieſe Rückreiſe niemals

mals ohne groſſen Nutzen, denn die philoſophiſchen Begriffe werfen ſich wechſelsweiſe Stralen der Deutlichkeit zu, die man verfolgen muß. Daher kömmt es auch, daß die Weltweiſen ſelbſt, je weiter ſie kommen, je mehr ſie an den erſten Grunderklärungen zu verbeſſern finden, und daher ſich immer einander widerlegen, wenigſtens ſich einander zu widerlegen ſcheinen. Denn öfters war es bey dem erſten Weltweiſen nur eine Unvorſichtigkeit im Ausdrucke, die ſein Nachfolger durch das unaufhörliche Wiederkäuen der erſten Begriffe endlich hat wahrnehmen müſſen. Saget einem Anfänger z. B. die Gerechtigkeit ſey eine weislich verwaltete Gütigkeit; ſo wird er weder dieſe Erklärung begreifen, noch die Nothwendigkeit einſehen, warum ſie ſo weit hergeholt werden muß. Er wird alſo Anfangs mit der ſeichten Erklärung zufrieden ſeyn; die Gerechtigkeit ſey ein beſtändiger Wille, einem jeden das ſeinige zukommen zu laſſen. Wenn er einige Schritte weiter gethan hat; ſo merkt er, daß durch die Worte, das Seinige, nicht das Eigenthum verſtanden werden kann; ſondern überhaupt, wozu jemand ein Recht hat; er ſetzt alſo, die Gerechtigkeit ſey ein beſtändiger Wille, einem jeden ſein Recht zukommen zu laſſen. Allein noch ſiehet er nicht, auf welche Seelenfähigkeiten ſich dieſe Tugend gründe. Er fähret alſo fort; ein Recht iſt eine Befugnis, oder ſittliches Vermögen, ſich gewiſſer Dinge als Mittel zu ſeiner Glückſeligkeit zu bedienen. Wer alſo die Gerechtigkeit ausübet, der läßt einen jeden ſich der erlaubten Mittel zu ſeiner Glück-

ſelig-

ſeligkeit bedienen. Er will alſo, daß andere neben ihm glückſelig ſeyn ſollen, aber nur durch erlaubte Mittel, und in gehöriger Verhältnis, damit die Endabſicht, die Vollkommenheit des Ganzen erhalten werde. Wer andere neben ſich gerne glückſelig ſiehet, der iſt gütig; wer durch die beſten Mittel den beſten Endzweck zu erhalten ſucht, der iſt weiſe. Nunmehr haben ſich die Begriffe aufgeheitert, und man ſiehet gar deutlich, daß die Gerechtigkeit in ihre Elemente aufgelöſet, nichts anders ſey, als eine mit Weisheit eingerichtete Gütigkeit. Hieraus aber folget auch, daß die Gerechtigkeit eine Realität ſey, und dem allerhöchſten Weſen in dem allerhöchſten Grade zukommen müſſe, welches ſich aus der vorigen Erklärung nicht beweiſen ließ. Aber was für eine Menge von Erklärungen und willkührlichen Verbindungen der Worte mit den Begriffen gehören noch zu dieſem Schluſſe? Was für eine Arbeit, wenn alle dieſe Begriffe der Seele beſtändig gegenwärtig bleiben, und ſich niemals in den Schatten der Worte verlieren ſollen? Zu dieſen Beweiſen gehören die Erklärungen von Weisheit, Gütigkeit, Realität, höchſten Grade und höchſten Weſen; zur Erklärung der Weisheit gehören ferner die Begriffe von Vollkommenheit, Mittel und Endzweck; zur Gütigkeit gehören die Begriffe von Glückſeligkeit und von dem Begehrungs-Vermögen, ferner zur Realität —— Doch wozu nützt es, dieſe Zergliederung weiter fortzuſetzen? Genug, daß man ſiehet, wie ſehr die Qualitäten der Dinge in einander verwebet ſind; was für eine Menge von Erklä-

klärungen zu dem leichteſten philoſophiſchen Schluſſe erfordert werden, und wie oft man dieſe Erklärungen umſetzen muß, wenn ſie mit Nutzen angewandt werden ſollen.

Und wenn der Weltweiſe alle dieſe Schwierigkeiten überſtanden, ſo hat er gleichwohl nichts, als gewiſſe Verwandſchaften der Begriffe entdeckt. Sodenn aber muß der wichtige Schritt ins Reich der Würklichkeiten geſchehen. Er muß zeigen, daß der Gegenſtand ſeiner Grundbegriffe, aus welchen er ſeine Wahrheiten gefolgert hat, würklich anzutreffen ſey, damit er aus denſelben auf das würkliche Daſeyn der Folgen ſchlieſſen könne. Der Mathematiker, haben wir geſehen, kann dieſen Schritt gar leicht thun. Er legt das Zeugnis der Sinne zum Grunde ſeines praktiſchen Lehrgebäudes, und bekümmert ſich nicht darum, ob die Sinne Wahrheiten, oder bloſſe Erſcheinungen ausſagen. In beiden Fällen hat er ſeinen Endzweck erreicht. Dem Weltweiſen aber liegt ob, das Zeugnis der innern und äuſſerlichen Sinne ſelbſt vor ſeinem Richterſtuhle zu fordern, und das Wahre von dem Falſchen, das Gewiſſe von dem Ungewiſſen zu unterſcheiden, und wenn er auf das Zeugnis irgend eines Sinnes bauen will; ſo muß er vorher deſſen Untrüglichkeit auſſer Zweifel ſetzen. Geſetzt, er habe erwieſen, daß die Materie nicht denken könne, nemlich er habe dargethan, daß unſer Begrif vom Denken dem Begriffe von der Materie ſchnurſtracks widerſpreche. Will er nun hieraus den Schluß ziehen, daß in uns ein einfaches Weſen wohne, das

von

von unſerm Leibe unterſchieden iſt und denkt; ſo muß er zeigen, daß unſerm ſichtbaren Körper der Begrif zukomme, den er von der Materie vorausgeſetzt, und daß in uns etwas vorhanden ſey, dem der Begrif des Denkens in dem Verſtande zukomme, in welchem er es genommen. Wenn er unumſtößlich gezeigt, daß ein nothwendiges Weſen nicht vorhanden ſeyn könne, ohne der Schöpfer und Erhalter aller Dinge auſſer ihm zu ſeyn; ſo liegt ihm noch ob zu beweiſen, daß ein ſolches nothwendiges Weſen vorhanden ſey. Kurz, es iſt dem Weltweiſen nicht genug, wenn er, wie der Mathematiker, die nothwendige Verbindung zwiſchen einem Subjecte und ſeinem Prädicate gezeigt; er muß noch überdem entweder das Daſeyn des Subjects, oder das Nichtſeyn des Prädicats auſſer Zweifel ſetzen, damit er in dem erſten Falle auf das Daſeyn des Prädicats, in dem andern auf das Nichtſeyn des Subjects ſchlieſſen könne; denn für die bloſſe Möglichkeit wiſſen wir dem Weltweiſen keinen Dank, wenn er ſie nicht würklich zu machen weiß. Es wird alſo von dem Weltweiſen weit mehr gefordert, als von dem Mathematiker. Dieſer beweiſet blos die Möglichkeit einer Figur, und aus dieſer Möglichkeit entwickelt er die Eigenſchaften und Zufälligkeiten der Figur: der Weltweiſe hingegen ſoll das würkliche Daſeyn der Subjecte darthun, um auf die Folgen ſchlieſſen zu können. Daß dadurch die Ueberzeugung ſchwerer gemacht, und alſo die Evidenz verringert werde, iſt leicht zu begreifen, indem nichts dem Verſtande ſchwerer ankommen kann; als

der Uebergang von den Begriffen zu den Würklichkeiten.

Man hat in der Weltweisheit zwey verſchiedene Wege, auf welchen zu den Würklichkeiten zu gelangen iſt. Nach einem derſelben legt man zwar, wie in der praktiſchen Mathematik, einen Erfahrungsſatz zum Grunde, aber einen ſolchen, davon wir gewiß ſind, daß er keine bloſſe Erſcheinung ſey, eine innerliche Ueberzeugung. Ich denke, worinn, wie wir in der Folge ſehen werden, kein Zweifel zu ſetzen iſt, und daraus ſich mit Gewißheit ſchlieſſen läßt; alſo bin ich. Auf dieſen Grundſatz muß ſich das ganze philoſophiſche Lehrgebäude aufführen laſſen, ohne ſich irgend auf ein anderes Zeugnis der äuſſern Sinne zu ſtützen. Denn was die Sinne von den äuſſern Dingen wahrnehmen, iſt verdächtig; nur dieſe einzige innerliche Empfindung, ich denke, hat das Vorrecht, daß man mit völliger Gewißheit von ihr ſagen kann, ſie ſey keine bloſſe Erſcheinung, ſondern eine wahre Realität, wie ich ſolches in der Folge zeigen werde.

Der zweite Weg iſt auſſerordentlich und ohne Exempel. Man gehet mit ſichern Schritten aus dem Gebiethe der Möglichkeit gerades Weges in das Reich der Würklichkeit, und zwar der allerhöchſten und vollkommenſten Würklichkeit, die ſich gedenken läßt. So wie in der Geometrie dieſe beyden Sätze, z. E. ein gleichſeitiger Triangel hat gleich groſſe Seiten; ein gleichſeitiger Triangel hat gleich groſſe Winkel, unzertrennlich verknüpft ſind; eben ſo feſt und unauf-

löslich

löslich ſind folgende beiden Sätze mit einander verbunden; das nothwendige Weſen iſt möglich; das nothwendige Weſen iſt würklich. Wenn ich alſo erweiſen kann, daß das nothwendige Weſen möglich iſt; ſo habe ich auch ſeine Würklichkeit dargethan, und es iſt bekannt, daß jenes ſich beweiſen läßt. Dieſe beiden Uebergänge von dem Möglichen auf das Würkliche haben wir dem Descartes zu verdanken. Vor ſeiner Zeit war man gewohnt, auch in der Weltweisheit Erfahrungsſätze zum Grunde zu legen, dadurch man den Sceptikern Blöſſe gab. In der That war der Dogmatiker ſogleich aufs Haupt geſchlagen, ſobald ihm der Sceptiker das Zeugnis der Sinne in Zweifel zog, und dadurch ſein noch ſo bündiges Syſtem in das Land der Chymären verſchickte. Was das ſeltſamſte war; ſo wollte man damals in der Naturlehre a priori und in der Weltweisheit a poſteriori ſchlieſſen. Baco zeigte, daß das Zeugnis der Sinne in der Naturlehre, und des Verſtandes in der Weltweisheit, das gültigſte ſey, und Carteſius wagte es, ſein Lehrgebäude von Gott auf dem Grunde der Zweifler ſelbſt zu bauen. Man begreift aber gar leicht, daß alle dieſe Beweisarten ihre Schwierigkeiten haben, und unmöglich ſo einleuchtend vorgetragen werden können, als zu wünſchen wäre. Dieſes ſind alſo meines Erachtens die Urſachen, welche die philoſophiſche Ueberzeugung ſo ſchwer machen, und der Evidenz im Wege ſtehen. Doch ſind dieſes nur die Schwierigkeiten, die in der Sache ſelbſt liegen; es giebt aber in Abſicht auf das

Sub-

Subject, oder den von philoſophiſchen Wahrheiten zu überzeugenden Menſchen, einige wichtige Schwierigkeiten, die nicht zu übergehen ſind.

Die Mathematik findet allezeit unpartheiliche Gemüther, die den Ausgang einer Unterſuchung mit der äuſſerſten Gelaſſenheit abwarten. Sie verlieren und gewinnen nichts dabey, die Tangente eines Zirkels mag mit dem Durchmeſſer einen rechten, oder einen andern Winkel machen; ihre ganze Lebensart kann die vorige bleiben, wenn ſich auch alle Zirkelflächen verhalten, wie die Quadrate ihre Durchmeſſer, daher intereßiren ſie ſich blos für die Wahrheit. und die Mathematik hat keinen andern Feind als die Unwiſſenheit zu beſiegen. Hingegen hat die Weltweisheit auch mit Vorurtheilen zu kämpfen. Die Lehren derſelben haben einen ſo unmittelbaren Einfluß in unſere Lebensart, Glückſeligkeit und Meynungen, daß ein jeder zum voraus Parthey ergreift, und ſich aus vorgefaßten Meynungen ein eignes Syſtem bauet, das ſich mit ſeinen Schwachheiten ſehr gut verträgt. An dieſen Vorurtheilen gewöhnet ſich endlich das menſchliche Gemüth ſo lange, bis ſie einen Theil ſeiner Glückſeligkeit ausmachen. Hernach komme die Weltweisheit, und vertreibe den Wahn aus dieſer mächtigen Schanze. Sie findet nicht nur unwiſſende, ſondern wider ſich eingenommene Zuhörer, die nicht überzeuget ſeyn wollen. Ihre Beweisgründe mögen noch ſo überzeugend, ſo einleuchtend ſeyn; die Zauberey hat keine Gewalt, wenn ſich die Gemüther nicht dazu anſchicken wollen, und vielmehr durch alle mögliche

liche Gegenmittel dawider verwahren. Das thut zur Sache wenig, wenn man öfters einen flüchtigen Willen hat, der Wahrheit Gehör zu geben; es gehöret hartnäckige Geduld, Ergebung und Selbſtverleugnung dazu, alle ſeine Vorurtheile und Lieblingsgedanken durch das Feuer dieſer Gottheit zu führen, und mit trocknen männlichen Augen abzuwarten, ob ſie in Rauch aufgehen, oder in verklärter Schönheit wieder hervorkommen werden. Der gröſte Theil der Menſchen gehet mit Wahn und Aberglauben zu Schiffe, des feſten Vorſatzes mit ihnen die Farth dieſes Lebens zu beſchlieſſen. Man bewilliget der Stimme der Vernunft niemals ein Gehör, ohne ſich von ſeinen Vorurtheilen, wie Ulyſſes von den Reiſegefährten anbinden zu laſſen, und ihnen zum voraus den Befehl zu geben; je beweglicher ich um meine Loßlaſſung bitten werde, deſto feſter ziehet die Stricke zuſammen, bis wir die Sirene aus den Augen werden verlohren haben.

Da ein jeder in philoſophiſchen Sachen Parthey ergreift; ſo glaubt auch ein jeder das Recht zu haben, zu meiſtern und Urtheile zu fällen. Wer iſt der Unwiſſende, der ſich nicht in philoſophiſchen Angelegenheiten für einen befugten Richter hält, und ſein richterliches Anſehen durch Machtſprüche zu unterſtützen weiß? Die Hauptbegriffe, die in der Weltweisheit vorkommen, ſind einem jeden im gemeinen Leben ſo oft vor Ohren gegangen, daß er mit ihnen vertrauet genug zu ſeyn glaubet. In der Mathematik hält jeder Unwiſſende ſein Urtheil zurück, und erwartet den

Ausſpruch der Kenner. Ja was ſage ich in der Mathematik? in jeder gemeinen Kunſt, in jedem Handwerke wagt auſſer den Kunſtverwandten niemand, ein Werk zu meiſtern, und den Erfahrnen zu widerſprechen. Aber in der Weltweisheit, in der Sittenlehre, in der Politik iſt jedes Menſchen Geſicht dreiſte genug, das Richteramt zu übernehmen. Jeder Thor muſtert Syſteme, beurtheilet ſittliche Handlungen und tadelt Regierungsformen. Was für eine Verwirrung muß aus dieſer allgemeinen Anarchie entſpringen.

Indeſſen iſt es nicht zu leugnen, daß dieſer Anarchie nicht geſteuret werden könne, ohne von der andern Seite den Deſpotismus mit allen ſeinen gefährlichen Folgen einbrechen zu ſehen. In jeder Republik iſt der Geiſt des Widerſpruchs nicht nur eine nothwendige Folge, ſondern öfters auch eine heilſame Stütze der Freyheit und des allgemeinen Wohlſtandes. Nicht jeder Republikaner hat die Fähigkeit das Ruder zu führen, oder dem Steuermann zu rathen; aber die Freyheit will, daß jedermann ſeine Meynung ſage, ſo ungereimt ſie auch ſey, damit ſich niemand einkommen laſſe, ſeinen Eigenwillen für weiſen Rathſchluß auszugeben, und ſeinen Mitbürgern aufzudringen. Dieſelbe Beſchaffenheit hat es mit der philoſophiſchen Freyheit. Da nicht jeder die Fähigkeit hat, die Lehrſätze der Weltweiſen zu prüfen; ſo iſt es beſſer, daß er ſeinen geringen Einſichten gemäß urtheile, als daß er einen philoſophiſchen Pabſt erkenne, und blindlings nachgehe, wohin ihn jener führen will.

Wer

Wer ſich über dieſe Freyheit beklagt, der hegt deſpotiſche Abſichten, und iſt ein gefährlicher Bürger in der Republik der Weltweisheit. Man kann aber dennoch daraus abnehmen, was für Hinderniſſe der philoſophiſchen Evidenz im Wege ſtehen, und woher es komme, daß die Gewißheit, die in den Anfangsgründen der Weltweisheit herrſchet, noch keine allgemeine Ueberzeugung nach ſich gezogen hat.

Dritter Abſchnitt.

Von der Evidenz in den Anfangsgründen der natürlichen Gottesgelahrtheit.

Da ich hier die Abſicht nicht habe, die Atheiſten von dem Ungrunde ihrer Meynung zu überzeugen, ſondern vor einer Geſellſchaft von wahren Weltweiſen die Gewißheit zu ſchätzen, mit welcher wir das Daſeyn Gottes und ſeine Eigenſchaften aus der Vernunft erkennen; ſo kann ich mit gutem Grunde alle Beweisarten, die wir in dieſer Wiſſenſchaft haben, als bekannt vorausſetzen, und mich begnügen, allgemeine Betrachtungen über dieſelben anzuſtellen. Man hat im vorhergehenden geſehen, daß alle unſere Begriffe unendlich fruchtbar ſind, indem jeder eine Menge von Folgerungen enthält, die vermittelſt unleugbarer Grundſätze davon abgeleitet und entwickelt werden können. Die Begriffe von Gott und ſeinen Eigenſchaften ſind noch von einer wunderbarern Kraft. Sie ſind ſo inniglich mit einander

verknüpft, daß man nur eine einzige Eigenſchaft Gottes vorauszuſetzen hat, um alles, was wir von dem Allerhöchſten zu erkennen im Stande ſind, davon herzuleiten. Eine einzige Kette von Schlüſſen verbindet alle Vollkommenheiten dieſes urbaren Weſens; ſeine Selbſtſtändigkeit, Unendlichkeit, Unermeßlichkeit, ſein vollkommenſter Wille, grenzenloſer Verſtand und uneingeſchränkte Macht, ſeine Weisheit, Vorſehung, Gerechtigkeit, Heiligkeit u. ſ. w. ſind dergeſtalt wechſelsweiſe in einander gegründet, daß jede von dieſen Eigenſchaften ohne alle übrigen einen Widerſpruch enthalten würde. Es kann ſeyn, daß ſich aus gewiſſen Eigenſchaften Gottes, das übrige, was wir von ihm erkennen, leichter und faßlicher herleiten läßt, und da dieſe Faßlichkeit von den Einſichten abhängt, die bey dem zu überzeugenden Menſchen vorausgeſetzt werden; ſo giebt es auch verſchiedene Methoden, dieſe Wahrheiten zu demonſtriren, die auf verſchiedene Gemüther verſchiedene Würkungen thun. In der Sache ſelbſt aber iſt hier kein Unterſchied, und man mag vorausſetzen, welche Eigenſchaft man will; ſo kann man ſich von den übrigen vergewiſſern. Setzet z. B. dieſe Worterklärung zum voraus; **Gott iſt ein Weſen, das den vollkommenſten Willen hat:** der vollkommenſte Wille ſetzet den vollkommenſten Verſtand zum voraus, und erfordert die vollkommenſte Macht. Sie beſtehet ferner in der Zuneigung zu allem möglichen Guten, und Abneigung von allem möglichen Böſen, nach Maaßgebung ihrer Güte oder Bosheit; hieraus folget die Gerechtigkeit,

Gütig-

Gütigkeit und Weisheit. Da er alle dieſe Vollkommenheiten ohne Grenzen beſitzt; ſo iſt er unendlich und folglich einig. Da er den Grund ſeines Daſeyns in keinem endlichen Dinge haben kann, auſſer ihm aber kein unendliches Ding vorhanden ſeyn kann, ſo hat er den Grund ſeines Daſeyns in ſich ſelber, iſt alſo ſelbſtſtändig und nothwendig. Ferner, wenn endliche Dinge vorhanden ſeyn ſollen; ſo müſſen ſie den Grund in ihm haben; denn auſſer ihm giebt es kein nothwendiges Weſen, das den Grund derſelben enthalten könnte, und in einem zufälligen können ſie nicht hinlänglich gegründet ſeyn. Sollen ſie alſo vorhanden ſeyn; ſo muß er ihr freywilliger Schöpfer und Erhalter ſeyn. Er wird ferner — Doch wozu dieſe umſtändliche Ausführung, die man in jedem Compendio antrift? Ich begnüge mich folgende Anmerkung zu machen.

Dieſe Anfangsgründe der natürlichen Gottesgelahrtheit haben alle Gewißheit, und beynahe die Evidenz der geometriſchen Wahrheiten, ſo lange man auch hier, wie in der Geometrie, bey der Verknüpfung der Begriffe ſtehen bleibt, und blos ihre gegenſeitige Verwandſchaft zeiget, ohne von den Begriffen auf Würklichkeiten zu ſchlieſſen. Man ſiehet den Zuſammenhang dieſer Begriffe ein, und nimmt wahr, daß man keinen derſelben ohne alle übrige denken könne, und ſobald man nachher durch Offenbarung oder Vernunftſchluß von der Würklichkeit einer von dieſen Eigenſchaften überzeugt wird; ſo nehmen alle daraus hergeleitete Wahrheiten gleichfalls in dem Gebiete der

Würklichkeit ihren Rang ein; ſo wie ich in der praktiſchen Geometrie aus der ſinnlichen Empfindung eines Dreyecks auf das Daſeyn aller Eigenſchaften ſchlieſſe, die einem Dreyeck zukommen.

Der Atheiſt, in ſo weit er noch von dem Daſeyn keiner von dieſen Eigenſchaften überzeugt iſt, verhält ſich in Abſicht auf dieſe Theorie, wie ein Idealiſt in Abſicht auf die Geometrie. Dieſer leugnet das Object der Geometrie, geſtehet aber dennoch die Verbindung der Begriffe ein, die in der Geometrie gezeigt wird, und die er, ohne ſich zu widerſprechen, nicht leugnen kann. Eben alſo kann jemand die Bündigkeit dieſer Syſtems von Gott und ſeinen Eigenſchaften einſehen und geſtehen, aber das Object derſelben leugnen, ſo lange er nicht auch hiervon vollkommen überzeuget wird.

Bisher gieng die Lehre von Gott mit den Anfangsgründen der Geometrie im gleichen Paare; hier aber iſt der Punkt, wo ſie von einander abgehen, und jene weit mehr leiſtet, als je von der Mathematik gefordert werden kann, nemlich die gründliche Ueberzeugung, daß das Object ihrer Wiſſenſchaft würklich vorhanden ſey. Die Mathematik begnüget ſich, wie wir geſehen, an dem Geſtändnis der Idealiſten, daß es wenigſtens beſtändige Erſcheinungen gäbe, die an gewiſſen Regeln gebunden ſind, und ſie zeigt dieſe Regeln a priori. Der Weltweiſe aber muß den Grund ſeines Gebäudes tiefer legen, wenn es unerſchüttert ſtehen ſoll, denn er muß ein wahres Vorhandenſeyn der Dinge, nicht blos die Verknüpfung

pfung der Begriffe beweiſen, und dieſes iſt in der That der ſchwierigſte Knote, den er aufzulöſen hat. Wir haben im vorigen Abſchnitte von zweyerley Wegen geredet, auf welchen man in der Weltweisheit überhaupt von den Möglichkeiten zu den Würklichkeiten übergehet, und von der natürlichen Gottesgelahrtheit gilt das nemliche. Man ſchlieſſet entweder von der Möglichkeit eines nothwendigen Weſens auf deſſen Würklichkeit, oder aus dem unleugbaren Anſchauungsſatz; ich denke, auf meine Würklichkeit, und von dieſer auf die Würklichkeit eines nothwendigen Weſens, vermittelſt des Satzes vom zureichenden Grunde. Die letzte Methode iſt unſtreitig die leichteſte. Jener Schluß von der Möglichkeit auf die Würklichkeit hat zwar hier in unſerm Falle, wo von der Möglichkeit des allerhöchſten Weſens die Rede iſt, ſeine völlige Richtigkeit; da er aber der einzige in ſeiner Art iſt, und bey keiner andern Gelegenheit ſtatt findet; ſo iſt er vielen unverſtändlich. Jedoch vielleicht liegt die Schwierigkeit mehr in dem Vortrag, als in der Sache ſelbſt. Ich will ſuchen dem Beweiſe eine leichtere Wendung zu geben.

Da das Daſeyn einer Sache überhaupt ſo ſchwer zu erklären iſt; ſo laßt uns vom Nichtſeyn anfangen. Was nicht iſt, muß entweder unmöglich, oder blos möglich ſeyn. Im erſtern Falle müſſen ſich ſeine innere Beſtimmungen widerſprechen, das heiſt, daſſelbe Prädicat von demſelben Vorwurfe zugleich bejahen und verneinen; im letztern aber werden ſie zwar keinen Widerſpruch enthalten; es wird ſich aber

aus denſelben nicht begreifen laſſen, warum das Ding vielmehr ſeyn als nicht ſeyn ſoll. Eins wird mit dem weſentlichen Theile deſſelben ſowohl beſtehen können, als das andere, aus welchem Grunde das Ding möglich genennet wird. Das Daſeyn eines ſolchen Dinges gehöret nicht zu ſeiner innern Möglichkeit, nicht zu ſeinem Weſen, auch nicht zu ſeinen Eigenſchaften, und iſt daher eine bloſſe Zufälligkeit, deren Würklichkeit nicht anders als aus einer andern Würklichkeit begriffen werden kann. Denn eine Zufälligkeit iſt eine Beſtimmung, die aus der bloſſen Möglichkeit weder folget, noch begriffen werden kann, deren Würklichkeit ſich nicht anders, als aus einer andern Würklichkeit erklären läßt. — Ein ſolches Daſeyn iſt alſo abhängig, nicht ſelbſtſtändig. Dieſes bedarf keines weitern Beweiſes. — Nun kann dem vollkommenſten Weſen ein ſolches Daſeyn nicht zukommen, denn es würde ſeinem Weſen widerſprechen, indem ein jeder einſiehet, daß ein unabhängiges Daſeyn eine gröſſere Vollkommenheit ſey, als ein abhängiges; daher der Satz: das allervollkommenſte Weſen hat ein zufälliges Daſeyn, einen offenbaren Widerſpruch enthält. — Das allervollkommenſte Weſen iſt alſo entweder würklich, oder enthält einen Widerſpruch. Denn blos möglich kann es nicht ſeyn, wie vorhin erwieſen worden; daher bleibt für daſſelbe nichts weiter übrig, als die Würklichkeit, oder die Unmöglichkeit.

Soll der Begrif des allervollkommenſten Weſens einen Widerſpruch enthalten; ſo muß in den Beſtimmungen,

mungen, die demſelben zukommen, etwas zugleich bejahet und verneinet werden. Jede Beſtimmung iſt entweder eine Realität oder ein Mangel. Jene bejahet, dieſe verneinet. Es findet alſo kein Widerſpruch ſtatt, auſſer wenn einer Sache nicht nur Realitäten, ſondern auch Mängel und Einſchränkungen zugeſchrieben werden, und zwar in ſo weit ich ihr eine Realität und den ihr entgegen geſetzten Mangel zuſchreibe. Nun werden von dem allervollkommenſten Weſen alle Realitäten bejahet, alle Mängel verneinet; daher kann in dem Begriffe derſelben kein Widerſpruch liegen. Wer da ſagt, das allervollkommenſte Weſen enthält einen Widerſpruch, der widerſpricht ſich ſelber, indem das Subject alle Mängel verneinet, das Prädicat aber einige bejahet wiſſen will. Hält aber das allervollkommenſte Weſen nichts widerſprechendes in ſeinem Begriffe; ſo muß es würklich vorhanden ſeyn, wie aus dem vorigen erhellet.

Man kann ſich von derſelben Wahrheit auch auf eine andere Weiſe überzeugen. Man erinnere ſich nur aus den Anfangsgründen der Metaphyſik, daß eine Sache würklich vorhanden iſt, ſobald alles beſtimmliche an derſelben in der That beſtimmt; das heiſt, ſobald von jedem Begrif A, der überhaupt genommen, dem Dinge ſowohl zukommen, als nicht zukommen kann, ausgemacht iſt, ob er dem Dinge zukomme, oder nicht zukomme. Hierinn liegt der charakteriſtiſche Unterſchied zwiſchen allgemeinen möglichen, und einzelnen vorhandenen Begriffen. In jenem iſt von vielen Beſtimmlichkeiten weder das Ja

noch das Nein ausgemacht, ſondern unentſchieden, und ſie können auf die eine ſowohl als auf die andere Weiſe beſtimmt werden. Hingegen muß in einzelnen vorhandenen Dingen von allem, was bejahet oder verneinet werden kann, das Ja oder Nein ausgemacht und entſchieden ſeyn, und auch umgekehrt, wovon alles, bis auf die entfernteſten Relationen ausgemacht und entſchieden iſt, das iſt würklich vorhanden. Was alſo nicht würklich iſt, muß entweder **unbeſtimmbar**, oder **unbeſtimmt** ſeyn. Im erſten Falle enthält es einen Widerſpruch, und iſt unmöglich. Im letztern Falle fehlet es an einem Grunde, woraus zu begreifen wäre, wie und warum es vielmehr ſo, als anders beſtimmt ſeyn ſoll; das heiſt, es fehlt an würkenden Urſachen, die das mögliche Ding hervorbringen ſollen, denn nichts anders heiſt eine würkende Urſache, als dasjenige, wodurch ein mögliches Ding alle ſeine Beſtimmungen erhält, die zum würklich Daſeyn fehlten. — Nun kann das allervollkommenſte Weſen von auſſen keine Beſtimmung erhalten, dadurch es würklich werden ſollte, daher iſt es entweder kraft ſeines innern Weſens hinlänglich beſtimmt, oder unbeſtimmbar; das heiſt, entweder nothwendig vorhanden, oder ſchlechterdings unmöglich. Man hat aus dem vorigen geſehen, daß es nicht unmöglich ſeyn kann, daher iſt es nothwendig vorhanden.

Da die Erörterung des Beſtimmten und Unbeſtimmten in der Weltweisheit von ſo ungemeinem Nutzen iſt; ſo werde ich mich etwas länger dabey aufhalten. Ein jeder Satz iſt entweder wahr, oder

falſch,

falſch, oder unbeſtimmt. Wahr iſt er, wenn ſich aus dem Subject entweder ſchlechterdings, oder unter gewiſſen angenommenen Bedingungen verſtändlich erklären läßt, daß ihm das Prädicat zukomme. Läßt ſich aber aus dem Subject, entweder ſchlechterdings, oder unter angenommenen Bedingungen darthun, daß ihm das zugeſchriebene Prädicat nicht zukomme; ſo iſt er falſch. Läßt ſich keines von beyden darthun; ſo iſt es unbeſtimmt. Ein unbeſtimmter Satz ſagt alſo nur aus, daß einem gewiſſen Subject ein Prädicat ſowohl zukommen, als nicht zukommen könne; das heiſt, daß weder die Bejahung, noch die Verneinung des Prädicats dem Subjecte widerſpricht. Wenn ein ſolcher unbeſtimmter Satz in einen beſtimmten verwandelt werden ſoll; ſo müſſen zu dem Subjecte ſolche Bedingungen hinzukommen, oder das Subject muß unter ſolchen Umſtänden betrachtet werden; die entweder die Bejahung oder die Verneinung aufheben, und dadurch einen von den entgegen geſetzten Sätzen wahr, den andern falſch machen. Folgende Sätze z. B. **Ein Körper iſt ausgedehnet; ein Körper auf unſerer Erde iſt ſchwer;** ſind wahr, denn das erſte Prädicat läßt ſich ſchlechterdings aus dem Subject, das andere aus dem Subject unter der hinzugekommenen Bedingung, daß der Körper auf unſerer Erde befindlich, unwiderlegbar darthun. Das Gegentheil von dieſen Sätzen iſt falſch. Hingegen iſt folgender Satz: **Ein feſter Körper ſteigt in einer flüßigen Materie in die Höhe,** unbeſtimmt, und er kann unter

gewiſſen Bedingungen wahr, unter andern falſch ſeyn. Dieſe Bedingungen ſind, daß der feſte Körper entweder ſchwerer, oder leichter ſey, als die Maſſe der flüßigen Materie, die ſeinen Raum einnimmt. Sobald dieſe Bedingung hinzukommt; ſo wird der unbeſtimmte Satz in einen beſtimmten verwandelt, und ſtatt er vorhin entweder wahr oder falſch ſeyn konnte, wird nunmehr ausgemacht, entweder, daß er wahr oder daß er falſch ſey.

So oft etwas Beſtimmliches beſtimmt, und alſo ein unbeſtimmter Satz in einen beſtimmten verwandelt wird; ſo muß ſich von dieſer Beſtimmung Grund angeben laſſen. Das heiſt, ich muß die Bedingung des Subjects anführen können, aus welcher zu begreifen iſt, wie der Satz nicht unausgemacht, ob wahr, oder falſch; ſondern ausgemacht und beſtimmt, entweder wahr oder falſch ſey. Dieſe Bedingung, und die daraus folgende Beſtimmtheit des Satzes muß an und für ſich ſelbſt vorgeſtellt und begriffen werden können, geſetzt auch, daß menſchliche Kräfte nicht hinreichen, ſie einzuſehen; denn hier iſt die Rede nicht von dem, was dieſes oder jenes Subject begreifen kann; ſondern von dem, was an und für ſich ſelbſt begreiflich iſt. Ein jeder aber wird geſtehen, daß alles, was an und für ſich ſelbſt unbegreiflich iſt, auch unmöglich ſeyn müſſe. Die ausführliche Erkenntnis dieſer Bedingung, und der daraus folgenden Beſtimmtheit dieſes Satzes nennt man den zureichenden Grund. Es hat alſo jede Beſtimmung ihren zureichenden Grund, das heiſt, eine jede

Beſtimmung ſetzt eine Bedingung des beſtimmlichen Subjects voraus, aus welcher ſich begreifen läßt, warum es vielmehr ſo, als anders beſtimmt wird. Da nun an einem würklich vorhandenen Dinge, wie wir oben geſehen, nichts unausgemacht ſeyn kann, ſondern von allem, was ihm zukommen kann, beſtimmt und ausgemacht ſeyn muß, entweder daß es ihm zukomme, oder daß es ihm nicht zukomme; ſo kann ich von jedem würklichen Dinge eine unendliche Menge von Sätzen formiren, die alle ihre beſtimmte Wahrheit haben, die ihnen entgegen ſtehende Sätze aber ſind alle ausgemacht falſch. Von jedem dieſer Sätze läßt ſich ein zureichender Grund der beſtimmten Wahrheit anführen, läßt ſich nemlich begreifen, wie durch eine gewiſſe Bedingung des Subjects ausgemacht werde, ob ihm das Prädicat zukomme, oder nicht zukomme. Die ausführliche Erkenntnis aller dieſer Bedingungen, aus deren Inbegrif die omnimoda determinatio individui fließt, heißt der zureichende Grund des Daſeyns einer Sache.

Man betrachte folgende Sätze; das nothwendige Ding exiſtiret; zufällige Dinge exiſtiren. Die Bedingungen, aus welchen ſich alle zum Daſeyn eines nothwendigen Weſens nöthige Beſtimmungen folgern laſſen, liegen in dem Weſen deſſelben. Das Prädicat des erſten Satzes iſt alſo ſchlechterdings in dem Subject gegründet; daher hat das nothwendige Weſen den Grund ſeines Daſeyns in ſich ſelbſt. Hingegen ſind zufällige Dinge vermöge ihres Weſens noch in vielen Stücken unbeſtimmt, und es müſſen

von auſſen zu dem Subject noch gewiſſe Bedingungen hinzukommen, bevor ſich die durchgängige Beſtimmung, die zu ihrer Würklichkeit erfordert wird, begreifen läßt. Dieſe Bedingungen ſind, die freywillige Schöpfung und Erhaltung eines ſelbſtſtändigen Weſens, ohne welche die durchgängige Beſtimmung eines zufälligen Dinges unmöglich zu begreifen und verſtändlich zu erklären iſt; daher haben die zufälligen Dinge den Grund ihres Daſeyns in dem Willen eines nothwendigen Weſens.

Dieſer Satz des zureichenden Grundes gründet ſich, wie man geſehen, allerdings auf den Satz des Widerſpruchs. Es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß eine Beſtimmung wahr und unbegreiflich ſeyn ſollte. Ein Satz, der wahr iſt, muß ſich entweder aus dem Weſen, oder aus den Bedingungen des Subjects erörtern laſſen. Wenn beydes nicht geſchehen kann; ſo iſt der Satz unbeſtimmt. Es iſt alſo ſchlechterdings unmöglich und widerſprechend, daß etwas ohne zureichenden Grund ſollte beſtimmt ſeyn können. Daraus folget aber keinesweges, daß alles, was durch einen zureichenden Grund beſtimmt iſt, auch ſchlechterdings nothwendig ſey. Das Daſeyn zufälliger Dinge iſt nicht ſchlechterdings, ſondern nur unter der Bedingung nothwendig, daß ſie Gott erſchaffen und erhalten wolle. Das wahre Kennzeichen der abſoluten und bedingten Nothwendigkeit iſt dieſes; wenn die Bedingungen des Subjects, aus welchen das Prädicat gefolgert wird, das Daſeyn eines andern Subjects vorausſetzet, ſo iſt der Satz hypothe-

tiſch

tiſch nothwendig; bedarf es aber des Daſeyns keines andern Subjects, um aus den Bedingungen des vorhandenen Subjects das Prädicat zu folgern; ſo iſt der Satz ſchlechterdings nothwendig. So iſt das Daſeyn Gottes ſchlechterdings nothwendig; denn der Satz: Gott iſt vorhanden, ſetzt in den Bedingungen des Subjects kein Daſeyn eines andern Subjects voraus, um das Prädicat dadurch zu beſtimmen. Hingegen ſetzt der Satz: zufällige Dinge exiſtiren, unter den Bedingungen des Subjects, die den Satz wahrmachen, das Daſeyn und ſogar den Willen Gottes zum voraus; daher iſt das Daſeyn der zufälligen Dinge nicht ſchlechterdings nothwendig.

Aber wie? Iſt dieſer Satz des zureichenden Grundes allgemein, und leidet er in Anſehung der freywilligen Entſchlieſſungen vernünftiger Weſen keine Ausnahme? — Dieſer Frage will ich eine andere entgegen ſetzen: kann in Anſehung der freywilligen Entſchlieſſungen vernünftiger Weſen etwas wahr, und dennoch ſchlechterdings unbegreiflich ſeyn? — Iſt aber dieſes unmöglich; ſo können auch alle Geiſterkräfte nichts wahrmachen, das unbegreiflich iſt, nichts beſtimmen, davon nicht wenigſtens ein unendlicher Verſtand Grund anzeigen könne, warum es vielmehr ſo, als anders beſtimmt iſt. Wenn ſich alſo ein vernünftiges Weſen wozu entſchlieſſen, und zwar freywillig entſchlieſſen ſoll; ſo muß, indem es ſich entſchließt, ein unendlicher Verſtand aus ſeinem innern Zuſtande erklären können, warum es ſich vielmehr ſo, als anders entſchließt. — Alſo haben unſere

ſere freywillige Entſchlieſſungen ſelbſt ihre zukünftige Gewißheit? — Allerdings: und dieſes iſt nicht zu leugnen; denn wenn ſie nicht objective ihre ausgemachte Gewißheit hätten; ſo würde auch alle Wahrſcheinlichkeit in Anſehung derſelben verſchwinden. Wenn in der Seele eines Tugendhaften nicht die ausgemachte Gewißheit läge, daß er ſein Vaterland nicht muthwillig verrathen wird; ſo wäre ſolches auch mit keinem Grunde der Wahrſcheinlichkeit aus ſeinem Charakter zu ſchlieſſen. Was ſubjective wahrſcheinlich iſt, muß objective ſeine ausgemachte Gewißheit haben. Da ſich alſo aus dem Charakter eines Menſchen verſchiedenes mit Grunde vermuthen läßt; ſo müſſen unſere freywillige Entſchlieſſungen allerdings ihre vorher beſtimmte Gewißheit haben. Dieſe drey Sätze, 1) ein Stein, der nicht unterſtützt wird, fällt zu Boden; 2) was einen Eindruck in die Gliedmaſſen meiner Sinne macht, das empfinde ich; 3) ich werde meinen Freund, ſo lange nur meine Sinne bleiben, nicht verrathen; dieſe drey Sätze, ſage ich, ſind alle von unſtreitiger Gewißheit, denn aus dem Subject läßt ſich unter gewiſſen Bedingungen das Prädicat folgern, und mit Zuverläßigkeit ſchlieſſen. Aber dieſe Zuverläßigkeit ſelbſt iſt von verſchiedener Natur; denn entweder gehöret zu den Bedingungen des Subjects, die das Prädicat nothwendig machen, unter andern auch eine lebendige Erkenntnis des Guten und Böſen, oder nicht. Jene wird die moraliſche, dieſe aber die phyſikaliſche Nothwendigkeit genennt. Daß ein Stein in freyer Luft zu Boden falle, daß

auf einen äuſſern Eindruck in die Gliedmaſſen der Sinne eine Empfindung folge, dieſe Sätze laſſen ſich beweiſen, ohne in dem Subject eine oder die andere Erkenntnis des Guten und Böſen vorauszuſetzen, daher ſind ſie phyſikaliſch gewiß. Daß ich aber meinen Freund nicht verrathen würde, dieſes ſetzt unter den Bedingungen des Subjects vornemlich dieſes voraus, daß ich es nach meiner pragmatiſchen Erkenntnis vom Guten und Böſen nothwendig gut finden muß, meinen Freund nicht zu verrathen, und alſo enthält dieſer Satz eine moraliſche Gewißheit oder Nothwendigkeit. Eine Selbſtbeſtimmung, die ſich aus der Erkenntnis des Guten und Böſen erklären läßt, iſt eine willkührliche, und wenn dieſe Erkenntnis deutlich iſt, eine freywillige Entſchlieſſung.

Es ſtehet in meiner Freyheit, ob ich die Augen aufthun will, oder nicht; wenn ich ſie aber aufthue, ſo ſtehet es nicht mehr bey mir, ob ich die ſichtbaren Gegenſtände ſehen will, oder nicht. — Dieſe Sätze erkläre ich folgendergeſtalt; daß ich meine Augen aufthue, oder verſchlieſſe, läßt ſich nicht anders verſtändlich erklären, als aus der vorausgeſetzten Bedingung, daß ich dieſes oder jenes gut finde; dieſe Handlung ſetzt alſo gewiſſe praktiſche Begriffe des Guten und Böſen voraus, und iſt willkührlich, öfters auch freywillig. Daß ich aber mit offenen Augen die ſichtbaren Gegenſtände ſehe; dieſer Satz ſetzt in den Bedingungen des Subjects unmittelbar kein Gutfinden oder nicht Gutfinden, keine Erkenntnis des Guten und Böſen voraus; daher iſt das Sehen

hen der Gegenſtände, wie jedermann geſtehet, nicht unmittelbar willkührlich, und um ſo viel weniger freywillig. —

Ich ſehe hier den Weg zu unendlichen Ausſchweifungen vor mir. Eine fernere Unterſuchung, was Freyheit und Zurechnung, Lob und Tadel, Belohnung und Strafe, Beleidigung und Genugthuung ſey? könnte mir zu mancher nützlichen Anmerkung Gelegenheit geben. Da ſie mich aber in ein Labyrinth verwickeln würde, aus welchem kein Ausgang iſt, wenn man nicht alle ſeine Krümmungen durchwandelt; ſo würde ich allzuweit von meinem Ziele abkommen. Ich breche daher ab, und kehre zu dem Satze des zureichenden Grundes zurück.

Dieſer herrliche Grundſatz iſt das Band, welches alle erſinnliche Wahrheiten verbindet. In dem Verſtande Gottes iſt alles Wiſſenſchaft, hängen alle mögliche Wahrheiten ſo zuſammen, wie die Sätze einer geometriſchen Demonſtration. In unſerm Verſtande iſt zwiſchen Möglichkeit und Würklichkeit allezeit eine entſetzliche Kluft, indem wir niemals alle mögliche Beſtimmungen eines Dinges verſtändlich erklären können, und daher das Daſeyn zufälliger Dinge nicht anders als aus der Erfahrung haben können. Ein unendlicher Verſtand aber kann alle mögliche Beſtimmungen würklicher Dinge auf das allerdeutlichſte erklären, und daher ihr Daſeyn, wenn ich vom Unendlichen menſchlich reden darf, a priori beweiſen. Daher hängen in ihm, vermöge des Satzes vom zureichenden Grunde, die Möglichkeiten und

Würk-

Würklichkeiten auf das allergenaueſte zuſammen, und alle Wahrheiten machen ein einziges Ganze, eine einzige Wiſſenſchaft, eine unendliche Demonſtration aus, die der Allerhöchſte mit einem Blicke überſiehet. Geſetzt, es könnte etwas ohne allen Grund vorhanden ſeyn; ſo wäre das Daſeyn deſſelben eine Wahrheit, die mit keiner andern Wahrheit verknüpft iſt, eine iſolirte Inſel im Reiche der Wahrheiten, zu welcher auf keine Weiſe zu gelangen iſt. Sie kann alſo auch kein Gegenſtand des unendlichen Verſtandes werden, denn wie die Eigenſchaften Gottes auf das vollkommenſte übereinſtimmen; ſo harmoniren auch alle ſeine Einſichten, und machen ein ſyſtematiſches Ganze aus, in welchem ſich eins aus allem, und alles aus einem vernünftig erklären läßt. Keine abgeſonderten Trümmer, keine Lücken finden in dieſem unendlichen Syſtem Platz, gehören nicht zum Gegenſtande der göttlichen Erkenntnis, und ſind ſchlechterdings unmöglich.

Dieſe erhabene Harmonie der Wahrheiten etwas deutlich zu begreifen, erwege man folgende Betrachtung. Eine jede Naturbegebenheit hat einen dreyfachen Grund: ſie läßt ſich einmal aus der göttlichen Macht begreifen, die ſie aus dem Nichts hervorbringt, und ohne dieſen Grund iſt ſie ſchlechterdings unmöglich. Sie hat aber auch ihren Grund in dem Syſtem der göttlichen Abſichten, und auch dieſe wird zu ihrem Daſeyn nothwendig erfordert; denn Gott würde ſie nicht hervorbringen wollen, wenn er ſie nicht gut fände. Endlich läßt ſich auch ihr Daſeyn aus den würkenden Urſachen in der Natur begreiflich

machen, und dieſen Grund kann ſie allenfalls ent- behren. Denn Gott kann, was ſeinen Abſichten ge- mäß iſt, durch ein Wunderwerk hervorbringen, deſ- ſen Daſeyn ſich aus keinen cauſis ſecundariis ver- ſtändlich erklären läßt. Die göttlichen Abſichten har- moniren mit den Würkungen ſeiner Macht auf das allervollkommenſte, denn er bringt nichts hervor, das nicht ſeinen Abſichten gemäß iſt, und es iſt nichts ſeinen ſchlüßlichen Abſichten gemäß, das er nicht hervorbringt. Aber auch das Syſtem der würkenden Urſachen, ſo lange Gott den Lauf der Natur durch kein Wunderwerk unterbricht, harmoniret auf das allervollkommenſte mit ſeinen Abſichten. Sie brin- gen keine Realität hervor, die nicht ſeinen Abſichten gemäß iſt, und er hat ſie dergeſtalt eingerichtet, daß ſie ſeine endliche Abſichten auf das allergenaueſte er- füllen. Dieſes ſtreitet keineswegs mit der Zulaſſung des Böſen, wie ſolches bereits von andern weitläuf- tig gezeiget worden iſt.

Hieraus läßt ſich mit wenigen entſcheiden, in welchem Falle der Satz des zureichenden Grundes uns auf nothwendige, und in welchem Falle er uns auf hypothetiſche Wahrheiten leite. Manche Weltweiſen haben ſich in dieſer Verwirrung nicht zu helfen ge- wußt, und daher in der Anwendung dieſes Grund- ſatzes unſägliche Schwierigkeiten zu finden geglaubt. Allein nach obigen Betrachtungen iſt nichts leichter, als dieſe Fälle zu unterſcheiden. Daß alles ſeinen Beſtimmungsgrund haben müſſe, iſt eine ſchlechter- dings nothwendige Wahrheit. Sie leidet nicht die gering-

geringſte Ausnahme, und erſtreckt ſich ſogar, bis auf den Rathſchluß Gottes, in welchem gleichfalls ohne Bewegungsgrund unmöglich etwas beſchloſſen werden kann. Was einen Beſtimmungsgrund hat, kann nothwendig und auch zufällig ſeyn, nachdem dieſer Beſtimmungsgrund in einer bloſſen Möglichkeit, oder in einer Würklichkeit anzutreffen iſt. Denn was ſich aus einer bloſſen Möglichkeit erklären läßt; das iſt ſchlechterdings nothwendig. Weſſen Daſeyn aber nicht anders, als aus einer angenommenen Würklichkeit begriffen werden kann; das iſt abhängig, und folglich zufällig. Das nothwendige Weſen erfordert zu ſeinem Daſeyn nur einen einzigen Grund, und dieſer liegt in ſeiner innern Möglichkeit. Die zufälligen und abhängigen Dinge erfordern einen dreyfachen Grund; 1) eine unmittelbare würkende Urſache, und dieſe iſt nicht nur an ſich ſelbſt zufällig; ſondern auch allenfalls entbehrlich; 2) eine mittelbare würkende Urſache, die aus dem Nichts hervorbringen, und erhalten kann, dieſe iſt unentbehrlich, und wird alſo nothwendig erfordert; ſie macht aber gleichwohl das Daſeyn der zufälligen Dinge nicht nothwendig; und endlich 3) eine Endurſache, ohne welche das höchſte Weſen keinen Bewegungsgrund gehabt haben kann, ſie hervorzubringen. Auch dieſe wird ſchlechterdings nothwendig erfordert, kann aber gleichwohl nichts ſchlechterdings nothwendig machen.

Wir haben alſo zwey verſchiedene Grundſätze, auf deren jeden ein Lehrgebäude der natürlichen Gottesgelahrtheit aufgeführet werden kann. Der erſte iſt:

was nicht vorhanden iſt, muß entweder einen Widerſpruch enthalten, oder keinen Beſtimmungsgrund haben, das heiſt, nach unſern Erklärungen, entweder unbeſtimmbar, oder unbeſtimmt ſeyn. Das allerhöchſte Weſen kann weder unbeſtimmbar, noch unbeſtimmt ſeyn, denn es enthält keinen Widerſpruch, und was ihm zukommen kann, iſt durch ſeine innere Möglichkeit nothwendig beſtimmt; daher iſt das allerhöchſte Weſen nothwendig vorhanden.

Der zweyte Grundſatz iſt dieſer: Zufällige Dinge müſſen den Grund ihres Daſeyns mittelbar in einem nothwendigen Weſen haben, ich bin ein zufälliges Ding, alſo u. ſ. w. Der Unterſatz iſt aus zween Auſſagungen zuſammen geſetzt: ich bin vorhanden; ich bin ein zufälliges Weſen. Die Wahrheit dieſer beyden Auſſagungen, ſagt Cartes, kann kein Sceptiker in Zweifel ziehen; denn wer zweifelt, iſt vorhanden, und wer nicht alles gewiß weiß, der iſt ein zufälliges Ding.

Ueberhaupt kann der Sceptiker wohl in Zweifel ſeyn, ob die Dinge auſſer uns ſo ſind, wie wir uns dieſelben vorſtellen, oder ob ſie uns nur ſo ſcheinen. Daß wir ſie uns aber vorſtellen, und daß ſie uns ſo und nicht anders ſcheinen, darinn findet kein Zweifel ſtatt. Dieſes iſt alſo die unleugbarſte Erfahrung, auf welche ſich die Vernunft ſtützen kann, und ſie muß unſtreitig ſiegen, wenn ſie ohne fernern Beyſtand der Sinne, aus dieſer einzigen Grunderfahrung alle ihre Waffen ſchmiedet.

Sie kann aber aus dieſer Grunderfahrung noch eine wichtige Folge ziehen, die in der Lehre von Gott und ſeinen Eigenſchaften von ungemeinem Nutzen iſt. Wir wiſſen von den Eigenſchaften der Dinge auſſer uns niemals mit überzeugender Gewißheit, ob ſie Realitäten, oder bloſſe Erſcheinungen ſind, und im Grunde ſich auf Negationen ſtützen, ja von einigen haben wir Grund zu glauben, daß es bloſſe Erſcheinungen ſind. Daher können wir keine von dieſen Eigenſchaften dem allerhöchſten Weſen zuſchreiben, und einige müſſen wir ihm ſchlechterdings abſprechen. Von der letzten Gattung ſind alle Qualitates ſenſibiles, von welchen wir mit Grunde glauben, daß ſie auſſer uns nicht ſo anzutreffen ſind, wie ſie uns, vermöge unſerer ſinnlichen eingeſchränkten Erkenntnis ſcheinen, und alſo keine Realitäten ſind. Man kann dieſen Schluß auch umkehren; was dem allerhöchſten Weſen nicht zukömmt, das kann keine Realität ſeyn, denn ihm kommen alle mögliche Realitäten im höchſten Grade zu. Hieraus folget ganz natürlich, daß die Ausdehnung, Bewegung und Farbe bloſſe Erſcheinungen und keine Realitäten ſind; denn wären ſie Realitäten, ſo müßten ſie dem allerhöchſten Weſen zugeſchrieben werden. Die Geſchichte der Weltweisheit zeiget auch, daß verſchiedene Weltweiſen auf den Irrthum verfallen ſind, dem allerhöchſten Weſen die vollkommenſte Ausdehnung zuzueignen, und einige haben ſogar die vollkommenſte Figur aufgeſucht, die ihm zugeſchrieben werden könne. In der That iſt dieſe Ungereimtheit nicht zu vermeiden, ſo bald

bald man Figur und Ausdehnung für etwas würkliches, für Realitäten halten will. Die letzte Zuflucht war zu einer unendlichen Ausdehnung, die man dem höchſten Weſen mit Anſtand zuſchreiben zu können glaubte. Allein die Ungereimtheiten und Widerſprüche, die auch aus dieſer Hypotheſe folgen, nöthigen uns, die Ausdehnung überhaupt von den Realitäten auszuſchlieſſen, und ſie als ein bloſſes Phänomenon anzuſehen. Es giebt zwar Realitäten in der Natur, auf welchen ſich dieſe Erſcheinung gründet; allein dieſe ſind nichts weniger als ausgedehnt; ſondern einfach, und was an ihnen würklich iſt, das kömmt dem höchſten Weſen in der That in ſummo gradu zu. Aber die Erſcheinungen, die wir an denſelben wahrnehmen, müſſen dem allerhöchſten Weſen ſchlechterdings abgeſprochen werden, denn ſie ſtützen ſich auf das Unvermögen unſerer Erkenntnis, und kommen den Dingen nicht ſo zu, wie wir dieſelben wahrnehmen.

Aber welches ſind denn die Eigenſchaften der Dinge, von welchen wir mit Gewißheit ſagen können, daß ſie würkliche Realitäten ſind? keine andere als die Fähigkeiten der Seele. Unſer Erkenntnisvermögen z. B. kann unmöglich eine Erſcheinung ſeyn. Denn eine Erſcheinung iſt nichts anders, als ein Begriff, deſſen Beſchaffenheit zum Theil aus dem Unvermögen unſerer Erkenntnis erkläret werden muß. Es ſind zuſammengeſetzte Vorſtellungen, die wir nicht aus einander ſetzen können, und daher anders wahrnehmen, als ſie würklich ſind. Wir haben am Ende

de des erſten Abſchnittes geſehen, daß alle Phänomena ihren Grund haben in der angebohrnen oder verderbten Beſchaffenheit unſerer Sinne, in dem Augpunkte, aus welchem die Gegenſtände betrachtet werden, in einem falſchen Urtheile des ſinnlichen Beurtheilungsvermögens, mit einem Worte, in den Einſchränkungen unſerer Vorſtellungskraft. Aber unſere Vorſtellungskraft ſelber, und alle verſchiedene Fähigkeiten, die von derſelben hergeleitet werden, können ihren Grund nicht in den Einſchränkungen dieſer Vorſtellungskraft haben, ſind alſo wahre Realitäten. Daher können wir dem allerhöchſten Weſen alle unſere Erkenntnisvermögen, wenn wir von den Mängeln und Unvollkommenheiten abſtrahiren, die ihnen ankleben, mit Rechte zuſchreiben, und alſo in ihm die unergründliche Vernunft, Weisheit, Gerechtigkeit, Gütigkeit und Barmherzigkeit verehren.

Von der andern Seite wiſſen wir, daß die Erſcheinungen, die wir von den körperlichen Dingen haben, ſich auf gewiſſe Realitäten gründen müſſen, die wir uns unrichtig vorſtellen, denn von bloſſen Negationen läßt ſich kein Begriff bilden. Dieſe Realitäten können keine Ausdehnungen ſeyn, denn die Ausdehnung ſelbſt iſt ein Phänomenon. Sie ſind alſo einfach. Aber was für Eigenſchaften haben ſie? Leibnitz ſagt, ſie haben die Eigenſchaften, die uns einzig und allein als Realitäten bekannt ſind, **Vorſtellungsvermögen**; und er glaubt erklären zu können, wie aus der Verwirrung dieſer Realitäten die Erſcheinungen entſpringen, die wir von den Kör-

pern haben. Es iſt hier der Ort nicht, mich über dieſe Meynung zu erklären. Ich habe nur die an meiner Materie angrenzenden Theile mit Auſſenlinien bezeichnen wollen. Eine umſtändlichere Beſchreibung gehört nicht zu meinem Vorhaben.

Ich habe bisher blos von zwoen Beweisarten vom Daſeyn Gottes geredt, und bewieſen, daß ſie eine völlige demonſtrative Ueberzeugungskraft haben. Meine Abſicht iſt aber keinesweges, deswegen auf alle übrige Beweisarten Verzicht zu thun, die von verſchiedenen Weltweiſen mit glücklichem Erfolge ſind ausgeführet worden. Denn da die Lehre von Gott nicht nur überzeugen, ſondern auch rühren, das Gemüth bewegen und zu einem dieſer Lehre gemäſſen Wandel antreiben ſoll; ſo iſt es mit den blos demonſtrativen Beweisgründen nicht genug, ſondern das Leben der Erkenntnis muß durch eine Menge von überführenden Gründen angefeuert werden. Die praktiſche Ueberzeugung gehet hierinn von der blos theoretiſchen ab. Dieſe begnügt ſich mit der trockenſten Demonſtration, mit der blos deutlichen Erkenntnis, jene aber erfordert nicht ausdrücklich Deutlichkeit und Gewißheit, ſondern vornemlich eine lebendige würkſame Erkenntnis, einen ſtarken und lebhaften Eindruck in das Gemüth, dadurch wir angetrieben werden, unſer Thun und Laſſen dieſer Erkenntnis gemäß einzurichten. Jede Wahrſcheinlichkeit, jeder beredende Beweisgrund trägt zu dieſem Leben der Erkenntnis etwas bey, hilft ſeine Energie vermehren, wie ich in dem letzten Abſchnitte weitläufti-

ger

ger aus einander ſetzen werde. Daher muß kein Verehrer der Gottheit den mindeſten Beweisgrund verwerfen, der nur einige Ueberredungskraft mit ſich führet. — Man kann die Gründe, auf welchen dieſe anderweitige Beweisarten ſich ſtützen, in folgende Hauptclaſſen eintheilen. 1) Die Schönheit und Ordnung in den ſichtbaren Theilen der Schöpfung, ſowohl in ganzen Weltſyſtemen und ihrem Zuſammenhange, als in einzelnen beſondern Theilen auf unſerer Erde. 2) Die Schönheit und Ordnung in den Geſetzen der Bewegung, und endlich 3) die unleugbaren Abſichten in der Natur, in allgemeinen und beſondern, in ordentlichen und auſſerordentlichen Naturbegebenheiten, dahin auch die Schickſale gewiſſer Staaten, und ſogar die Begebenheiten einzelner Perſonen zu rechnen ſind. Denn auch aus dieſen, wenn ſie in Ganzen betrachtet werden, leuchten öfters die weiſeſten Abſichten hervor, die durch wunderbare Mittel erhalten worden ſind.

Es iſt nicht zu leugnen, daß dieſen Beweisarten noch vieles zur demonſtrativen Gewißheit fehlet. Was die Schönheit und Ordnung betrifft, nicht zu gedenken, daß erſt dargethan werden muß, daß ſie nicht nothwendig; ſondern zufällig ſey: ſo kann man, wenn auch dieſes geleiſtet wird, dennoch nichts mehr daraus folgern, als daß es eine weiſe und gütige Urſache dieſer Ordnung und Schönheit gebe; aber nicht daß dieſe allweiſe und allgütige Urſache, alles auſſer ihr aus dem Nichts hervorgebracht, erſchaffen habe. Vielleicht hat Gott, wie einige von den Alten

geträumet, ein Chaos vorgefunden, in welches er Ordnung und Schönheit hineingeleget hat. Vielleicht hat er der unordentlichen Bewegung, die in dieſem Chaos anzutreffen geweſen, nur ordentliche und übereinſtimmende Geſetze vorgeſchrieben. Dieſe Einwürfe laſſen ſich widerlegen, das geſtehe ich, aber nicht mit der ſiegenden Kraft, mit welcher man eine ächte Demonſtration verfechten kann.

Was die Abſichten der Dinge betrift; ſo können aus denſelben nichts anders, als höchſtwahrſcheinliche Schlüſſe gezogen werden. Denn ſo lange wir nicht von dem Daſeyn eines vernünftigen Weſens überzeugt ſind, das auf dieſe oder jene Würkung ſein Abſehen gehabt; ſo könnten wir nur aus den Umſtänden vermuthen, daß die Würkung wohl eine Abſicht eines vernünftigen Weſens geweſen ſeyn müſſe, wenn nemlich viele beſondere Urſachen zu wiederholten malen auf eben dieſelbe Weiſe zuſammen kommen, eine Würkung hervorzubringen, die der Schicklichkeit gemäß iſt, und mit dem Ganzen übereinſtimmt. Je mehr Urſachen, je öfter ſie zuſammen kommen, und je ſchicklicher und der Vollkommenheit des Ganzen angemeſſener die Würkung iſt; deſto wahrſcheinlicher iſt die Vermuthung, daß dieſe Würkung die Abſicht eines vernünftigen Weſens geweſen ſey. In unſerm Falle ſteiget die Wahrſcheinlichkeit auf einen ſehr hohen Grad, und kommt der Gewißheit nahe, aber völlig erreichen kann ſie dieſelbe niemals, ſo lange wir weder alle Urſachen, ſo oft ſie zuſammen kommen, noch das richtige Verhältnis der

Schicklichkeit einer einzigen Begebenheit zum Ganzen vollkommen deutlich einſehen können. Endlich kann auch aus den Abſichten nur eine weiſe Anordnung und Einrichtung, nicht aber eine Schöpfung aus dem Nichts dargethan werden.

Indeſſen beſitzen dieſe Beweisthümer eine weit gröſſere Beredungskraft als ſelbſt die Demonſtration. Sie machen durch ihre Lebhaftigkeit einen ſtärkern Eindruck in das Gemüth, erwecken die Seele zu werkthätigen Entſchlieſſungen, und bringen diejenige praktiſche Ueberzeugung hervor, die bey der Betrachtung der göttlichen Eigenſchaften unſere vornehmſte Abſicht ſeyn ſollte. Die demonſtrativen Beweisthümer ſind wie die Feſtungen, die ein Land wider feindliche Anfälle ſchützen, für friedliche Einwohner aber weder die bequemſten noch die anmuthigſten Wohnplätze ſind. Wer keinen Widerſacher zu beſtreiten, keine ſpitzfindige Zweifel zu beſiegen hat, der findet in der Methode von der Schönheit, Ordnung und aus den Abſichten der Natur, ihren Schöpfer zu erkennen, die ſüſſeſte Beruhigung, den erquickenden Troſt, und dasjenige Feuer und Leben der Erkenntnis, das in das Begehrungsvermögen übergehet, und Entſchlieſſungen veranlaſſet, die in Handlungen ausbrechen. Man laſſe alſo einer jeden Erkenntnisart ihren Werth, und verwerfe weder die allerſtrengſte Ueberzeugung, die von Spitzfindigkeiten ſtrotzet, noch die allerfeurigſte Ueberredung, und wenn ſie auch nicht alle Ränke eines Widerſachers vereiteln könnte. Nur hüte man ſich in der Betrachtung der

göttlichen Eigenſchaften für ſolche Gründe, die in gewiſſer Abſicht der guten Sache ſchädlich ſeyn können. Ich meyne, die Beweiſe von dem Daſeyn eines höhern Weſens, die ſich wahrſcheinlicher Weiſe auf unſere Unwiſſenheit gründen, und bey einer genauern Erforſchung und tiefern Einſicht in die Würkungen der Natur, verſchwinden dürften. So oft man aus ordentlichen Naturbegebenheiten, deren Unterurſachen man nicht ergründen kann, auf die unmittelbare Würkung einer höhern Macht ſchließt; ſo bauet man auf ſchwachen Grund, denn wahrſcheinlicher Weiſe haben, auſſer den Wunderwerken, alle Naturbegebenheiten auch ihre Unterurſachen.

Die Heiden hatten das Unglück, daß ihre Religion auf ſo ſchwachen Stützen ruhete. Jede auſſerordentliche Naturbegebenheit wollten ihre Prieſter der unmittelbaren Würkung einer höhern Macht zuſchreiben. Nichts iſt leichter und bequemer, ein rauhes und ungebildetes Volk im Zaume zu halten, als ein Syſtem von Religion, das uns ganz mit Gottheiten umgiebt, und im Rauſchen eines jeden Waſſerfalles, in der Stimme des Donners oder des Sturmwindes, in allem, was unſere Sinne rühret, die unmittelbare Würkung einer höhern Macht erkennen lehret. Allein, ein ſolches Syſtem konnte von keiner langen Dauer ſeyn. Sobald die Naturkunde und Weltweisheit empor kamen, ſahe man auch Religionsſpötter und Gottesleugner entſtehen, welche durch ihre Entdeckungen die ſchwachen Gründe des Aberglaubens vereitelten, und in der Einbildung ſtunden, alle Religion,

gion, alle mögliche Beweisgründe für das Daſeyn Gottes und ſeiner Eigenſchaften umgeſtoſſen zu haben. Jeder Naturforſcher mußte damals ein Gottesleugner ſeyn, oder wenigſtens dafür gehalten werden. Wie war es mit dem Epikur? Er bemühete ſich, alle Naturbegebenheiten aus mechaniſchen Gründen zu erklären, und befreyete die Götter von den mühſamen Arbeiten, die ihnen von den Prieſtern damaliger Zeit ſind auferleget worden, wodurch er den herrſchenden Aberglauben ſtürtzte. Vortreflich! wenn er nicht auf der andern Seite zu weit gegangen, und den allerungereimteſten Unglauben einzuführen bemühet geweſen wäre. Allein die bekannten Beweiſe für das Daſeyn der Gottheit und ihre unmitbare Würkungen waren nun einmal vernichtet, und der nächſte Weg, der vor ihm offen ſtand, war, entweder beides oder wenigſtens das letzte zu leugnen. In einem aufgeklärten Zeitpunkte würde Epikur wohl eingeſehen haben, daß der Schlüß nicht bindet: Alle Naturbegebenheiten haben ihre natürliche Urſachen, daher giebt es keine Vorſehung, oder gar, wie einige wollen, keine Gottheit. — So groß iſt der Einfluß des Zeitpunkts, in welchem wir leben, auf unſere Meynungen, und ſo nahe ſind Aberglauben und Unglauben einander verwandt.

Vierter Abſchnitt.

Von der Evidenz in den Anfangsgründen der Sittenlehre.

Bey einer jeden rechtſchaffenen Handlung, die der Menſch unternimmt, macht er ſtillſchweigend folgenden Vernunftſchluß:

Wo die Eigenſchaft A anzutreffen iſt, da erfordert die Pflicht B zu thun.

Dieſer vorkommende Fall hat die Eigenſchaften A; alſo u. ſ. w. Der Oberſatz dieſes Vernunftſchluſſes iſt eine Maxime, eine allgemeine Lebensregel, welche wir zu einer andern Zeit angenommen, und die bey Gelegenheit des gegenwärtigen Falles natürlicher Weiſe in das Gedächtnis zurückkommen muß. Der Unterſatz gründet ſich auf eine genaue Beobachtung der gegenwärtigen Umſtände und auf die Ueberzeugung, daß ſie mit dem Vorwurfe des Oberſatzes, oder mit den erforderlichen Eigenſchaften A völlig übereinkommen.

Man ſondert auch hier, wie in der Mathematik, das theoretiſche von dem praktiſchen ab, und theilet dadurch die Sittenlehre in zwey Theile, in die lehrende und ausübende. Jene trägt die allgemeinen Lebensregeln vor, die in beſondern vorkommenden Fällen zu Oberſätzen dienen, und dieſe lehrt die Anwendung und Ausübung der allgemeinen Grundſätze in einem vorkommenden Falle. Ich habe

be alſo zu unterſuchen, wie weit ſich in dieſen Wiſſenſchaften die Evidenz erſtrecke, und wie ſie ſich gegen die Evidenz in den Anfangsgründen der Geometrie verhalte. —

Daß man die allgemeinen Grundſätze der Sittenlehre mit geometriſcher Strenge und Bündigkeit beweiſen könne, iſt nicht ſchwer zu beweiſen. „Haben wir Menſchen das Erkenntnisvermögen mit einander gemein, ſpricht Marcus Aurelius; ſo haben wir auch als vernünftige Geſchöpfe, die Vernunft gemein. Iſt dieſes; ſo haben wir auch die „Vernunftgründe gemein, die uns vorſchreiben, was „zu thun oder zu laſſen iſt, und folglich haben wir „auch ein gemeines Geſetz.“ Nichts iſt meines Erachtens deutlicher und bündiger, als dieſer Schluß. Wenn verſchiedene Dinge eine ähnliche Beſtimmung haben; ſo müſſen ſie auch die Folgen gemein haben, die aus dieſer Beſtimmung flieſſen. Die Menſchen beſitzen eine gemeinſchaftliche Beurtheilungskraft, die in verſchiedenen Vorwürfen nur dem Grade nach unterſchieden iſt; daher beruhen auch alle ihre Begriffe und Urtheile vom Guten und Böſen auf demſelben Grund, und weichen nur nach dem Grade ihrer Einſicht von einander ab. Iſt aber dieſes; ſo giebt es auch allgemeine Grundregeln, nach welchen ſie, was zu thun oder zu laſſen ſey, entſcheiden ſollten, und dieſe allgemeinen Grundregeln ſind die Geſetze der Natur.

Dieſelbe Ausſicht zeigt uns auch einen bequemen Weg, auf welchen wir zur Erkenntnis dieſes allgemeinen

meinen Naturgeſetzes gelangen können. Man betrachte nur das Thun und Laſſen der Menſchen, ihre verſchiedene Neigungen und Leidenſchaften, Ergötzung und Beunruhigungen, man ſondere dasjenige ab, worinn ſie alle endlich übereinkommen, diejenige Beſtimmung, welche in dieſer groſſen Mannigfaltigkeit allenthalben anzutreffen iſt. Dieſes ſummum bonum, quo tendimus omnes, auf welches alle Begierden und Wünſche der Menſchen zuletzt abzielen, dieſes iſt die Richtſchnur, die wir niemals aus den Augen laſſen müſſen, der Leitfaden, der uns durch das Labyrinth der menſchlichen Handlung ſicher hindurch führen wird.

Was haben die tauſendfachen Begierden und Wünſche, Leidenſchaften und Neigungen der Menſchen gemein? dieſes, daß ſie alle auf die **Erhaltung, oder Verbeſſerung unſers, oder eines andern Geſchöpfes, innern oder äuſſern Zuſtandes abzielen.** Selbſt die allerlaſterhafteſten Neigungen, die allerſchändlichſten Begierden haben keinen andern Endzweck, nur daß ſie Scheingüter an die Stelle der wahren Vortheile ſetzen, oder die gehörige Proportion verfehlen, indem ſie ihr eigenſüchtiges Selbſt einer jeden andern Abſicht vorziehen, oder ihren äuſſern Zuſtand auf Unkoſten des Innern zu verbeſſern ſuchen. Der Ehrgeizige und Gewinnſüchtige ſind in keiner andern Abſicht laſterhaft, als weil ſie die Verbeſſerung ihres äuſſern Zuſtandes, ihrer Ehre oder ihres Vermögens, allen andern Abſichten vorziehen, und dieſer ſchändlichen Begierde

öfters

öfters Leib und Seele, Freunde und Vaterland aufopfern. Mit dem Wollüſtigen hat es die nemliche Beſchaffenheit. Er ertheilet den ſinnlichen Vergnügen einen ungerechten Vorzug vor den Vollkommenheiten ſeiner Seele, oder vor den Vortheilen ſeines äuſſern Zuſtandes. Es zielen alſo alle laſterhaften ſowohl als tugendhaften Begierden der Menſchen zuletzt einzig und allein auf die **wahre oder ſcheinbare Vollkommenheit** (Erhaltung und Verbeſſerung) **ihres oder ihrer Nebenmenſchen, innern oder äuſſern Zuſtandes.** Hieraus fließet die allgemeine praktiſche Maxime, das erſte Geſetz der Natur: **Mache deinen und deines Nebenmenſchen innern und äuſſern Zuſtand, in gehöriger Proportion, ſo vollkommen, als du kannſt.** Hat man dieſe allgemeine Quelle gefunden; ſo kann man aus derſelben die Pflichten gegen ſich ſelbſt, gegen ſeinen Nächſten, und auch gegen Gott herleiten. Denn es iſt gar leicht zu beweiſen, daß die Beobachtung der Pflichten gegen Gott der nächſte, ſicherſte, ja, was ſage ich? der einzige Weg ſey, unſere Seele vollkommener zu machen. Man ſiehet hier die Wege zu den beſondern Abtheilungen der praktiſchen Weltweisheit, die alle mit geometriſcher Strenge aus dieſem allgemeinen Naturgeſetze demonſtriret werden können.

Man kann daſſelbe Naturgeſetz aus der bloſſen Erklärung eines freywilligen Weſens a priori beweiſen. Ein Weſen, das mit Freyheit begabt iſt, kann aus verſchiedenen Gegenſtänden, oder Vor-

ſtellungen der Gegenſtände, wählen, was ihm gefällt. Der Grund dieſes Wohlgefallens iſt die Vollkommenheit, Schönheit und Ordnung, die es in dem vorzuziehenden Gegenſtande wahrnimmt, oder wahrzunehmen glaubt. Unter der Vollkommenheit begreife ich auch den Nutzen und das ſinnliche Vergnügen, das uns der Gegenſtand verſpricht, denn beydes gehöret zu den Vollkommenheiten unſers innern oder äuſſern Zuſtandes. — Die Betrachtung der Vollkommenheiten, Schönheit und Ordnung gewähret uns Luſt, der Unvollkommenheit, Häßlichkeit und Unordnung aber Unluſt; daher können Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit Bewegungsgründe abgeben, dadurch ein freyes Weſen in ſeiner Wahl beſtimmt wird. Dieſe Bewegungsgründe legen den freyen Weſen keinen phyſiſchen Zwang auf, denn es wählet nach Wohlgefallen und aus innerer Würkſamkeit; indeſſen führen ſie eine moraliſche Nothwendigkeit mit ſich, vermöge welcher es dem freyen Geiſte unmöglich fällt, an den Unvollkommenheiten, dem Häßlichen und Unordentlichen Wohlgefallen zu finden.

Eine Verbindlichkeit iſt nichts anders, als eine moraliſche Nothwendigkeit zu handeln, d. i. etwas zu thun oder zu unterlaſſen. Denn da kein phyſiſcher Zwang bey einem freyen Weſen ſtatt findet; ſo kann ich auf keine andere Weiſe verbunden werden, etwas zu wollen oder nicht zu wollen, als in ſo weit man mich durch Bewegungsgründe dazu veranlaſſet. Die Bewegungsgründe aber verurſachen eine moraliſche

Noth=

Nothwendigkeit; daher iſt eine jede Verbindlichkeit eine moraliſche Nothwendigkeit, etwas zu thun oder zu unterlaſſen. — Da nun ein jedes freye Weſen ſittlich gezwungen iſt, ſich in ſeiner Wahl nach den triftigſten Bewegungsgründen zu beſtimmen; ſo iſt es auch verbunden, ſich in ſeiner Wahl nach der Regel der Vollkommenheit, Schönheit und Ordnung zu richten, oder welches eben ſo viel iſt, das freye Weſen iſt verbunden ſo viel Vollkommenheit, Schönheit und Ordnung in der Welt hervorzubringen, als ihm möglich iſt. Hieraus folget unmittelbar die natürliche Verbindlichkeit, oder das vorhin aus einem andern Grunde hergeleitete Naturgeſetz: **Mache deinen und deines Nächſten innern und äuſſern Zuſtand, in gehöriger Proportion, ſo vollkommen, als du kannſt.**

Von einer andern Seite läßt ſich aus unumſtößlichen Gründen darthun, daß dieſes allgemeine Naturgeſetz mit den Abſichten Gottes übereinkomme, und daß ich dem groſſen Endzweck der Schöpfung gemäß lebe, ein Nachahmer der Gottheit werde, ſo oft ich ein Geſchöpf, mich oder ein anderes vollkommener mache. So bald man annimmt, daß ein Gott, der nicht ohne die allerweiſeſten Abſichten handeln kann, die Welt hervorgebracht, ſo läßt ſich kein Satz im Euklides ſtrenger beweiſen, als dieſer, daß das angeführte Naturgeſetz der Wille Gottes ſeyn müſſe. Kann das allerweiſeſte und gütigſte Weſen eine andere Abſicht haben, als die Vollkommenheit der Geſchöpfe? Kann es alſo etwas anders wollen,

als daß wir unſere freye Handlungen dieſer Abſicht gemäß einrichten ſollen? — So wenig, als die Tangente den Zirkel mehr als in einem Punkt berühren kann.

Bin ich aber verpflichtet, mich nach dem Willen meines Schöpfers zu bequemen? — Ja, antworten unſere Weltweiſen. Gott iſt der völlige Eigenthumsherr alles deſſen, ſo er aus dem Nichts hervorgebracht. Wir ſind ſein Eigenthum, ſeine Knechte. Ihm kommt alſo das unwiderſprechlichſte Recht zu, uns Geſetze aufzuerlegen, vorzuſchreiben, was ihm gefällt, und die Uebertreter wie Rebellen zu ſtrafen. Wir müſſen gehorſamen, uns völlig ergeben, unſern Willen vor dem ſeinigen ganz zernichten. — Dieſe Antwort demüthiget, aber paßt auf die Frage nicht. Von der Macht läßt ſich ſo unmittelbar nicht auf das Recht ſchlieſſen. Gott kann, im phyſiſchen Verſtande, mit ſeinem Geſchöpfe machen, was er will. Wie folgt hieraus, daß er es auch moraliſch kann, daß es ihm erlaubt ſey, daß er ein Recht dazu habe? Noch begreife ich nicht, woran dieſe Begriffe zuſammen hängen. — Die Schöpfung iſt ſein Eigenthum? — Nun ja doch! Hieraus kann weiter nichts geſchloſſen werden, als daß ein anderer, wenn er die Macht hätte, dennoch kein Recht haben würde, ihm vorzuſchreiben, was für einen Gebrauch er von ſeiner Schöpfung machen will. Wo iſt aber der mathematiſche Beweis, daß ihm ſelbſt ein Recht, eine moraliſche Befugnis zukomme, mit ſeinem Eigenthume zu machen, was er will? Was uns kein an-

derer

derer verwehren kann, iſt deswegen noch nicht er=laubt. Es kann mich niemand mit Recht verhin=dern, den Vogel zu würgen, der hier im Käfig ſingt; wäre es aber deswegen erlaubt?

Der kleine Schritt, der hier noch zu thun iſt, beſtehet aus folgenden Raiſonnement. Man bewei=ſet nemlich, daß Gott nichts anders wollen kann, als das Beſte, und daß ein Recht nichts anders ſey, als ein ſittliches Vermögen, das zu thun, was der Regel der Vollkommenheit gemäß iſt. Nunmehr hängt der Schluß ſo bündig zuſammen, als immer ein geometriſcher Beweis; wir ſind Geſchöpfe Gottes, alſo ſein Eigenthum. Sind wir ſein Eigenthum; ſo hat er das Recht, von unſern Kräften denjenigen Gebrauch zu machen, den er gut findet, den was er gut findet, iſt unſtreitig das Beſte. Er hat alſo das Recht, das ſittliche Vermögen, uns Geſetze vor=zuſchreiben; denn die Geſetze, die er uns, ſeinem Ei=genthume, vorſchreibt, ſind der Regel der Vollkom=menheit gemäß. Er hat ferner ein Recht, die Ueber=treter dieſer Geſetze zu beſtrafen, wenn dieſe Strafe ſelbſt zur Vollkommenheit etwas beyträgt, u. ſ. w.

Uns, dem Eigenthume Gottes, lieget eine dop=pelte moraliſche Nothwendigkeit (Verbindlichkeit) ob, uns dem Willen unſers Eigenthumsherrn zu unter=werfen, und ſeinen Geſetzen nachzuleben. Einmal, weil ſie an und für ſich die beſten ſind, indem ſie Gott anders unmöglich vorſchreiben kann. Wie aus dieſem Begriffe eine Verbindlichkeit entſpringe, iſt bereits oben gezeigt worden. Zweytens geben uns

die Strafen und Belohnungen, die Gott mit der Uebertretung und Beobachtung ſeiner Geſetze verknüpft, Bewegungsgründe an die Hand, den Gehorſam für beſſer zu halten, und uns daher ſeiner Regierung zu unterwerfen. Die Bewegungsgründe ſind die einzigen Triebfedern, durch welche ein freywilliges Weſen in Bewegung geſetzet werden kann, und der allerweiſeſte Geſetzgeber ſelbſt hat keine andere Mittel, ſeine Geſetze einzuführen und verbindlich zu machen, als indem er Bewegungsgründe mit denſelben verknüpft, die das freywillige Weſen geneigt machen, ſie anzunehmen. Daher kann uns nichts verbinden, die natürlichen oder göttlichen Geſetze anzunehmen, als ihre innere Vortrefflichkeit, und die willkührliche Strafen und Belohnungen, die das allerhöchſte Weſen zu unſerm Beſten mit denſelben zu verknüpfen für gut gefunden hat.

Auf dieſer Grundlage läßt ſich das Syſtem der praktiſchen Weltweisheit ohne ſonderliche Schwierigkeit aufrichten. Unſere Handlungen ſind gut oder böſe, in ſo weit ſie mit der Regel der Vollkommenheit, oder welches eben ſo viel iſt, mit den Abſichten Gottes übereinſtimmen, oder nicht. Wir ſind alſo verbunden, jene zu thun, dieſe zu unterlaſſen. — Die Tugend iſt eine Fertigkeit zu guten, und das Laſter eine Fertigkeit zu böſen Handlungen. — Beſtrebe dich der Tugend und fliehe das Laſter! — Die Verbindlichkeit zu guten Handlungen giebt uns ein Recht auf die Mittel, ohne welche wir dieſelben nicht ausführen können. Wenn alle andere

andere Menſchen auf dieſelben Mittel ein gleiches Recht hätten; ſo würde ſich das Geſetz der Natur widerſprechen, wie Cumberland deutlich aus einander geſetzt hat. Es hat alſo nothwendig ein Vorrecht ſtatt, und dieſes Vorrecht läßt ſich aus vernünftigen Gründen entſcheiden. Dieſe vernünftigen Gründe, in ſo weit ſie auf eine Menge einzelner Fälle angewendet werden können, machen die Geſetze des natürlichen Rechts aus, und der Innbegriff dieſer Geſetze heiſt das Naturrecht. Aus dem allgemeinen Naturgeſetze iſt zu erweiſen, daß wir verbunden ſind, dieſe Vorrechte zu erkennen, und ſie demjenigen zukommen zu laſſen, dem ſie gebühren. Wir ſind daher zur natürlichen Gerechtigkeit verbunden, d. i. wir müſſen einem jeden das Recht zukommen laſſen, das ihm gebühret. Will man die Gerechtigkeit, wie oben angeführet worden, durch eine weislich eingerichtete Gütigkeit erklären; ſo läßt ſich die Verbindlichkeit zu derſelben auch aus andern Gründen darthun. Denn wir ſind verbunden, unſern innern Zuſtand vollkommener zu machen, und alſo weiſe und gütig zu ſeyn.

Man ſiehet hier abermals ein Beyſpiel von der erſtaunlichen Fruchtbarkeit unſerer Begriffe. Aus der einzigen Erklärung eines freywilligen Weſens läßt ſich das ganze Syſtem unſerer Pflichten, Rechte und Obliegenheiten entwickeln, alle unſere Neigungen, Begierden und Leidenſchaften flieſſen aus dieſer allgemeinen Quelle, und unſer Thun und Laſſen iſt rechtſchaffen, wenn es mit dieſem Urbegriffe, wie

eine geometriſche Demonſtration mit ihrer Voraus-ſetzung zuſammenhängt. Aber man bewundere auch die vortreffliche Uebereinſtimmung der Wahrheiten! Wir haben drey verſchiedene Maximen zum Grunde gelegt; 1) **Erwäge, worinn die Neigungen aller Menſchen übereinſtimmen.** 2) **Erkenne dich, als ein freywilliges Weſen.** 2) **Erkenne dich, als das Eigenthum Gottes**, und alle drey Grundmaximen führen auf die gemeinſchaftliche Folge; **Mache dich und andere vollkommen.** Und ſo können noch unendlich viele Grunddefinitionen, oder auch richtige Erfahrungen vorausgeſchickt werden, die uns alle auf einem bald kürzern bald längern Weg, auf daſſelbe Reſultat hinführen. An dieſer wundervollen Harmonie erkennet man die Wahrheit! Sie zeigt wie die Natur, unendlich viele Ausſichten, unendlich viele Geſichtspunkte, aber alle ſtimmen in das groſſe Gemählde zuſammen, unter welchem ſich das Ganze darſtellet. Dem allſehenden Auge iſt die geſammte Natur **Ein** Gemählde, der Innbegriff aller möglichen Erkenntniſſe, **Eine** Wahrheit.

Die Begriffe der Moralphiloſophie ſind alſo fruchtbar und zuſammenhängend genug, zu einem theoretiſchen Syſtem, und wir können in dieſer Theorie alle beſondere Pflichten, Rechte und Obliegenheiten aus einem einzigen allgemeinen Naturgeſetze entwickeln. Die Gewißheit wird dieſelbe ſeyn, die man ſich in den Anfangsgründen der Metaphyſik zu verſprechen hat. Iſt die Weltweisheit überhaupt eine Wiſſenſchaft von den Beſchaffenheiten der Dinge

über-

überhaupt; ſo iſt die Moralphiloſophie insbeſondere nichts anders, als die Wiſſenſchaft der Beſchaffenheiten eines freywilligen Weſens, in ſo weit es einen freyen Willen hat. Die Freyheit aber iſt, wie wir geſehen, ein fruchtbarer Begriff, deſſen Entwickelung uns auf die Erkenntnis aller unſerer Pflichten und Obliegenheiten führen kann; daher laſſen ſich die Lehren der theoretiſchen Moralphiloſophie aus ſichern Gründen unumſtößlich darthun, und die Gewißheit, die in derſelben herrſchet, iſt dieſelbe, mit welcher ſich in der Metaphyſik die Beſchaffenheiten der Dinge überhaupt entwickeln laſſen. — Hingegen werden die Beweiſe in dieſer Wiſſenſchaft noch weit weniger einleuchtend, weniger faßlich ſeyn können, als in den Anfangsgründen der Metaphyſik oder der natürlichen Gottesgelahrtheit. Auſſer den Schwierigkeiten, mit welchen, wie in den vorigen Abſchnitten iſt gezeiget worden, in einer jeden philoſophiſchen Wiſſenſchaft die völlige Ueberzeugung verknüpft ſeyn muß, kömmt in Anſehung der Sittenlehre noch hinzu, daß dieſe Wiſſenſchaft auf den Gründen der Metaphyſik gebauet iſt. Man muß die Lehre von Gott, der Welt und der Seele des Menſchen wohl begriffen, man müß ſich davon überzeugt haben, ehe man ſich in der Moralphiloſophie einiges Licht verſprechen kann. Wie kann ich begreifen, was ich Gott, mir ſelbſt, und meinem Nächſten ſchuldig bin, wenn ich nicht von Gott, meinem Nächſten, mir ſelbſt, und von der moraliſchen Verbindung, in welcher ich als Geſchöpf und Nebengeſchöpf mit je-

nen ſtehe, wahre und richtige Begriffe habe? Da alſo die praktiſche Weltweisheit die Wahrheiten der Metaphyſik zum Grunde leget; ſo iſt leicht zu begreifen, daß die Evidenz in derſelben noch weit ſchwerer zu erhalten ſeyn muß.

Mit der ausübenden Sittenlehre verhält es ſich, wie mit allen andern praktiſchen Wiſſenſchaften. Jeder praktiſche Vernunftſchluß legt in dem Unterſatze die Beſchaffenheit eines gegenwärtigen Falls zum Grunde, die uns nicht anders, als durch die Erfahrung bekannt werden kann; daher hängt die Wahrheit des Schlußſatzes, wenn der Oberſatz auch ſeine mathematiſche Richtigkeit hat, dennoch von der Gewißheit der Erfahrung ab, durch welche der Unterſatz auſſer Zweifel geſetzt wird. Und wenn die Erfahrung nicht Wahrheitsgründe genug enthält, uns von der Richtigkeit des Unterſatzes vollkommen zu überzeugen; ſo wird der Schlußſatz dem ſchwächern Theil folgen, und nicht mehr als wahrſcheinlich ſeyn können.

Mit der praktiſchen Sittenlehre hat es die nemliche Bewandnis. Es müſſen Erfahrungen zum Grunde gelegt werden, die nicht allezeit den erwünſchten Grad der Gewißheit haben können. Jedoch ſind bey dieſer Gelegenheit folgende Betrachtungen nicht aus der Acht zu laſſen. Es giebt allgemeine Naturgeſetze, die unmittelbar aus der erſten Quelle flieſſen. Dieſe gehen mehr auf die Neigungen unſers Herzens, als auf unſere äuſſerliche Handlungen. Sie ſchreiben uns vor, was wir lieben,

und wovon wir abgeneigt ſeyn ſollen, und überlaſſen es dem unterm Naturgeſetz, unſer Thun und Laſſen einzurichten. Von dieſer Beſchaffenheit ſind die allgemeinen Naturgeſetze: Verehre den Schöpfer! Liebe die Tugend, fliehe das Laſter! Beherrſche deine Leidenſchaften, unterwerfe deine Begierden der Vernunft! alle dieſe Vorſchriften der Natur können in Ausübungsſchlüſſe verwandelt werden, die den höchſten Grad der Ueberzeugung mit ſich führen. Ich bin ein vernünftiges Geſchöpf; daher muß ich meinen Schöpfer verehren, die Tugend lieben, das Laſter verabſcheuen. Meine Begierden können mich von dem Wege der Glückſeligkeit abführen; meine Leidenſchaften können das Ziel überſchreiten, daher muß ich ſie der Herrſchaft der Vernunft unterwerfen. Alle dieſe praktiſche Vernunftſchlüſſe können mit geometriſcher Strenge bewieſen werden. Die Oberſätze derſelben ſind von einer ſolchen Allgemeinheit, daß keine Ausnahme von denſelben ſtatt findet. Ihre Ausübung kann keiner höhern Pflicht im Wege ſtehen, denn ſie ſind eigentlich die Quellen, aus welchen alle unſere Pflichten hergeleitet werden. Ich bin zu allen Zeiten und in allen möglichen Umſtänden verbunden, meinen Schöpfer zu verehren, die Tugend zu lieben u. ſ. w. und kein Vorfall in der Welt kann mich von dieſer Obliegenheit befreyen. — Die Unterſätze dieſer Vernunftſchlüſſe gründen ſich auf die Erfahrungen eines innern Sinnes, die ihre Ueberzeugung mit ſich führen. Ich bin ein vernünftiges Geſchöpf; Ich ſehne mich nach der Glückſeligkeit;

keit; Meine Begierden und Leidenſchaften können, ſich ſelbſt überlaſſen, mich unglücklich machen; alle dieſe Sätze gründen ſich zwar zuletzt auf Erfahrungen; allein auf Erfahrungen, die keinem Zweifel Raum laſſen, die ſo untrüglich ſind, als die bündigſten Vernunftſchlüſſe.

Steigt man aber zu den abgeleiteten Naturgeſetzen herunter, die uns in beſondern Fällen vorſchreiben, was wir thun und laſſen ſollen; ſo nimmt dieſe Untrüglichkeit in der Ausübung allmählig ab, und ſteigt durch alle Stufen der Wahrſcheinlichkeit bis zur Zweifelhaftigkeit nieder. Denn erſtlich hängt die Beſchaffenheit des gegenwärtigen Falls allhier von Erfahrungen ab, die ſelten Wahrheitsgründe genug enthalten. Die moraliſche Güte einer Handlung, der Werth oder Unwerth unſeres Thuns und Laſſens, hängt nicht nur von unzähligen begleitenden Umſtänden und Zufälligkeiten, ſondern auch von den Folgen und Würkungen dieſer Handlungen ab, die unmöglich mit Gewißheit vorhergeſehen werden können. Der mindeſte unverhofte Zufall kann alle unſere Hofnungen vereiteln, und den beſten Vorſatz von den allerſchädlichſten Wirkungen ſeyn laſſen. Ein Umſtand, den wir nicht bemerkt haben, und wie ſelten ſind wir im Stande alle Umſtände genau zu erwägen! kann der Beſchaffenheit des gegenwärtigen Falles eine ganz andere Geſtalt geben. Nur ein allſehendes Auge kann die Urſachen, Folgen, Verhältniſſe und Zufälligkeiten einer würklichen Begebenheit mit der vollkommenſten Gewißheit einſehen. Sterbliche

liche müſſen ſich in dieſem Falle der Führung einer blöden Wahrſcheinlichkeit überlaſſen. Ferner können demOberſatz, oder den allgemeinen Lebensregeln, welche in vorkommenden Fällen zur Ausübung gebracht werden ſollen, zuweilen höhere Pflichten im Wege ſtehen, in welchem Falle ihre Verbindlichkeit aufhört. Wir ſind verbunden, nicht das Gute, ſondern das Beſte zu thun, und ein abgeleitetes Naturgeſetz, das einem höhern Naturgeſetze im Wege ſtehet, muß demſelbem weichen. Dieſer Streit der höhern und niedern Pflichten iſt deſto mehr zu beſorgen, je beſonderer die Lebensregel iſt, welche den Oberſatz unſeres praktiſchen Schluſſes ausmacht, und er kann durch Umſtände veranlaſſet werden, die der ſchärfſten Aufmerkſamkeit entwiſchen. Die löblichſte Handlung, das verdienſtlichſte Werk kann zur Sünde werden, wenn wir zu eben der Zeit eine höhere Pflicht verſäumen, deren Verbindlichkeit wichtiger iſt. Denn eine jede äuſſere Handlung ſchließt, indem ſie geſchiehet, alle übrige Handlungen aus, die zu gleicher Zeit hätten geſchehen können, und jedes Geſetz, das uns etwas zu thun befiehlt, muß unter der Bedingung verſtanden werden, wenn zu eben der Zeit unſere Pflicht nichts wichtigers von uns heiſcht, das dadurch verſäumt wird. Welcher Sterbliche kann ſich rühmen, mit Gewißheit einzuſehen, was Gelegenheit, Zeit und Umſtänden nach, die beſte Handlung ſey, die er ausführen kann? In ſolchen Fällen die Gewißheit abwarten, heiſt ewig unſchlüßig da ſtehen, niemals zur Ausübung kommen wollen. Ja öfters

iſt die Gelegenheit ſo dringend, der Zeitpunkt ſo entſcheidend, daß uns nicht einmal Zeit gelaſſen wird, die Gründe der Wahrſcheinlichkeit nach deutlichen Begriffen abzuwägen. Das **Gewiſſen** und ein glücklicher **Wahrheitsſinn** (Bon-ſens), wenn man mir dieſes Wort erlauben will, müſſen in den meiſten Angelegenheiten die Stelle der Vernunft vertreten, wo uns nicht die Gelegenheit den kahlen Nacken zuwenden ſoll, bevor wir ſie ergreiffen. Das **Gewiſſen iſt eine Fertigkeit, das Gute vom Böſen, und der Wahrheitsſinn, eine Fertigkeit, das Wahre vom Falſchen durch undeutliche Schlüſſe richtig zu unterſcheiden.** Sie ſind in ihrem Bezirke das, was der Geſchmack in dem Gebiethe des Schönen und Häßlichen iſt. Ein geübter Geſchmack empfindet in einem Nu, was die langſame Kritik nur nach und nach ins Licht ſetzet. Eben ſo ſchnell entſcheidet das Gewiſſen, beurtheilet der Wahrheitsſinn, was die Vernunft nicht ohne mühſames Nachdenken, in deutliche Schlüſſe auflöſet.

Dieſes innere Gefühl, dieſe Empfindung des Guten und Böſen, Wahren und Falſchen, würkt nach unveränderlichen Regeln, nach richtigen Grundſätzen, die durch anhaltende Uebung unſerm Temperamente einverleibt, bey uns gleichſam in Saft und Blut verwandelt worden ſind. Ob ſie gleich auf undeutliche Erkenntnis, und öfters auf bloſſe Wahrſcheinlichkeiten gegründet ſind; ſo iſt ihre Würkungskraft auf das Begehrungsvermögen dennoch weit feuriger und lebhafter, als die Würkungskraft der deutlichſten

Ver-

Vernunftſchlüſſe, die ohne Fertigkeit überzeugen, aber nicht rühren, unterrichten, aber das Gemüth nicht bewegen. — Dieſes in einiges Licht zu ſetzen, erlaube man mir den Unterſchied zwiſchen der praktiſchen und theoretiſchen Ueberzeugung, deſſen ich am Ende des vorigen Abſchnittes Erwähnung gethan, genauer zu betrachten.

Wir geben einem Satze Beyfall, ſo bald wir die Wahrheitsgründe deſſelben einſehen. Je näher dieſe Wahrheitsgründe einer völligen Demonſtration kommen, und je deutlicher wir dieſelben erkennen; deſto zuverläßiger iſt unſer Beyfall. Endlich, wenn wir den Beweis eines Satzes, ſo deutlich einſehen, daß wir die Wahrheit deſſelben nicht mehr in Zweifel ziehen können, ſo ſind wir völlig überzeugt. — Dieſes iſt der theoretiſche Beyfall, die Ueberzeugug des Verſtandes.

Das Gemüth, oder der Inbegrif unſerer Begehrungsvermögen erkennet eine Art von Beyfall, der von jenem weit unterſchieden iſt, und praktiſcher Beyfall genennt zu werden verdienet. Wer von einer Wahrheit überzeugt iſt, der kann ſie zu eben der Zeit unmöglich in Zweifel ziehen; allein man kann von einer Verbindlichkeit theoretiſch überzeugt ſeyn, und ihr dennoch zuwider handeln.

Nicht alle demonſtrative Wahrheiten würken gleich ſtark in unſer Begehrungsvermögen. Manche überzeugen den Verſtand, ohne das Gemüth zu bewegen, gewähren deutliche Erkenntnis, aber ohne Kraft, Leben und Würkſamkeit, da hingegen andere Wahr-

heiten mit weniger Gewißheit das Gemüth mehr bewegen, und eine würkſame und lebendige Erkenntnis hervorbringen, die in das Begehrungsvermögen übergehen, und zu werkthätigen Entſchlieſſungen antreiben. Die Urſache hiervon iſt bekannt. Wir Menſchen beſitzen auſſer der Vernunft, auch Sinne und Einbildungskraft, Neigungen und Leidenſchaften, die in der Beſtimmung unſers Thuns und Laſſens von äuſſerſter Wichtigkeit ſind. Das Urtheil unſrer Vernunft kömmt nicht allezeit mit dem Urtheile unſerer niedern Seelenkräfte überein, und wenn ſie mit einander ſtreiten; ſo müſſen ſie nothwendig eines des andern Würkſamkeit in dem Willen ſchwächen. Nur alsdenn wird der Beyfall einer Wahrheit praktiſch, wenn die Vernunftgründe, die niedern Seelenkräfte entweder beſiegen, oder gar mit zu ihrem Vortheile einnehmen. In dem letztern Falle muß das Gemüth, wie leicht zu begreifen iſt, weit entſchloſſener ſeyn, denn alsdenn ſtimmen Vernunft und Einbildungskraft, Geiſt und Herz zuſammen, uns zu Handlungen anzutreiben; allein auch in jenem Falle, wenn nemlich die Vernunftgründe alle Gegenvorſtellungen der Einbildungskraft unterdrücken, wird die Erkenntnis lebendig, und bricht in Handlungen aus.

Die Ethik giebt uns Mittel an die Hand, wodurch die Uebereinſtimmung der niedern Seelenkräfte mit der Vernunft zu erhalten iſt. Man kann dieſe Mittel auf folgende vier Hauptſtücke zurückbringen. 1) Die Häufung der Bewegungsgründe. Viele überredende Gründe können mehr Gewicht haben,

das

das Herz leichter bewegen, als ein einziger überzeugender Bewegungsgrund; und wenn ſie mit dieſem vereinigt werden, ſo erzeugen ſie die glückliche Uebereinſtimmung des Herzens mit dem Verſtande, die eine Quelle der ſüſſeſten Zufriedenheit iſt. Der Mathematiker begnügt ſich mit einem einzigen Beweiſe, denn er hat nur den Verſtand zu überführen, und einen blos ſpekulativen Beyfall zu erzwingen. Der Redner hingegen häuft Gründe auf Gründe, beſtürmt das Gemüth von allen Seiten, und ſuchet ſich eines jeden wahrſcheinlichen Grundes zu ſeinem Vortheile zu bedienen; denn er will das Herz bewegen, das Begehrungsvermögen einnehmen, und muß nicht nur auf den Verſtand; ſondern auf Sinne und Einbildungskraft zugleich würken. — 2) Die Uebung. Je öfter wir gewiſſe Gründe überdenken, je mehr wir aus denſelben Bewegungsgründe zu unſern Handlungen hernehmen, deſto lebhafter iſt der Eindruck, den ſie in dem Gemüthe hinterlaſſen, und deſto leichter können ſie auch die niedern Seelenkräfte einnehmen. Wenn dieſe Uebung ſo lange fortgeſetzet wird, bis uns die Handlung leicht wird; ſo ſagen wir, wir haben eine Fertigkeit erlangt, etwas zu thun. Gewohnheit und Uebung regieren eigenmächtig in unſerm Herzen, und man kann durch Hülfe derſelben die widerſpänſtigſten Neigungen beſiegen, die hartnäckigſten Leidenſchaften unter das Joch der Vernunft bringen, oder vielmehr, man kann durch Hülfe derſelben Neigungen und Leidenſchaften erzeugen, die mit den Vorſchriften der Vernunft einen

und denſelben Endzweck haben. 3) Die angenehme Empfindung. Wenn die Vernunftgründe von Schönheit und Anmuth unterſtützt werden; ſo wird die Uebereinſtimmung gereizt. Die Vollkommenheit iſt die Triebfeder der Vernunft, und die angenehme Empfindung, die Lockſpeiſe der Einbildungskraft. Hierauf gründet ſich der Nutzen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften in der Sittenlehre. Die Vernunftgründe überzeugen den Verſtand von der Vortreflichkeit der Tugend, und die ſchönen Künſte erzwingen den Beyfall der Einbildungskraft. Jene machen die Verehrungsart, dieſe angenehm. Jene zeigen den Weg zur Glückſeligkeit, und dieſe beſtreuen ihn mit Blumen. Wie groß iſt der Virtuoſe in den Augen des Weltweiſen, wenn er ſeiner Beſtimmung treu bleibt, und der Tugend würklich die Vortheile verſchaft, die ſie ſich von ihm verſprechen kann! — 4) Endlich iſt das vierte Hauptmittel, die Einbildungskraft mit der Vernunft in Uebereinſtimmung zu bringen, die anſchauende Erkenntnis, wenn man nemlich die allgemeinen Vernunftgründe durch Beyſpiele gleichſam in ſinnliche Begriffe verwandelt. In jeder Theorie dienet das Exempel nur zur Erläuterung, und wird überflüßig, ſobald wir den allgemeinen Lehrſatz deutlich begreifen; aber in der Ausübung hat das Beyſpiel allezeit gröſſern Nutzen, als die Maxime. Es hat einen ſtärkern Einfluß in den Beyfall des Gemüths, weil es die Sinne rühret, die Einbildungskraft erſchüttert. — Hierauf gründet ſich der Nutzen der Geſchichte und der Aeſopiſchen Fabel in der Sittenlehre.

Man

Man ſiehet nunmehr, was dazu gehört, wenn die Grundſätze der praktiſchen Sittenlehre in unſer Thun und Laſſen die gehörige Würkung thun, und eine dauerhafte und unveränderliche Bereitwilligkeit zur Tugend zuwege bringen ſollen. Sie müſſen durch Beyſpiele belebt von der Gewalt der angenehmen Empfindung unterſtützt, durch die Uebung in beſtändiger Würkſamkeit erhalten, und endlich in Fertigkeit verwandelt werden. Alsdenn entſtehet die Ueberzeugung des Herzens, die in der Sittenlehre unſer vornehmſter Endzweck iſt. Der Geiſt mag immer nur wahrſcheinliche Beweiſe vor ſich ſehen, ja er mag dieſe Wahrſcheinlichkeit ſelbſt nicht einmal deutlich zergliedert, nur mit dem Wahrheitsſinn begriffen haben: dieſes hindert nicht allezeit das Leben des Erkenntniſſes. Die Sinne können gleichwohl lebhaft gerühret; die Einbildungskraft entzündet, und das Gemüth durch Gewohnheit, Beyſpiel, Anmuth u. ſ. w. zu dem ſtandhafteſten und unveränderlichſten Beyfall gezwungen werden, woraus eine ſüſſere Beruhigung und Zufriedenheit entſpringt, als aus der kalten Ueberzeugung des Geiſtes.

Dieſe Betrachtungen haben keineswegs die Abſicht, den Nutzen der demonſtrativen Sittenlehre in Zweifel zu ziehen. Es gilt vielmehr auch hier, was am Ende des vorigen Abſchnittes in Anſehung der Lehre von Gott und ſeinen Eigenſchaften erinnert worden iſt. Eine jede Erkenntnisart hat ihren Werth. Wo Zweifel zu heben, Widerſächer zu beſtreiten, theoretiſche Feinde der Tugend zu beſchämen ſind, da

 bleibt

bleibt kein ander Mittel, als zu den ſtrengſten Beweiſen ſeine Zuflucht zu nehmen. Ja, manches glückliche Genie beſitzet Feuer und Stärke des Geiſtes genug, das Syſtem ſittlicher Wahrheiten mit allen ihren feinen Verbindungen deutlich und lebhaft im Zuſammenhange zu ſchauen, um von der göttlichen Harmonie derſelben entzückt zu werden. In einer ſolchen Verfaſſung erlangt die trockenſte Erkenntnis Geiſt und Leben, werden ohne Hülfe der vorhin erwehnten Mittel, Sinne und Einbildungskraft bis zur Höhe der Vernunft entzückt, und alle Fähigkeiten der Seele zur Tugendliebe beſeelt. Wer einer ſo erhabenen Begeiſterung fähig iſt, kann unter Anführung der ſtrengeſten Vernunft, Herr über ſeine Neigungen werden, den wilden Sturm der Leidenſchaften nach dem Winke der Weisheit regieren, und zwiſchen Herz und Geiſt die holdſeligſte Eintracht ſtiften, die weder Furcht noch Hofnung, weder Schmerz noch Wolluſt zu ſtöhren vermag. — Allein wie gering iſt die Anzahl der Sterblichen, die eines ſo göttlichen Enthuſiasmus fähig ſind! Wer bey ſich merkt, daß die ſpekulativen Gründe ſein Herz ungerühret, ſeine Einbildungskraft unbegeiſtert laſſen, der vermeide alle dornigte Subtilitäten, und ſuche ſein Herz durch die vorhin beſchriebene Ueberredungsmittel zur Einſtimmung zu locken. Und überhaupt erhellet aus dieſen Betrachtungen, daß zur praktiſchen Ueberführung die mathematiſche Gewißheit nicht nothwendig erfordert werde, und die bloſſe Wahrſcheinlichkeit öfters feuriger und lebhafter in das Gemüth würke als ſpekula-

kulative Vernunftſchlüſſe. Der Fall trift zu, ſo oft die wahrſcheinliche Erkenntnis von den Mitteln unterſtützt wird, die das Herz zur Einſtimmung nöthigen.

Dieſes ſind meine Gedanken von der Evidenz in den verſchiedenen Theilen der metaphyſiſchen Wiſſenſchaften (*). Ich war Anfangs Willens von der äuſſerlichen Lehrart in einem beſondern Abſchnitte zu handeln. Einige Weltweiſen haben den Grund der vorzüglichen Evidenz, die man in den Anfangsgründen der Mathematik antrift, einzig und allein in die mathematiſche Methode ſetzen wollen. Sie haben ſich daher die Hofnung gemacht, durch Einführung derſelben Lehrart, in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften auch dieſelbe Evidenz zu erhalten. Man weiß, wie wenig der Erfolg dieſer Hofnung entſprochen hat. Es erhellet aber auch aus meinen obigen Betrachtungen, wie ungegründet die Vorausſetzung an ſich ſelbſt ſey, daß man den Vorzug der Mathematik einzig und allein in der Lehrart zu ſuchen habe. Ich habe alſo in bemeldetem Abſchnitte dieſes weitläuftiger ausführen, und den Nutzen der mathematiſchen

(*) Es war mir unmöglich aus dieſer Abhandlung auſſer einigen lateiniſchen Erklärungen die zur Erinnerung für Philoſophen da ſtunden, nur ein Punkt wegzulaſſen; ſo ſehr es auch der Schranke dieſer Sammlung erheiſchte. Ich hielte es für rathſamer, einige andere kleinere Bildſäulen, welche in dieſen Raum gepaßt hätten, weg zu thun, als einen Laokoon in einen Torſo zu verwandeln.

ſchen Methode richtiger beſtimmen wollen. Da aber die Methode zur innern Ueberzeugung nicht nothwendig erfordert wird, und die Anwendung der mathematiſchen Lehrart insbeſondere ſich durch den Mißbrauch beynahe lächerlich gemacht hat; ſo will ich meine Abhandlung nicht ohne Noth vergröſſern.

Ueber

Ueber die deutſchen Mundarten und beyden Hauptdialekte.

Von

Johann Chriſt. Adelung (*).

Die deutſche Sprache theilet ſich in zwey Hauptmundarten, welche ſehr merklich von einander unterſchieden ſind, in die oberdeutſche, und in die niederdeutſche. Jede dieſer Mundarten begreift wiederum eine Menge anderer Mundarten unter ſich, welche mehr oder weniger von einander abgehen, aber doch zuſammen genommen ein Ganzes machen, welches ſich mit der andern Hauptmundart nicht leicht wird verwechſeln laſſen. Will man noch weiter gehen, ſo wird man finden, daß jede Geſellſchaft, jedes Dorf, jede Familie, ja faſt jeder Menſch ſeine eigene Mundart hat, die ſich von der Mundart der übrigen wenigſtens in einigen Stücken unterſcheidet; ein Umſtand, welcher theils von dem individuellen Baue der Sprachwerkzeuge, theils von der Beſchaffenheit der Luft und der Nahrungsmittel, theils aber auch von tauſend andern zufälligen Umſtänden herrühret. In dieſem Zuſtande, welchen die deutſche Sprache mit allen Sprachen des Erdbodens gemein hat, befindet ſie ſich jetzt, und in eben demſelben Zuſtande

(*) Nach der Vorrede zu ſeinem großen deutſchen Wörterbuche.

ſtande hat ſie ſich ſchon vor zwey tauſend und mehr Jahren befunden. Ja man kann ſo gar behaupten, daß die phyſiſchen Grenzen beyder Mundarten in den älteſten Zeiten ſo ziemlich eben dieſelben geweſen ſind, welche noch heut zu Tage beyde Mundarten trennen. Wir haben zwar aus Cäſars und Taciti Zeiten keine deutſchen Denkmäler, keine deutſchen Schriften übrig; allein die wenigen einzelen Wörter, vornehmlich aber die eigenthümlichen Namen, die uns noch aufbehalten ſind, machen, ob ſie gleich durch die römiſche Lippen ſehr verunſtaltet worden, dieſen Satz ſehr wahrſcheinlich. Nimmt man noch den allgemeinen Lauf der Dinge, und einige Bemerkungen dazu, welche im folgenden vorkommen werden, ſo erhält er eine Art von moraliſcher Gewißheit. Auf eben die Art kann man behaupten, daß die alten von dem Tacitus und andern angeführten deutſchen Völkerſchaften, noch jetzt, und beynahe noch in eben denſelben Landesgrenzen, obgleich unter einem andern Namen vorhanden ſind. Dieſe Verſchiedenheit der Mundarten iſt in dem Weſen der menſchlichen Natur gegründet, daher es Thorheit, wenigſtens Unkunde der menſchlichen Natur iſt, alle Mundarten eines Volkes vereinigen und deſſen Art zu ſprechen einſchränken zu wollen.

Aber dieſe verſchiedenen Mundarten, die ſich ſchon in den älteſten Zeiten in der deutſchen Sprache finden, ſind ſie erſt in Deutſchland entſtanden, oder ſind ſie von den Völkern, deren Erbtheil ſie ſind, aus ältern Wohnſitzen mitgebracht worden? Ich glaube das

letztere,

letztere, und ſtelle mir die Sache ſo vor. Es iſt bekannt, daß der größte Theil Europens, beſonders aber Deutſchlandes aus den Ländern zwiſchen dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere, oder doch aus dem nördlichen Aſien bevölkert worden. Mit dieſer Bevölkerung gieng es gemeiniglich, beſonders in den älteſten Zeiten ſehr langſam zu; ſie war ein Werk von mehrern tauſend Jahren, und geſchahe in großen Familien oder Horden, ſo wie immer eine die andere vor ſich her drängete. Allein dieſe Horden oder Völkerſchaften brachten ihre eigenthümliche Mundart ſchon mit, und ſo wie die weſtlichſten Länder Europens angefüllet waren, und dieſe Fülle die nachfolgenden wandernden Völkerſchaften nöthigte, in den Gegenden, worinn ſie ſich befanden, ſtehen zu bleiben und ſich daſelbſt auf immer niederzulaſſen, ſo ward auch ihre Mundart, die Mundart der daſigen Gegend, welche ſich auch, aller nachfolgenden Veränderungen ungeachtet, bis auf die gegenwärtige Zeit daſelbſt erhalten hat. Die Völkerwanderungen und andere Zerrüttungen haben ſolche nur in wenigen Fällen verändert. Der Stamm des einheimiſchen Volkes blieb deſſen ungeachtet; die Sieger wurden deſſen Oberherren, drungen ihm aber nur ſelten ihre Sprache auf. Die Mundarten am Ober- und Niederrheine wurden unter der Herrſchaft der Franken ſo wenig verändert, als die ſchleſiſchen Mundarten unter dem preußiſchen Scepter. Der Einwurf, daß die Mundart eines Volkes gar ſehr von der Beſchaffenheit des Bodens

abhänget, welchen es bewohnet, verlieret viel von ſeiner Stärke, wenn man erwäget, daß eine Völkerſchaft, welche in ihrem älteſten Wohnſitze gebirgige Gegenden bewohnet hat, ſolche auch in ihrem neuen Vaterlande wird aufgeſuchet haben, und daß die Bewohner der Steppen und flachen Felder ſich auch auf ihrer Wanderung an ſolche Flächen werden gehalten haben; ein Satz, der ſich in manchen Fällen ſo gar aus der Geſchichte erweiſen läſſet.

Wenn man denen Wegen nachſpüret, auf welchen die älteſten deutſchen Völker aus dem nördlichen Aſien gekommen ſind: ſo erhalten die beyden deutſchen Hauptmundarten dadurch eine ſehr merkwürdige Erläuterung. Die Geſchichte und der Augenſchein lehren uns, daß die Aſiaten entweder von dem Ausfluſſe der Donau her, längſt den Ufern dieſes Fluſſes gegangen ſind, oder auch, daß ſie einen nördlichern Weg durch das heutige Rußland und Pohlen genommen haben. Es iſt wahrſcheinlich, daß die ältern Wohnſitze derjenigen Völker, welche längſt der Donau nach Deutſchland gekommen ſind, von den Wohnſitzen derjenigen, welche den mehr nördlichen Weg erwähleten, weit entfernet geweſen ſind. Alle Völkerſchaften, welche den ſüdlichern Weg an der Donau einſchlugen, und ehedem vermuthlich An= und Einwohner gebirgiger Gegenden waren, kommen in der hohen Sprache, in dem vollen Munde, in der Neigung zu den Hauchbuchſtaben und den rauhen Doppellauten, in dem Ziſchen und Raſſeln, in dem Wortgepränge, in

weitſchweifenden Ausdrücken und manchen Lieblings-figuren mehr oder weniger mit einander überein, ſo wie alle nördlichen Völkerſchaften, welche urſprünglich ohne Zweifel ein ebenes und flaches Vaterland hatten, in ihrer Sprache und ganzen Mundart den vorigen ganz entgegen geſetzte Eigenſchaften lieben. Dieß ſind aber gerade diejenigen Stücke, worinn die heutigen ober- und niederdeutſchen Mundarten von einander unterſchieden ſind, die alſo gewiß nicht erſt in Deutſchland entſtanden ſind. Gehet man auf dieſem Wege noch weiter fort, ſo wird man finden, daß die Sprachen des ſüdlichen Europa von den Sprachen des nördlichen Theiles deſſelben, auf eine ähnliche Art verſchieden ſind. Die erſtern kommen in der Fülle des Mundes und andern Eigenſchaften mehr mit den oberdeutſchen Mundarten überein, ſo wie ſich jene mehr den niederdeutſchen nähern. Dieſe Anmerkung, die, ſo viel ich weiß, noch von niemanden gemacht worden, entſcheidet auch die Frage, ob die Mundart der ehemaligen pontiſchen Gothen zur deutſchen oder ſchwediſchen Sprache gehöre. Ihr ganzer Bau zeiget es, daß ſie eine Schweſter der oberdeutſchen Mundarten, und von den nordiſchen Sprachen eben ſo ſehr entfernet iſt, als die niederdeutſche von der alemanniſchen.

Ich habe vorhin geſagt, daß die heutigen deutſchen Mundarten wahrſcheinlicher Weiſe noch eben dasjenige ſind, was ſie ſchon vor zwey tauſend und mehr Jahren waren; oder mit andern Worten, daß die deutſchen Mundarten ſich ſeit der Bevölkerung

Deutſchlandes nicht ſonderlich verändert haben. Dieſer Satz gilt vornehmlich von dem Landvolke, welches ſeinen Stamm reiner und unvermiſchter erhält, und der Tyranney der Mode nicht ſo unterworfen iſt, als der Städter. Neue Wendungen in der Sprache und deren Ausdrucke, die in manchen Jahrhunderten Mode werden und in andern wieder verſchwinden, ſind kein Beweis einer veränderten Mundart, ſondern nur der veränderten Herrſchaft einer Mundart, der dieſe Ausdrücke und Töne eigenthümlich ſind. Die Sprache der Minneſinger iſt von der Sprache Ottfrieds und Keros verſchieden; nicht weil ſich die Sprache im Ganzen genommen verändert hatte, ſondern weil dieſe Schriftſteller aus verſchiedenen Provinzen gebürtig waren. Die Sprache des Kero, eines Mönchens aus St. Gallen, der zu Anfange des achten Jahrhundertes lebte, und der älteſte noch übrige deutſche Schriftſteller iſt, kömmt uns rauh, barbariſch und äuſſerſt veraltet vor; und doch iſt ſie genau eben dieſelbe, welche noch ietzt in Appenzell und einigen andern ſchweitzeriſchen Kantons geſprochen wird. Ottfrieds Ueberſetzung wird einem oberſchwäbiſchen Landmanne, wenn man ſie ihm mit der gehörigen Ausſprache vorlieſet, gewiß noch verſtändlich ſeyn, wenigſtens verſtändlicher, als einem oberſächſiſchen Gelehrten. Die größte Schwierigkeit bey dieſen alten Schriftſtellern macht die Schreibart. Sie ſuchten alle Töne mit allen ihren Schattierungen dutch die Schrift auszudrücken, und wurden durch dieſe gut gemeinte

Sorg-

Sorgfalt ihren ausgearteten Enkeln unverſtändlich und barbariſch. Ottfried ſchreibt tuir, ruaſan, ruaran, ſchuichan, ruaman, ſüaſti, guat u. ſ. f. und noch ietzt ſpricht der oberſchwäbiſche Landmann ſo, wenn er theuer, rufen, rühren, ſcheuchen, rühmen, Süßigkeit, gut u. ſ. f. ſagen will. Eeben dieſes gilt auch von denjenigen Wörtern, welche gemeiniglich für verlohren oder veraltet gehalten werden. Die meiſten derſelben ſind, im Ganzen genommen, gewiß nicht verlohren, ſondern noch in derjenigen Gegend üblich, aus welcher der Schriftſteller, der ſie gebraucht hat, gebürtig war. Beyſpiele kommen in dem Wörterbuche häufig vor.

Unter dieſen Mundarten iſt zu allen Zeiten eine die herrſchende geweſen, nachdem die Kaiſer aus dieſer oder jener Provinz gebürtig waren, oder auch, nachdem die Künſte und Wiſſenſchaften in einem Theile Deutſchlandes mehr blüheten, als in dem andern. Bis zu den Zeiten der Reformation war die oberdeutſche Mundart die herrſchende Hof- und Bücherſprache. Da die meiſten Beherrſcher Deutſchlandes von Geburt Oberdeutſche waren, ſo beſtand auch ihr ganzer Hof aus Oberdeutſchen, und alle Verordnungen und Ausfertigungen geſchahen in dieſer Mundart. Hierzu kommt noch, daß, als die Künſte und Wiſſenſchaften anfiengen, in Deutſchland aufzublühen, ſie ihren erſten Sitz in Oberdeutſchland und beſonders in Schwaben aufſchlugen; daher dieſe Mundart auch zugleich die herrſchende Bücherſprache wurde. Allein

Allein zu den Zeiten der Reformation bekamen die Sachen einen ganz andern Schwung. **Luther** war der Mundart nach ein **Niederſachſe**. Hätten er und ſeine Gehülfen ſich eine niederdeutſche hohe Schule zu ihrem Aufenthalte gewählet, ſo würde die niederſächſiſche Mundart vermuthlich eben das geworden ſeyn, was ietzt die **Hochdeutſche** iſt. Allein da ſie ſich nach **Oberſachſen** wandten, ſich nach und nach die dortige Mundart eigen machten, ihre Schriften in derſelben ausfertigten, und dadurch Gelegenheit gaben, daß auch alle ihre zahlreichen Zuhörer, die aus allen Provinzen Deutſchlands nach Oberſachſen eileten, ſich dieſe Mundart angewöhneten, ſo ward ſolche nach und nach die herrſchende Sprache der Gottesgelehrten. Weil nun mit der Reformation die Künſte und Wiſſenſchaften ſich auszubreiten anfiengen, und **Oberſachſen** zugleich der Sitz der übrigen Gelehrſamkeit wurde, ſo kam es, daß dieſe Mundart, welche von den Niederſachſen die **Hochdeutſche** in engerer Bedeutung genannt wurde, nach und nach die Hofſprache der Gelehrſamkeit wurde, welches ſie auch bisher geblieben iſt, ob ſie gleich in dieſem Zeitraume allerley Veränderungen erfahren hat, welche die gelehrten Mundarten aller Sprachen eben ſo ſehr zu betreffen pflegen, als die Mundart des gemeinen Volkes davon frey iſt. Ich kann alle dieſe und die folgenden Sätze hier nur kürzlich berühren. Vielleicht findet ſich künftig Gelegenheit, ſie umſtändlicher auszuführen und mit den nöthigen Beweiſen zu begleiten.

Die

Die heutige oberſächſiſche Mundart, welche der Grund der hochdeutſchen iſt, iſt allem Anſehen nach eine Tochter der fränkiſchen und thüringiſchen; oder deutlicher zu reden, derjenigen Mundart, welche in dem heutigen Franken und Thüringen geredet wird, weil die Beherrſcher Deutſchlandes nach Bezwingung der Wenden, welche ehedem den größten Theil des heutigen Oberſachſens bewohneten, deutſche Koloniſten und obrigkeitliche Perſonen aus dieſen Ländern dahin ſandten, welche ihre Mundart nach und nach zu der herrſchenden in dieſen Gegenden machten, und die alte wendiſche Sprache völlig unterdrückten. Da die eingebohrnen Wenden ſich mit der Zeit gleichfalls an die Sprache ihrer deutſchen Oberherren und Vorgeſetzten gewöhneten, ſo mußte die in dieſen Gegenden eingeführte deutſche Mundart ſchon dadurch eine merkliche Veränderung erleiden, welche die nunmehrige oberſächſiſche Mundart in vielen Stücken von der fränkiſchen unterſchied. (*)

Dieſe

(*) Man bemerke bey dieſer Gelegenheit eine Zweydeutigkeit des Wortes fränkiſch. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man einige alte oberdeutſche Schriftſteller mit dem Namen der fränkiſchen beleget; nicht weil ſie von Geburt Franken waren, oder in der Mundart der alten Franken ſchrieben, welche damals vermuthlich nicht mehr vorhanden war, ſondern weil ſie aus ſolchen Provinzen gebürtig waren, welche von Nachkommen der alten Franken beherrſchet wurden, oder

Dieſe fränkiſche Mundart, welche vermuthlich lange vorher vorhanden geweſen, ehe das heutige Franken von der Nation dieſes Namens bezwungen worden, lieget nebſt der thüringiſchen auf der Grenze zwiſchen der eigentlichen oberdeutſchen und niederdeutſchen. Daher kommt es vermuthlich auch, daß beyde Mundarten in derſelben zuſammen fließen, oder vielmehr, daß eine durch die andere gemildert worden; doch ſo, daß die fränkiſche ſich mehr der oberdeutſchen, die thüringiſche aber, beſonders in den nördlichen Gegenden, ſich mehr der niederdeutſchen Mundart nähert. Aus dieſem Geſichtspunkte nun muß man auch die Hochdeutſche Mundart betrachten, welche von der fränkiſchen abſtammet. Sie

oder doch ehedem waren beherrſchet worden; mit einem Worte, weil ſie Oberdeutſche waren. Bloß in dieſem Verſtande können Ottfried und Tatian fränkiſche Schriftſteller genannt werden. Der erſte war ein Elſaſſer oder doch ein Oberſchwabe von Geburt, der letztere aber vermuthlich ein Nieder-Rheiner. Die eigentlichen Franken waren eine niederdeutſche Nation, und ihre Sprache eine niederdeutſche Mundart. Unter andern beweiſen ſolches die wenigen einzelen Wörter, welche noch in dem ſaliſchen Geſetze aufbehalten worden, welche ſich ſehr leicht aus der niederdeutſchen Mundart erklären laſſen. In den folgenden Zeiten, als ſich die Franken nach und nach die oberdeutſchen Provinzen unterwürfig machten, nahmen ſie unvermerkt deren Mundart an, daher die ſo genannte fränkiſche Sprache unter Carln dem Großen ſchon ganz oberdeutſch iſt.

Sie hält das Mittel zwiſchen der ſtolzen, rauhen, weitſchweifigen, mit lauter eingebildeten Nachdrücken überladenen Sprache des hauchenden und ziſchenden Oberdeutſchen, und der gar zu weichen, ſchlüpfrigen und kurzen Sprache des Niederdeutſchen. Was der ächte Oberdeutſche trochchen, Zohl, zeuchen, raumen, Arbeiſſen, Hous, huaten, u. ſ. f. bey dem Niederſachſen dröge, Toll, tehen, rümen, Arſten, oder Arten, Hus, höden. Man nehme noch dazu die langen und ohne Noth mehrmals zuſammen geſetzten Wörter, die Häufung der Partikeln, kurz die Begierde mit vielen Buchſtaben, Sylben und Wörtern im Grunde wenig zu ſagen, von welchem allen die niederdeutſche Mundart das Gegentheil iſt, ſo wird man finden, daß auch hier der Hochdeutſche mit ſeiner Sprache die Mittelſtraße gehet. Seine Sprache iſt nichts anders, als eine durch das Niederdeutſche gemilderte oberdeutſche Mundart. Beweiſe kommen in dem Wörterbuche zu tauſenden vor.

Dieſe Beobachtung, welche ſchon von andern gemacht, aber noch von keinem praktiſch angewendet worden, kann dem Sprachlehrer und Kunſtrichter ſehr wichtig werden. Ich will nur ein Paar Beyſpiele anführen, mehrere kommen in dem Wörterbuche ſelbſt vor. Gottſched behauptete, die meiſten Zeitwörter, welche in der vorletzten Sylbe im Infinitiv ein ie haben, verwandelten ſolches in der zweyten und dritten Perſon des Präſens und im Imperativ in eu. Er machte alſo von fließen, du fleußeſt,

er fleußt, fleuß; von betriegen, du betreugſt, er betreugt, betreug; von fliehen, du fleuchſt, er fleucht, fleuch; von frieren, du freuerſt, er freuert; von genießen, du geneußeſt, er geneußt, geneuß; von gießen, du geußeſt, er geußt, geuß; von ſchießen, du ſcheußeſt, er ſcheußt, ſcheuß u. ſ. f. Vermuthlich kam er dadurch auf dieſen Einfall, weil er dieſe Zeitwörter bey dem Opitz und andern ſchleſiſchen Dichtern ſo abgewandelt fand. Allein er bedachte nicht, daß dieſes rauhe oberdeutſche Formen ſind, daß man in einigen oberdeutſchen Gegenden noch ietzt im Infinitiv fleußen, betreugen, fleuchen, freuren, geneußen, geußen, und ſcheußen ſpricht, und daß die mildere hochdeutſche Mundart ſtatt des breiten eu ſchon längſt das mildere ie angenommen hat. Opitzens Beyſpiel kann nichts beweiſen. Er war ein Schleſier, und ſeine Schriften ſind voller oberdeutſcher Wörter, Laute und Wortfügungen, deren Nachahmung und Einführung noch kein Hochdeutſcher angerathen hat. Und wenn der vorgegebene männlichere oder vielmehr rauhere Klang Urſache genug wäre, die hochdeutſche Mundart umzuſchaffen, ſo müßte man lieber gleich die ganze alemanniſche Mundart mit ihrem ganzen unbiegſamen und polternden Stolze einführen. Eben ſo verhält es ſich mit dem Zahlworte zwey, welches zwar in einigen oberdeutſchen Gegenden dem Geſchlechte nach in zween, zwo, zwey, verändert wird, im Hochdeutſchen aber nach dem Muſter der Niederdeutſchen jederzeit unver-

unverändert geblieben iſt. Will man mehrere Beyſpiele von dem Nutzen dieſer Anmerkung in ſtreitgen Fällen haben, ſo ſehe man in dem Wörterbuche die Artikel Ai, Deutſch, Dorn, — Er, die Endung des Plurals, Für, Vor, und andere mehr.

Hat die hochdeutſche Mundart dadurch einen unſtreitigen Vorzug vor ihren Schweſtern, daß ſie die Mittelſtraße zwiſchen dem weitſchweifigen Schwulſte und rauhem Wortgepränge des Oberdeutſchen und zwiſchen der ſchlüpfrigen Weichlichkeit und einförmigen unperiodiſchen Kürze des Niederſachſen hält: ſo hat ſie doch dagegen auch viele Mängel, welche machen, daß ſie ihren ältern Schweſtern in manchen Stücken weit nachſtehen muß. 1. Sie iſt irregulärer, weil die beyden Hauptdialekte in ihr zuſammen fließen, und ſie gewiſſermaßen aus denſelben zuſammen geſetzet iſt. Die oberdeutſche, beſonders aber die niederdeutſche Mundart, laſſen ſich weit leichter auf Regeln zurückführen als ſie. 2. Sie iſt jünger, wo nicht dem Urſprunge, doch wenigſtens dem Flore und der Ausbreitung nach. Die oberdeutſche Mundart iſt viele Jahrhunderte eine blühende und durch Künſte und Wiſſenſchaften ausgebildete Sprache geweſen, als ſie noch die Mundart eines kleinen unbedeutenden Volkes war, welches wenig Bedürfniſſe, foglich auch wenig Begriffe, Wörter und Verbindungen hatte. Aus dieſer Jugend flieſſet, 3. ihre Armuth. Sie iſt arm an Wörtern, arm an Bedeutungen der vorhandenen Wörter, arm an Wortfügungen, Bedeutungen und Verbin-

dungen, einen Begriff nach allen ſeinen Schattierungen geſchickt auszudrücken; alles, weil ſie ein bloßes Fragment der oberdeutſchen Mundart iſt, von welcher ſie in dieſen Stücken ſehr weit übertroffen wird. Ihre Armuth an Wörtern ward vornehmlich zu der Zeit merklich, als man anfieng, die Künſte und Wiſſenſchaften in derſelben vorzutragen. Der Mangel an Ausdrücken machte, daß man damals die meiſten Kunſtwörter nicht anders, als durch Hülfe fremder Sprachen ausdrücken konnte, wodurch ſie ein barbariſches und ſcheusliches Anſehen bekam; Kunſtwörter, für welche die oberdeutſche Mundart ſchon viele Jahrhunderte die geſchickteſten Benennungen gehabt hatte (*). Aber auch alsdann, wenn die hochdeutſche Mundart keinen Mangel an Wörtern hat, die Sache ſelbſt auszudrücken, ſo fehlt es ihr doch nur gar zu oft an Ausdrücken, eine und eben dieſelbe Sache nach allen Schattierungen, welche das Verhältniß des Redenden, oder die Wichtigkeit der Sache erfordert, zu bezeichnen. Die oberdeutſche Mund-

(*) Hier ſind ein Paar zur Probe. Ein Ingenieur heißt im Oberdeutſchen ein Schanzenherr, ein Skelett, ein Beingerüſt, ein Ravelin, ein Wallſchild, ein Kompliment, Hofworte, ein Kauf-Kontrakt, ein Kaufſchlag, der Poſten eines Soldaten, die Huth, ein Courier, ein Schnellläufer, ein Kamerad, ein Stallbruder, Stallgeſell, Spießgeſell, eine Obligation, ein Schuldzettel u. ſ. f. lauter alte Wörter, welche in vielen oberdeutſchen Gegenden bekannter ſind,

Mundart iſt überaus reich an dergleichen Wörtern. Den Ausdruck des Wollens kann der Hochdeutſche allenfalls durch befehlen, verlangen, wünſchen, erſuchen, bitten, flehen u. ſ. f. geben. Allein der Oberdeutſche hat weit mehrere Wörter, dieſen Begriff nach allen ſeinen Stufen auszudrücken; z.B. jemanden bedeuten, etwas an ihn geſinnen, es ihm aufgeben, es an ihm begehren u. ſ. f. Eben ſo fruchtbar iſt ſeine Mundart, harte und unangenehme Begriffe, wenn es die Umſtände erfordern, durch gelindere und mildere Wörter auszudrücken, ohne der Sache ſelbſt etwas zu vergeben. Eine Lügen wird alsdann eine Einſtreuung, eine Gewaltthätigkeit, eine Beeinträchtigung, ein Verbrechen, eine Begünſtigung. Das ſind Vortheile, deren ſich nur eine Sprache rühmen kann, welche lange Zeit die Mutterſprache eines glänzenden und mächtigen Hofes geweſen iſt. Wenn dem bloßen Stubengelehrten, der aus Mangel des Geſchmackes

ſind, als die gleichdeutigen ausländiſchen. Dieſe Armuth aber entſchuldiget die gezierte Sprachmengerey einiger neuern Witzlinge auf keine Weiſe, welche ihre Mutterſprache noch immer mit einem Pendant, Plaiſanterie, frappant, ſuffiſante Mine, Sujet, debutiren, Ideal, populär, Tiraden u. ſ. f. beflecken, ungeachtet dieſe Begriffe ſchon längſt eben ſo gute deutſche Benennungen haben, deren Verleugnung Unkunde entweder der deutſchen Sprache, oder wohl gar der Sache ſelbſt verräth.

ſchmackes und der Lebensart, Grobheit für Freymüthigkeit, und Ungezogenheit für Verdienſt hält, dieſer Reichthum und dieſe Vorſicht in der Wahl der Ausdrücke unbedeutend und verächtlich ſcheinet: ſo iſt er dem Manne von Weltkenntniß und feinern Sitten ſehr ſchätzbar. Die Armuth der hochdeutſchen Sprache macht alsdann, daß hochdeutſche Höfe und Kanzelleyen alsdann genöthiget werden, ihre Zuflucht zü der oberdeutſchen Mundart zu nehmen, und ſich dadurch dem Spotte des kurzſichtigen Pedanten auszuſetzen (*). Eine andere Art der Armuth der hochdeutſchen Mundart betrifft die Bedeutungen der Wörter. Da ſie ein bloßes Fragment der oberdeutſchen iſt, ſo ſind viele Bedeutungen durch einen bloßen Zufall, durch unterlaſſenen Gebrauch veraltet, die in der oberdeutſchen gänge und gebe ſind. Wenn

(*) Hier iſt ein Beyſpiel, wie viel oft in der großen Welt auf die Wahl eines ſchicklichen Wortes ankommt. In dem vorigen Kriege hatte ein deutſcher Reichsfürſt nebſt andern Ständen ein Regiment zu der Reichsarmee zu ſtellen. Dieſes Regiment ſollte mit einem Feldprediger verſehen werden, und der Fürſt glaubte berechtiget zu ſeyn, dieſen ohne Zuziehung der übrigen Stände beſtellen zu laſſen. Er befahl alſo ſeinem Superintendenten, den Feldprediger einzuſetzen. Die Sache machte bey den übrigen Ständen, deren Kontingente ſich mit bey dieſem Regimente befanden, Aufſehen, und die Sache kam auf dem Kreistage vor. Der Fürſt ſahe ſeinen Fehler ein, und ſchob denſelben, um ſich geſchickt aus der Sache zu

Wenn nun ein hochdeutſcher Sprachlehrer über dergleichen Bedeutungen lachet, die ſeine Mundart aus Nachläßigkeit und Unwiſſenheit hat veralten laſſen, ſo weiß ich nicht, was man einem ſolchen Betragen für einen Namen geben ſoll. Beyſpiele ſind hier überflüßig, ſie kommen in dem Wörterbuche ſelbſt faſt auf allen Seiten vor.

Ein anderer Fehler der hochdeutſchen Mundart iſt ihre Unbeſtändigkeit; ein Fehler, welchen ſie mit allen Sprachen gemein hat, welche die Hofſprache der Künſte, der Wiſſenſchaften und der großen Welt ſind. Die Mundart des gemeinen Mannes, beſonders auf dem Lande, erhält ſich Jahrtauſende ohne merkliche Veränderung, weil er ein eben ſo großer Feind von neuen Tönen, neuen Wörtern und neuen Verbin-

zu ziehen, auf ſeinen Superintendenten. Es wurde alſo beſchloſſen, dieſem einen Verweis zu geben. Allein die Art der Einkleidung erweckte neue Streitigkeiten. Beſonders konnte man kein Wort finden, welches das Betragen des Supeintendenten bezeichnen ſollte, und doch dem fürſtlichen Abgeordneten nicht zu hart, und den Deputirten der beleidigten Stände nicht zu gelinde geſchienen hätte. Nach einer mühſamen achttägigen Unterhandlung fiel man endlich auf das oberdeutſche Wort Begangenſchaft, welches denn auch mit einem allgemeinen Beyfalle von beyden Seiten angenommen wurde. Wer in öffentlichen Unterhandlungen erfahren iſt, dem werden mehrere Beyſpiele dieſer Art einfallen.

Verbindungen derſelben iſt, als von neuen Moden, neuen Geſetzen, und neuen Auflagen. Aber mit der Sprache der feinen und gelehrten Welt verhält es ſich ganz anders. Sie verändert ſich mit den Moden. Neue Wahrheiten, ſelbſt neue Vorurtheile haben einen ſtarken Einfluß auf die Denkungsart und auf die Sprache. Die ſo genannte höhere und poetiſche Schreibart arbeitet unaufhörlich an dem Untergange der Mundart des täglichen Umgangs. Da ſie nicht immer neue Bilder, neue Wahrheiten ſagen kann, ſo will ſie die alten Sachen doch wenigſtens mit neuen Wörtern und neuen Wendungen vortragen. Sie nimmt alsdann ihre Zuflucht gemeiniglich zu der oberdeutſchen Mundart, die an ſich ſchon ſtolzer und prächtiger iſt als die gemeine hochdeutſche, und noch mehr, als die niederdeutſche. Ein Glück wäre es noch, wenn ſie auf dieſem Wege behutſam fortgienge. Die oberdeutſche Mundart hat noch einen ſo großen Reichthum an unerkannten erhabenen Ausdrücken und Wortfügungen, daß ſie die hochdeutſchen Dichter und Redner noch Jahrhunderte damit verſehen kann, ohne erſchöpfet zu werden. Allein nur ſelten nimmt ſich der leichte und flüchtige Geiſt unſerer ſchönen Schriftſteller die Mühe, die Schätze ſeiner Mutterſprache in ihr ſelbſt aufzuſuchen. Er glaubt ſelbſt Schöpfer genug zu ſeyn, neue Wörter, neue Verbindungen derſelben, und neue Wendungen zu erfinden, ſo ſehr ſie oft auch dem Weſen und eigenthümlichen Karakter der Sprachen widerſprechen. Man nenne dieſe Freyheit immer

einen

einen Vortheil unſerer Mutterſprache, man nenne es eine rühmliche Erweiterung und Bereicherung derſelben, ſo beweiſet es doch immer, daß die hochdeutſche Mundart, als eine Bücherſprache betrachtet, veränderlich und unbeſtändig iſt. Sie iſt eine Sklavin der Mode, und wird nach fünfzig Jahren eben ſo verändert ſeyn, als ſie von dem Anfange dieſes Jahrhundertes bis auf Gottſcheds Zeiten verändert worden. Sie figiren und auf alle folgende Zeitalter einſchränken wollen, heißt den Lauf aller menſchlichen Dinge verkennen. Man müßte zugleich den Künſten und Wiſſenſchaften, den Moden, ja der ganzen Art zu denken und zu handeln auf ewig Grenzen ſetzen. (*)

(*) Wie ſehr eine Sprache durch ausländiſche Künſte und Wiſſenſchaften verändert wird, wiſſen alle diejenigen, welche die Geſchichte mehrerer Sprachen aus dieſem Geſichtspunkte unterſuchet haben. Die älteſte deutſche Sprache vor Einführung des Chriſtenthums, war den Bedürfniſſen und Kenntniſſen derer, die ſie redeten, genau angemeſſen. Sie war reich an Wörtern, ſinnliche Gegenſtände und die täglichen Vorfälle des gemeinen Lebens zu bezeichnen, aber arm, ſehr arm, an Ausdrücken für abſtrakte und unſinnliche Dinge aller Art. Die chriſtliche Religion und die mit derſelben nach und nach eingeführten Wiſſenſchaften, mußten daher nothwendig eine ſehr große Veränderung auch in der Sprache hervorbringen. Aber anſtatt die Ausdrücke für die neuen Begriffe aus dem Innern der Sprache, oder der Sache ſelbſt zu ſchöpfen, behalf man

man ſich größtentheils mit buchſtäblichen, oft ſehr ungeſchickten Ueberſetzungen der lateiniſchen Kunſt-wörter. Daher iſt unſere wiſſenſchaftliche Sprache faſt ganz nach der lateiniſchen gebildet.

Der junge Gelehrte.

Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen.

von

Gotthold Ephraim Leßing.

Perſonen.

Chryſander, ein alter Kaufmann.
Damis, der junge Gelehrte, Chryſanders Sohn.
Valer.
Juliane.
Anton. Bedienter des Damis.
Liſette.

Der Schauplatz iſt die Studierſtube des Damis

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Damis. (am Tiſche unter Büchern.) Anton.

Damis. Die Poſt iſt alſo noch nicht da?

Anton. Nein.

Damis. Noch nicht? Haſt du auch nach der rechten gefragt? Die Poſt von Berlin? —

Anton. Nun ja doch; die Poſt von Berlin; ſie iſt noch nicht da! Wenn ſie aber nicht bald kömmt, ſo habe ich mir die Beine abgelaufen. Thun Sie doch, als ob ſie Ihnen, wer weiß was, mitbrin-

gen

gen würde! Und ich wette, wenns hoch kömmt, ſo iſt es eine neue Scharteke, oder eine Zeitung, oder ſonſt ein Wiſch. — —

Damis. Nein, mein guter Anton; dasmal möchte es etwas mehr ſeyn. Ah! wann du es wüßteſt — —

Anton. Will ichs denn wiſſen? Es würde mir weiter doch nichts helfen, als daß ich einmal wieder über Sie lachen könnte. Das iſt mir gewiß etwas ſeltnes? — — Haben Sie mich ſonſt noch wohin zu ſchicken? Ich habe ohnedem auf dem Rathskeller eine kleine Verrichtung; vielleicht iſts ein Gang? Nu?

Damis. (erzürnt) Nein, Schurke!

Anton. Da haben wirs! Er hat alles geleſen, nur kein Komplimentirbuch. — — Aber beſinnen Sie Sich. Etwa in den Buchladen?

Damis. Nein, Schurke.

Anton. Ich muß das Schurke ſo oft hören, daß ich endlich ſelbſt glauben werde, es ſey mein Taufnahme. — — Aber zum Buchbinder?

Damis. Schweig, oder — —

Anton. Oder zum Buchdrucker? Zu dieſen dreyen, Gott ſey Dank! weiß ich mich, wie das Färbepferd um die Rolle.

Damis. Sieht denn der Schlingel nicht, daß ich leſe? Will er mich noch länger ſtören?

Anton. (bey Seite) St! er iſt im Ernſte böſe geworden. Lenk ein, Anton. — — Aber, ſagen Sie mir nur, was leſen Sie denn da für ein Buch?

Potz

Potz Stern, was das für Zeug iſt! Das verſtehen Sie? Solche Krakelfüſſe, ſolche fürchterliche Zickzacke, die kann ein Menſch leſen? Wenn das nicht wenigens Fauſts Höllenzwang iſt — — Ach, man weiß es ja wohl, wies den Leuten geht, die alles lernen wollen. Endlich verführt ſie der böſe Geiſt, daß ſie auch hexen lernen. — —

Damis. (nimmt ſein munteres Weſen wieder an.) Du guter Anton! das iſt ein Buch in hebräiſcher Sprache. — Des Ben Maimon Jadchaſacka.

Anton. Ja doch; wers nur glauben wollte! Was Hebräiſch iſt, weiß ich endlich auch. Iſt es nicht mit der Grundſprache, mit der Textſprache, mit der heiligen Sprache einerley? Die warf unſer Pfarr, als ich noch in die Schule gieng, mehr als einmal von der Kanzel. Aber ſo ein Buch, wahrhaftig! hatte er nicht; ich habe alle ſeine Bücher beguckt; ich mußte ſie ihm einmal von einem Boden auf den andern räumen helfen.

Damis. Ha! ha! ha! das kann wohl ſeyn. Es iſt Wunders genug, wenn ein Geiſtlicher auf dem Lande nur den Namen davon weiß. Zwar, im Vertrauen, mein lieber Anton, die Geiſtlichen überhaupt ſind ſchlechte Helden in der Gelehrſamkeit.

Anton. Nu, nu, bey allen trift das wohl nicht ein. Der Magiſter in meinem Dorfe wenigſtens gehört unter die Ausnahme. Verſichert! der Schulmeiſter ſelber hat mir es, mehr als einmal geſagt, daß er ein ſehr gelehrter Mann wäre. Und dem Schulmeiſter muß ich das glauben; denn wie mir

der

der Herr Pfarr oft geſagt, ſo iſt er keiner von den ſchlechten Schulmeiſtern; er verſteht ein Wort Latein, und kann davon urtheilen.

Damis. Das iſt luſtig! Der Schulmeiſter alſo lobt den Pfarr, und der Pfarr nicht unerkenntlich zu ſeyn, lobt den Schulmeiſter. Wenn mein Vater zugegen wäre, ſo würde er gewiß ſagen: Manus manum lavat. Haſt du ihm die alberne Gewohnheit nicht angemerkt, daß er bey aller Gelegenheit ein lateiniſches Sprüchelchen mit einflickt? Der alte Idiote denkt, weil er ſo einen gelehrten Sohn hat, müſſe er doch auch zeigen, daß er einmal durch die Schule gelaufen ſey.

Anton. Hab ichs doch gedacht, daß es etwas albernes ſeyn müſſe; denn manchmal mitten in der Rede murmelt er etwas her, wovon ich kein Wort verſtehe.

Damis. Doch ſchlieſſe nur nicht daraus, daß alles albern ſey, was du nicht verſtehſt. Ich würde ſonſt viel albernes Zeug wiſſen. — — Aber, o himmliſche Gelehrſamkeit, wie viel iſt dir ein Sterblicher ſchuldig, der dich beſitzt! Und wie bejammernswürdig iſt es, daß dich die wenigſten in deinem Umfange kennen! Der Theolog glaubt dich bey einer Menge heiliger Sprüche, fürchterlicher Erzehlungen und einiger übel angebrachten Figuren zu beſitzen. Der Rechtsgelehrte, bey einer unſeligen Geſchicklichkeit unbrauchbare Geſetze abgeſtorbner Staaten, zum Nachtheile der Billigkeit und Vernunft, zu verdrehen, und die fürchterlichſten Urthel in einer

ner noch fürchterlichern Sprache vorzutragen. Der Arzt endlich glaubt ſich wirklich deiner bemächtiget zu haben, wann er durch eine Legion barbariſcher Wörter die Geſunden krank und die Kranken noch kränker machen kann. Aber, o betrogne Thoren! die Wahrheit läßt euch nicht lange in dieſem ſie ſchimpfenden Irrthume. Es kommen Gelegenheiten, wo ihr ſelbſt erkennet, wie mangelhaft euer Wiſſen ſey; voll tollen Hochmuths beurtheilet ihr alsdann alle menſchliche Erkenntniß nach der eurigen, und ruft wohl gar in einem Tone, welcher alle Sterbliche zu bejammern ſcheinet, aus: Unſer Wiſſen iſt Stückwerk! Nein, glaube mir, mein lieber Anton: der Menſch iſt allerdings einer allgemeinen Erkenntniß fähig. Es leugnen, heißt ein Bekenntniß ſeiner Faulheit, oder ſeines mäßigen Genies ablegen. Wenn ich erwäge, wie viel ich ſchon nach meinen wenigen Jahren verſtehe, ſo werde ich von dieſer Wahrheit noch mehr überzeugt. Lateiniſch, Griechiſch, Hebräiſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Engliſch — — das ſind ſechs Sprachen, die ich alle vollkommen beſitze: und bin erſt zwanzig Jahr alt!

Anton. Sachte! Sie haben eine vergeſſen; die deutſche — —

Damis. Es iſt wahr, mein lieber Anton; das ſind alſo ſieben Sprachen: und ich bin erſt zwanzig Jahr alt!

Anton. Pfui doch, Herr! Sie haben mich, oder Sich ſelbſt zum beſten. Sie werden doch das, daß Sie Deutſch können, nicht zu Ihrer Gelehrſamkeit rech=

rechnen? Es war ja mein Ernſt nicht. — —

Damis. Und alſo denkſt du wohl ſelber Deutſch zu können?

Anton. Ich? ich? nicht Deutſch! Es wäre ein verdammter Streich, wenn ich Kalmuckiſch redete, und wüßte es nicht.

Damis. Unter können und können, iſt ein Unterſchied. Du kannſt Deutſch, das iſt: du kannſt deine Gedanken mit Tönen ausdrücken, die einem Deutſchen verſtändlich ſind; das iſt, die eben die Gedanken in ihm erwecken, die du bey dir haſt. Du kannſt aber nicht Deutſch, das iſt: du weißt nicht, was in dieſer Sprache gemein oder niedrig, alt oder gebräuchlich iſt; du weißt ihre Regeln nicht; du haſt keine gelehrte Kenntniß von ihr.

Anton. Was einen die Gelehrten nicht weiß machen wollen! Wenn es nur auf Ihr das iſt ankäme, ich glaube, Sie ſtritten mir wohl gar noch ab, daß ich eſſen könnte.

Damis. Eſſen? Je nun warhaftig, wenn ich es genau nehmen will, ſo kannſt du es auch nicht.

Anton. Ich? ich nicht eſſen? Und trinken wohl auch nicht?

Damis. Du kannſt eſſen, das iſt: du kannſt die Speiſen zerſchneiden, in den Mund ſtecken, kauen, hinunter ſchlucken, und ſo weiter. Du kannſt nicht eſſen, das iſt: du weißt die mechaniſchen Geſetze nicht, nach welchen es geſchiehet; du weißt nicht, welches das Amt einer jeden dabey thätigen Muskel iſt; ob der Digaſtricus oder der Maſſeter, ob der Pterygoideus

goideus internus oder externus ob der Zygomaticus oder der Platysmamyodes, ob — —

Anton. Ach ob, ob! Das einzige Ob, worauf ich ſehe, iſt das, ob mein Magen etwas davon erhält, und mirs bekömmt. — — Aber wieder auf die Sprache zu kommen. Glauben Sie wohl, daß ich eine verſtehe, die Sie nicht verſtehen?

Damis. Du, eine Sprache, die ich nicht verſtünde?

Anton. Ja; rathen Sie einmal.

Damis. Kanſt du etwa Koptiſch?

Anton. Foptiſch? Nein, das kann ich nicht.

Damis. Chineſiſch? Malabariſch? Ich wüßte nicht woher.

Anton. Wie Sie herumrathen. Haben Sie meinen Vetter nicht geſehn? Er beſuchte mich vor vierzehn Tagen. Der redte nichts, als dieſe Sprache.

Damis. Der Rabbi, der vor kurzen zu mir kam, war doch wohl nicht dein Vetter?

Anton. Daß ich nicht gar ein Jude wäre! Mein Vetter war ein Wende; ich kann Wendiſch; und das können Sie nicht.

Damis. (nachſinnend) Er hat Recht. — Mein Bedienter ſoll eine Sprache verſtehen, die ich nicht verſtehe? Und noch dazu eine Hauptſprache? Ich erinnere mich, daß ihre Verwandſchaft mit der Hebräiſchen ſehr groß ſeyn ſoll. Wer weiß, wie viel Stammwörter, die in dieſer verloren ſind, ich in

jener entdecken könnte! —— Das Ding fängt mir an, im Kopfe herum zu gehen!

Anton. Sehen Sie! — Doch wiſſen Sie was? Wenn Sie mir meinen Lohn verdoppeln, ſo ſollen Sie bald ſo viel davon verſtehen, als ich ſelbſt. Wir wollen fleißig mit einander Wendiſch parliren, und —— Kurz, überlegen Sie es. Ich vergeſſe über dem verdammten Plaudern meinen Gang auf den Rathskeller ganz und gar. Ich bin gleich zu ihren Dienſten.

Damis. Bleib itzt hier; bleib hier.

Anton. Aber Ihr Herr kömmt. Hören Sie? Wir könnten doch nicht weiter reden. (Geht ab.)

Damis. Wenn mich doch mein Vater ungeſtört laſſen wollte. Glaubt er denn, daß ich ſo ein Müßiggänger bin, wie er?

Zweyter Auftritt.

Damis. Chryſander.

Chryſander. Immer über den verdammten Büchern! Mein Sohn, zu viel iſt zu viel. Das Vergnügen iſt ſo nöthig als die Arbeit.

Damis. O Herr Vater, das Studiren iſt mir Vergnügens genug. Wer neben den Wiſſenſchaften noch andere Ergötzungen ſucht, muß die wahre Süßigkeit derſelben noch nicht geſchmeckt haben.

Chryſ. Das ſage nicht! Ich habe in meiner Jugend auch ſtudirt; ich bin bis auf das Mark der Gelehrſamkeit gekommen. Aber daß ich beſtändig über

den

den Büchern gelegen hätte, das iſt nicht wahr. Ich gieng ſpazieren; ich ſpielte; ich beſuchte Geſellſchaften; ich machte Bekanntſchaft mit Frauenzimmern. Was der Vater in der Jugend gethan hat, kann der Sohn auch thun; ſoll der Sohn auch thun. A bove majori diſcat arare minor! wie wir Lateiner reden. Beſonders das Frauenzimmer laß dir, wie wir Lateiner reden, de meliori empfohlen seyn! Das ſind Narren, die einen jungen Menſchen vor das Frauenzimmer ärger als vor Scorpionen warnen; die es ihm, wie wir Lateiner reden, cautius ſanguine viperino zu fliehen befehlen. —

Damis. Cautius ſanguine viperino? Ja, das iſt noch Latein! Aber wie heißt die ganze Stelle?

Cur timet flavum Tiberim tangere? cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat? — —

O ich höre ſchon, Herr Vater, Sie haben auch nicht aus der Quelle geſchöpft! Denn ſonſt würden Sie wiſſen, daß Horaz in eben der Ode die Liebe als eine ſehr nachtheilige Leidenſchaft beſchreibt, und das Frauenzimmer — —

Chryſ. Horaz! Horaz! Horaz war ein Italiener, und meynet das italieniſche Frauenzimmer. Ja vor dem italieniſchen warne ich dich auch! das iſt gefährlich! Ich habe einen guten Freund, der in ſeiner Jugend — — Doch ſtill! man muß kein Aergerniß geben. — Das deutſche Frauenzimmer hingegen, o das deutſche! mit dem iſt es ganz anders beſchaffen. — — Ich würde der Mann nicht geworden

ſeyn, der ich doch bin, wenn mich das Frauenzimmer nicht vollends zugeſtutzt hätte. Ich dächte, man ſähe mirs an. Du haſt todte Bücher genug geleſen; guck einmal in ein lebendiges!

Damis. Ich erſtaune — —

Chryſ. O du wirſt noch mehr erſtaunen, wann du erſt tiefer hinein ſehen wirſt. Das Frauenzimmer, mußt du wiſſen, iſt für einen jungen Menſchen eine neue Welt, wo man ſo viel anzugaffen, ſo viel zu bewundern findet. — —

Damis. Hören Sie mich doch! Ich erſtaune, will ich ſagen, Sie eine Sprache führen zu hören, in der wahrhaftig diejenigen Vorſchriften nicht ausgedrückt waren, die Sie mir mit auf die hohe Schule gaben.

Chryſ. Quæ, qualis, quanta! Jetzt und damals! Tempora mutantur, wie wir Lateiner ſagen.

Damis. Tempora mutantur? Ich bitte Sie, legen Sie doch die Vorurtheile des Pöbels ab. Die Zeiten ändern ſich nicht. Denn laſſen Sie uns einmal ſehen: was iſt die Zeit? — —

Chryſ. Schweig! die Zeit iſt ein Ding, das ich mir mit deinem unnützen Geplauder nicht will verderben laſſen. Meine damaligen Vorſchriften waren nach dem damaligen Maaſſe deiner Erfahrung und deines Verſtandes eingerichtet. Nun aber traue ich dir von beyden ſo viel zu, daß du Ergötzlichkeiten nicht zu Beſchäftigungen machen wirſt. Aus dieſem Grunde rathe ich dir alſo — —

Damis. Ihre Reden haben einigen Schein der Wahrheit. Allein ich dringe tiefer. Sie werden es gleich ſehen. Der Status Controverſiä iſt — —

Chryſ. Ey, der Status Controverſiä mag meinetwegen in Barbara oder in Celarent ſeyn. Ich bin nicht hergekommen mit dir zu diſputiren, ſondern — —

Damis. Die Kunſtwörter des Diſputirens zu lernen? Wohl! Sie müſſen alſo wiſſen, daß weder Barbara noch Celarent den Statum — —

Chryſ. Ich möchte toll werden! Bleib Er mir, Herr Informator, mit den Poſſen weg, oder — —

Damis. Poſſen? dieſe ſeltſamen Benennungen ſind zwar Ueberbleibſel der ſcholaſtiſchen Philoſophie, das iſt wahr; aber doch ſolche Ueberbleibſel — —

Chryſ. Ueber die ich die Geduld verlieren werde, wann du mich nicht bald anhörſt. Ich komme in der ernſthafteſten Sache von der Welt zu dir, — — denn was iſt ernſthafter als heyrathen? — — und du — —

Damis. Heyrathen? Des Heyrathens wegen zu mir? zu mir?

Chryſ. Ha! ha! macht dich das aufmerkſam? Alſo auscultа & perpende!

Damis. Ausculta & perpende? ausculta & perpende? Ein glücklicher Einfall —

Chryſ. O, ich habe Einfälle —

Damis. Den ich da bekomme!

Chryſ. Du?

Damis. Ja, ich. Wiſſen Sie, wo ſich dieſes ausculta & perpende herſchreibt? Eben mache ich die Entdeckung: aus dem Homer. O was finde ich nicht alles in meinem Homer!

Chryſ. Du und dein Homer, ihr ſeyd ein Paar Narren!

Damis. Ich und Homer? Homer und ich? wir beyde? Hi! hi! hi! Gewiß, Herr Vater? O ich danke, ich danke. Ich und Homer! Homer und ich! — Aber hören Sie nur: ſo oft Homer — er war wirklich kein Narr, ſo wenig wie ich — ſo oft er, ſag ich, ſeine Helden den Soldaten zur Tapferkeit ermuntern, oder in dem Kriegsrathe eine Berathſchlagung anheben läßt; ſo oft iſt auch der Anfang ihrer Rede: höret, was ich vortragen werde, und überlegt es! Zum Exempel in der Odyſſee:

Κεκλυτε δη νυν μευ, Ιθακησιοι, ὁ, ττι κεν ἐιπω.

Und darauf folgt denn auch oft:

Ως ἐφαθ᾽. ὁι δ᾽ ἀρα του μαλα μεν κλυον, ἠδ᾽
ἐπιθοντο.

das iſt: ſo ſprach er, und ſie gehorchten dem, was ſie gehöret hatten.

Chryſ. Gehorchten ſie ihm? Nu, das iſt vernünftig! Homer mag doch wohl kein Narr ſeyn. Sieh zu, daß ich von dir auch wiederrufen kann. Denn wieder zur Sache: ich kenne, mein Sohn —

Damis. Einen kleinen Augenblick Geduld, Herr Vater! Ich will mich nur hinſetzen, und dieſe Anmerkung aufſchreiben.

Chryſ.

Chryſ. Aufſchreiben? was iſt hier aufzuſchreiben? Wem liegt daran, ob das Sprüchelchen aus dem Homer, oder aus dem Geſangbuche iſt?

Damis. Der gelehrten Welt liegt daran; meiner und Homers Ehre lieget daran! Denn ein halb hundert ſolche Anmerkungen machen einen Philologen. Und ſie iſt neu, muß ich Ihnen ſagen, ſie iſt ganz neu.

Chryſ. So ſchreib ſie ein andermal auf.

Damis. Wann ſie mir aber wieder entfiele? Ich würde untröſtlich ſeyn. Haben Sie wenigſtens die Gütigkeit, mich wieder daran zu erinnern.

Chryſ. Gut, das will ich thun; höre mir nur jetzt zu. Ich kenne, mein Sohn, ein recht allerliebſtes Frauenzimmer; und ich weiß, du kennſt es auch. Hätteſt du wohl Luſt — —

Damis. Ich ſoll ein Frauenzimmer, ein liebenswürdiges Frauenzimmer kennen? O, Herr Vater, wenn das jemand hörte, was würde er von meiner Gelehrſamkeit denken? — — Ich ein liebenswürdiges Frauenzimmer? — —

Chryſ. Nun wahrhaftig; ich glaube nicht, daß ein Gaſtwirth ſo erſchrecken kann, wenn man ihm Schuld giebt, er kenne den oder jenen Spitzbuben, als du erſchrickſt, weil du ein Frauenzimmer kennen ſollſt. Iſt denn das ein Schimpf?

Damis. Wenigſtens iſt es keine Ehre, beſonders für einen Gelehrten. Mit wem man umgeht, deſſen Sitten nimmt man nach und nach an. Jedes Frauenzimmer iſt eitel, hoffärtig, geſchwätzig, zänkiſch,

kiſch und Zeitlebens kindiſch, es mag ſo alt werden, als es will. Jedes Frauenzimmer weiß kaum, daß es eine Seele hat, um die es unendlich mehr beſorgt ſeyn ſollte, als um den Körper. Sich ankleiden, auskleiden, und wieder anders ankleiden; vor dem Spiegel ſitzen, ſeinen eignen Reiz bewundern; auf ausgekünſtelte Minen ſinnen; mit neugierigen Augen müßig an dem Fenſter liegen: unſinnige Romane leſen, und aufs höchſte zum Zeitvertreibe die Nadel zur Hand nehmen: das ſind ſeine Beſchäftigungen; das iſt ſein Leben. Und Sie glauben, daß ein Gelehrter, ohne Nachtheil ſeines guten Namens, ſolche närriſche Geſchöpfe weiter, als ihrer äuſſerlichen Geſtalt nach, kennen dürfe?

Chryſ. Menſch, Menſch! deine Mutter kehret ſich im Grabe um. Bedenke doch, daß ſie auch ein Frauenzimmer war! Bedenke doch, daß die Dinger von Natur nun einmal nicht anders ſind! Ob ſchon, wie wir Lateiner zu reden pflegen, nulla regula ſine exceptione. Und ſo eine Exception iſt ſicherlich das Mädchen, das ich ietzt im Kopfe habe, und das du kennſt. — —

Damis. Nein, nein! ich ſchwöre es Ihnen zu: unſere Muhmen ausgenommen, und Julianen —

Chryſ. Und Julianen? bene! —

Damis. Und ihr Mädchen ausgenommen, kenne ich kein einziges Weibsbild. Ja, der Himmel ſoll mich ſtrafen, wenn ich mir jemals in den Sinn kommen laſſe, mehrere kennen zu lernen!

Chryſ.

Chryſ. Je nun, auch das! wie du willſt! Genug, Julianen die kennſt du.

Damis. Leider!

Chryſ. Und eben Juliane iſt es, über die ich deine Gedanken vernehmen möchte. — —

Damis. Ueber Julianen? meine Gedanken über Julianen? O Herr Vater, wenn Sie noch meine Gedanken über Erinnen, oder Corinnen, über Teleſillen oder Praxillen verlangten — —

Chryſ. Schock tauſend! was ſind das für Illen? Den Augenblick ſchwur er, er kenne kein Frauenzimmer, und nun nennt er ein halb Dutzend Menſcher. —

Damis. Menſcher? Herr Vater.

Chryſ. Ja, Herr Sohn, Menſcher! Die Endung giebts gewiß nicht? Netrix, Lotrix, Meretrix. —

Damis. Himmel, Menſcher! griechiſche berühmte Dichterinnen Menſcher zu nennen! — —

Chryſ. Ja, ja, Dichterinnen! das ſind mir eben die rechten. Lotrix, Meretrix, Poetrix — —

Damis. Poetrix? O wehe, meine Ohren! Poetria müßten Sie ſagen; oder Poetris —

Chryſ. Is oder ix, Herr Buchſtabenkrähmer!

Dritter Auftritt.

Chryſander. Damis. Liſette.

Liſette. Hurtig herunter in die Wohnſtube, Herr Chryſander! Man will Sie ſprechen.

Chryſ. Nun, was für ein Narr muß mich ietzo ſtören? Wer iſt es denn?

Liſette. Soll ich alle Narren kennen?

Chryſ. Was ſagſt du? Du haſt ein unglückliches Maul, Liſette. Einen ehrlichen Mann einen Narren zu ſchimpfen? Denn ein ehrlicher Mann muß es doch ſeyn; was wollte er ſonſt bey mir?

Liſette. Nu, nu; verzeihen Sie immer meinem Maule den Fehler des Ihrigen.

Chryſ. Den Fehler des meinigen?

Liſette. O gehen Sie doch! der ehrliche Mann wartet.

Chryſ. Laß ihn warten. Habe ich doch den Narren nicht kommen heiſſen. — — Ich werde gleich wieder da ſeyn, mein Sohn.

Liſette. (bey Seite.) Ich muß doch ſehen, ob ich aus dem wunderlichen Einfall meiner Jungfer etwas machen kann.

Vierter Auftritt.

Liſette. Damis.

Damis. Nun? geht Liſette nicht mit?

Liſette. Ich bin Ihre gehorſamſte Dienerinn. Wenn Sie befehlen, ſo werde ich gehorchen. Aber nur eines möchte ich erſt wiſſen. Sagen Sie mir, um des Himmels willen, wie können Sie beſtändig ſo allein ſeyn? Was machen Sie denn den ganzen Tag auf Ihrer Studierſtube? Werden Ihnen denn nicht alle Augenblicke zu Stunden?

Damis. Ach, was nützen die Fragen? Fort! fort!

Liſette. Ueber den Büchern können Sie doch unmöglich die ganze Zeit liegen. Die Bücher, die todten Geſellſchafter! Nein, ich lobe mir das Lebendige; und das iſt auch Mamſell Julianens Geſchmack. Zwar dann und wann leſen wir auch; einen irrenden Ritter, eine Baniſe, und ſo etwas gutes; aber länger als eine Stunde halten wir es hintereinander nicht aus. Ganze Tage damit zuzubringen, wie Sie, hilf Himmel! in den erſten dreyen wären wir todt. Und vollends nicht ein Wort dabey zu reden, wie Sie; das wäre unſre Hölle. Ein Vorzug des ganzen männlichen Geſchlechts kann es nicht ſeyn, weil ich Mannsperſonen kenne, die ſo flüchtig und noch flüchtiger ſind, als wir. Es müſſen nur ſehr wenig groſſe Geiſter dieſe beſondere Gabe beſitzen. — —

Damis. Liſette ſpricht ſo albern eben nicht. Es iſt Schade, daß ein ſo guter Mutterwitz nicht durch die Wiſſenſchaften ausgebeſſert wird.

Liſette. Sie machen mich ſchamroth. Bald dürfte ich mich dafür rächen, und Ihnen die Lobeserhebungen nach einander erzählen, die Ihnen von der geſtrigen Gartengeſellſchaft gemacht wurden. Doch ich will Ihre Beſcheidenheit nicht beleidigen. Ich weiß, die Gelehrten halten auf dieſe Tugend allzuviel.

Damis. Meine Lobeserhebungen? meine?

Liſette. Ja, ja, die Ihrigen.

Damis. O beſorge Sie nichts, meine liebe Liſette. Ich will Sie als die Lobeserhebungen eines andern betrachten, und ſo kann meine Beſcheidenheit zufrieden ſeyn. Erzähle Sie mir ſie nur. Bloß wegen

gen Ihrer lebhaften und ungekünſtelten Art ſich auszudrücken, wünſche ich ſie zu hören.

Liſette. O meine Art iſt wohl keine von den beſten. Es hat mir ein Lehrmeiſter, wie Sie, gefehlt. Doch ich will Ihrem Befehle gehorchen. Sie wiſſen doch wohl, wer die Herren waren, die geſtern bey ihrem Herrn Vater im Garten ſchmauſeten?

Damis. Nein, wahrhaftig nicht. Weil ich nicht dabey ſeyn wollte, ſo habe ich mich auch nicht darum bekümmert. Hoffentlich aber werden es Leute geweſen ſeyn, die ſelbſt lobenswürdig ſind, daß man ſich alſo auf ihr Lob etwas einbilden kann.

Liſette. Das ſind ſie ſo ziemlich. Was würde es Ihnen aber verſchlagen, wenn ſie es auch nicht wären? Sie wollen ja ihre Lobeserhebungen aus Beſcheidenheit als fremde betrachten. Und hängt denn die Wahrheit von dem Munde desjenigen ab, der ſie vorträgt? Hören Sie nur —

Damis. Himmel! ich höre meinen Vater wieder kommen. Um Gottes willen, liebe Liſette, daß er nicht merkt, daß Sie Sich ſo lange bey mir aufgehalten hat. Geh Sie hurtig unterdeſſen in das Kabinet.

Fünfter Auftritt.

Damis. Chryſander.

Chryſ. Der verzweifelte Valer! er hätte mir zu keiner ungelegnern Zeit kommen können. Muß ihn denn der Henker eben heute von Berlin zurück führen?

ren? Und muß er ſich denn eben gleich bey Mir anmelden laſſen? Huy daß — — Nein, Herr Valer, damit kommen Sie zu ſpät. — — Nun mein Sohn — (Damis ſteht zerſtreut, als in tiefen Gedanken) Hörſt du mein Sohn?

Damis. Ich höre; ich höre alles.

Chryſ. Kurz, du bemerkſt doch, wo ich vorhin hinaus wollte? Einem Klugen ſind drey Worte genug. Sapienti ſat; ſagen wir Lateiner. — Antworte doch —

Damis. (noch immer als in Gedanken) Was iſt da zu antworten? — —

Chryſ. Was da zu antworten iſt? — Das will ich dir ſagen. — Antworte, daß du mich verſtanden; daß dir mein Antrag lieb iſt, daß dir Juliane gefällt, daß du mir in allem gehorchen willſt. — Nun antworteſt du das? —

Damis. Ich will gleich ſehn — (indem er in der angenommenen Zerſtreuung nach einem Buche greift)

Chryſ. Was kann in dem Buche davon ſtehen? — Antworte aus dem Herzen, und nicht aus dem Buche. — — Ex libro doctus quilibet eſſe poteſt; ſagen wir Lateiner. — —

Damis. (als ob er in dem Buche läſe) Vollkommen recht! Aber nun wie weiter? —

Chryſ. Das weitere giebt ſich, wies Griechiſche. Du ſagſt Ja; Sie ſagt Ja; damit wird Verlöbniß; und bald drauf wird Hochzeit; und alsdenn — — Du wirſt ſchon ſehen, wies alsdann weiter geht. — —

Damis. Wenn nun aber dieſe Vorausſetzuug. — (immer noch als ob er läſe)

Chryſ. Ey, ich ſetze nichts voraus, was im geringſten zweifelhaft wäre. Juliane iſt eine Wayſe; ich bin ihr Vormund; ich bin dein Vater; was muß mir angelegner ſeyn, als euch beyde glücklich zu machen? Ihr Vater war mein Freund, und war ein ehrlicher Mann, obgleich ein Narr. Er hätte einen honneten Banquerot machen können; ſeine Gläubiger würden aufs Drittel mit ſich haben akkordiren laſſen; und er war ſo einfältig und bezahlte bis auf den letzten Heller. Wie iſt mir denn? haſt du ihn nicht gekannt?

Damis. Von Perſon nicht. Aber ſeine Lebensumſtände ſind mir ganz wohl bewußt. Ich habe ſie, ich weiß nicht in welcher Biographie, geleſen.

Chryſ. Geleſen? gedruckt geleſen?

Damis. Ja, ja; geleſen. Er ward gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts gebohren, und iſt, etwa vor zwanzig Jahren, als Generalſuperintendent in Pommern geſtorben. In orientaliſchen Sprachen war ſeine vornehmſte Stärke. Allein ſeine Bücher ſind nicht alle gleich gut. Dieſes iſt noch eines von den beſten. Eine beſondere Gewohnheit ſoll der Mann an ſich gehabt haben — —

Chryſ. Von wem ſprichſt denn du?

Damis. Sie fragen mich ja, ob mir der Verfaſſer dieſes Buchs bekannt wäre?

Chryſ. Ich glaube du träumeſt; oder es geht gar noch etwas ärgers in deinem Gehirne vor. Ich

frage

frage dich, ob du Julianens Vater noch gekannt haſt?

Damis. Verzeihen Sie mir, wann ich ein wenig zerſtreut geantwortet habe! Ich dachte eben nach, — — warum wohl die Rabbinen — — das Schurek M'lo Pum heiſſen?

Chryſ. Mit dem verdammten Schurek! Gieb doch auf das Acht, was der Vater mit dir ſpricht! — — (er nimmt ihm das Buch aus der Hand) Du haſt ihn alſo nicht gekannt? Ich beſinne mich; es iſt auch nicht wohl möglich. Als er ſtarb, war Juliane noch ſehr jung. Ich nahm ſie gleich nach ſeinem Tode in mein Haus, und Gott ſey Dank! ſie hat viel Wohlthaten hier genoſſen. Sie iſt ſchön, ſie iſt tugendhaft; wem ſollte ich ſie alſo lieber gönnen, als dir? Was meyneſt du? — — Antworte doch! Stehſt du nicht da, als wenn du ſchlieſeſt! — —

Damis. Ja, ja, Herr Vater. Nur eins iſt noch dabey zu erwägen. — —

Chryſ. Du haſt recht; freylich iſt noch eins dabey zu erwägen: ob du dich nehmlich geſchickt befindeſt, bald ein öffentliches Amt anzunehmen, weil doch — —

Damis. Wie? geſchickt? geſchickt? Sie zweifeln alſo an meiner Geſchicklichkeit? — Wie unglücklich bin ich, daß ich Ihnen nicht ſogleich die unwiderſprechlichſten Beweiſe geben kann! Doch es ſoll noch dieſen Abend geſchehen. Glauben ſie mir, noch dieſen Abend. — — Die verdammte Poſt! Ich weiß auch nicht, wo ſie bleibt.

Chryſ.

Chryſ. Beruhige dich nur, mein Sohn. Die Frage geſchahe eben aus keinem Mißtrauen, ſondern bloß weil ich glaube, es ſchicke ſich nicht, eher zu heyrathen, als bis man ein Amt hat; ſo wie es ſich, ſollte ich meynen, auch nicht wohl ſchickt, eher ein Amt anzunehmen, als bis man weiß, woher man die Frau bekommen will.

Damis. Ach, was heyrathen? was Frau? Erlauben Sie mir, daß ich Sie allein laſſe. Ich muß ihn gleich wieder auf die Poſt ſchicken. Anton! Anton! Doch es iſt mit dem Schlingel nichts anzufangen; ich muß nur ſelbſt gehen.

Sechster Auftritt.

Anton. Chryſander.

Anton. Rufte mich nicht Herr Damis? Wo iſt er? was ſoll ich?

Chryſ. Ich weiß nicht, was ihm im Kopfe ſteckt. Er ruft dich; er will dich auf die Poſt ſchicken; er beſinnt ſich, daß mit dir Schlingel nichts anzufangen iſt, und geht ſelber. Sage mir nur; willſt du Zeitlebens ein Eſel bleiben?

Anton. Gemach, Herr Chryſander! ich nehme an den Thorheiten Ihres Sohnes keinen Theil. Mehr als zwölfmal habe ich ihm heute ſchon auf die Poſt laufen müſſen. Er verlangt Briefe von Berlin. Iſt es meine Schuld, daß ſie nicht kommen?

Chryſ. Der wunderliche Heilige! Du biſt aber nun ſchon ſo lange um ihn; ſollteſt du nicht ſein Gemüth, ſeine Art zu denken ein wenig kennen?

Anton.

Anton. Ha! ha! das kömmt darauf hinaus, was wir Gelehrten die Kenntniß der Gemüther nennen? Darinn bin ich Meiſter; bey meiner Ehre! Ich darf nur ein Wort mit einem reden; ich darf ihn nur anſehen: huſch habe ich den ganzen Menſchen weg! Ich weiß ſogleich, ob er vernünftig, oder eigenſinnig, ob er freygebig, oder ein Knicker — —

Chryſ. Ich glaube gar, du zeigſt auf mich?

Anton. O kehren Sie ſich an meine Hände nicht! — — Ob er — —

Chryſ. Du ſollſt deine Kunſt gleich zeigen! Ich habe meinem Sohne eine Heyrath vorgeſchlagen: nun ſage einmal, wenn du ihn kennſt, was wird er thun?

Anton. Ihr Herr Sohn? Herr Damis? Verzeihen Sie mir, bey dem geht meine Kunſt, meine ſonſt ſo wohl verſuchte Kunſt, betteln.

Chryſ. Nu, Schurke, ſo geh mit, und prahle nicht!

Anton. Die Gemüthsart eines jungen Gelehrten kennen wollen, und etwas daraus ſchlieſſen wollen, iſt unmöglich; und was unmöglich iſt, Herr Chryſander — — das iſt unmöglich.

Chryſ. Und wie ſo?

Anton. Weil er gar keine hat.

Chryſ. Gar keine?

Anton. Nein, nicht gar keine; ſondern alle Augenblicke eine andre. Die Bücher, und die Exempel, die er lieſt, ſind die Winde, nach welchen ſich der Wetterhahn ſeiner Gedanken richtet. Nur bey dem Kapitel von Heyrathen ſtehen zu bleiben, weil

das einmal auf dem Tapete iſt, ſo beſinne ich mich, daß — — Denn vor allen Dingen müſſen Sie wiſſen, daß Herr Damis nie etwas vor mir verborgen hat. Ich bin von je her ſein Vertrauter geweſen, und von je her der, mit dem er ſich immer am liebſten abgegeben hat. Ganze Tage, ganze Nächte haben wir manchmal auf der Univerſität mit einander diſputirt. Und ich weiß nicht, er muß doch ſo etwas an mir finden; etwa eine Eigenſchaft, die er an andern nicht findet —

Chryſ. Ich will dir ſagen, was das für eine Eigenſchaft iſt: deine Dummheit! Es ergötzt ihn, wenn er ſieht, daß er gelehrter iſt als du. Biſt du nun vollends ein Schalk, und widerſprichſt ihm nicht, und lobſt ihn ins Geſicht, und bewunderſt ihn — —

Anton. Je verflucht! da verrathen Sie mir ja meine ganze Politik! Wie ſchlau ein alter Kaufmann nicht iſt!

Chryſ. Aber vergiß das Hauptwerk nicht! Vom Heyrathen — —

Anton. Ja darüber hat er ſchon Teufelsgrillen im Kopfe gehabt. Zum Exempel; ich weiß die Zeit, da er gar nicht heyrathen wollte.

Chryſ. Gar nicht? ſo muß Ich noch heyrathen. Ich werde doch meinen Namen nicht untergehen laſſen? Der Böſewicht! Aber warum denn nicht!

Anton. Darum; weil es einmal Gelehrte gegeben hat, die geglaubt haben, der eheloſe Stand ſey für einen Gelehrten der ſchicklichſte. Gott weiß, ob dieſe Herren allzu geiſtlich oder allzu fleiſchlich ſind

geſinnt

geſinnt geweſen! Als ein künftiger Hageſtolz, hatte er ſich auch ſchon auf verſchiedene ſinnreiche Entſchuldigungen gefaßt gemacht. —

Chryſ. Auf Entſchuldigungen? kann ſich ſo ein ruchloſer Menſch, der dieſes heilige Sakrament — Denn im Vorbeygehen zu ſagen, ich bin mit unſern Theologen gar nicht zufrieden, daß ſie den Eheſtand für kein Sakrament wollen gelten laſſen — — der, ſage ich, dieſes heilige Sakrament verachtet, kann ſich der noch unterſtehen, ſeine Gottloſigkeit zu entſchuldigen? Aber, Kerl, ich glaube, du machſt mir etwas weiß; denn nur vorhin, ſchien er ja meinen Vorſchlag zu billigen.

Anton. Das iſt unmöglich richtig zugegangen. Wie ſtellte er ſich dabey an? Laſſen Sie ſehen: ſtand er etwa da, als wenn er vor den Kopf geſchlagen wäre? ſahe er etwa ſteif auf die Erde? legte er etwa die Hand an die Stirne? griff er etwa nach einem Buche, als wenn er darinn leſen wollte? ließ er Sie etwa ungeſtört fort reden?

Chryſ. Getroffen! du mahlſt ihn, als ob du ihn geſehen hätteſt.

Anton. O da ſieht es windig aus! Wann er es ſo macht, will er haben, daß man ihn für zerſtreut halten ſoll. Ich kenne ſeine Mucken. Er hört alsdenn alles, was man ihm ſagt; allein die Leute ſollen glauben, er habe es vor vielem Nachſinnen nicht gehört. Er antwortet zuweilen auch; wenn man ihm aber ſeine Antwort wieder vorlegt, ſo wird er

nimmermehr zugeſtehen, daß ſie auf das gegangen ſey, was man von ihm hat wiſſen wollen.

Chryſ. Nun, wer noch nicht geſtehen will, daß zu viel Gelehrſamkeit den Kopf verwirre, der verdient es ſelber zu erfahren. Gott ſey Dank, daß ich in meiner Jugend gleich das rechte Maaß zu treffen wußte! Omne nimium vertitur in vitulum: ſagen wir Lateiner ſehr ſpaßhaft. — — Aber Gott ſey dem Böſewichte gnädig, wann er auf dem Vorſatze verharret! Wenn er behauptet, es ſey nicht nöthig zu heyrathen und Kinder zu zeugen, will er mir damit nicht zu verſtehen geben, es ſey auch nicht nöthig geweſen, daß ich ihn gezeugt habe? Der undankbare Sohn!

Anton. Es iſt wahr, kein gröſſrer Undank kann unter der Sonne ſeyn, als wenn ein Sohn die viele Mühe nicht erkennen will, die ſein Vater hat über ſich nehmen müſſen, um ihn in die Welt zu ſetzen.

Chryſ. Nein; gewiß, an mir ſoll der heilige Eheſtand ſeinen Vertheidiger finden!

Anton. Der Wille iſt gut; aber lauter ſolche Vertheidiger würden die Konſumtionsacciſe ziemlich geringe machen.

Chryſ. Wie ſo?

Anton. Bedenken Sie es ſelbſt! drey Weiber, und von der dritten kaum einen Sohn.

Chryſ. Kaum? was willſt du mit dem kaum ſagen, Schlingel?

Anton. Huy, daß Sie etwas ſchlimmers darunter verſtehn, als ich.

Chryſ.

Chryſ. Zwar im Vertrauen, Anton; wenn die Weiber vor zwanzig Jahren ſo geweſen wären, wie die Weiber ietzo ſind, ich würde auf wunderbare Gedanken gerathen. Er hat gar zu wenig von mir! Doch die Weiber vor zwanzig Jahren waren ſo frech noch nicht, wie die ietzigen; ſo treulos noch nicht, wie ſie heut zu Tage ſind; ſo lüſtern noch nicht — —

Anton. Iſt das gewiß? Nun wahrhaftig, ſo hat man meiner Mutter Unrecht gethan, die vor 33 Jahren von ihrem Manne, der mein Vater nicht ſeyn wollte, geſchieden wurde! Doch das iſt ein Punkt, woran ich nicht gern denke. Die Grillen Ihres Herrn Sohns ſind luſtiger.

Chryſ. Aergerlicher, ſprich! Aber ſage mir, was waren denn ſeine Entſchuldigungen?

Anton. Seine Entſchuldigungen waren Einfälle, die auf ſeinem Miſte nicht gewachſen waren. Er ſagte zum Exempel, ſo lange er unter 40 Jahren ſey, und ihn jemand um die Urſache fragen würde, warum er nicht heyrathe, wolle er antworten, er ſey zum Heyrathen noch zu jung. Wäre er aber über 40 Jahr, ſo wolle er ſprechen: nunmehr ſey er zum Heyrathen zu alt. Ich weiß nicht, wie der Gelehrte hieß, der auch ſo ſoll geſagt haben. — — Ein anderer Vorwand war der: er heyrathete deswegen nicht, weil er alle Tage Willens wäre, ein Mönch zu werden; und würde deswegen kein Mönch, weil er alle Tage gedächte zu heyrathen.

Chryſ. Was? nun will er auch gar ein Mönch werden? Da ſieht man, wohin ſo ein böſes Gemüth,

das keine Ehrfurcht für den heiligen Eheſtand hat, verfallen kann! Das hätte ich nimmermehr in meinem Sohne geſucht!

Anton. Sorgen Sie nicht! bey Ihrem Sohne iſt alles nur ein Uebergang. Er hatte den Einfall in der Lebensbeſchreibung eines Gelehrten geleſen; er hatte Geſchmack daran gefunden, und ſogleich beſchloſſen, ihn bey Gelegenheit als den ſeinen anzubringen. Bald aber ward die Grille von einer andern verjagt, ſo wie etwann, ſo wie etwann — — Schade, daß ich kein Gleichniß dazu finden kann! Kurz, ſie ward verjagt. Er wollte nunmehr heyrathen, und zwar einen rechten Teufel von einer Frau.

Chryſ. Wenn doch den Einfall mehr Narren haben wollten, damit andere ehrliche Männer mit böſen Weibern verſchont blieben.

Anton. Ja, meyte er; es würde doch hübſch klingen, wenn es einmal von ihm heiſſen könnte: unter die Zahl der Gelehrten, welche der Himmel mit böſen Weibern geſtraft hat, gehöret auch der berühmte Damis; gleichwohl kann ſich die gelehrte Welt nicht über ihn beklagen, daß ihn dieſes Hauskreuz nur im geringſten abgehalten hätte, ihr mit unzählbaren gelehrten Schriften zu dienen.

Chryſ. Mit Schriften! ja, die mir am theuerſten zu ſtehen kommen. Was für Rechnungen habe ich nicht ſchon an die Buchdrucker bezahlen müſſen! Der Böſewicht!

Anton. Geduld! er hat auch erſt angefangen zu ſchreiben! Es wird ſchon beſſer kommen.

Chryſ.

Chryſ. Beſſer? vielleicht damit man ihn endlich einmal auch unter die zählen kann, die ihren Vater arm geſchrieben haben!

Anton. Warum nicht? wenn es ihm Ehre brächte — —

Chryſ. Die verdammte Ehre!

Anton. Um die thut ein junger Gelehrter alles! Wann es auch nach ſeinem Tode heiſſen ſollte: unter diejenigen Gelehrten die zum Teufel gefahren ſind, gehört auch der berüumte Damis! was ſchadet das? Genug, er heißt gelehrt; er heißt berühmt — —

Chryſ. Kerl, du erſchreckſt mich! Aber du, der du weit älter biſt als er, kannſt du ihn nicht dann und wann zurechte weiſen? — —

Anton. O, Herr Chryſander! ſie wiſſen wohl, daß ich keinen Gehalt, als Hofmeiſter bekomme. Und dazu meine Dummheit — —

Chryſ. Ja, die du annimmſt, um ihn deſto dümmer zu machen.

Anton. (bey Seite) St! der kennt mich. — Aber glauben Sie, daß es ihm mit der böſen Frau ein Ernſt war? nichts weniger! Eine Stunde darauf wollte er ſich eine gelehrte Frau ausſuchen.

Chryſ. Nun, das wäre doch noch etwas kluges!

Anton. Etwas kluges? nach meiner unvorgreiff-lichen Meynung iſt es gleich der dümmſte Einfall, den er hat haben können. Eine gelehrte Frau! bedenken Sie doch! eine gelehrte Frau; eine Frau wie ihr Herr Sohn! Zittern und Entſetzen möchte einem

ehrlichen Kerl ankommen. Wahrhaftig! ehe ich mir eine Gelehrte aufhängen ließ — —

Chryſ. Narre, Narre! ſie gehen unter andern Leuten, als du biſt, reiſſend weg. Wann ihrer nur viel wären, wer weiß, ob ich mir nicht ſelbſt eine wählte.

Anton. Kennen Sie Karlinen?

Chryſ. Karlinen? Nein.

Anton. Meinen ehemaligen Kameraden? meinen guten Freund? kennen Sie den nicht?

Chryſ. Nein doch, nein.

Anton. Er trug ein hechtgraues Kleid, mit rothen Aufſchlägen, und auf ſeiner Sonntagsmontur rothe und blaue Achſelbänder. Sie müſſen ihn bey mir geſehen haben. Er hatte eine etwas lange Naſe. Sie war ein Erbſtück; denn er wollte aus der Geſchichte wiſſen, daß ſchon ſein Ururältervater, der ehedem einem gewiſſen Turnier, als Stallknecht beygewohnt, eine eben ſo lange gehabt habe. Sein einziger Fehler war, daß er etwas krumme Beine hatte. Beſinnen Sie ſich nun?

Chryſ. Soll ich denn alle das Lumpengeſindel kennen, das du kennſt? Und was willſt du denn mit ihm?

Anton. Sie kennen ihn alſo im Ernſte nicht? O! da kennen Sie einen ſehr großen Geiſt weniger. Ich will Sie zu ſeiner Bekanntſchaft verhelfen; ich gelte etwas bey ihm.

Chryſ. Ich glaube, du ſchwärmſt manchmal ſo gut, als mein Sohn. Wie kömmſt du denn auf die Poſſen?

Anton.

Anton. Eben der Karlin, will ich ſagen — — O! es iſt ärgerlich, daß Sie ihn nicht kennen — — Eben der Karlin, ſage ich, hat einmal bey einem Herrn gedient, der eine gelehrte Frau hatte. Der verzweifelte Vogel! — — er ſah gut aus, und wie nun der Appetit ſich nach dem Stande nicht richtet — — kurz, er mußte ſie näher gekannt haben. Wo hätte er ſonſt ſo viel Verſtand her? Endlich merkte es auch ſein Herr, daß er bey der Frau in die Schule gieng. Er bekam ſeinen Abſchied, ehe er ſichs verſah. Die arme Frau!

Chryſ. Ach ſchweig! ich mag weder deine noch meines Sohnes Grillen länger mit anhören.

Anton. Noch eine hören Sie; und zwar die, welche zuletzt ſeine Leibgrille ward: er wollte mehr als eine Frau heyrathen.

Chryſ. Aber eine nach der andern.

Anton. Nein, wenigſtens ein halb Dutzend auf einmal. Der Bibel, der Obrigkeit und dem Gebrauche zum Trutze! Er las damals gleich ein Buch — —

Chryſ. Die verdammten Bücher! Kurz, ich will nicht weiter hören. Es ſoll ihm ſchon vergehen, mehr als eine zu nehmen, wenn er nur erſt die genommen hat, die ich jetzt für ihn im Kopfe habe. Und was meyneſt du wohl, Anton? quid putas? wie wir Lateiner reden; wird ers thun?

Anton. Vielleicht; vielleicht nicht. Wenn ich wüßte was er für ein Buch zuletzt geleſen hätte, und wenn ich dieſes Buch ſelbſt leſen könnte, und wenn — —

Chryſ. Ich ſehe ſchon, ich werde deine Hülfe nöthig haben. Du biſt zwar ein Gauner, aber ich weiß auch, man kömmt jetzt mit Betriegern weiter, als mit ehrlichen Leuten.

Anton. Ey, Herr Chryſander, für was halten Sie mich?

Chryſ. Ohne Komplimente, Herr Anton! Ich verſpreche dir eine Belohnung, die deinen Verdienſten gemäß ſeyn ſoll, wenn du meinen Sohn quovis modo, wie wir Lateiner reden, durch Wahrheiten oder durch Lügen, durch Ernſt oder Schraubereyen vel ſic vel aliter, wie wir Lateiner reden, Julianen zu heyrathen bereden kannſt.

Anton. Wen? Julianen?

Chryſ. Julianen; illam ipſam.

Anton. Unſere Mamſell Juliane? Ihr Mündel? Ihre Pflegetochter?

Chryſ. Kennſt du eine andre?

Anton. Das iſt unmöglich, oder das, was ich von ihr gehört habe, muß nicht wahr ſeyn.

Chryſ. Gehört? ſo? haſt du etwas von ihr gehört? doch wohl nichts böſes?

Anton. Nichts gutes war es freylich nicht.

Chryſ. Ey! ich habe auf das Mädchen ſo große Stücken gehalten. Sie wird doch nicht etwa mit einem jungen Kerl — — he?

Anton. Wann es nichts mehr wäre! ſo ein klein Fehlerchen entſchuldigt die Mode. Aber, es iſt noch etwas weit ärgers für eine gute Jungfer, die gerne nicht länger Jungfer ſeyn möchte.

Chryſ.

Chryſ. Noch etwas weit ärgers? Ich verſteh dich nicht.

Anton. Und Sie ſind gleichwohl ein Kaufmann?

Chryſ. Noch etwas weit ärgers? Ich habe immer geglaubt, Eingezogenheit und gute Sitten wären das Vornehmſte — —

Anton. Nicht mehr! nicht mehr! vor zwanzig Jahren wohl, wie Sie vorher ſelbſt weißlich erinnerten.

Chryſ. Nun ſo erkläre dich deutlicher. Ich habe nicht Luſt deine närriſchen Gedanken zu errathen.

Anton. Und nichts iſt doch leichter. Mit einem Worte: ſie ſoll kein Geld haben. Man hat mir geſagt, in Anſehung ihres Vaters, der Ihr guter Freund geweſen wäre, hätten Sie Julianen, von ihrem neunten Jahre an, zu ſich genommen, und aus Barmherzigkeit erzogen.

Chryſ. Da hat man dir nun wohl keine Lügen geſagt; gleichwohl aber ſoll ſie doch kein andrer haben, als mein Sohn, wann nur er — — Denn ſieh, Anton, ich muß dir das ganze Räthſel erklären. — Es liegt nur an mir, Julianen in kurzer Zeit reich zu machen.

Anton. Ja, durch Ihr eigen Geld; und auf dieſe Art könnten Sie auch mich wohl reich machen. Wollen Sie ſo gut ſeyn?

Chryſ. Nein, nicht durch mein eigen Geld. — Kannſt du ſchweigen?

Anton.

Anton. Verſuchen Sie es.

Chryſ. Höre alſo; mit Julianens Vermögen ſteht es ſo: ihr Vater kam durch einen Proceß, den er endlich doch mußte liegen laſſen, kurz vor ſeinem Tode, um alle das Seine. Jetzt nun iſt mir ein gewiſſes Dokument in die Hände gefallen, das er lange vergebens ſuchte, und das dem ganzen Handel ein ander Anſehen giebt. Es kömmt nur darauf an, daß ich ſo viel Geld hergebe, den Proceß wieder anzufangen. Das Dokument ſelbſt habe ich bereits an meinen Advokaten nach Dresden geſchickt. — —

Anton. Gott ſey Dank! daß Sie wieder zum Kaufmanne werden! Vorhin hätte ich bald nicht gewußt, was ich aus Ihnen machen ſollte. — — Aber Julianens Einwilligung haben Sie doch ſchon?

Chryſ. O! das gute Kind will mir, wie es ſpricht, in allem gehorchen. Unterdeſſen hat ſich doch ſchon Valer auf ſie geſpitzt. Er hat mir vor einiger Zeit auch ſeine Gedanken deshalb eröffnet. Ehe ich das Dokument bekam — —

Anton. Ja, da war uns an Julianen ſo viel nicht gelegen. Sie machten ihm alſo Hofnung?

Chryſ. Freylich! Er iſt heute von Berlin wieder zurück gekommen, und hat ſich auch ſchon bey mir melden laſſen. Ich beſorge, ich beſorge — — Doch wenn mein Sohn nur will — — Und dieſen, Anton, du verſteheſt mich — — Ein Narr iſt auf viel Seiten zu faſſen; und ein Mann, wie du, kann auf viel Seiten faſſen. — Du wirſt ſehen, daß ich erkenntlich bin.

Anton. Und Sie, daß ich ganz zu Ihren Dienſten bin, zumal wenn mich die Erkenntlichkeit zuerſt heraus fordert, und —

Siebenter Auftritt.

Anton. Chryſander. Juliane.

Juliane. Kommen Sie doch, Herr Chryſander, kommen Sie doch hurtig herunter. Herr Valer iſt ſchon da, Ihnen ſeine Aufwartung zu machen.

Chryſ. Thut Sie doch ganz fröhlich, mein Jungferchen!

Anton. (ſachte zu Chryſandern) Huy! daß Valer ſchon den Vogel gefangen hat.

Chryſ. Das wäre mir gelegen.

(Anton und Chryſander gehen ab.)

Achter Auftritt.

Juliane. Liſette.

Liſette. (guckt aus dem Kabinet) Bſt! bſt! bſt!

Juliane. Nun, wem gilt das? Liſette? biſt dus? Was machſt du denn hier?

Liſette. Ja, das werden Sie wohl nimmermehr glauben, daß ich und Damis ſchon ſo weit mit einander gekommen ſind, daß er mich verſtecken muß. Schon kann ich ihn um einen Finger wickeln! Noch eine Unterredung, wie vorhin, ſo habe ich ihn im Sacke.

Juliane. Und alſo hätte ich wohl, in allem Scherze, einen recht guten Einfall gehabt? Wollte

doch

doch der Himmel, daß die Verbindung, die ſein Vater zwiſchen uns — —

Liſette. Ach, ſein Vater! der Schalk, der Geizhals! Jetzt habe ich ihn kennen lernen.

Juliane. Was giebſt du ihm für Titel? Seine Gütigkeit iſt nur gar zu groß. Seine Wohlthaten vollkommen zu machen, trägt er mir die Hand ſeines Sohnes, und mit ihr ſein ganzes Vermögen an. Aber wie unglücklich bin ich dabey! — Dankbarkeit und Liebe, Liebe gegen den Valer, und Dankbarkeit — —

Liſette. Noch vor einer Minute, war ich in eben dem Irrthume. Aber glauben Sie mir nur, ich weiß es nunmehr aus ſeinem Munde: nicht aus Freundſchaft für Sie, ſondern aus Freundſchaft für Ihr Vermögen, will er dieſe Verbindung treffen.

Juliane. Für mein Vermögen? du ſchwärmſt. Was habe ich denn, das ich nicht von ihm hätte?

Liſette. Kommen Sie, kommen Sie. Hier iſt der Ort nicht, viel zu ſchwatzen. Ich will Ihnen alles erzählen, was ich gehört habe.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liſette. Valer. Juliane.

Liſette. (noch innerhalb der Scene) Nur hier herein; Damis iſt ausgegangen. Sie können hier ſchon

ſchon ein Wörtchen miteinander im Vertrauen reden.

Juliane. Ja, Valer: mein Endſchluß iſt gefaßt. Ich bin ihm zu viel ſchuldig; er hat durch ſeine Wohlthaten das größte Recht über mich erhalten. Es koſte mir was es wolle; ich muß die Heyrath eingehen, weil es Chryſander verlangt. Oder ſoll ich etwa die Dankbarkeit der Liebe aufopfern? Sie ſind ſelbſt tugendhaft, Valer, und Ihr Umgang hat mich edler denken gelehrt. Mich Ihrer werth zu zeigen, muß ich meine Pflicht, auch mit dem Verluſte meines Glückes, erfüllen.

Liſette. Eine wunderbare Moral! wahrhaftig!

Valer. Aber wo bleiben Verſprechung, Schwur, Treue? Iſt es erlaubt, um eine eingebildete Pflicht zu erfüllen, einer andern, die uns wirklich verbindet, entgegen zu handeln?

Juliane. Ach Valer, Sie wiſſen es beſſer, was zu ſolchen Verſprechungen gehört. Mißbrauchen Sie meine Schwäche nicht. Die Einwilligung meines Vaters war nicht dabey.

Valer. Was für eines Vaters? — —

Juliane. Desjenigen, dem ich für ſeine Wohlthaten dieſe Benennung ſchuldig bin. Oder halten ſie es für keine Wohlthaten, der Armuth und allen ihren unſeligen Folgen entriſſen zu werden? Ach Valer, ich würde Ihr Herz nicht beſitzen, hätte nicht Chryſanders Sorgfalt mich zur Tugend und Anſtändigkeit bilden laſſen.

Valer.

Valer. Wohlthaten hören auf Wohlthaten zu ſeyn, wenn man ſucht, ſich für ſie bezahlt zu machen. Und was thut Chryſander anders, da er Sie, allzugewiſſenhafte Juliane, nur deswegen mit ſeinem Sohne verbinden will, weil er ein Mittel ſieht, Ihnen wieder zu dem größten Theil Ihres väterlichen Vermögens zu verhelfen?

Juliane. Fuſſen Sie doch auf eine ſo wunderbare Nachricht nicht. Wer weiß, was Liſette gehört hat?

Liſette. Nichts, als was ſich vollkommen mit ſeiner übrigen Aufführung reimt. Ein Mann, der ſeine Wohlthaten ſchon ausposaunet, der ſie einem jeden auf den Fingern vorzurechnen weiß, ſucht etwas mehr, als das bloße Gotteslohn. Und wäre es etwa die erſte Thräne, die Ihnen aus Verdruß, von einem ſo eigennützig freygebigen Manne abzuhangen, entfahren iſt?

Valer. Liſette hat Recht! — — Aber ich empfinde es leider; Juliane liebt mich nicht mehr.

Juliane. Sie liebt Sie nicht mehr? Dieſer Verdacht fehlte noch, ihren Kummer vollkommen zu machen. Wann Sie wüßten, wie viel es ihr, gegen die Rathſchläge der Liebe taub zu ſeyn, koſte; wann Sie wüßten, Valer — — ach, die mißtrauiſchen Mannsperſonen!

Valer. Legen Sie die Furcht eines Liebhabers, deſſen ganzes Glück auf dem Spiele ſteht, nicht falſch aus. Sie lieben mich alſo noch? und wollen ſich einem andern überlaſſen?

Juliane. Ich will? Könnten Sie mich empfindlicher martern? Ich will? — — Sagen Sie: ich muß.

Valer. Sie müſſen? — — Noch iſt nie ein Herz gezwungen worden, als dasjenige, dem es lieb iſt, den Zwang zu ſeiner Entſchuldigung machen zu können — —

Juliane. Ihre Vorwürfe ſind ſo fein, ſo fein, daß ich Sie vor Verdruß verlaſſen werde.

Valer. Bleiben Sie, Juliane; und ſagen Sie mir wenigſtens, was ich dabey thun ſoll?

Juliane. Was ich thue; dem Schickſale nachgeben.

Valer. Ach, laſſen Sie das unſchuldige Schickſal aus dem Spiele!

Juliane. Das unſchuldige? und ich werde alſo wohl die Schuldige ſeyn? Halten Sie mich nicht länger — —

Liſette. Wann ich mich nun nicht bald darzwiſchen lege, ſo werden ſie ſich vor lauter Liebe zanken. — Was ſie thun ſollen, Herr Valer? eine groſſe Frage! Himmel und Hölle rege machen, damit die gute Jungfer nicht muß! Den Vater auf andre Gedanken bringen; den Sohn auf Ihre Seite ziehen. — — Mit dem Sohne zwar, hat es gute Wege; den überlaſſen Sie nur mir. Der gute Damis! Ich bin ohne Zweifel das erſte Mädchen, das ihm ſchmeichelt, und hoffe dadurch auch das erſte zu werden, das von ihm geſchmeichelt wird. Wahrhaftig; er iſt ſo eitel, und ich bin ſo geſchickt, daß

ich mich wohl noch zu ſeiner Frau an ihm loben wollte, wann der verzweifelte Vater nicht wäre! — — Sehen Sie, Herr Valer, der Einfall iſt von Mamſell Julianen! Erfinden Sie nun eine Schlinge für den Vater — —

Juliane. Was ſagſt du, Liſette? von mir? O Valer, glauben Sie ſolch raſendes Zeug nicht! Habe ich dir etwas anders befohlen, als ihm einen ſchlechten Begriff von mir beyzubringen?

Liſette. Ja, recht; einen ſchlechten von Ihnen — und wenn es möglich wäre, einen deſto beſſern von mir.

Juliane. Nein, es iſt mit euch nicht auszuhalten — —

Valer. Erklären Sie wenigſtens, liebſte Juliane — —

Juliane. Erklären? und was? Vielleicht, daß ich Ihnen in die Arme rennen will, und wann ich auch alle Tugenden beleidigen ſollte? daß ich mich mit einer Begierde, mit einem Eifer die Ihrige zu werden bemühen will, die mich in Ihren Augen nothwendig einmal verächtlich machen müſſen? Nein, Valer. — —

Liſette. Hören Sie denn nicht, daß ſie uns gern freye Hand laſſen will? Sie macht es, wie die ſchöne Aſpaſia — — oder wie hieß die Prinzeßinn in dem dicken Romane? Zwey Ritter machten auf ſie Anſpruch. Schlagt euch mit einander, ſagte die ſchöne Aſpaſia; wer den andern überwindet, ſoll mich haben. Gleichwohl aber war ſie dem Ritter

in der blauen Rüſtung günſtiger, als dem andern — —

Juliane. Ach, die Närrinn, mit ihrem blauen Ritter — —

(reißt ſich loß und geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Liſette. Valer.

Liſette. Ha! ha! ha!

Valer. Mir iſt nicht lächerlich, Liſette.

Liſette. Nicht? Ha! ha! ha!

Valer. Ich glaube, du lachſt mich aus?

Liſette. O ſo lachen Sie mit! Oder ich muß noch einmal darüber lachen, daß Sie nicht lachen wollen. Ha! ha! ha!

Valer. Ich möchte verzweifeln! In der Ungewißheit, ob ſie mich noch liebt —

Liſette. Ungewißheit? Sind denn alle Mannspersonen ſo ſchwer zu überreden? Werden ſie denn alle zu ſolchen ängſtlichen Zweiflern, ſo bald ſie die Liebe ein wenig erhitzt? Laſſen Sie Ihre Grillen fahren, Herr Valer, oder ich lache aufs neue. Spannen Sie vielmehr Ihren Verſtand an, etwas auszuſinnen, um den alten Chryſander — —

Valer. Chryſander traut mir nicht, und kann mir nicht trauen. Er kennt meine Neigung zu Julianen. Alle mein Zureden würde umſonſt ſeyn; er würde den Eigennutz, die Quelle davon, gar bald entdecken. Und wenn ich auch eine völlige Anwerbung

thun wollte; was würde es helfen? Er iſt deutſch genug, mir gerade ins Geſicht zu ſagen, daß ich ſeinem Sohne hier nachſtehen müſſe, welcher wegen der Wohlthaten des Vaters das größte Recht auf Julianen habe. — — Was ſoll ich alſo anfangen?

Liſette. Mit den wunderlichen Leuten, die nur überall den ebenen Weg gehen wollen! Hören Sie was mir eingefallen iſt. Das Dokument, oder wie der Quark heißt, iſt das einzige was Chryſandern zu dieſer Heyrath Luſt macht, ſo daß er es ſchon an ſeinen Advokaten geſchickt hat. Wie wenn man von dieſem Advokaten einen Brief unterſchieben könnte, in welchem — — in welchem — —

Valer. In welchem er ihm die Gültigkeit des Dokuments verdächtig machte; willſt du ſagen? Der Einfall iſt ſo unrecht nicht! Aber — wenn ihm nun einmal der Advokate ganz das Gegentheil ſchreibt, ſo iſt ja unſer Betrug ganz am Tage.

Liſette. Was für ein Einwurf! Freylich müſſen Sie ihn ſtimmen. Es iſt von je her gebräuchlich geweſen, daß es ſich ein Liebhaber etwas muß koſten laſſen.

Valer. Wenn nun aber der Advokat ehrlich iſt?

Liſette. Thun Sie doch, als ob Sie ſeit vier Wochen erſt in der Welt wären. Wie die Geſchenke, ſo iſt der Advokat. Kommen gar keine, ſo iſt der niederträchtigſte Betrieger der redlichſte Mann. Kommen welche, aber nur kleine, ſo hält das Gewiſſen noch ſo ziemlich das Gleichgewicht. Es ſteigen alsdenn wohl Verſuchungen bey ihm auf; allein die kleinſte Be-

trachtung ſchlägt ſie wieder nieder. Kommen aber nur recht anſehnliche, ſo iſt gar bald der ehrlichſte Advokat nicht mehr der ehrlichſte. Er legt die Ehrlichkeit mit den geſchenkten Goldſtücken in den Schatz, wo jene eher zu roſten anfängt, als dieſe. Ich kenne die Herren!

Valer. Dein Urtheil iſt zu allgemein. Nicht alle Perſonen von einerley Stande ſind auf einerley Art geſinnet. Ich kenne verſchiedne alte rechtſchaffne Sachwalter — —

Liſette. Was wollen Sie mit Ihren alten? Es iſt eben, als wenn Sie ſagten, die groſſen runden Aufſchläge, die kleinen ſpitzen Knöpfe, die erſchrecklichen Halskrauſen, aus welchen man Schifsſegel machen könnte, die vierecktigten breiten Schuhe, die tiefen Taſchen, kurz die ganze Tracht, wie ſich etwa Ihre Pathen an Ehrentagen mögen ausſtaffirt haben, wären noch jetzt Mode, weil man noch manchmal hier und da einige gebückte zitternde Männerchen über die Gaſſen ſo ſchleichen ſieht. Laſſen Sie nur noch die, und Ihr Paar alte rechtſchaffne Advokaten ſterben; die Mode und die Redlichkeit werden einen Weg nehmen.

Valer. Man hört doch gleich, wenn das Frauenzimmer am beredteſten iſt!

Liſette. Sie meynen etwa, wenn es ans Läſtern geht? O wahrhaftig! des bloſſen Läſterns wegen, habe ich ſo viel nicht geplaudert. Meine vornehmſte Abſicht war, Ihnen beyzubringen, wie viel überall das Geld thun könne, und was für ein vortreffliches Spiel ein Liebhaber in den Händen hat, wenn er ge-

gen alle freygebig iſt, gegen die Gebieterinn, gegen den Advokaten und — — Dero Dienerinn. (Sie macht eine Verbeugung.)

Valer. Verlaß dich auf meine Erkenntlichkeit. Ich verſpreche dir eine recht anſehnliche Ausſtattung, wenn wir glücklich ſind — —

Liſette. Ey, wie fein! eine Ausſtattung? Sie hoffen doch wohl nicht, daß ich übrig bleiben werde?

Valer. Wann du das befürchteſt, ſo verſpreche ich dir den Mann darzu. — — Doch komm nur; Juliane wird ohne Zweifel auf uns warten. Wir wollen gemeinſchaftlich unſre Sachen weiter überlegen.

Liſette. Gehen Sie nur voran; ich muß noch hier verziehen, um meinem jungen Gelehrten —

Valer. Er wird vielleicht ſchon unten bey dem Vater ſeyn.

Liſette. Wir müſſen uns alleine ſprechen. Gehen Sie nur! Sie haben ihn doch wohl noch nicht geſprochen?

Valer. Was wollte ich nicht darum geben, wenn ich es ganz und gar überhoben ſeyn könnte! Seinetwegen würde ich dieſes Haus fliehen, ärger als ein Tollhaus, wenn nicht ein angenehmerer Gegenſtand —

Liſette. So gehen Sie doch, und laſſen Sie den angenehmern Gegenſtand nicht länger auf ſich warten.

(Valer geht ab.)

Dritter Auftritt.

Anton. Liſette.

Anton. Nu? was will die, in meines Herrn Studierſtube? Jetzt gieng Valer heraus; vor einer Weile Juliane; und du biſt noch da? Ich glaube gar, ihr habt eure Zuſammenkünfte hier. Warte, Liſette! das will ich meinem Herrn ſagen. Ich will mich ſchon rächen; noch für das Geſtrige; beſinnſt du dich?

Liſette. Ich glaube, du keufſt? Was willſt du mit deinem Geſtrigen?

Anton. Eine Maulſchelle vergißt ſich wohl bey dem leicht, der ſie giebt, aber der, dem die Zähne davon gewackelt haben, der denkt eine Zeit lang daran. Warte nur! warte!

Liſette. Wer heißt dich, mich küſſen?

Anton. Potz Stern, wie gemein würden die Maulſchellen ſeyn, wenn alle die welche bekommen ſollten, die euch küſſen wollen. — — Jetzt ſoll dich mein Herr dafür wacker —

Liſette. Dein Herr? der wird mir nicht viel thun.

Anton. Nichts? Wie vielmal hat er es nicht geſagt, daß ſo ein heiliger Ort, als eine Studierſtube iſt, von euch, unreinen Geſchöpfen, nicht müſſe entheiligt werden? Der Gott der Gelehrſamkeit — — warte, wie nennt er ihn? — — Apollo — könne kein Weibsbild leiden. Schon der Geruch davon wäre ihm zuwider. Er fliehe davor, wie der Stößer vor den Tauben. — Und du denkſt, mein Herr würde es

es ſo mit anſehen, daß du ihm den lieben Gott von der Stube treibeſt?

Liſette. Ich glaube gar, du Narre denkſt, der liebe Gott ſey nur bey euch Mannsperſonen? Schweig, oder — —

Anton. Ja, ſo eine, wie geſtern vielleicht?

Liſette. Noch eine beßre! der Pinſel hätte geſtern mehr, als eine verdient. Er kömmt zu mir; es iſt finſter; er will mich küſſen; ich ſtoſſe ihn zurück, er kömmt wieder; ich ſchlage ihn aufs Maul, es thut ihm weh; er läßt nach; er ſchimpft; er geht fort — — Ich möchte dir gleich noch eine geben, wenn ich daran gedenke.

Anton. Ich hätte es alſo wohl abwarten ſollen, wie oft du deine Kareſſe hätteſt wiederholen wollen?

Liſette. Geſetzt, es wären noch einige gefolgt, ſo würden ſie doch immer ſchwächer und ſchwächer geworden ſeyn. Vielleicht hätten ſich die letztern gar — — doch ſo ein dummer Teufel verdient nichts.

Anton. Was hör ich? iſt das dein Ernſt, Liſette? Bald hätte ich Luſt, die Maulſchelle zu vergeſſen, und mich wieder mit dir zu vertragen.

Liſette. Halte es, wie du willſt. Was iſt mir jetzt an deiner Gunſt gelegen? Ich habe ganz ein ander Wildpret auf der Spur.

Anton. Ein anders? au weh, Liſette! Das war wieder eine Ohrfeige, die ich ſo bald nicht vergeſſen werde! Ein anders? Ich dächte, du hätteſt an einem genug, das dir ſelbſt ins Netz gelaufen iſt.

Liſette. Und drum eben iſt nichts dran. — Aber ſage mir, wo bleibt dein Herr?

Anton. Danke du Gott, daß er ſo lange bleibt; und mache, daß du hier fort kömmſt. Wann er dich trifft, ſo biſt du in Gefahr herausgeprügelt zu werden.

Liſette. Dafür laß mich ſorgen! Wo iſt er denn? iſt er von der Poſt noch nicht wieder zurück?

Anton. Woher weißt du denn, daß er auf die Poſt gegangen iſt?

Liſette. Genug, ich weiß es. Er wollte dich ſchicken. Aber wie kam es denn, daß er ſelbſt gieng? Ha! ha! ha! „Es iſt mit dem Schlingel nichts an„zufangen.“ Wahrhaftig, das Lob macht mich ganz verliebt in dich.

Anton. Wer Henker muß dir das geſagt haben?

Liſette. O niemand; ſage mir nur, iſt er wieder da?

Anton. Schon längſt; unten iſt er bey ſeinem Vater.

Liſette. Und was machen ſie mit einander?

Anton. Was ſie machen? ſie zanken ſich.

Liſette. Der Sohn will gewiß den Vater von ſeiner Geſchicklichkeit überführen?

Anton. Ohne Zweifel muß es ſo etwas ſeyn. Damis iſt ganz auſſer ſich: er läßt den Alten kein Wort aufbringen; er rechnet ihm tauſend Bücher her, die er geſehen; tauſend, die er geleſen hat; andere tauſend, die er ſchreiben will, und hundert kleine Bücherchen, die er ſchon geſchrieben hat. Bald neunt

er ein Dutzend Profeſſores, die ihm ſein Lob ſchriftlich, mit untergedrucktem Siegel, nicht umſonſt, gegeben hätten; bald ein Dutzend Zeitungsſchreiber, die eine vortrefliche Poſaune für einen jungen Gelehrten ſind, wenn man ein ſilbernes Mundſtück darauf ſteckt; bald ein Dutzend Journaliſten, die ihn alle zu ihrem Mitarbeiter flehentlich erbeten haben. Der Vater ſieht ganz erſtaunt; er iſt um die Geſundheit ſeines Sohnes beſorgt; er ruft einmal über das andre: Sohn, erhitze dich doch nicht ſo! ſchone deine Lunge! ja doch, ich glaub es! gieb dich zufrieden! es war ſo nicht gemeynt!

Liſette. Und Damis? — —

Anton. Und Damis läßt nicht nach. Endlich greift ſich der Vater an; er überſchreit ihn mit Gewalt, und beſänftiget ihn mit einer Menge ſolcher Lobſprüche, die in der Welt niemand verdient hat, verdient, noch verdienen wird. Nun wird der Sohn wieder vernünftig, und nun — — ja nun ſchreiten ſie zu einem andern Punkte, zu einer andern Sache, — — zu — —

Liſette. Wozu denn?

Anton. Gott ſey Dank, mein Maul kann ſchweigen!

Liſette. Du willſt mir es nicht ſagen?

Anton. Nimmermehr! ich bin zwar ſonſt ein ſchlechter Kerl; aber wenn es auf die Verſchwiegenheit ankömmt — —

Liſette. Lerne ich dich ſo kennen?

Anton.

Anton. Ich dächte, das ſollte dir lieb ſeyn, daß ich ſchweigen kann; und beſonders von Heyrathsſachen, oder was dem anhängig iſt — —

Liſette. Weißt du nichts mehr? O das habe ich längſt gewußt.

Anton. Wie ſchön ſie mich über den Tölpel ſtoſſen will. Alſo wäre es ja nicht nöthig, daß ich dir es ſagte? — —

Liſette. Freylich nicht! aber mich für dein ſchelmiſches Mißtrauen zu rächen, weiß ich ſchon, was ich thun will. Du ſollſt es gewiß nicht mehr wagen, gegen ein Mädchen von meiner Profeſſion verſchwiegen zu ſeyn! Beſinnſt du dich, wie du von deinem Herrn vor kurzem geſprochen haſt?

Anton. Beſinnen? ein Mann, der in Geſchäften ſitzt, der einen Tag lang ſo viel zu reden hat, wie ich, ſoll ſich der auf allen Bettel beſinnen?

Liſette. Seinen Herrn verleumden iſt etwas mehr, ſollte ich meynen.

Anton. Was? verleumden?

Liſette. Ha, ha! Herr Mann, der in Geſchäften ſitzt, beſinnen Sie ſich nun? Was haben Sie vorhin gegen ſeinen Vater von ihm geredt?

Anton. Das Mädel muß den Teufel haben, oder der verzweifelte Alte hat geplaudert. Aber höre, Liſette, weißt du es gewiß, was ich geſagt habe? Was war es denn? Laß einmal hören!

Liſette. Du ſollſt alles hören, wenn ich es deinem Herrn erzählen werde.

Anton. O wahrhaftig, ich glaube du machſt Ernſt daraus. Du wirſt mir doch meinen Kredit bey meinem Herrn nicht verderben wollen? Wenn du wirklich etwas weißt, ſo ſey keine Närrinn! — Daß ihr Weibsvolk doch niemals Spaß verſteht! Ich habe dir eine Ohrfeige vergeben, und du willſt dich, einer kleinen Neckerey wegen, rächen? Ich will dir ja alles ſagen.

Liſette. Nun ſo ſage — —

Anton. Aber du ſagſt doch nichts? — —

Liſette. Je mehr du ſagen wirſt; je weniger werde ich ſagen.

Anton. Was wird es ſonſt viel ſeyn, als daß der Vater dem Sohne nochmals die Heyrath mit Julianen vorſchlug? Damis ſchien ganz aufmerkſam zu ſeyn, und — — und weiter kann ich dir nichts ſagen.

Liſette. Weiter nichts? Gut, gut, dein Herr ſoll alles erfahren.

Anton. Um des Himmels willen, Liſette; ich will dir es nur geſtehn.

Liſette. Nun ſo geſteh.

Anton. Ich will dir es nur geſtehen, daß ich wahrhaftig nichts mehr gehört habe. Ich wurde eben weggeſchickt. Nun weißt du wohl, wenn man nicht zugegen iſt, ſo kann man nicht viel hören — —

Liſette. Das verſteht ſich. Aber was meynſt du, wird Damis ſich dazu entſchloſſen haben?

Anton. Wenn er ſich noch nicht dazu entſchloſſen hat, ſo will ich mein Aeuſſerſtes anwenden, daß

er

er es noch thut. Ich ſoll für meine Mühe bezahlt werden, Liſette; und du weißt wohl, wenn ich bezahlt werde, daß alsdenn auch du — —

Liſette. Ja, ja, auch ich verſpreche dirs: du ſollſt redlich bezahlt werden! — Unterſtehe dich! —

Anton. Wie?

Liſette. Habe einmal das Herz! —

Anton. Was?

Liſette. Dummkopf! meine Jungfer will deinen Damis nicht haben —

Anton. Was thut das? —

Liſette. Folglich iſt mein Wille, daß er ſie auch nicht bekommen ſoll.

Anton. Folglich, wenn ſie mein Herr wird haben wollen, ſo wird mein Wille ſeyn müſſen, daß er ſie bekommen ſoll.

Liſette. Hört doch! du willſt mein Mann werden, und einen Willen für dich haben? Bürſchchen, das laß dir nicht einkommen! Dein Wille muß mein Wille ſeyn, oder —

Anton. St! potz Element! er kömmt; hörſt du? er kömmt! Nun ſieh ja, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat. Verſtecke dich wenigſtens; verſtecke dich! Er bringt ſonſt mich und dich um.

Liſette. (bey Seite) Halt, ich will beyde betriegen! — — Wo denn aber hin? wo hin? in das Kabinet?

Anton. Ja, ja, nur unterdeſſen hinein. Vielleicht geht er bald wieder fort. — — Und ich, ich will mich geſchwind hierher ſetzen — —

(er ſetzt ſich an den Tiſch, nimmt ein Buch in die Hand, und thut, als ob er den Damis nicht gewahr würde.)

Vierter Auftritt.

Anton. Damis.

Anton. (vor ſich) Ja, die Gelehrten — wie glücklich ſind die Leute nicht! — — Iſt mein Vater nicht ein Eſel geweſen, daß er mich nicht auch auf ihre Profeſſion gethan hat! Zum Henker, was muß es für eine Luſt ſeyn, wenn man alles in der Welt weiß, ſo wie mein Herr! — — Potz Stern, die Bücher alle zu verſtehn! — — Wenn man nur darunter ſitzt, man mag darinn leſen, oder nicht, ſo iſt man ſchon ein ganz andrer Menſch! — — Ich fühls, wahrhaftig ich fühls, der Verſtand duftet mir recht daraus entgegen. — — Gewiß, er hat Recht; ohne die Gelehrſamkeit iſt man nichts, als eine Beſtie. — — Ich dumme Beſtie! — — (bey Seite) Nun, wie lange wird er mich noch ſchimpfen laſſen? — — Wir ſind doch närriſch gepaaret, ich und mein Herr! — — Er giebt dem Gelehrteſten, und ich dem Ungelehrteſten nichts nach. — — Ich will auch noch heute anfangen zu leſen. — — Wenn ich ein Loch von achtzig Jahren in die Welt lebe, ſo kann ich ſchon noch ein ganzer

zer Kerl werden. — — Nur friſch angefangen! Da ſind Bücher genug! — — ich will mir das kleinſte ausſuchen; denn Anfangs muß man ſich nicht übernehmen. — — Ha! da finde ich ein allerliebſtes Büchelchen. — — In ſo einem muß es ſich mit Luſt ſtudiren laſſen. — — Nur friſch angefangen, Anton! — — Es wird doch gleichviel ſeyn, ob hinten oder vorne? — — Wahrhaftig, es wäre eine Schande für meinen ſo erſtaunlich, ſo erſchrecklich, ſo abſcheulich gelehrten Herrn, wenn er länger einen ſo dummen Bedienten haben ſollte —

Damis. (indem er ſich ihm vollends nähert) Ja freylich wäre es eine Schande für ihn.

Anton. Hilf Himmel! mein Herr — —

Damis. Erſchrick nur nicht! Ich habe alles gehört. — —

Anton. Sie haben alles gehört? — — Ich bitte tauſendmal um Verzeihung, wenn ich etwas unrechtes geſprochen habe. — — Ich war ſo eingenommen, ſo eingenommen von der Schönheit der Gelehrſamkeit, — — verzeihen Sie mir meinen dummen Streich — — daß ich ſelbſt noch gelehrt werden wollte.

Damis. Schimpfe doch nicht ſelbſt den klügſten Einfall, den du Zeitlebens gehabt haſt.

Anton. Vor zwanzig Jahren möchte er klug genug geweſen ſeyn.

Damis. Glaube mir; noch biſt du zu den Wiſſenſchaften nicht zu alt. Wir können in unſrer Republick ſchon mehrere aufweiſen, die ſich gleichfalls

falls den Muſen nicht eher in die Arme geworfen haben.

Anton. Nicht in die Arme allein, ich will mich ihnen in den Schooß werfen. — Aber in welcher Stadt ſind die Leute?

Damis. In welcher Stadt?

Anton. Ja; ich muß hin, ſie kennen zu lernen. Sie müſſen mir ſagen, wie ſie es angefangen haben. — —

Damis. Was willſt du mit der Stadt?

Anton. Sie denken etwa, ich weiß nicht, was eine Republick iſt? — — Sachſen, zum Exempel. — — Und eine Republick hat ja mehr wie eine Stadt? nicht?

Damis. Was für ein Idiote! Ich rede von der Republick der Gelehrten. Was geht uns Gelehrten, Sachſen, was Deutſchland, was Europa an? Ein Gelehrter, wie ich bin, iſt für die ganze Welt; er iſt ein Kosmopolit; er iſt eine Sonne, die den ganzen Erdball erleuchten muß — —

Anton. Aber ſie muß doch wo liegen, die Republick der Gelehrten.

Damis. Wo liegen? dummer Teufel! die gelehrte Republick iſt überall.

Anton. Ueberall? und alſo iſt ſie mit der Republick der Narren an einem Orte? Die, hat man mir geſagt, iſt auch überall.

Damis. Ja freylich ſind die Narren und die Klugen, die Gelehrten und die Ungelehrten überall untermengt, und zwar ſo, daß die letztern immer

den

den größten Theil ausmachen. Du kannſt es an unſerm Hauſe ſehen. Mit wie viel Thoren und Unwiſſenden findeſt du mich nicht hier umgeben? Einige davon wiſſen nichts, und wiſſen es, daß ſie nichts wiſſen. Unter dieſe gehörſt du. Sie wollten aber doch gern etwas lernen, und deßwegen ſind ſie noch die erträglichſten. Andre wiſſen nichts, und wollen auch nichts wiſſen; ſie halten ſich bey ihrer Unwiſſenheit für glücklich; ſie ſcheuen das Licht der Gelehrſamkeit — —

Anton. Das Eulengeſchlecht!

Damis. Noch andre aber wiſſen nichts, und glauben doch etwas zu wiſſen; ſie haben nichts, gar nichts gelernt, und wollen doch den Schein haben, als hätten ſie etwas gelernt. Und dieſe ſind die allerunerträglichſten Narren, worunter, die Wahrheit zu bekennen, auch mein Vater gehört.

Anton. Sie werden doch Ihren Vater, bedenken Sie doch, Ihren Vater, nicht zu einem Erznarren machen?

Damis. Lerne diſtinguiren! Ich ſchimpfe meinen Vater nicht, in ſo fern er mein Vater iſt, ſondern in ſo fern ich ihn, als einen betrachten kann, der den Schein der Gelehrſamkeit unverdienter Weiſe an ſich reiſſen will. In ſo fern verdient er meinen Unwillen. Ich habe es ihm ſchon oft zu verſtehen gegeben, wie ärgerlich er mir iſt, wenn er, als ein Kaufmann, als ein Mann, der nichts mehr, als gute und ſchlechte Waaren, gutes und falſches Geld kennen darf, und höchſtens das letzte für das erſte wegzugeben

X wiſſen

wiſſen ſoll, wenn der, ſage ich, mit ſeinen Schulbrocken, bey welchen ich doch immer etwas erinnern muß, ſo pralen will. In dieſer Abſicht iſt er ein Narr, er mag mein Vater ſeyn, oder nicht.

Anton. Schade! ewig Schade! daß ich das in ſo fern und in Abſicht nicht als ein Junge gewußt habe. Mein Vater hätte mir gewiß nicht ſo viel Prügel umſonſt geben ſollen. Er hätte ſie alle richtig wieder bekommen; nicht in ſo fern als mein Vater, ſondern in ſo fern als einer, der mich zuerſt geſchlagen hätte. Es lebe die Gelehrſamkeit! — —

Damis. Halt! ich beſinne mich auf einen Grundſatz des natürlichen Rechts, der dieſem Gedanken vortrefflich zu ſtatten kommt. Ich muß doch den Hobbes nachſehen! — — Geduld! daraus will ich gewiß eine ſchöne Schrift machen!

Anton. Um zu beweiſen, daß man ſeinen Vater wieder prügeln dürfe? — —

Damis. Certo reſpectu allerdings. Nur muß man ſich wohl in Acht nehmen, daß man, wenn man ihn ſchlägt, nicht den Vater, ſondern den Aggreſſor zu ſchlagen ſich einbildet; denn ſonſt — —

Anton. Aggreſſor? Was iſt das für ein Ding?

Damis. So heißt der, welcher ausſchlägt — —

Anton. Ha, ha! nun verſteh ichs. Zum Exempel; Ihnen mein Herr ſtüße wieder einmal eine kleine gelehrte Raſerey zu, die ſich meinem Buckel durch eine Tracht Schläge empfindlich machte; ſo wären Sie — — wie heißt es? — — der Aggreſſor;

und

und ich, ich würde berechtiget ſeyn, mich über den Aggreſſor zu erbarmen, und ihm — —

Damis. Kerl, du biſt toll! — —

Anton. Sorgen Sie nicht; ich wollte meine Gedanken ſchon ſo zu richten wiſſen, daß der Herr unterdeſſen bey Seite geſchafft würde — —

Damis. Nun wahrhaftig; das wäre ein merkwürdiges Exempel, in was für verderbliche Irrthümer man verfallen kann, wenn man nicht weiß, aus welcher Diſciplin dieſe oder jene Wahrheit zu entſcheiden iſt. Die Prügel, die ein Bedienter von ſeinem Herrn bekömmt, gehören nicht in das Recht der Natur, ſondern in das bürgerliche Recht. Wenn ſich ein Bedienter vermiethet, ſo vermiethet er auch ſeinen Buckel mit. Dieſen Grundſatz merke dir.

Anton. Aus dem bürgerlichen Rechte iſt er? O das muß ein garſtiges Recht ſeyn. Aber ich ſehe es nun ſchon! die verzweifelte Gelehrſamkeit, ſie kann eben ſo leicht zu Prügeln verhelfen, als dafür ſchützen. Was wollte ich nicht darum geben, wenn ich mich auf alle ihre wächſerne Naſen, ſo gut verſtünde, als Sie. — — O Herr Damis, erbarmen Sie ſich meiner Dummheit!

Damis. Nun wohl, wenn es dein Ernſt iſt, ſo greife das Werk an. Es erfreut mich, der Gelehrſamkeit durch mein Exempel einen Proſelyten gemacht zu haben. Ich will dich redlich mit meinem Rathe und meinen Lehren unterſtützen. Bringſt du es zu etwas, ſo verſpeche ich dir, dich in die gelehrte Welt ſelbſt einzuführen, und mit einem beſondern

Werke dich ihr anzukündigen. Vielleicht ergreife ich die Gelegenheit, etwas de Eruditis ſero ad literas admiſſis, oder de Opſimathia, oder auch de ſtudio ſenili zu ſchreiben, und ſo wirſt du auf einmal berühmt. — — Doch laß einmal ſehen, ob ich mir von deiner Lehrbegierde viel zu verſprechen habe? Welch Buch hatteſt du vorhin in Händen?

Anton. Es war ein ganz kleines — —

Damis. Welches denn? — —

Anton. Es war ſo allerliebſt eingebunden, mit Golde auf dem Rücken und auf dem Schnitte. Wo legte ichs doch hin? Da! da!

Damis. Das hatteſt du? das?

Anton. Ja, das!

Damis. Das?

Anton. Bin ich an das unrechte gekommen? Weil es ſo hübſch klein war —

Damis. Ich hätte dir ſelbſt kein beßres vorſchlagen können.

Anton. Das dacht ich wohl, daß es ein ſchön Buch ſeyn müſſe. Würde es wohl ſonſt einen ſo ſchönen Rock haben?

Damis. Es iſt ein Buch, das ſeines gleichen nicht hat. Ich habe es ſelbſt geſchrieben. Siehſt du? — — Auctore Damide!

Anton. Sie ſelbſt? Nu, nu, habe ichs doch immer gehört, daß man die leiblichen Kinder beſſer in Kleidung hält, als die Stiefkinder. Das zeigt von der väterlichen Liebe.

Damis.

Damis. Ich habe mich in dieſem Buche, ſo zu reden, übertroffen. So oft ich es wieder leſe, ſo oft lerne ich auch etwas Neues daraus.

Anton. Aus Ihrem eignen Buche?

Damis. Wundert dich das? — — Ach verdammt! nun erinnere ich mich erſt: mein Gott, das arme Mädchen! Sie wird doch nicht noch in dem Kabinete ſtecken? (er geht darauf los.)

Anton. Um Gottes Willen, wo wollen Sie hin?

Damis. Was fehlt dir? ins Kabinet. Haſt du Liſetten geſehen?

Anton. Nun bin ich verlohren! — Nein, Herr Damis, nein; ſo wahr ich lebe, ſie iſt nicht drinne.

Damis. Du haſt ſie alſo ſehen heraus gehen? Iſt ſie ſchon lange fort?

Anton. Ich habe ſie, ſo wahr ich ehrlich bin, nicht ſehen herein gehen. Sie iſt nicht drinne, glauben Sie mir nur, ſie iſt nicht drinne. — —

Fünfter Auftritt.

Liſette. Damis. Anton.

Liſette. Allerdings iſt ſie noch drinne —

Anton. O das Rabenaas!

Damis. So lange hat Sie ſich hier verſteckt gehalten? Arme Liſette! das war mein Wille gar nicht. So bald mein Vater aus der Stube geweſen wäre, hätte Sie immer wieder heraus gehen können.

Liſette. Ich wußte doch nicht, ob ich recht thäte. Ich wollte alſo lieber warten, bis mich der,

der mich verſteckt hatte, ſelbſt wieder hervor kommen hieß — —

Anton. Zum Henker, von was für einem Verſtecken reden die? (ſachte zu Liſetten) So, du feines Thierchen? hat dich mein Herr ſelbſt ſchon einmal verſteckt? Nun weiß ich doch, wie ich die geſtrige Ohrfeige auslegen ſoll. Du Falſche!

Liſette. Schweig; ſage nicht ein Wort, daß ich zuvor bey dir geweſen bin, oder — du weißt ſchon — —

Damis. Was ſchwatzt ihr denn beide da zuſammen? Darf ich es nicht hören?

Liſette. Es war nichts; ich ſagte ihm bloß, er ſolle herunter gehen, daß wenn meine Jungfer nach mir fragte, er unterdeſſen ſagen könnte, ich ſey ausgegangen. Juliane iſt mißtrauiſch; ſie ſuchte mich doch wohl hier, wenn ſie mich brauchte.

Damis. Das iſt vernünftig. Gleich, Anton, geh!

Anton. Das verlangſt du im Ernſte, Liſette?

Liſette. Freylich; fort, laß uns allein.

Damis. Wirſt du bald gehen?

Anton. Bedenken Sie doch ſelbſt, Herr Damis; wann Sie nun ihr Geplauder werden überdrüßig ſeyn, und das wird gar bald geſchehen, wer ſoll ſie Ihnen denn aus der Stube jagen helfen, wenn ich nicht dabey bin?

Liſette. Warte, ich will dein Läſtermaul — —

Damis. Laß dich unbekümmert! Wann ſie mir beſchwerlich fällt, wird ſie ſchon ſelbſt ſo vernünftig ſeyn, und gehen.

Anton. Aber betrachten Sie nur: ein Weibsbild in Ihrer Studierſtube! Was wird Ihr Gott ſagen? Er kann ja das Ungeziefer nicht leiden.

Liſette. Endlich werde ich dich wohl zur Stube hinaus ſchmeiſſen müſſen?

Anton. Das wåre mir gelegen. — — Die verdammten Mådel! auch bey dem Teufel können ſie ſich einſchmeicheln.

(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Liſette. Damis.

Damis. Und wo blieben wir denn vorhin?

Liſette. Wo blieben wir? bey dem, was ich allezeit am liebſten höre, und wovon ich allezeit am liebſten rede, bey Ihrem Lobe. Wenn es nur nicht eine ſo gar kützliche Sache wåre, einen ins Geſicht zu loben! — — Ich kann Ihnen unmöglich die Marter anthun.

Damis. Aber ich betheure Ihr nochmals, Liſette; es iſt mir nicht um mein Lob zu thun! Ich möchte nur gern hören, auf was für verſchiedene Art verſchiedene Perſonen einerley Gegenſtand betrachtet haben.

Liſette. Jeder lobte dasjenige an Ihnen, was er an ſich lobenswürdiges zu finden glaubte. Zum Exempel, der kleine dicke Mann, mit der ernſthaften Miene, der ſo ſelten lacht, der aber, wenn er einmal zu lachen anfångt, mit dem erſchütterten Bauche den ganzen Tiſch über den Haufen wirft — —

Damis. Und wer iſt das? Aus Ihrer Beſchreibung, Liſette, kann ich es nicht errathen — O es iſt mit den Beſchreibungen eine kützliche Sache! Es gehört nicht wenig dazu, ſie ſo einzurichten, daß man, gleich bey dem erſten Anblicke, das Beſchriebene erkennen kann. Ueber nichts aber muß ich mehr lachen, als wenn ich bey dieſem und jenem großen Philoſophen, wahrhaftig bey Männern, die ſchon einer ganzen Sekte ihren Namen gegeben haben, öfters Beſchreibungen anſtatt Erklärungen antreffe. Das macht, die guten Herren haben mehr Einbildungskraft, als Beurtheilung. Bey der Erklärung muß der Verſtand in das Innere der Dinge eindringen; bey der Beſchreibung aber darf man bloß auf die äuſſerlichen Merkmale, auf das — —

Liſette. Wir kommen von unſrer Sache, Herr Damis. Ihr Lob — —

Damis. Ja wohl; fahr Sie nur fort, Liſette. Von wem wollte Sie vorhin reden?

Liſette. Je, ſollten Sie denn den kleinen Mann nicht kennen? Er bläſet immer die Backen auf —

Damis. Sie meynt vielleicht den alten Rathsherrn?

Liſette. Ganz recht, aber ſeinen Namen —

Damis. Was liegt an dem?

Liſette. Ja, Herr Chryſander, ſagte alſo der Rathsherr, an deſſen Namen nichts gelegen iſt, ihr Herr Sohn kann einmal der beſte Rathsherr von der Welt werden, wenn er ſich nur darauf appliciren will. Es gehört ein aufgeweckter Geiſt dazu; den hat

er:

er: eine fixe Zunge; die hat er: eine tiefe Einſicht in die Staatskunſt; die hat er: eine Geſchicklichkeit, ſeine Gedanken zierlich auf das Papier zu bringen; die hat er: eine verſchlagne Aufmerkſamkeit auf die geringſten Bewegungen unruhiger Bürger; die hat er: und wenn er ſie nicht hat — o die Uebung — die Uebung! Ich weiß ja, wie mir es Anfangs gieng. Freylich kann man die Geſchicklichkeit zu einem ſo ſchweren Amte, nicht gleich mit auf die Welt bringen —

Damis. Der Narr! es iſt zwar wahr, daß ich alle dieſe Geſchicklichkeiten beſitze; allein mit der Hälfte derſelben könnte ich Geheimter Rath werden, und nicht bloß — —

Siebenter Auftritt.

Anton. Liſette. Damis.

Damis. Nun, was willſt du ſchon wieder?

Anton. Mamſell Juliane weiß es nun, daß Liſette ausgegangen iſt. Fürchten Sie ſich nur nicht; ſie wird uns nicht überraſchen. — —

Damis. Wer hieß dich denn wieder kommen?

Anton. Sollte ich wohl meinen Herrn allein laſſen? Und dazu, es überfiel mich auf einmal ſo eine Angſt, ſo eine Bangigkeit; die Ohren ſiengen mir an zu klingen, und beſonders das linke — Liſette! Liſette!

Liſette. Was willſt du denn?

Anton. (ſachte zu Liſette) Was habt ihr denn beyde allein gemacht? Was gilts, es gieng auf meine Unkoſten!

Liſette. O pack dich — Ich weiß nicht was der Narre will.

Damis. Fort, Anton! es iſt die höchſte Zeit; du mußt wieder auf die Poſt ſehen. Ich weiß auch gar nicht, wo ſie ſo lange bleibt. —— Wirds bald?

Anton. Liſette, komm mit!

Damis. Was ſoll denn Liſette mit?

Anton. Und was ſoll ſie denn bey Ihnen?

Damis. Unwiſſender!

Anton. Ja freylich iſt es mein Unglück, daß ich es nicht weiß. (ſachte zu Liſetten) Rede nur wenigſtens ein wenig laut, damit ich höre, was unter euch vorgeht — Ich werde horchen —

(Gehet ab.)

Achter Auftritt.

Liſette. Damis.

Liſette. Laſſen Sie uns ein wenig ſachte reden. Sie wiſſen wohl, man iſt vor dem Horcher nicht ſicher.

Damis. Ja wohl; fahr Sie alſo nur ſachte fort.

Liſette. Sie kennen doch wohl des Herrn Chryſanders Beichtvater?

Damis. Beichtvater? ſoll ich denn alle ſolche Handwerksgelehrte kennen?

Liſette. Wenigſtens ſchien er Sie ſehr wohl zu kennen. Ein guter Prediger, fiel er der dicken Rechtsgelehrſamkeit ins Wort, ſollte Herr Damis gewiß auch werden. Eine ſchöne Statur; ein ſtarke deutliche Stimme; ein gutes Gedächtniß; ein feiner Vortrag; eine anſtändige Dreuſtigkeit; ein reifer Verſtand, der über ſeine Meynungen Türkenmäßig zu halten weiß: alle dieſe Eigenſchaften glaube ich, in einem ziemlich hohen Grade, bey ihm bemerkt zu haben. Nur um einen Punkt iſt mir bange. Ich fürchte, ich fürchte; er iſt auch ein wenig von der Freygeiſterey angeſteckt. — — Ey was Freygeiſterey? ſchrie der ſchon halb trunkene Medikus. Die Freygeiſter ſind brave Leute! Wird er deswegen keinen Kranken kuriren können? Wenn es nach mir geht, ſo muß er ein Medikus werden. Griechiſch kann er, und Griechiſch iſt die halbe Medicin. (indem ſie allmählich wieder lauter ſpricht) Freylich das Herz, das dazu gehört, kann ſich niemand geben. Doch das kömmt von ſich ſelbſt, wenn man erſt eine Weile prakticirt hat. — — Nu, fiel ihm ein alter Kaufmann in die Rede, ſo muß es mit den Herren Medicinern wohl ſeyn, wie mit den Scharfrichtern. Wenn die zum erſtenmale köpfen, ſo zittern und beben ſie; je öfter ſie aber den Verſuch wiederholen, deſto friſcher geht es. — — Und auf dieſen Einfall ward eine ganze Viertelſtunde gelacht: in einem fort, in einem fort; ſo gar das Trinken ward darüber vergeſſen.

Neun=

Neunter Auftritt.

Liſette. Damis. Anton.

Anton. Herr, die Poſt wird heute vor neun Uhr nicht kommen. Ich habe gefragt; Sie können ſich darauf verlaſſen.

Damis. Mußt du uns aber denn ſchon wieder ſtören, Idiote?

Anton. Es ſoll mir recht lieb ſeyn, wann ich Sie nur noch zur rechten Zeiten geſtört habe.

Damis. Was willſt du mit deiner rechten Zeit?

Anton. Ich will mich gegen Liſetten ſchon deutlicher erklären. Darf ich ihr *etwas ins* Ohr ſagen?

Liſette. Was wirſt du mir ins Ohr zu ſagen haben?

Anton. Nur ein Wort. (ſachte) Du denkſt ich habe nicht gehorcht? Sagteſt du nicht: du hätteſt nicht Herz genug dazu? doch wenn du nur erſt das Ding eine Weile würdeſt prakticiret haben — — O ich habe alles gehört. — — Kurz, wir ſind geſchiedne Leute! Du Unverſchämte, Garſtige — —

Liſette. Sage nur, was du willſt?

Damis. Gleich, geh mir wieder aus den Augen! Und komme mir nicht wieder vors Geſicht, bis ich dich rufen werde, oder bis du mir Briefe von Berlin bringſt! — Ich kann ſie kaum erwarten. So macht es die übermäßige Freude! Zwar ſollte ich Hofnung ſagen, weil jene nur auf das Gegenwärtige, und dieſe auf das Zukünftige geht. Doch hier iſt das Zukünftige ſchon ſo gewiß, als das Gegenwärtige.

wärtige. Ich brauche die Sprache der Propheten, die ihrer Sachen doch unmöglich ſo gewiß ſeyn konnten. — — Die ganze Akademie müßte blind ſeyn. — Nun, was ſtehſt du noch da? Wirſt du gehen?

Zehnter Auftritt.

Liſette. Damis.

Liſette. Da ſehen Sie! ſo lobten Sie die Leute.

Damis. Ah, wann die Leute nicht beſſer loben können, ſo möchten ſie es nur gar bleiben laſſen. Ich will mich nicht rühmen, aber doch ſo viel kann ich mir ohne Hochmuth zutrauen: ich will meiner Braut die Wahl laſſen, ob ſie lieber einen Doktor der Gottesgelahrtheit, oder der Rechte, oder der Arzneykunſt, zu ihrem Manne haben will. In allen drey Fakultäten habe ich diſputirt; in allen dreyen habe ich — —

Liſette. Sie ſprechen von einer Braut? heyrathen Sie denn wirklich?

Damis. Hat ſie auch ſchon davon gehört, Liſette?

Liſette. Kömmt denn wohl ohn unſer einer irgend in einem Hauſe eine Heyrath zu Stande? Aber eingebildet hätte ich mir es nimmermehr, daß Sie ſich für Julianen entſchlieſſen würden! für Julianen!

Damis. Größten Theils thue ich es dem Vater zu gefallen, der auf die auſſerordentlichſte Weiſe deswegen in mich dringt. Ich weiß wohl, daß Juliane meiner nicht werth iſt. Allein ſoll ich einer ſolchen

Kleinig-

Kleinigkeit wegen, als eine Heyrath iſt, den Vater vor den Kopf ſtoſſen? Und dazu habe ich ſonſt einen Einfall, der mir ganz wohl laſſen wird.

Liſette. Freylich iſt Juliane Ihrer nicht werth, und wenn nur alle Leute die gute Mamſell ſo kennten, als ich — —

Eilfter Auftritt.

Anton. Damis. Liſette.

Anton. (vor ſich) Ich kann die Leute unmöglich ſo alleine laſſen. — — Herr Valer fragt, ob Sie in Ihrer Stube ſind? Sind Sie noch da, Herr Damis?

Damis. Sage mir nur, Unwiſſender, haſt du dir es denn heute recht vorgeſetzt, mir beſchwerlich zu fallen?

Liſette. So laſſen Sie ihn nur da, Herr Damis. Er bleibt doch nicht weg —

Anton. Ja, jetzt ſoll ich da bleiben; jetzt, da es ſchon vielleicht vorbey iſt, was ich nicht hören und ſehen ſollte.

Damis. Was ſoll denn vorbey ſeyn?

Anton. Das werden Sie wohl wiſſen.

Liſette. (ſachte) Jetzt, Anton, hilf mir, Julianen bey deinem Herrn recht ſchwarz machen. Willſt du?

Anton. Ey ja doch! zum Danke vielleicht —

Liſette. So ſchweig wenigſtens. — — Nothwendig, Herr Damis, müſſen Sie mit Julianen übel

fahren.

fahren. Ich bedaure Sie im voraus. Der ganze Erdboden trägt kein ärgeres Frauenzimmer. — —

Anton. Glauben Sie es nicht, Herr Damis; Juliane iſt ein recht gut Kind. Sie können mit keiner in der Welt beſſer fahren. Ich wünſche Ihnen im voraus Glück.

Liſette. Wahrhaftig! Du mußt gegen deinen Herrn ſehr redlich geſinnt ſeyn, daß du ihm eine ſo unerträgliche Plage an den Hals ſchwatzen willſt.

Anton. Noch weit redlicher mußt du gegen deine Mamſell ſeyn, daß du ihr einen ſo guten Ehemann, als Herr Damis werden wird, mißgönneſt.

Liſette. Einen guten Ehemann? Nun wahrhaftig, ein guter Ehemann, das iſt auch alles, was ſie ſich wünſcht. Ein Mann, der alles gut ſeyn läßt — —

Anton. Ho! ho! alles? Hören Sie, Herr Damis, für was Sie Liſette anſieht? Aus der Urſache möchteſt du wohl ſelbſt gern ſeine Frau ſeyn? Alles? ey! unter das alles, gehört wohl auch? — — du verſtehſt mich doch? —

Damis. Aber im Ernſte, Liſette; glaubt Sie wirklich, daß Ihre Jungfer eine rechte böſe Frau werden wird? Hat ſie in der That viel ſchlimme Eigenſchaften?

Liſette. Viel? Sie hat ſie alle, die man haben kann; auch nicht die ausgenommen, die einander widerſprechen.

Damis. Will Sie mir nicht ein Verzeichniß davon geben?

Liſette.

Liſette. Wo ſoll ich anfangen? — Sie iſt albern —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich ſage: Lügen!

Liſette. Sie iſt zänkiſch! — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich ſage: Lügen!

Liſette. Sie iſt eitel — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen! ſag ich.

Liſette. Sie iſt keine Wirthinn — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen!

Liſette. Sie wird Sie durch übertriebenen Staat, durch beſtändige Ergötzlichkeiten und Schmauſereyen, um alle das Ihrige bringen —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen!

Liſette. Sie wird Ihnen die Sorge um eine Heerde Kinder auf den Hals laden —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Das thun die beſten Weiber am erſten.

Liſette. Aber um Kinder, die aus der rechten Quelle nicht geholt ſind.

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und zwar Kleinigkeit nach der Mode!

Liſette. Kleinigkeit? aber was denken Sie denn Herr Damis?

Damis. Ich denke, daß Juliane nicht arg genug ſeyn kann. Iſt ſie albern? ich bin deſto klüger; iſt

iſt ſie zänkiſch? ich bin deſto gelaſſener; iſt ſie eitel? ich bin deſto philoſophiſcher geſinnt! verthut ſie? ſie wird aufhören wenn ſie nichts mehr hat; iſt ſie fruchtbar? ſo mag ſie ſehen, was ſie vermag, wenn ſie es mit mir um die Wette ſeyn will. Ein jedes mache ſich ewig, womit es kann; das Weib durch Kinder, der Mann durch Bücher.

Anton. Aber merken Sie denn nicht, daß Liſette ihre Urſachen haben muß, Julianen ſo zu verläumden?

Damis. Ach freylich merk ich es. Sie gönnt mich ihr, und beſchreibt ſie mir alſo vollkommen nach meinem Geſchmacke. Sie hat es ohne Zweifel geſchloſſen, daß ich ihre Mamſell nur eben deswegen, weil ſie das unerträglichſte Frauenzimmer iſt, heyrathen will.

Liſette. Nur deswegen? nur deswegen? und das hätte ich geſchloſſen? Ich müßte Sie für irre im Kopfe gehalten haben. Ueberlegen Sie doch nur —

Damis. Das geht zu weit, Liſette! Traut Sie mir keine Ueberlegung zu? Was ich geſagt habe, iſt die Frucht einer nur allzu ſcharfen Ueberlegung. Ja, es iſt beſchloſſen: ich will die Zahl der unglücklich ſcheinenden Gelehrten, die ſich mit böſen Weibern vermählt haben, vermehren. Dieſer Vorſatz iſt nicht von heute.

Anton. Nein, wahrhaftig! — Was aber der Teufel nicht thun kann! Wer hätte es ſich jetzt ſollen träumen laſſen, jetzt da es Ernſt werden ſoll? Ich muß lachen; Liſette wollte ihn von der Heyrath abziehen, und hat ihn nur mehr dazu beredt; und

ich, ich wollte ihn dazu bereden, und hätte ihn bald davon abgezogen.

Damis. Einmal ſoll geheyrathet ſeyn. Auf eine recht gute Frau darf ich mir nicht Rechnung machen; alſo wähle ich mir eine recht ſchlimme. Eine Frau von der gemeinen Art, die weder kalt, noch warm, weder recht gut, noch recht ſchlimm iſt, taugt für einen Gelehrten nichts, ganz und gar nichts! Wer wird ſich nach ſeinem Tode um ſie bekümmern? Gleichwohl verdient er es doch, daß ſein ganzes Haus mit ihm unſterblich bleibe. Kann ich keine Frau haben, die einmal ihren Platz in einer Abhandlung de bonis Eruditorum uxoribus findet, ſo will ich wenigſtens eine haben, mit welcher ein fleißiger Mann ſeine Sammlung de malis Eruditorum uxoribus vermehren kann. Ja, ja; ich bin es ohnehin meinem Vater, als der einzige Sohn, ſchuldig, auf die Erhaltung ſeines Namens mit der äuſſerſten Sorgfalt bedacht zu ſeyn.

Liſette. Kaum kann ich mich von meinem Erſtaunen erholen. — — Ich habe Sie, Herr Damis, für einen ſo groſſen Geiſt gehalten — —

Damis. Und das nicht mit Unrecht. Doch eben hierdurch, glaube ich, den ſtärkſten Beweiß davon zu geben.

Liſette. Ich möchte platzen! — — Ja, ja, den ſtärkſten Beweiß, daß niemand ſchwerer zu fangen iſt, als ein junger Gelehrter; nicht ſowohl wegen ſeiner Einſicht und Verſchlagenheit, als wegen ſeiner Narrheit.

Damis.

Damis. Wie ſo naſeweis, Liſette? Ein junger Gelehrter? — — ein junger Gelehrter? — —

Liſette. Ich will Ihnen die Verweiſe erſparen. Valer ſoll gleich von allem Nachricht bekommen. Ich bin Ihre Dienerinn.

Zwölfter Auftritt.

Anton. Damis.

Anton. Da ſehen Sie! nun läuft ſie fort! da Sie nach ihrer Pfeife nicht tanzen wollen. —

Damis. Mulier non Homo! bald werde ich auch dieſes Paradoxon für wahr halten. Wodurch zeigt man, daß man ein Menſch iſt? Durch den Verſtand. Wodurch zeigt man, daß man Verſtand hat? Wenn man die Gelehrten und die Gelehrſamkeit gehörig zu ſchätzen weiß. Dieſes kann kein Weibsbild, und alſo hat es keinen Verſtand, und alſo iſt es kein Menſch. Ja, wahrhaftig ja; in dieſem Paradoxo liegt mehr Wahrheit, als in zwanzig Lehrbüchern.

Anton. Wie iſt mir denn? ich habe Ihnen doch geſagt, daß Sie Herr Valer geſucht hat? Wollen Sie nicht gehen und ihn ſprechen?

Damis. Valer? ich will ihn erwarten. Die Zeiten ſind vorbey, da ich ihn hochſchätzte. Er hat ſeit einigen Jahren die Bücher bey Seite gelegt; er hat ſich das Vorurtheil in den Kopf ſetzen laſſen, daß man ſich vollends durch den Umgang, und durch die Kenntniß der Welt, geſchickt machen müſſe, dem Staate nützliche Dienſte zu leiſten. Was kann ich mehr

thun, als ihn bedauern? Doch ja, endlich werde ich mich auch ſeiner ſchämen müſſen. Ich werde mich ſchämen müſſen, daß ich ihn ehemals meiner Freundſchaft werth geſchätzt habe. O wie eckel muß man in der Freundſchaft ſeyn! Doch was hat es geholfen, daß ich es bis auf den höchſten Grad geweſen bin? Umſonſt habe ich mich vor der Bekanntſchaft aller mittelmäßigen Köpfe gehütet; umſonſt habe ich mich beſtrebt, nnr mit Genies, nur mit originellen Geiſtern umzugehen: dennoch mußte mich Valer, unter der Larve eines ſolchen, hintergehen. O Valer! Valer!

Anton. Laut genug, wenn er es hören ſoll.

Damis. Ich hätte über ſein kaltſinniges Kompliment berſten mögen! Von was unterhielt er mich? von nichtswürdigen Kleinigkeiten. Und gleichwohl kam er von Berlin, und gleichwohl hätte er mir die allerangenehmſte Neuigkeit zuerſt berichten können. O Valer! Valer!

Anton. St! wahrhaftig er kömmt. Sehen Sie, daß er ſich nicht dreymal rufen läßt?

Dreyzehnter Auftritt.

Damis. Valer. Anton.

Valer. Verzeihen Sie, liebſter Freund, daß ich Sie in Ihrer gelehrten Ruhe ſtöre — —

Anton. Wenn er doch gleich ſagte, Faulheit.

Damis. Stören? ich ſollte glauben, daß Sie mich zu ſtören kämen? Nein, Valer, ich kenne Sie zu wohl; Sie kommen, mir die angenehmſten Neuig-

keiten zu hinterbringen, die der Aufmerkſamkeit eines Gelehrten, der ſeine Belohnung erwartet, würdig ſind. — — Einen Stuhl, Anton! — — Setzen Sie Sich.

Valer. Sie irren Sich, liebſter Freund. Ich komme Ihnen die Unbeſtändigkeit Ihres Vaters zu klagen; ich komme, eine Erklärung von Ihnen zu verlangen, von welcher mein ganzes Glück abhängen wird. — —

Damis. O! ich konnte es Ihnen gleich anſehen, daß Sie vorhin die Gegenwart meines Vaters abhielt, ſich mit mir vertraulicher zu beſprechen, und mir Ihre Freude über die Ehre zu bezeigen, die mir der billige Ausſpruch der Akademie — —

Valer. Nein, allzu gelehrter Freund; laſſen Sie uns einen Augenblick von etwas minder gleichgültigem reden.

Damis. Von etwas minder gleichgültigem? Alſo iſt Ihnen meine Ehre gleichgültig? Falſcher Freund!

Valer. Ihnen wird dieſe Benennung zukommen, wenn Sie mich länger von dem, was für ein zärtliches Herz das wichtigſte iſt, abbringen werden. Iſt es wahr, daß Sie Julianen heyrathen wollen? daß Ihr Vater dieſes allzu zärtliche Frauenzimmer durch Bande der Dankbarkeit binden will, in ſeiner Wahl minder frey zu handeln? Habe ich Ihnen jemals aus meiner Neigung gegen Julianen ein Geheimniß gemacht? Haben Sie mir nicht von jeher verſprochen, meiner Liebe behülflich zu ſeyn?

Damis. Sie ereifern ſich, Valer! und vergeſſen, daß ein Weibsbild die Urſache iſt. Schlagen Sie Sich dieſe Kleinigkeit aus dem Sinne. — Sie müſſen in Berlin geweſen ſeyn, da die Akademie den Preis auf dieſes Jahr ausgetheilet hat. Die Monaden ſind die Aufgabe geweſen. Sollten Sie nicht etwa gehört haben, daß die Deviſe —

Valer. Wie grauſam ſind Sie, Damis! So antworten Sie mir doch!

Damis. Und Sie wollen mir nicht antworten? Beſinnen Sie Sich: ſollte nicht die Deviſe Unum eſt neceſſarium ſeyn gekrönt worden? Ich ſchmeichle mir wenigſtens — —

Valer. Bald ſchmeichle ich mir nun mit nichts mehr, da ich Sie ſo ausſchweifend ſehe. Bald werde ich nun auch glauben müſſen, daß die Nachricht, die ich für eine Spötterey von Liſetten gehalten habe, gegründet ſey. Sie halten Julianen für Ihrer unwerth, Sie halten Sie für die Schande ihres Geſchlechts, und eben deswegen wollen Sie ſie heyrathen? Was für ein ungeheurer Einfall!

Damis. Ha! ha! ha!

Valer. Ja lachen Sie nur, Damis, lachen Sie nur! Ich bin ein Thor, daß ich einen Augenblick ſolchen Unſinn von Ihnen habe glauben können. Sie haben Liſetten zum Beſten gehabt, oder Liſette mich. Nein, nur in ein zerrüttetes Gehirn kann ein ſolcher Entſchluß kommen! Ihn zu verabſcheuen, braucht man nur vernünftig zu denken, und lange nicht edel, wie Sie doch zu denken gewohnt ſind Aber

löſen

löſen Sie mir, ich bitte Sie, dieſes marternde Räthſel!

Damis. Bald werden Sie mich, Valer, auf Ihr Geſchwätze aufmerkſam gemacht haben. So verlangen Sie doch in der That, daß ich meinen Ruhm Ihrer thörichten Neigung nachſetzen ſoll? Meinen Ruhm! — — Doch wahrhaftig, ich will vielmehr glauben, daß Sie ſcherzen. Sie wollen verſuchen, ob ich in meinen Entſchlieſſungen auch wankelhaft bin.

Valer. Ich ſcherzen? der Scherz ſey verflucht, der mir hier in den Sinn kömmt! —

Damis. Deſto lieber iſt mir es, wenn Sie endlich ernſthaft reden wollen. Was ich Ihnen ſage: die Schrift mit der Deviſe: Unum eſt neceſſarium — —

Vierzehnter Auftritt.

Chryſander. Damis. Valer. Anton.

Chryſ. (mit einem Zeitungsblatte in der Hand) Nun, nicht wahr, Herr Valer? mein Sohn iſt nicht von der Heyrath abzubringen? Sehen Sie, daß nicht ſowohl ich, als er auf dieſe Heyrath dringt?

Damis. Ich? ich auf die Heyrath dringen?

Chryſ. St! ſt! ſt!

Damis. Ey was ſt, ſt? Meine Ehre leidet hierunter. Könnte man nicht auf die Gedanken kommen, wer weiß was mir an einer Frau gelegen ſey?

Chryſ. St! ſt! ſt!

Valer. O! brauchen Sie doch keine Umſtände. Ich ſehe es ja wohl; Sie ſind mir beyde entgegen. Was für ein Unglück hat mich in dieſes Haus führen müſſen! Ich muß eine liebenswürdige Perſon antreffen; ich muß ihr gefallen, und muß doch endlich, nach vieler Hoffnung, alle Hofnung verlieren. Damis, wenn ich jemals einiges Recht auf ihre Freundſchaft gehabt habe — —

Damis. Aber, nicht wahr, Valer? einer Sache wegen, muß man auf die Berliniſche Akademie recht böſe ſeyn? Bedenken Sie doch, ſie will künftig die Aufgaben zu dem Preiſe, zwey Jahre vorher, bekannt machen. Warum denn zwey Jahre? war es nicht an einem genug? Hält ſie denn die Deutſchen für ſo langſame Köpfe? Seit ihrer Erneuerung habe ich jedes Jahr meine Abhandlung mit eingeſchickt; aber, ohne mich zu rühmen, länger als acht Tage habe ich über keine zugebracht.

Chryſ. Wißt ihr denn aber auch, ihr lieben Leute, was in den Niederlanden vorgegangen iſt? Ich habe hier eben die neueſte Zeitung. Sie haben ſich die Köpfe wacker gewaſchen. Doch die Alliirten, ich bin in der That recht böſe auf ſie. Haben ſie nicht wieder einen wunderbaren Streich gemacht! —

Anton. Nun, da reden alle drey etwas anders! Der ſpricht von der Liebe; der von ſeinen Abhandlungen; der vom Kriege. Wenn ich auch etwas beſonders reden ſoll, ſo werde ich vom Abendeſſen reden. Vom Mittage an, bis auf den Abend um ſechs Uhr, zu faſten, ſind keine Narrenspoſſen.

Valer. Unglückliche Liebe!

Damis. Die unbeſonnene Akademie!

Chryſ. Die dummen Alirten!

Anton. Die vierte Stimme fehlt noch: die langſamen Bratenwender!

Fünfzehnter Auftritt.

Liſette. Damis. Valer. Chryſander. Anton.

Liſette. Nun Herr Chryſander! ich glaubte, Sie hätten die Herren zu Tiſche rufen wollen? Ich ſehe aber, Sie wollen ſelbſt gerufen ſeyn. Es iſt ſchon aufgetragen.

Anton. Das war die höchſte Zeit! dem Himmel ſey Dank!

Chryſ. Es iſt wahr; es iſt wahr; ich hätte es bald vergeſſen. Der Zeitungsmann hielt mich auf der Treppe auf. Kommen Sie, Herr Valer; wir wollen die jetzigen Staatsgeſchäffte ein wenig mit einander bey einem Gläschen überlegen. Schlagen Sie ſich Julianen aus dem Kopfe. Und du, mein Sohn, du magſt mit deiner Braut ſchwatzen. Du wirſt gewiß eine wackre Frau an ihr haben; nicht ſo eine Xantippe, wie — —

Damis. Xantippe? wie verſtehen Sie das? Sind Sie etwa auch noch in dem pöbelhaften Vorurtheile, daß Xantippe eine böſe Frau geweſen ſey?

Chryſ. Willſt du ſie etwa für eine gute halten? Du wirſt doch nicht die Xantippe vertheidigen? Pfuy! das heißt einen ABCſchnitzer machen. Ich

glaube, ihr Gelehrten, je mehr ihr lernt, je mehr vergeßt ihr.

Damis. Ich behaupte aber, daß man kein einzig tüchtiges Zeugniß für Ihre Meynung anführen kann. Das iſt das erſte, was die ganze Sache verdächtig macht; und zum andern — —

Liſette. Das ewige Geplauder!

Chryſ. Liſette hat Recht! Mein Sohn! contra principia negantem, non eſt diſputandum. Kommt! kommt!

(Chryſander, Damis und Anton gehen ab.)

Valer. Nun iſt alles für mich verlohren, Liſette. Was ſoll ich anfangen?

Liſette. Ich weiß keinen Rath; wenn nicht der Brief — —

Valer. Dieſer Betrug wäre zu arg, und Juliane will ihn nicht zugeben.

Liſette. Ey, was Betrug? Wenn der Betrug nützlich iſt, ſo iſt er auch erlaubt. Ich ſehe es wohl, ich werde es ſelbſt thun müſſen. Kommen Sie nur fort, und faſſen Sie wieder Muth.

Ende des zweyten Aufzugs.

Was iſt Wahrheit? (*)

Dieſe Frage iſt dadurch, daß ſie ſchon ſo manchmal durch den Mund eines Pilatus gieng, nicht deſto ſchlechter worden. Weſſen Augen blinzen nicht wenn er mit dieſer Frage überraſcht wird? Schon tauſend und zehntauſendmal entſchieden, wird ſie immer wieder als ein Räthſel aufgeworfen werden, und in zehentauſendmal tauſend Fällen ein unauflösbares bleiben.

Aber, ſo gewiß dies iſt, wehe denen, die eine boshafte Freude darinn finden, der Schwäche unſers Geſichts dadurch zu helfen, daß ſie uns vollends blind machen! Das wahreſte von allem was jemals wahr genennt worden, iſt dies: daß, mitten unter allem Trug von Erſcheinungen, Geſpenſtern

(*) Siehe Wielands kleiner proſaiſcher Schriften. Erſt. B. neue verb. Aufl. Leipzig 1785. — — Der enge Raum meiner Sammlung hat mich verhindert aus den gedankenreichen Schriften meines mir verehrungsvollen Landsmannes gröſſere Stücke auszuheben. Nichts aus denſelben hier eingerücket zu haben, würde einen Mangel in meinem Blumenſtrauße verrathen haben, oder wäre Verſündigung gegen die Rechte eines claſſiſchen Schriftſtellers geweſen, auf welche Wieland ſo gegründete Anſprüche hat.

ſtern und Traumbildern, wovon wir umgeben ſind, jeder Sterbliche gerade ſo viel Wahrheit auf- faſſen kann, als er zu ſeiner eignen Noth- durft braucht.

Die Wahrheit iſt wie alles Gute etwas verhält- nismäßiges. Es kann vieles für die menſchliche Gattung wahr ſeyn, was es für höhere Weſen nicht iſt; und eben ſo kann etwas von dem einen Men- ſchen mit innigſter Ueberzeugung als wahr empfun- den und erkannt werden, was ein anderer mit gleich ſtarker Ueberzeugung für Irrthum und Blendwerk hält.

Die Uebereinſtimmung *eines* Gefühls oder *einer* Vorſtellung mit den allgemein anerkannten Grund- wahrheiten der Vernunft iſt eben ſo wenig als der Zu- ſammenhang einer Vorſtellung mit allen übrigen, welche die gegenwärtige innere Verfaſſung eines Men- ſchen ausmachen, ein ſicheres Merkmal der Wahr- heit. Jene läßt uns weiter nichts als die Möglich- keit der Sache erkennen: und dieſer kann eben ſo- wohl bey der wahreſten Vorſtellung fehlen, als bey der täuſchendſten zugegen ſeyn. Begegnet nicht öf- ters was jedermann für unmöglich hielt? Und wie oft betrügt die höchſte Wahrſcheinlichkeit? Erweitert ſich nicht der Kreis der Möglichkeiten mit unſerer Kenntniß der Natur und mit dem Anwachs unſerer Erfahrung? Daher, zum Theil, die Leichtgläubig- keit, die eine charakteriſtiſche Eigenſchaft des hohen Alters iſt, und, was ſeltſam ſcheinen mag, neben dem Unglauben beſteht, der es nicht weniger iſt.

Kinder

Kinder ſind leichtgläubig aus Unwiſſenheit deſſen was möglich oder unmöglich iſt; Alte ſind es, weil ſie ſo oft unglaubliche Dinge begegnen geſehen haben, daß ihnen nichts mehr unglaublich ſcheint. Jene glauben alles, weil ſie das Mistrauen noch nicht kennen; bey dieſen iſt Mistrauen eine der bittern Früchte des Lebens, und macht ſie eben ſo geneigt an allem zu zweifeln, als die Erfahrenheit auf der andern Seite, alles für möglich zu halten.

Die ſubtilſte und kaltblütigſte Vernunft hat von jeher die ſubtilſten Zweifler hervor gebracht. **Karneades, Pyrrho, Sextus, le Vayer, Bayle, Hume**, waren Männer von groſſer Vernunft — und ich frage einen jeden, der ſich nicht erſt ſeit ehegeſtern in der Welt umgeſehen hat, was iſt es, als gerade die kaltblütige, ſpitzfindige, immer zurückhaltende, immer argwöhniſche, immer vorausſehende, immer räſonirende Vernunft, was von jeher am geſchäftigſten geweſen iſt, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unſeres armen Erdelebens umzuſtürzen? — Ich erkenne ſehr dankbar alles Gute, was der Menſch dieſem inwohnenden Strale der Gottheit, dem wir, den ſo ſehr gemisbrauchten Namen Vernunft geben, ſchuldig iſt: ſie kann nichts dafür, daß Sophiſten und Witzlinge von jeher ihren natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben; aber da der Menſch nun einmal dieſen unglücklichen Hang hat; wehe ihm, wenn ſeine Vernunft die einzige Führerinn ſeines Lebens iſt!

Man hat ſich ſchon ſo lange über die Leute aufgehalten, die ein unerklärbares inneres Licht zum Leitſtern ihres Glaubens und Lebens machen. Man hat ſie im Schimpfe und im Ernſte beſtritten, zu Boden geſpottet, und zu Boden räſonirt. Indeſſen haben doch unläugbar alle Menſchen etwas, das die Stelle eines ſolchen innern Lichts vertritt, und das iſt — das innige Bewußtſeyn deſſen was wir fühlen. Unter allen Kennzeichen der Wahrheit iſt dies unläugbar das ſicherſte; vorausgeſetzt, daß ein Menſch überhaupt geſund, und des Unterſchieds ſeiner Empfindungen und Einbildungen ſich bewußt iſt. Beweiſet einem Menſchen, ſeine Vernunft ſey eine Zauberinn, die ihn alle Augenblicke täuſche und irre führe, — das wird ihn doch nicht verwirren: beweiſet ihm, daß er ſeinen Sinnen, ſeinem innern Gefühl nicht trauen dürfe, — das verwirrt ihn! Und wenn es möglich wäre, daß euer Beweiß ſeine volle Wirkung auf dieſen Menſchen thäte: ſo bliebe nichts übrig, als ihn ſtehendes Fuſſes ins Tollhaus zu führen. Zum Glücke iſt der Glaube an ſein eignes Gefühl gerade das, was ſich der Menſch am ſchwerſten und ſeltenſten nehmen läßt — und was ſich ſchwerlich irgend ein Menſch, ſo ſchwach er auch ſey, in irgend einem Falle nehmen läßt, wo er ſich innigſt bewußt iſt, daß er gefühlt hat. Das einzige wodurch er dahin gebracht werden könnte, an der Wahrheit ſeines eignen Gefühls, das iſt, an ſich ſelbſt und ſeinem Daſeyn zu zweifeln, wäre der Fall, worein (in einer der arabiſchen Erzählungen, die

Herr Galland le Dormeur eveillé betitelt) der Caliſe Harun Alraſchid den armen Kaufmann Abou-Haßan, durch einen Betrug, den dieſer unmöglich entdecken konnte, verſetzte: der aber auch, unvermeidlicher Weiſe die Folge hatte, daß Abou Haßan darüber in Raſerey verfiel, und nicht anders als durch Entdeckung des Betrugs wieder hergeſtellt werden konnte.

Aber ſagt man: Wie häufig ſind die Fälle, wo ein Menſch durch ſeine Sinne, durch ſein inneres Gefühl betrogen wird? Wo er, ohne darum ganz wahnſinnig zu ſeyn, für Empfindung hält, was bloße Einbildung iſt? Wo er den Gegenſtand durch das falſche Medium der Leidenſchaft und des Vorurtheils ſieht? u. ſ. w.

Unſtreitig ſind dieſe Fälle häufig. Und eben ſo häufig begegnet es, daß von zweyen, die einander durch ihr Gefühl widerlegen, beyde betrogen werden; daß während der eine Jupiter iſt, und die ſündige Welt mit Feuer zu zerſtören droht — der andere uns dagegen ſeines gnädigen Schutzes verſichert, weil er Neptunus iſt, der durch ſeine Gewäſſer den Brand gar leicht wieder löſchen kann. — Aber alle dieſe Fälle vermögen gleichwohl nichts, gegen die Grundfeſte des allgemeinen Menſchenſinnes. Und der Glaube, den ein jeder an ſein eigen Gefühl hat, bleibt nichts deſto minder in ſeiner vollen Kraft. Ich kann von der **Natur**, von **unſichtbaren Mächten**, kurz von **Urſachen**, die ich **nicht kenne**, getäuſchet werden: aber ſo lange ich mir be-

wußt

wußt bin, daß ich etwas gefühlt, beſchaut, betaſtet habe — ſo glaube ich meinem Gefühl mehr als der ganzen Welt, die dagegen zeugte, und als allen Philoſophen, die mir a priori beweiſen wollten, daß ich träume oder raſe.

Freylich iſt es ein verdächtiges Zeichen, wenn ein Menſch in Sachen des Gefühls eine ganze Welt, oder, was nicht viel beſſer iſt, die vernünftigſten Leute in der Welt wider ſich hat: Oder wenn er in ſehr zuſammengeſetzten und verwickelten Dingen, in ſolchen, die von ſcharfer Zergliederung, und von Kombinirung einer Menge von Begriffen abhangen, welche ſelbſt wieder Reſultate von einer Menge anderer ſind, — es iſt, ſage ich, verdächtig, wenn jemand in Sachen dieſer Art, dem Weg der ſcharfen Unterſuchung ausweicht, und nur immer auf **ſein** Gefühl, oder **unſer** Gefühl provocirt. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur Unterſuchung ſtehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten, wer ſollte zwiſchen ſeiner Empfindung und der unſrigen, oder zwiſchen unſrer Vernunft und ſeinem Gefühl oder Glauben Richter ſeyn? Wo iſt der Areopagus, wo ſind die Amphiktyonen, deren Ausſpruch man in ſolchen Fällen, ſich unterwerfen könnte, wollte, müßte?

In metaphyſiſchen und äſthetiſchen Dingen; d. i. in Sachen wo das meiſte auf Imagination und Sinnesart ankömmt, wäre das billigſte, einen jeden im Beſitz und Genuß deſſen, was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu laſſen, ſo lange er andere in

Ruhe läßt. Wer hat ein Recht in ſeines Nachbars Verzäunung einzudringen, und den Frieden ſeiner Hausgötter zu ſtören? Mag doch ſeine Meluſine einen Fiſchſchwanz unter ihrem Rocke tragen; was geht das andre an? Aber freylich, ſo bald der Mann ins Kreuz und die Quere auf allen Landſtraſſen herumreitet, und alle die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten, und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daß ſeine Prinzeſſin ſchöner iſt, als die ihrige, oder wohl gar daß ſie allein ſchön, und jedes andere Geſicht ein Meerkatzengeſicht iſt — das iſt etwas ſehr unangenehmes für Leute, die keine Luſt haben, ſich zu balgen; und wiewohl die irrenden Ritter, die ſolche Thaten thun, in den Augen kluger Leute, ihre Entſchuldigung unter dem Hute tragen: ſo mögen ſie ſichs doch ſelbſt zuſchreiben, wenn ſie dann und wann unter Mauleſeltreiber und Preller fallen, die nicht ſo ſäuberlich mit ihnen fahren.

Die Wahrheit, (wenn wir noch einen Augenblick mit dem Gleichniß ſpielen dürfen) flieht vor der keuchenden Verfolgung ihrer feurigſten Liebhaber um in die Arme deſſen zu laufen, der ſie weder erwartete, noch ſuchte. Der einfältigſte Menſchenſinn findet ſie am erſten, und genießt ihrer, wie der Luft die er athmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der ſie überall ſucht, findet ſie nirgends, juſt darum, weil er ſich nicht einbilden kann, daß ſie ihm ſo nahe ſey. Und ſo bald ihrer zwey ſich über ihren ausſchlieſſenden Beſitz in die Haare gerathen, ſo darf

man ſicher rechnen, daß ſie es ihnen macht, wie Angelika den beyden Rittern im Arioſto: während daß die tapfern Männer ſich bey den Köpfen haben, geht die Dame davon, und lacht über beyde.

Iſt dies Bild zu komiſch? Nun ſo iſt hier ein anders, daß eben ſo gut zur Sache paßt, die **Wahrheit** iſt weder hier noch da — Sie iſt, wie die Gottheit und das Licht, worinnen ſie wohnt, **allenthalben**; ihr **Tempel** iſt die **Natur**, und wer nur **fühlen**, und ſeine Gefühle zu **Gedanken** erhöhen, und ſeine Gedanken in ein **ganzes** zuſammen **faſſen**, und **ertönen** laſſen kann, iſt ihr **Prieſter**, ihr **Zeuge**, ihr **Organ**. *Keinem* offenbart ſie ſich **ganz**; jeder ſieht ſie nur *Stückweiſe*, nur von hinten, oder nur den Saum ihres Gewandes; aus einem andern Punkte; in einem andern Lichte; jeder vernimmt nur **einige** Laute ihres Göttermundes, keiner die nehmlichen.

Und was haben wir alſo zu thun?

Anſtatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit ſey? wer ſie beſitze? wer ſie in ihrem ſchönſten Licht geſehen? die meiſten und deutlichſten Laute von ihr vernommen habe? — laſſet uns im Frieden zuſammengehen, oder wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächſten Baum hinſitzen, und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr geſehen und gehört hat, oder glaubt geſehen zu haben: und ja nicht böſe darüber werden, wenn ſichs von ungefähr entdeckt, daß wir falſch geſehen oder gehört, oder gar (wie es brünſtigen Liebhabern,

habern, die ihr zu nahe kommen wollen, öfters begegnet) eine Wolke für die Göttinn umarmt haben.

Vor allem aber, lieben Brüder, hüten wir uns vor der Thorheit, unſere Meynungen für Axiome und unumſtößliche Wahrheiten anzuſehen, und andern als ſolche vorzutragen. Es iſt ein widerlicher harter Ton, um den **Ton der Unfehlbarkeit**; aber es giebt einen, der noch unausſtehlicher iſt, der **Ton** eines **Energumenen**, der, auf dem heiligen Dreyfuße ſitzend, alle ſeine Reden als Götterſprüche von ſich giebt. — Beſcheidenheit kann uns vor dem einen und vor dem andern ſicher ſtellen.

Wenn ein Mann auch ſo alt wäre wie Neſtor, und ſo weiſe wie ſiebenmal Sieben Weiſe zuſammen genommen, ſo müßt' er doch — eben darum weil er ſo alt und ſo weiſe wäre — einſehen gelernt haben, daß man immer weniger von den Dingen begreift, je mehr man davon weiß, daß gegen **Eine lichte Stelle**, die wir in der **unermeßlichen Nacht** der **Natur** erblicken, zehen tauſend in **Dämmerung**, und zehnmal zehn tauſend im **Dunkeln** vor uns liegen; und daß wenn wir auch von dieſem Erdklümpchen, das wie ein ungeheures Weltall vor uns liegt, uns bis zur Sonne aufſchwingen, und in ihrem Lichte das ganze Planetenſyſtem mit allem ſeinem Inhalt und Zubehör ſo deutlich überſehen könnten, wie ein Mann von der Spitze einer Terraſſe ſeinen Garten überſieht — dies nehmliche **Planetenſyſtem** nun abermal nichts mehr für uns wäre als — **eine lichte Stelle in der unermeßlichen Nacht der Na**-

tur. Und wenn dann der weiſe Mann in einer ſo langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben dieſe Unermeßlichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdbewohner eine Eigenſchaft der ganzen Natur iſt, ſich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen Punkte der Natur, Stralen aus allen übrigen zuſammenlaufen, — und wie unbegreiflich alle dieſe Stralen, Beziehungen, Aus- und Einflüſſe aller Dinge auf jedes und jeden Dinges auf alle, einander durchſcheiden und durchkreuzen — und wie unmöglich es alſo iſt, nur eine einzige Erſcheinung, eine einzige Bewegung, oder Wirkung eines einzigen Theilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben ſo zu durchſchauen, wie der in dem ſie lebt und webt, und iſt: — Beym Himmel! ich denke das müßte den weiſen Mann beſcheiden gemacht haben; und es ſollte mich nicht wundern, wenn er alle ſeine Urtheile und Meynungen in einem Tone vorbrächte, den ein Mann wie **Elihu** (*), der Sohn Barachiel von Bus, des

(*) Das iſt der junge Mann im Buche Hiob, der, nachdem er deſſen ältern Freunden lange ſtillſchweigend zugehört hatte, und es nicht mehr ausſtehen konnte, ſie ſo mächtig deraiſonniren, und zuletzt doch vor Hiob verſtummen zu ſehen, endlich im Unmuth ſeiner Seelen ausbricht, ſich der guten Sache Gottes anzunehmen, und im Eingang ſeiner Rede ſagte: denn ich bin der Rede ſo voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängſtet: ſiehe mein Bauch iſt wie der Moſt der zugeſtopft iſt, der die neuen Fäſſer zerreißt — u. ſ. w.

des Geſchlechs Nam mit allem Unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers, für baaren Skeptizismus halten müßte.

Ein anders iſt, wenn ein **Eſel**, dem der Herr den Mund aufthut, mit Zuverſichtlichkeit ſpricht; dafür iſt aller Reſpekt zu tragen! denn es iſt nicht der Eſel, ſondern ein Gott (dem es gleichviel gelten kann, durch welches Organ er ſich hörbar macht) der durch den Eſel ſpricht. Einem Menſchen aber — es ſey dann, er führe den Beweiß, daß er ſich im Falle des beſagten Eſels befinde — ziemt es, ungeachtet des aufgerichteten Angeſichts und des Blicks gen Himmel, der ihm gegeben iſt, von Zeit zu Zeit auf ſeine Füſſe zu ſehen, und beſcheiden zu ſeyn!

Von Kaufleuten. (*)

Wo Kaufmannsgilden oder Innungen vorhanden ſind, haben nur diejenigen das Recht der Kaufleute, welche darinn aufgenommen worden.

Wo gar keine Gilden vorhanden, oder wo ſolche nur für gewiſſe Arten der Kaufleute errichtet ſind, haben alle diejenigen, welche einen beſtändigen Waaren- oder Wechſelhandel treiben, die Rechte der Kaufleute.

Landbewohner, die nur mit ſelbſt erzeugten Produkten; ingleichen Handwerker und Fabrikanten, welche mit den von ihnen verfertigten Arbeiten Verkehr treiben, ſind für Kaufleute nicht zu achten.

Die Unternehmer der Fabriken, haben, in Rückſicht auf den Betrieb derſelben, und den Abſatz der darinn verfertigten Waaren, kaufmänniſche Rechte.

Sie

(*) Siehe Sr. Excellenz Herrn von Carmer Entwurf eines allgemeinen Geſetzbuchs für die Preußiſchen Staaten. I. Th. II. Abth. Stände des Staats. Tit. III. Fünfter Abſchnitt — Aus dieſem Meiſterſtücke deutſcher Rechtskenntniſſe mußte ich etwas in dieſe Sammlung einrücken, um nicht gerade das Fach wegzulaſſen, das in der deutſchen Sprache noch ſo wenig bearbeitet iſt. In meinen Augen iſt die Schreibart ſo muſtermäßig, als der Stoff. —

Sie bedürfen, zu deren Ausübung, keiner Aufnahme in die Kaufmannsgilde; auch da, wo dergleichen Gilde ſonſt vorhanden iſt.

Viktualienhändler und Trödler, ingleichen Hauſirer, ſo wie die Krämer in Dörfern und Flecken, haben nicht die Rechte der Kaufleute.

Wer Lieferungen übernimmt, wird dadurch noch kein Kaufmann.

Wer kaufmänniſche Geſchäfte treiben will, muß dazu die Erlaubniß der Obrigkeit nachſuchen.

Wo Kaufmannsinnungen errichtet ſind, müſſen die aufzunehmenden Mitglieder den Erforderniſſen der Innungsartikel, ſowohl in Anſehung der Lehrjahre, als ſonſt überall, Gnüge leiſten.

Einem Minderjährigen ſoll nicht verſtattet werden, Kaufmannſchaft zu treiben, wenn er nicht zuvor, auf geſetzmäßige Art, für großjährig erkläret worden.

Eine Frauensperſon, welche Kaufmannſchaft treibet, hat in allen dahin einſchlagenden Geſchäften, die Rechte und Verbindlichkeiten eines Mannes.

Dagegen behält ſie die weiblichen Rechte, in allen andern, ihre Perſon, Grundſtücke und ſonſtiges Vermögen betreffenden Angelegenheiten.

In zweifelhaften Fällen wird vermuthet, daß ſie die eingegangenen Verbindlichkeiten, als Handlung treibende Frau übernommen habe.

Die Ehefrau eines Kaufmanns, welche ihm blos in ſeinen Geſchäften hülfreiche Hand leiſtet, iſt nicht

für eine Kaufmannſchaft treibende Frauensperſon zu achten.

Die von ihr unternommenen Geſchäfte ſind alſo nur in ſo weit verbindlich, als ihr der Mann einen gewiſſen Theil ſeines Gewerbes übertragen hat.

Wenn eine Frau zwar Eigenthümerin einer Handlung iſt, ſolcher aber nicht ſelbſt vorſteht, ſo hat ſie, für ihre Perſon, weder die Rechte noch die Verbindlichkeiten eines Kaufmanns.

Sie muß aber die Unternehmungen des von ihr beſtellten Handlungsvorſtehers vertreten.

Sie ſelbſt kann ſich keiner unmittelbaren Verfügungen in Handlungsſachen anmaſſen.

Doch bleibt die Eigenthümerin einer Handlung, ſo lange ſie den von ihr beſtellten Diſponenten nicht gehörig bekannt gemacht hat, in allen Stücken, gleich einer andern wirklich Handlung treibenden Frau verhaftet.

Was vorſtehend, §. 292, 295 verordnet iſt, gilt auch auf den Fall, wenn die Frau eines Kaufmanns, mit ihrem Ehemann, in eine öffentliche bekannt gemachte Handlungsgeſellſchaft getreten iſt.

Wenn der Eigenthümer einer Handlung ſolcher nicht ſelbſt vorſtehen kann oder will, ſo muß er einem andern den Auftrag thun, ſeine Stelle zu vertreten.

Wer mit dergleichen Prokura verſehen worden, wird Faktor, Diſponent, oder Handlungsvorſteher genannt.

Steht der Eigenthümer einer Handlung unter väterlicher Gewalt, oder Vormundſchaft, ſo muß die Proku-

Prokura von denjenigen ausgeſtellt werden, dem die Verwaltung ſeines Vermögens gebührt.

Iſt ſolches ein Vormund oder Kurator, oder gehört die Handlung zum freyen Vermögen des noch unter väterlicher Gewalt ſtehenden Eigenthümers, ſo muß die obervormundſchaftliche Genehmigung hinzukommen.

Gegen die ſolchergeſtalt geſchehene Ausſtellung der Prokura, ſo wie gegen alle von dem Diſponenten, auf deren Grund, vorgenommene Handlungen, findet die Rechtswohlthat der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand nicht ſtatt.

Die Ertheilung der Prokura muß ſchriftlich geſchehen, und gehörig bekannt gemacht werden.

Iſt der Diſponent einer Handlung überhaupt vorgeſetzt, ſo erſtreckt ſich der Auftrag über alle Arten der Geſchäfte, welche bey einer ſolchen Handlung vorfallen.

Soll die Macht des Diſponenten in beſondern Fällen eingeſchränkt ſeyn, ſo muß ſolches in der Prokura beſtimmt, und mit derſelben gehörig bekannt gemacht werden.

Für eine gehörige Bekanntmachung iſt anzuſehn, wenn die Kaufmannſchaft des Orts, wo die Handlung etablirt iſt, auf der Börſe, oder durch ihre Vorſteher, ingleichen die auswärtigen Handlungskorreſpondenten, durch Briefe, davon benachrichtiget worden.

Iſt der Innhalt der Prokura nicht vollſtändig genug bekannt gemacht worden, ſo muß der Eigenthü-

mer auch ſolche Handlungen des Faktors vertreten, bey welchem derſelbe die ihm in der Prokura vorgeſchriebenen Schranken überſchritten hat.

Hat ein Eigenthümer einer Handlung jemand, dem er keine Prokura ertheilt, gleichwohl für ſeinen Faktor angegeben, ſo wird er denjenigen verhaftet, welche dadurch, ſich mit demſelben einzulaſſen, verleitet worden.

Iſt die Bekanntmachung gehörig erfolgt, ſo ſteht es in dem freyen Willen des Eigenthümers: ob er die von dem Faktor, außer den Schranken der Prokura, unternommenen Geſchäfte genehmigen wolle.

Hat er ſolche ausdrücklich oder *ſtillſchweigend*, durch Ausübung der dadurch erlangten Befugniſſe, genehmigt, ſo muß er ſich auch allen daraus fließenden Verbindlichkeiten unterwerfen.

Auch wenn er die Handlungen des Faktors nicht genehmigen will, wird er doch ſo weit verhaftet, als er dadurch Vortheil erhalten hat.

Wenn ein Faktor auch nur zu einer beſondern Art von Geſchäften beſtellt worden, muß dennoch die Bekanntmachung nach obigen Vorſchriften geſchehen.

Einſchränkungen, die ſich aus der Natur des Auftrags von ſelbſt ergeben, bedürfen keiner ausdrücklichen Bekanntmachung.

Ein Faktor, der nur zum Waareneinkauf oder Verkauf, auf auswärtigen Märkten und Meſſen beſtellt iſt, verbindet den Prinzipal nur durch ſolche Handlungen, ohne die er ſeinen Auftrag nicht vollziehen könnte.

Hat

Hat ein Faktor, in Vollziehung ſeines Auftrages, ein Verbrechen begangen, ſo iſt der Prinzipal dem Beſchädigten zum Schadenserſatz verhaftet.

Die von dem Faktor bey Handlungsangelegenheiten verwirkte Konfiſkation trift den Eigenthümer.

Jedoch bleibt dem Principal der Regreß, wegen dergleichen unerlaubter Handlungen, gegen den Faktor vorbehalten.

Hat aber der Prinzipal ſchon ehehin ähnliche Handlungen des Faktors gebilligt, ſo iſt er dieſes Rechts verluſtig.

Die auf das Verbrechen des Faktors erkannte Geld- oder Leibesſtrafe trift deſſelben Perſon.

Kann die Strafe an dem Faktor nicht vollzogen werden, ſo haftet der Prinzipal in dem Fall des obigen §. auch für die Geldſtrafe.

Ohne ausdrückliche Einwilligung des Prinzipals, iſt der Faktor nicht berechtiget, die erhaltene Prokura einem andern zu übertragen.

Doch kann er ſich fremder Beyhülfe zu ſolchen Geſchäften bedienen, die ein Kaufmann durch Handlungsdiener und Lehrlinge zu betreiben pflegt.

Die Rechte und Pflichten, zwiſchen dem Prinzipal und Faktor, ſind hauptſächlich nach dem Innhalt des unter ihnen geſchloſſenen Abkommens, und wo dieſes nichts beſtimmet, nach den allgemeinen geſetzlichen Vorſchriften von Vollmachtsaufträgen, zu beurtheilen.

Ohne ausdrückliche Erlaubniß des Prinzipals, darf kein Faktor Handlungsgeſchäfte auf eigne Rechnung treiben.

Hat

Hat er ſolches dennoch gethan, ſo gehört aller dadurch erhaltene Gewinn dem Prinzipal.

Iſt aber aus dem Geſchäfte Schaden entſtanden, ſo muß der Faktor ſolchen allein tragen.

Der Faktor hat das Recht, die in ſeiner Gewahrſam befindliche Waaren und Sachen des Prinzipals ſo lange zurück zu behalten, bis er, wegen ſeiner bey Gelegenheit des gehabten Auftrags entſtandenen Forderungen, befriedigt worden.

Doch kann dies Retentionsrecht nicht weiter ausgedehnt werden, als es die Sicherheit des Faktors wirklich erfordert.

Auch ohne ausdrückliches Verſprechen, kann ein Faktor für ſeine Bemühungen billige Vergütung fordern.

Dieſe muß nach dem Umfang der Geſchäfte, und des dadurch bewirkten Vortheils, allenfalls nach dem Gutachten vereideter Sachverſtändiger, beſtimmt werden.

Will der Handlungseigenthümer ſeinen Auftrag widerrufen, ſo muß er die Prokura zurücknehmen, und ſolches gehörig bekannt machen.

Dieſe Bekanntmachung muß auf die oben vorgeſchriebene Art, und noch außerdem an alle diejenigen geſchehen, welche mit dem Komtoir bis dahin in Handlungskorreſpondenz getreten ſind.

Kaufleute, die, nach bekannt gemachter Zurücknahme der Prokura, ſich mit dem geweſenen Faktor ferner einlaſſen, machen den Handlungseigenthümer auf keine Weiſe verbindlich.

Gegen

Gegen andre, die nicht Kaufleute ſind, und bis-her mit dem geweſenen Faktor, auf den Grund der Prokura, Geſchäfte betrieben haben, kann der Eigenthümer ſich nur durch Einrückung des Widerrufs, in die Zeitungen der Provinz, wo der Sitz der Handlung iſt, und durch Anſchlag an einem öffentlichen Orte, ingleichen an der Thüre des Hauſes, wo das Komtoir etablirt geweſen, ſicher ſtellen.

Sind dieſe Maaßregeln nicht beobachtet, ſo wird der Prinzipal ſolchen Perſonen, auch aus den nachherigen Handlungen des geweſenen Faktors verhaftet; in ſo fern nicht ausgemittelt werden kann, daß dieſelben von dem Widerruf, auf andere Art, Wiſſenſchaft erhalten haben.

Iſt ein Faktor nur auf eine gewiſſe beſtimmte Zeit beſtellt, und ſolches gehörig bekannt gemacht worden, ſo bedarf es, nach Ablauf dieſer Zeit, keines ausdrücklichen Widerrufs.

Will der Handlungseigenthümer ſich, wegen der von dem Faktor während ſeiner Verwaltung vorgenommenen Geſchäfte, gegen unbekannte Anſprüche ſicher ſtellen, ſo muß er ein gerichtliches Aufgebot nachſuchen.

Werden nach dem Aufgebot annoch dergleichen unbekannte Forderungen angebracht, ſo muß der Liquidant nachweiſen, daß und wie viel aus dem Geſchäfte wirklich in die Handlung verwendet worden; und daß er das erfolgte Aufgebot zu erfahren keine Gelegenheit gehabt.

Stirbt der Handlungseigenthümer, ſo bleibt die von demſelben ertheilte Prokura ſo lange bey Kräften, bis ſolche von den Erben, oder von den Gerichten widerrufen worden.

So lange die Prokura des Faktors dauert, haben diejenigen, welche Geſchäfte mit ihm getrieben haben, die Wahl; ob ſie ihn, oder den Prinzipal belangen wollen.

Doch darf der Faktor ſolchen Handlungsgläubigern nicht weiter, als auf den Betrag des in ſeinen Händen befindlichen Handlungsfonds, gerecht werden.

Nach erfolgten Widerruf kann nur der Prinzipal belangt werden.

Vor und nach dem Widerruf, iſt der Faktor aus eigenen Mitteln verhaftet, wenn er ſich ausdrücklich zugleich für ſeine Perſon verbindlich gemacht, oder die Schranken ſeines Auftrags überſchritten hat.

Was bisher von einzelen Kaufleuten verordnet iſt, gilt auch von Handlungsgeſellſchaften, wenn dieſelben einen unter ſich, oder auch einen Fremden, zum gemeinſchaftlichen Diſponenten beſtellt haben.

Handlungsdiener oder Lehrlinge, die in offenen Gewölben oder Laden angeſtellt worden, ſind zu den daſelbſt gewöhnlich vorfallenden Handlungsgeſchäften, für bevollmächtigt zu achten.

Sie können alſo die im Laden oder Gewölbe befindlichen Waaren verkaufen, das Geld dafür in Empfang nehmen, und darüber quittiren.

Auch Rechnungen über ausgenommene Waaren können, im Laden oder Gewölbe, gegen die von ihnen,

nen, unter der Firma der Handlung, ausgeſtellte Quittungen, ſicher bezahlt werden.

Zum Wechſelausſtellen und Acceptiren; zum Einkauf; ingleichen zum Verkauf auf Kredit oder in groſſen Partien, ſind bloße Handlungsdiener oder Lehrlinge nicht für bevollmächtigt anzuſehen.

Außer dem Laden oder Gewölbe kann an ſie nur in ſo fern ſicher bezahlt werden, als ſie die Waaren, wofür die Zahlung erfolgt, überbracht haben.

Kaſſirer der Bankiers und andrer Kaufleute, ingleichen Handlungsbediente, die auf Meſſen oder Märkte verſchickt werden, ſind in Anſehung dieſer Geſchäfte als Faktors anzuſehen.

Hat ein Kaufmannsdiener oder Lehrling gewiſſe Geſchäfte, die ſonſt vor ihn nicht gehören, mit Vorwiſſen ſeines Prinzipals, eine Zeit lang betrieben, ſo wird ein ſtillſchweigender Auftrag vorausgeſetzt.

Will der Kaufmann dieſen Auftrag widerrufen, ſo muß ſolches durch Entlaſſung des Handlungsbedienten, oder ſonſt auf eine dergeſtalt in die Augen fallende Art geſchehen, daß andre nicht verleitet werden, ſich mit demſelben in dergleichen Geſchäfte ferner einzulaſſen.

Die Handlungsbücher der Kaufleute haben, wenn ſie gehörig geführt ſind, Beweißkraft.

Dieſe Beweißkraft erſtreckt ſich jedoch nur auf das zur Handlung gehörende Waaren- und Wechſelverkehr.

Wegen Anlehen, Bürgſchaften, eingebrachten Vermögens der Ehefrauen, und andrer die Handlung

lung nicht unmittelbar angehenden Geſchäfte, haben Vermerke in den Handlungsbüchern keine mehrere Glaubwürdigkeit, als andre Privatverzeichniſſe.

Sollen Handlungsbücher Beweißkraft haben, ſo müſſen ſie von dem Eigenthümer ſelbſt, oder von deſſen Faktor oder Buchhalter, nach kaufmänniſcher Art geführt ſeyn.

Mit dem Hauptbuche zugleich, müſſen auf Verlangen des Gegentheils, auch die übrige Bücher, worauf daſſelbe ſich bezieht, vorgelegt werden.

Dieſe Bücher müſſen ſowohl unter ſich, als mit dem Hauptbuche, bey den durch Sachverſtändige zu machenden Proben übereinſtimmen.

Unter Kaufleuten haben dergleichen Handlungsbücher volle Beweißkraft.

Weichen die Vermerke in den Büchern beyder in Streit befangnen Kaufleute von einander ab, und ſind beyderley Bücher ordentlich geführt, ſo kann der Streit weder aus dem einen, noch aus dem andern entſchieden werden.

Finden ſich aber gegen eins von beyden Büchern erhebliche Ausſtellungen, ſo entſcheidet das andere, welches untadelhaft geführt worden.

Gegen andre als Kaufleute, kann nur bey ſtreitigen Waarenlieferungen ein Beweiß aus den Handlungsbüchern genommen werden.

Dieſer Beweiß ſetzt voraus, daß die Exiſtenz eines Waarenverkehrs zwiſchen den Parteyen, durch ihr Einverſtändniß, oder auf andre Art, bereits ausgemittelt ſey.

Als.

Alsdann kann die Zeit der geſchehenen Lieferung; der Betrag und die Beſchaffenheit der gelieferten Waaren; der Preis, wofür ſolche behandelt, oder verabfolgt worden; und die Zeit, binnen welcher die Zahlung erfolgen ſollen, aus den Handlungsbüchern bewieſen werden.

Aber auch über dieſe Umſtände wirken die Bücher des Kaufmanns, gegen einen andern, der kein Kaufmann iſt, nur einen halben Beweiß.

Dem angeblichen Schuldner ſteht alſo frey, über das Gegentheil des in dem Handlungsbuch befindlichen Vermerks, andre Beweißmittel beyzubringen.

Geſchieht ſolches nicht, ſo muß der Kaufmann zur eydlichen Beſtärkung ſeiner Bücher zugelaſſen werden.

Wird eine Handlung von mehrern gemeinſchaftlich geführt, ſo ſind die ſämmtlichen Theilnehmer zur eydlichen Beſtärkung verbunden.

Haben die Theilnehmer einen unter ihnen der ganzen Handlung, oder doch der Art von Geſchäften, woraus die Schuld entſtanden iſt, vorgeſetzt, ſo kann die eydliche Beſtärkung nur von dieſem gefordert werden.

Sind die Bücher von einem Buchhalter geführt, ſo muß, außer dem Handlungseigenthümer, auch der Buchhalter den Eyd ableiſten.

Iſt dieſer geſtorben, oder ſein Aufenthalt unbekannt, ſo iſt der Eyd des Kaufmanns allein hinreichend.

Weigert der Buchhalter die Ableiſtung des Eydes, wegen vorgeſchützter Religionsſkrupel, ſo findet die Vorſchrift des Erſten Buchs Anwendung.

Iſt der Kaufmann geſtorben, ſo muß der Eyd von den Erben abgeleiſtet werden.

Hat einer von den Erben die Direktion der Handlung übernommen, und ſolche bereits über ein Jahr fortgeſetzt, ſo iſt deſſelben eydliche Beſtärkung hinlänglich.

Der eydlichen Beſtärkung bedarf es nicht, bey den Büchern der Königlichen Bank, und andrer öffentlichen Anſtalten, die mit dieſem Privilegio ausdrücklich verſehen ſind.

Den Handlungsbüchern der Juden, welchen die Rechte chriſtlicher Kaufleute verliehen worden, kommt eben die Beweißkraft zu, wie den Büchern chriſtlicher Kaufleute.

Dieſe Beweißkraft ſchränkt ſich jedoch nur auf Geſchäfte ein, die nach dem Zeitpunkt vorgefallen ſind, wo der Jude die Rechte chriſtlicher Kaufleute erhalten hat.

Hat ein mit dieſen Rechten nicht verſehener Jude die chriſtliche Religion angenommen, ſo nimmt die Beweißkraft ſeiner Bücher nur von dieſer Zeit ihren Anfang.

Die Handlungsbücher der Juden, welche die Rechte chriſtlicher Kaufleute nicht haben, beweiſen nur gegen deren Glaubensgenoſſen.

Iſt jedoch ein ſolcher Jude Unternehmer einer Fabrike, oder treibt er auswärtige Wechſelgeſchäfte, ſo bewei-

beweiſen ſeine Bücher auch gegen christliche Kaufleute, die ſich in Wechſel= oder ein auf die Fabrike Bezug nehmendes Verkehr mit ihm eingelaſſen haben.

Handlungsbücher, welche bey Gerichten Beweißkraft haben ſollen, dürfen nicht in jüdiſcher Sprache geführt ſeyn.

Bücher der Bräuer, Bäcker, oder andrer Handwerker, ingleichen der Krämer in Dörfern und Flecken, beweiſen nichts, wenn ſie auch an ſich auf kaufmänniſche Art geführt wären.

Hat aber ein ſolcher Krämer oder Handwerker mit ſeinem Abnehmer ein Gegenbuch geführt, in welches die ausgenommene Waaren, oder geleiſtete Zahlungen eingeſchrieben worden, ſo bewirkt dies in den Händen des Abnehmers befindliche Gegenbuch, wider ihn vollen Beweiß.

Die Beweißkraft der Handlungsbücher iſt auf keine beſtimmte Friſt eingeſchränkt, wenn von Geſchäften die Rede iſt, welche Kaufleute unter einander betrieben haben.

Ein gleiches gilt, wenn das Geſchäfte Waarenlieferungen an einen Ausländer betrift.

Sind hingegen einem Innländer, der kein Kaufmann iſt, Waaren verabfolgt worden, ſo kann ſich der Verkäufer nur binnen Jahresfriſt, von Zeit jeder Lieferung angerechnet, auf ſein Handlungsbuch berufen.

Will er über ein Jahr Kredit geben, ſo muß er ſich von dem Schuldner, mit einem ſchriftlichen Anerkennt=

kenntniße der in den Büchern eingetragenen Waarenſchuld verſehen.

Iſt der Abnehmer während dieſes Jahrs aus dem Lande gegangen, ſo muß er als ein Ausländer betrachtet werden.

Hat er nur ſeinen Wohnort in königlichen Landen verändert, und ſein gegenwärtiger Aufenthalt iſt dem Kaufmann unbekannt, ſo muß ſich derſelbe, gegen den Ablauf der Friſt, durch Einlegung eines Proteſts verwahren.

Dergleichen Proteſt muß vor Gerichten, oder von einem Juſtitzkommiſſario und Notario aufgenommen werden.

Der Kaufmann muß dabey ſein Hauptbuch vorlegen, und die Stelle deſſelben, worinn ſeine Forderung enthalten iſt, dem Proteſt einrücken laſſen.

Ein Handlungsbuch hat keine Beweißkraft, wenn darinn Blätter eingeklebt, eingeheftet, oder ausgeriſſen, oder wenn Stellen darinn befindlich ſind, die durch Aenderungen unleſerlich gemacht worden.

Ein gleiches gilt alsdenn, wenn der Kaufmann, bey Führung der Bücher, Unrichtigkeiten begangen hat, die zu ſeinem Vortheil abzielen.

Finden ſich Unrichtigkeiten anderer Art, und ſind deren mehrere, ſo muß das Gutachten vereydeter Sachverſtändiger entſcheiden: ob ſolche ſo beſchaffen ſind, daß dadurch die Glaubwürdigkeit der Bücher überhaupt entkräftet werde.

Handlungsbücher eines Kaufmanns, der eines Meyneydes oder falſchen Zeugniſſes überführt, einen

Eyd

Eyd zu ſchwören für unfähig, oder wegen begangener Verbrechen für ehrlos erklärt worden, verdienen gar keinen Glauben.

Ein gleiches findet ſtatt, wenn der Kaufmann in Konkurs gerathen iſt, und ſich zur Rechtswohlthat der Ceſſion geſetzmäßig nicht qualificirt.

Ferner, wenn ein Kaufmann ſchon einmal, auf den Grund ſeiner Bücher, eine Forderung eingeklagt hat, deren bereits erfolgte Zahlung ausgemittelt worden.

Hat jedoch der Kaufmann, blos wegen Untreue oder Unordnung eines ſeiner Handlungsbedienten, von der geſchehenen Zahlung keine Wiſſenſchaft erhalten; ſo ſchwächt ſolches die Beweißkraft ſeiner Bücher nur in Anſehung des Zeitraums, in dem ein ſolcher Handlungsbedienter, zur Führung der Bücher, oder Einkaſſirung der Gelder gebraucht worden.

Welcher Kaufmann, auf den Namen und Kredit eines andern, an deſſen Hausgenoſſen, Dienſtbothen, oder Handwerker, Waaren verabfolgt, der thut ſolches auf ſeine Gefahr.

Will er ſich an den, auf deſſen Namen die Waaren abgeholt worden, wegen der Bezahlung halten, ſo muß er ſich einer ſchriftlichen Einwilligung deſſelben verſichern.

Iſt dieſe Einwilligung nur auf eine Lieferung gerichtet, ſo berechtigt ſolches den Kaufmann nicht, zu mehrern folgenden Lieferungen.

Hat aber jemand einem andern die Vollmacht, auf ſeinen Namen Waaren abzuholen, ohne Ein-

ſchränkung ertheilt, ſo kann der Kaufmann mit der Verabfolgung ſo lange fortfahren, bis ihm die Zurücknahme der Vollmacht ausdrücklich bekannt gemacht wird.

Hält der Abnehmer mit dem Kaufmann ein Buch, in welches die gelieferten Waaren, und deren bedungener Preiß, jedesmal eingeſchrieben worden, ſo iſt jeder Abholer der Waaren, welcher dies Buch dem Kaufmann vorzeigt, zum Empfang derſelben für bevollmächtigt zu achten.

Hat jemand einen Hausgenoſſen, Dienſtbothen, oder Handwerker, zur Ausnehmung von Waaren auf ſeinen Kredit, in einer oder mehrern beſtimmten Handlungen bevollmächtiget, ſo giebt ſolches andern Kaufleuten keine Befugniß, demſelben in gleicher Art Waaren zu verabfolgen.

Selbſt der Empfang der Waaren, die auf jemands Namen, einem andern, ohne ſchriftliche Legitimation verabfolgt worden, verpflichtet den Empfänger noch nicht zu deren Bezahlung.

Nur ſo weit iſt der Empfänger der Waare verpflichtet, als er ſich ſonſt mit dem Schaden des Verkäufers bereichern würde.

Hat ein Kaufmann Waaren auf Borg gegeben, ſo kann er, wenn keine Zahlungsfriſt beſtimmt worden, nach Verlauf von vierzehn Tagen, vom Tage der geſchehenen Einmahnung gerechnet, landübliche Zinſen fordern.

Der ausdrücklichen Einmahnung ſoll gleich geachtet werden, wenn der Kaufmann dem Abnehmer Rechnung zuſchickt.

Zum

Zum Beweiſe, daß, und wenn die Einmahnung geſchehen, ſoll der Vermerk in den Büchern des Kaufmanns hinreichend ſeyn.

Iſt der Kredit bis zu einem gewiſſen beſtimmten Tage gegeben worden, ſo laufen, von ſolchem an, die Verzögerungszinſen.

Vorſtehende Befugniß, Zinſen zu fordern, wird nicht aufgeſchoben, wenn gleich der Kaufmann demſelben Käufer, in der Folge noch mehrere Waaren auf Kredit giebt.

Kaufleute können unter einander, auch ohne ausdrückliche Verabredung, die am Orte zwiſchen Kaufleuten gewöhnlichen Zinſen fordern.

Wenn Kaufleute ſich unter einander, wegen wechſelſeitiger Forderungen an Kapital und Zinſen berechnen, ſo iſt der, welchem ein Ueberſchuß gebührt, dergleichen Zinſen vom Tage des Abſchluſſes anzuſetzen berechtigt.

Den zur Beſtimmung des Zinsſatzes ergangenen Landes- oder Provinzialgeſetzen, ſind auch die Kaufleute, der Regel nach, unterworfen.

Wenn jedoch einem Kaufmann, der mit Waaren im Groſſen handelt, Gelder gegen bloſſe Handſchrift, und ohne beſondere Sicherheit, auf eine ſechs Monat nicht überſteigende Zeit vorgeliehen worden, ſo ſoll die Beſtimmung des Zinsſatzes lediglich der Vereinigung der Intereſſenten überlaſſen ſeyn.

Ein Kaufmann, welcher kaufmänniſche Geſchäfte für einen andern, er ſey Kaufmann oder nicht, beſorgt,

ſorgt, kann dafür, auch ohne ausdrückliche Verabredung, Proviſion fordern.

Die Proviſion kann nur von demjenigen Geldbetrage gerechnet werden, welchen der Kaufmann zu Ausrichtung des Geſchäfts verwenden müſſen.

Sind Waaren bey einem Kaufmann niedergelegt worden, ſo kann derſelbe, für deren Aufbewahrung, Lagergeld fordern, wenn auch ſolches nicht ausbedungen worden.

Der Satz der Proviſion und des Lagergeldes muß nach dem beſtimmt werden, was unter Kaufleuten am Orte, oder in der Provinz, gewöhnlich iſt.

Kaufleute ſind ſchuldig, Aufmerkſamkeit anzuwenden, daß nicht andre Kaufleute durch ihre Empfehlungen, ſich mit unſichern Perſonen in Handlungsgeſchäfte einzulaſſen, verleitet werden.

Hat ein Kaufmann jemand, von mißlichen Vermögensumſtänden, oder unzuverläßigem Charakter, einem andern Kaufmann, wider beſſers Wiſſen, als einen ſichern guten Mann empfohlen, ſo muß er allen durch dieſe falſche Empfehlung entſtandenen Schaden erſetzen.

Hat er ſich auf eine ſolche Empfehlung nur aus Irrthum, jedoch aus eigner Bewegung eingelaſſen, ſo muß er den Schaden vertreten, wenn er den Irrthum, bey Anwendung eines vorzüglichen Grades von Aufmerkſamkeit, hätte vermeiden können.

Iſt die Empfehlung auf vorhergegangene Anfrage des andern Kaufmanns erfolgt, ſo findet die Vertretung nur alsdenn ſtatt, wenn eine gewöhnliche

Auf-

Aufmerkſamkeit bey dem Empfehlenden, zur Vermeidung des Irrthums hinreichend geweſen wäre.

In allen Fällen darf die Empfehlung nur alsdenn vertreten werden, wenn aus den Umſtänden erhellet, daß der Beſchädigte dadurch, ſich mit dem Empfohlnen einzulaſſen, bewogen worden.

Auch findet die Vertretung immer nur alsdenn ſtatt, wenn die Unſicherheit oder Unzuverläßigkeit bey dem Empfohlnen, ſchon zur Zeit der geſchehenen Empfehlung vorhanden geweſen.

Ein Kaufmann, der jemand, bey einem andern Kaufmann Kredit macht, iſt als Bürge anzuſehen.

Iſt der Kredit nur auf eine gewiſſe Zeit oder Summe, oder zu einem gewiſſen Geſchäfte gemacht worden, ſo iſt der Bürge über die beſtimmten Gränzen nicht verhaftet.

Iſt der Kredit auf keine gewiſſe Zeit eingeſchränkt worden, ſo haftet der Bürge auf ein Jahr, von dem Zeitpunkt an, wo er ſeinen Kredit verwendet hat.

Iſt jedoch der Kredit auf ein gewiſſes Geſchäfte, ohne Beſtimmung der Zeit, gerichtet geweſen, ſo dauert der gemachte Kredit ſo lange fort, bis das Geſchäfte völlig beendigt worden.

Hat derjenige, welcher den Kredit gegeben, in dem Betrieb des Geſchäftes, oder in der Einziehung der Gelder, eine Fahrläßigkeit begangen, ſo muß er den dadurch erlittenen Schaden ſelbſt tragen.

Aus der
allgemeinen Weltgeſchichte für Kinder
von
Johann Matthias Schröckh.

Sechſter Zeitraum.
Vom Jahr 1500 bis zum Jahr 1648.

So vortheilhaft auch der Zuſtand der Deutſchen im Anfange dieſes Zeitraums war, wenn man ihn gegen die vorhergehenden Jahrhunderte hält, ſo entſtanden doch jetzt ſo wichtige Veränderungen unter ihnen, daß man ſie nicht anders als unerwartet nennen kann. Es war damals glaublich, daß die bürgerliche Einrichtung von Deutſchland unter dem Schutze des Landfriedens immer mehr gewinnen, die Handelſchaft noch mehr wachſen, und die Gelehrſamkeit einen noch merklichern Fortgang haben würde. Einiges davon geſchah auch in der That, wiewohl nicht völlig auf die gehoffte Art. Aber daß die Deutſchen gleich mit den erſten zwanzig Jahren dieſes Zeitraums anfangen würden, dem furchtbaren und gewiſſermaſſen unüberwindlichen geiſtlichen Fürſten den Gehorſam aufzuſagen, der ihre Vorfahren, und ihre Kaiſer inſonderheit, beynahe mehr als irgend eine

andere Nation, mit ſehr ſchwachem Widerſtande gemißhandelt hatte, und daß dieſer Verſuch für die Hälfte der Deutſchen höchſt glücklich ausſchlagen würde, das konnte mit keiner Wahrſcheinlichkeit erwartet werden. Es fand ſich aber unter ihnen ein kühner unternehmender Mann von groſſem Geiſte, der es wagte, für die allgemeinen Bedürfniſſe und Wünſche ein öffentliches Aufforderungszeichen aufzuſtecken. Das war der Auguſtinermönch und Lehrer der Religionswiſſenſchaft zu Wittenberg, Martin Luther. Sehr viele Deutſche billigten nicht allein ſeine Vorſchläge, den Chriſten die alte Religionsfreyheit wieder zu verſchaffen, und das Chriſtenthum von neuem in ſeine urſprüngliche Beſchaffenheit und Nutzbarkeit zurück zu bringen, ſondern ſie befolgten auch dieſelbe mit vielem Eifer. So entſtand eine freye chriſtliche Gemeine in Deutſchland, das heißt, eine Geſellſchaft von mehrern Millionen Menſchen, die ſich nicht etwa dazu vereinigt hatten, mit der ungebundenſten Freyheit alle ihre Einfälle in Religionsſachen anzunehmen und auszuüben, ſondern vielmehr der bisherigen Verwegenheit chriſtlicher Lehrer, ihre Gedanken und Vorſtellungsarten für Religion auszugeben, und den Chriſten aufzudringen, ein Ende machen, dagegen aber nichts als Chriſtenthum erkennen wollten, was ſie nicht in den ſchriftlichen Lehren Chriſti und der Apoſtel fanden. Die Feinde dieſer Gemeine nannten ſie, im Grunde mit Unrecht, die Lutheriſche, weil ſie nichts weniger zur Abſicht hatte, als an die Stelle desjenigen Lehrers, der ſich

zum

zum Geſetzgeber über die Religion aufgeworfen hatte, einen andern an Luthern zu wählen. Sie wünſchte vielmehr die Evangeliſche zu heiſſen, weil es ihre Hauptbemühung war, an das Evangelium Chriſti, in ſeiner erſten Reinigkeit betrachtet, zu glauben. Doch ließ ſie ſich auch jenen überhand nehmenden Namen gefallen, in ſo fern er ſie an den edelmüthigen und unerſchrocknen Mann erinnert, der ihr zum Führer auf dieſem Wege gedient hat. Wie er dieſe bewundernswürdige Unternehmung, welche man die Reformation nennt, vollführt habe, wie groß und mannichfaltig dabey ſein Endzweck, wie rühmlich die Mittel, deren er ſich bediente, und wie ſtark die Hinderniſſe geweſen ſeyn, die er überſteigen mußte, welche deutſche Länder und Nationen ihm völlig oder zum Theil beygetreten ſind, wie die Deutſchen in der Schweiz gemeinſchaftlich mit ihm und ſeinen Freunden, wenn gleich nicht ohne einigen Zwieſpalt in faſt lauter geringfügigen Meynungen, zu eben demſelben Zwecke gearbeitet haben, dieſe und andere dazu gehörige Nachrichten ſind bereits in einem andern Theile dieſes Werks, wo die Geſchichte der chriſtlichen Religion vorkömmt, ausführlich ertheilt worden.

Ohne Zweifel iſt dieſe That unter allen, welche die Deutſchen verrichtet haben, die lobenswürdigſte und gemeinnützigſte. Ihr alter Freyheitsbrief, der ſo viele Jahrhunderte hindurch um bürgerliche Vorrechte mit den Waffen in der Hand gekämpft hatte, ſtritt jetzt um den höchſten Preis, um Freyheit des Verſtandes und Gewiſſens — und ſiegte ohne Gewalt

walt der Waffen. Was ehedem viele tauſend Chriſten nicht allein vergebens, ſondern auch oft mit Verluſt ihres Lebens verſucht hatten, das brachte ein deutſcher Mönch gegen eine Macht, die Kaiſer und Könige zu Boden geworfen hatte, zu Stande. Dieſe Unternehmung der Deutſchen iſt darum deſto merkwürdiger, weil ſie ſogar für diejenigen Völker und Länder, welche ſich dieſelbe nicht zu Nutzen machen wollten, eine Wohlthat geworden iſt, indem ſie eine dringende Veranlaſſung abgegeben hat, ihre Einſichten nach und nach zu erweitern, oder zu berichtigen, auch ihre kirchliche Abhängigkeit und beynahe Dienſtbarkeit etwas zu verringern. Aber das erhöhet den Werth der von den Deutſchen geſtifteten Religionsverbeſſerung noch ungemein, daß ſie auſſer der Reinigung des Glaubens und der geſammten Kirchenverfaſſung noch ſo viele andere nützliche Veränderungen hervor gebracht hat. Wo ſie aufgenommen wurde, da ſah man die Deutſchen verträglicher und von Verfolgungen ihrer Mitbürger abgeneigt, in ihren Reden und Handlungen weniger furchtſam, in ihren Sitten tugendhafter werden. Die Lehrer wurden durch die Aufhebung des Verbots der Ehe und aller Mönchsgelübde mit der bürgerlichen Geſellſchaft genauer verbunden. Die Bevölkerung der Länder und das geſellſchaftliche Vergnügen der Einwohner nahmen ſichtbar zu. Den Fürſten wurden ihre Rechte in Kirchenſachen, die ſie zur Zeit der erſten Chriſten gehabt hatten, wieder gegeben. Jedermann machte nunmehr einen freyen Gebrauch von ſeinem Verſtan-

de in Wiſſenſchaften, Künſten, und andern Uebungen. Es iſt wahr, daß die Reformation auch ihre unangenehmen Folgen für die Deutſchen geäuſſert hat. Nachdem ſie durch dieſelbe in zwo groſſe Gemeinden in die römiſche oder römiſchkatholiſche, und in die proteſtantiſche, getheilt worden ſind, hat dieſe Trennung Religionshaß, mancherley Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten, bittere Streitigkeiten, ſelbſt Religionskriege nach ſich gezogen. Allein dieſes war nicht die Schuld der Reformation, ſondern derjenigen Deutſchen, die ihren Mitbürgern die neuerworbene Religionsfreyheit nicht gönnten, bisweilen aber auch ſelbſt derer, welche im Beſitz derſelben es dennoch vergaſſen, daß ſie jeden Chriſten, deſſen Meynungen mit den ihrigen nicht übereinſtimmten, liebreich zu dulden ſchuldig wären.

Maximilian der erſte erlebte noch den Anfang der Reformation. Aber dieſer gute Kaiſer empfand ſogar die Nothwendigkeit derſelben auf eine ausnehmende Art. Während ſeiner Regierung waren ſo viele kirchliche Unordnungen, die aber auch auf den weltlichen Zuſtand der Länder wirkten, hauptſächlich durch die Ausſchweifungen der Päbſte, vorgefallen, daß nicht nur die deutſchen Reichsſtände mehrmals auf die Abſtellung derſelben drangen, ſondern daß der Kaiſer endlich ſelbſt ſich vornahm, an einer Kirchenverbeſſerung zu arbeiten. Er beſchloß daher, wenn der damals kriegeriſch ungeſtüme Papſt geſtorben ſeyn würde, das Kaiſerthum niederzulegen, in den geiſtlichen Stand zu treten, und ſich zum Nach-

folger

folger deſſelben wählen zu laſſen, um alsdenn jene erwünſchte Verbeſſerung vornehmen zu können. Allein dieſer Entwurf wurde bald vereitelt. Glücklicher gelang dem Kaiſer die fernere Befeſtigung des Landfriedens, und die gute bürgerliche Einrichtung von Deutſchland, die er gemeinſchaftlich mit den Reichsſtänden traf. So wurde ein Reichsregiment, das heißt, eine Verſammlung von Kurfürſten und andern Reichsſtänden errichtet, welche unter dem Vorſitze des Kaiſers die allgemeinen Reichsgeſchäfte beſorgen ſollte, weil damals nur zuweilen Reichstage gehalten wurden. Deutſchland wurde in die noch gewöhnlichen zehen Kraiſe abgetheilt. Doch blieben Länder im deutſchen Reiche übrig, welche man zu keinem von dieſen Kraiſen gerechnet hatte, wie das Königreich Böhmen, das Herzogthum Schleſien, die Markgrafſchaften Mähren und Lauſitz, auch einige andere. Auf der andern Seite gehörte zu dem Burgundiſchen Kraiſe weit mehr als in den neuern Zeiten. Denn dieſer Krais, der von den Beſitzungen der ehemaligen Herzoge von Burgund den Namen bekam, begriff die geſammten Niederlande, das Herzogthum Lothringen und die Grafſchaft Burgund in ſich. Der Kaiſer ſtiftete überdies einen beſondern Hofrath für ſeine öſterreichiſchen Erbländer, der aber auch bald als ein Reichsgericht, oder in den Streitigkeiten der Reichsſtände untereinander, gebraucht wurde, und nach und nach mit dem Reichskammergerichte ohngefähr einerley Beſtimmung unter dem Namen des kaiſerlichen und Reichshofraths erhielt.

Auſſer-

Auſſerdem hatte es auch ſchon in ältern Zeiten ein kaiſerliches Hofgericht gegeben. Maximilian führte ferner die Poſten zuerſt in Deutſchland ein, die aber bis in das ſiebenzehnte Jahrhundert eine Art von Vorrecht waren, welches der Kaiſer allein ausübte.

Mit dem deutſchen Kriegsweſen gieng zu ſeiner Zeit ebenfalls eine merkwürdige Veränderung vor. Man hatte bereits im vierzehnten Jahrhunderte hin und wieder angefangen, anſtatt der Kriegsvölker, welche die Lehensleute der Fürſten auf ihre Koſten ſtellen mußten, für Sold gedungene oder recht eigentliche Soldaten, aufzubringen, weil man die letztern länger und freyer nützen konnte als jene. In den ſpätern Zeiten des fünfzehnten Jahrhunderts wurde dieſes in Deutſchland immer gewöhnlicher. Die Kaiſer und die Reichsfürſten verlangten von ihren Ständen und Lehnsleuten weniger perſönliche Kriegsdienſte, als Geld, um ſelbſt Soldaten anzuwerben, die auch deswegen beſſer gebraucht werden konnten, weil ſie ſich zur Kriegszucht leichter angewöhnen lieſſen. Dadurch, und durch eine andere neue Anſtalt um gleiche Zeit, daß nämlich die Fürſten auch in Friedenszeiten ſtarke Haufen geübter Kriegsvölker beybehielten, wurden ſie, zum Theil auch in Deutſchland, nach und nach deſto mächtiger. Der Adel, der bisher die Kriegsmacht eines Landes in den Händen gehabt hatte, verlor dieſelbe nunmehr, und ſie wurde allein von den Fürſten abhängig. Inſonderheit aber waren es die Deutſchen, welche das ſeit ſo langen Zeiten verachtete Fußvolk wieder empor brachten,

ten, und ſogar veranlaßten, daß in der Folge die vornehmſte Stärke der Kriegsheere und Feldzüge auf daſſelbe angekommen iſt. Bisher war die vom Kopf bis auf die Füſſe ſchwer gerüſtete adeliche Reuterey (im Franzöſiſchen Gens d'Armes, das heißt, vollſtändig bewaffnete Leute, genannt,) in Schlachten, wie bey jeder andern Kriegsunternehmung, entſcheidend geweſen. Das Fußvolk hingegen, welches neben derſelben diente, übertraf ſie zwar an der Zahl; allein es war ohne Wahl zuſammengerafft, wenig geübt, leicht bewaffnet, und nur zu einem unbedeutenden Angriff beſtimmt; auch diente der Adel niemals darunter. Jetzt aber ſetzten die Schweizer zuerſt jener Reuterey, deren heftiger Anfall beynahe unwiderſtehlich war, tapfere und wohlbedeckte Schaaren von Fußvolk entgegen, und überwanden dieſelbe dadurch. Die übrigen Deutſchen bildeten ſich bald ein eben ſo wohlgeübtes und muthiges Fußvolk. Man nannte es überhaupt Knechte, das heißt, Dienſtleiſtende, beſonders aber Landsknechte, weil ſie dem Vaterlande dienten; auch Lanzknechte, von den Lanzen, welche ſie führten. In kurzem wurde dieſes deutſche Fußvolk ſo berühmt, daß die Könige von Frankreich um den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts auch dergleichen anwarben, worunter hauptſächlich die ſchwarzen Banden oder Haufen, wie ſie von ihrer ſchwarzen Rüſtung genannt wurden, ſich hervorthaten. Maximilian brachte einige Verbeſſerungen bey dem Kriegsweſen an, wobey ihm ſein trefflicher Feldherr, Georg von Fründsberg, oder

Freundsberg, (der aber ordentlich Fronsberg genannt wird,) Herr von Mindelheim in Schwaben, vornehmlich beyſtand. Das ſchwere Geſchütze wurde vollkommener gemacht, und im Kriege geſchickter angewandt. Auch wurden die Kriegsvölker zuerst in völlig gleiche Regimenter abgetheilt. Obgleich aber die Deutſchen unter dieſes Kaiſers Anführung mit aller Unerſchrockenheit fochten, ſo war er doch nirgends weniger glücklich, als in ſeinen Kriegen, die er in Italien und andern Ländern führte: daran war ſowohl der Geldmangel Schuld, den er ſich durch ein verſchwenderiſches Betragen zuzog, als die Unbeſtändigkeit ſeiner Entwürfe und Handlungsarten. Er gehört ſonſt unter die ruhmwürdigſten Kaiſer, beſaß auch einige gelehrte Kenntniſſe, munterte die Künſte und Wiſſenſchaften nachdrücklich auf; ließ inſonderheit die alte deutſche Geſchichte, und die Stammtafeln der alten fürſtlichen Häuſer in Deutſchland fleißig aufſuchen und beſchreiben, ingleichen alte Urkunden und Nachrichten, welche die Rechte und Streitigkeiten des deutſchen Reichs betreffen, ſorgfältiger als bisher geſchehen war, verwahren. Man eignet ihm daher mit Recht die beſſere Einrichtung der Archive oder Urkundenſchätze in Deutſchland zu. Während ſeiner Regierung ſind auch die erſten Thaler geſchlagen worden. Man entdeckte nämlich ein ſehr ergiebiges Silberbergwerk zu Joachtinsthal in Böhmen. Der Graf von Schlick, Beſitzer deſſelben, ließ daraus gerade mit dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, gröſſere Silbermünzen von zwey Loth,

der-

dergleichen man noch nicht gehabt hatte, prägen. Sie wurden von dem gedachten Orte Thaler, nachmals Reichsthaler, gleichſam eine Reichsmünze von Joachimsthal, genannt.

Ein noch gröſſeres Feld zu einer thätigen Regierung für die Deutſchen, fand Maximilians Enkel und kaiſerlicher Nachfolger, Karl der Fünfte, der bereits König von Spanien, Herr der Niederlande und verſchiedener zum ſpaniſchen Reiche gehörenden Länder in und außerhalb Europa war. Denn in die Zeiten ſeines Großvaters war nur ein ſchwacher Anfang der Kirchenverbeſſerung gefallen, und es blieb damals noch ſehr zweifelhaft, ob ſie wirklich zu Stande kommen würde. Aber Karl ſah, da er kaum auf den Thron gelangt war, ihren völligen Ausbruch, den keine Macht mehr zurückhalten konnte. Er ſah Millionen Deutſche nach derſelben greifen; ſie dabey zu ſchützen oder daran zu hindern, das ſtand in ſeiner Gewalt, durfte aber nur ein Werk ſeiner Einſicht und Klugheit werden. Auch bot ſich ihm eben dadurch die erwünſchte Gelegenheit an, welche noch niemals für die Kaiſer gekommen war, ſich und alle folgende Kaiſer, mit Hülfe der Deutſchen ſelbſt, ganz unabhängig von den Päpſten zu machen, und nach einer ſolchen erlangten Freyheit ſeine Nation und ſein deutſches Reich in einen blühendern Wohlſtand zu verſetzen, als beyde jemals genoſſen hatten. Karl war mächtig genug, um in dieſem allen mit kräftigem Anſehen zu verfahren, wenn gleich die Reiche, über welche er herrſchte,

größtentheils weit von einander entfernt waren. Und eben wegen ſeiner furchtbaren Macht, ſorgten die deutſchen Fürſten, auf eine gewiſſermaſſen neue Art für die Erhaltung ihrer Rechte und Freyheiten. Denn obgleich den Kaiſern ſchon mehrmal Bedingungen bey ihrer Wahl waren vorgelegt worden, nach welchen ſie regieren ſollten, ſo war ſolches doch niemals ſo förmlich und umſtändlich geſchehen, als jetzt, da der Kaiſer eydlich verſprechen mußte, daß er in allen wichtigen Reichsangelegenheiten mit Einwilligung der Kurfürſten verfahren, und nicht allein zum Beſten und zur Ehre des Reichs regieren, ſondern auch dabey überall *Recht, nicht Gewalt* gebrauchen wolle. Man nannte daher dieſes die erſte Wahlkapitulation. Aehnliche Regierungsvorſchriften, etwas verändert, haben ſeitdem alle Kaiſer beſchworen. Karl war ungeachtet derſelben immer noch im Stande, die gewaltige kirchliche Erſchütterung, welche zu ſeiner Zeit ganz Deutſchland traf, nachdrücklich zu leiten und zu nützen. Sie hat auch noch am Ende ſeiner Regierung ein ziemlich vortheilhaftes Ende gewonnen. Aber überhaupt waren doch Religion und Kirche nicht die Gegenſtände ſeiner herrſchenden Abſichten und Unternehmungen. Er wandte nur alsdenn eine genauere Betrachtung auf dieſelben, wenn ſie mit ſeinen großen ehrgeizigen Staatsentwürfen, mit den Bündniſſen, Kriegen, Anſprüchen auf gewiſſe Länder, oder Behauptung derſelben, kurz mit der Hoheit ſeines Hauſes und ſeiner Perſon zuſammenhiengen. Er ließ alſo mehr die Kirchen-

verbeſ-

verbeſſerung ihren ſchnellen Lauf fortnehmen, als daß er denſelben zu richten oder zu hemmen geſucht hätte. Wenn er ihr bisweilen entgegen arbeitete, weil er der Freundſchaft des Papſtes, dem ſie äußerſt verhaßt war, bedurfte, ſo hat er ſie zu andern Zeiten weit mehr begünſtigt. Seine faſt beſtändigen Kriege mit den Königen von Frankreich, wegen der Anforderungen, welche dieſe auf einige italieniſche Länder machten, beſchäftigten ihn am allermeiſten. Die Deutſchen folgten ihm in denſelben häufig nach, ob er gleich auch viele italieniſche und ſpaniſche Kriegsvölker gebrauchte. Sie wurden dadurch noch kriegeriſcher, und halfen ihm beynahe immer ſiegen, dagegen ſtritten ſie unter einander über die Religion, und wurden ſelbſt in innerliche Kriege verwickelt.

Karl, der ein ſehr ſcharfſichtiger Fürſt war, wußte und empfand alles, was jeder Fürſt, und beſonders die Kaiſer ſich von der Kirchenverbeſſerung verſprechen konnten. Wenn er gleich die wohlthätigen Früchte derſelben, wegen anderer Angelegenheiten, die ſeinen ganzen Geiſt einnahmen, nur in einem geringen Maaße genoß, ſo war doch auch dieſes, gegen die vorigen Zeiten gehalten, ſchon groß genug; und ſelbſt ohne ſein Zuthun, bisweilen faſt mitten unter ſeinem Widerſtande, wurden alte Rechte der Kaiſer und des deutſchen Reichs hergeſtellt. Er war der letzte Kaiſer, der ſich von den Päpſten krönen ließ. Von dieſer erniedrigenden Ceremonie, mit welcher die Päpſte den irrigen Wahn verbunden hatten, als wenn ohne dieſelbe kein Kaiſer alle ſeine

Vorrechte vollkommen beſitze, ſind die Kaiſer, und die Deutſchen überhaupt, durch die Grundſätze der Kirchenverbeſſerung befreyet worden. Eben dieſe hat den ungegründeten Antheil, welchen die Päpſte ſonſt an den Kaiſerwahlen nahmen, völlig aufgehoben, ſie hat es unmöglich gemacht, daß ſeitdem jene geiſtliche Fürſten Deutſchland durch ihre Befehle nicht mehr ſo ungeſcheut beunruhigen und unglücklich machen können. Schon Karl und andere deutſche Fürſten, welche die Reformation nicht annahmen, konnten doch, gleichſam unter dem Schutze derſelben, die ihnen gebührende Rechte in Kirchenſachen weit freyer als ehemals ausüben. Da es ohnedem zu den Staatsabſichten dieſes Kaiſers gehörte, die Päpſte zu demüthigen, die ſeiner Oberherrſchaft, beſonders in Italien, ſtets Einhalt zu thun verſuchten: ſo konnten ihm die Geſinnungen über die Päpſte, welche ſich damals in Deutſchland ausbreiteten, deſto mehr Muth dazu machen. Daher war er auch nach mehrern Jahrhunderten der erſte Kaiſer, der einen wichtigen Schritt zur Wiedereinnehmung ſeines kaiſerlichen Sitzes, der Stadt Rom, that. Er hatte das Glück gehabt, durch ſeine Feldherren, den König von Frankreich, Franz den Erſten, in einer Schlacht zum Gefangenen zu machen. Nach einiger Zeit gab er demſelben auf harte Bedingungen, ſeine Freyheit wieder, ſogleich aber vereinigte ſich der Papſt mit dieſem Könige, wider den nun in Italien zu mächtig gewordenen Kaiſer. Karl beſchloß, den Papſt dafür zu züchtigen. Sein Kriegsheer eroberte Rom

mit

mit Sturm, und plünderte dieſe Stadt, welche damals eine der reichſten in der Welt war, mehrere Wochen nach einander aus, während daß der Papſt in der Feſtung von Rom, welche die Engelsburg heißt, ein Gefangener war, und ſechs Monate blieb, bis er dem Kaiſer viel Geld und andere Vortheile für ſeine Loslaſſung bewilligt hatte. Unter dem kaiſerlichen Kriegsheere befanden ſich auch mehr als zwölf tauſend Deutſche. Wie es damals gewöhnlich war, daß bey einem ausbrechenden Kriege ein berühmter und bey den Soldaten beliebter Feldherr ankündigte, er wolle ein Heer ſammeln, welches auch bald durch den Zulauf der verabſchiedeten Kriegsleute vollzählig wurde, ſo hatten ſich auch jetzt, als Fronsberg eine ſolche Nachricht bekannt machte, viele tauſend Deutſche gar bald unter ſeine Fahne vereinigt, von welchen eine ziemliche Anzahl der Reformation ergeben war. Ungeachtet dieſes letztern Umſtandes aber, und ob ſie gleich von dem Papſte bey ihrer Annäherung, unter dem Namen als Lutheraner mit Bannflüchen belegt wurden, waren es doch die deutſchen Soldaten, welche bey der Plünderung und Verwüſtung Roms, der härteſten unter allen, welche dieſe Stadt noch ausgeſtanden hatte, die meiſte Menſchlichkeit bewieſen, nach dem Zeugniſſe der Italiener dieſer Zeit. Die Italiener und Spanier unter dem kaiſerlichen Heere, die doch für eifrige Römiſchkatholiſche angeſehen wurden, begiengen aus Geldbegierde und Geiz nach Beute die abſcheulichſten Grauſamkeiten gegen die unbewaffneten Einwohner, mishandelten die

vornehmſten Geiſtlichen, und ſchonten der Kirchen ſelbſt nicht. Die deutſchen Soldaten hingegen eigneten ſich zwar freylich einen Theil der Schätze wieder zu, welche Rom ihren Vorfahren unter mancherley Religionsvorwande abgenommen hatte. Allein ſie begnügten ſich mit einer mäßigen Beute, begegneten ihren Gefangenen leutſelig, und verſteckten ſogar manche derſelben, damit ſie von den andern Nationen nicht Beſchimpfungen und Martern dulden dürften. Und dieſes Bezeigen der Deutſchen, ſagt ein vortrefflicher italieniſcher Geſchichtſchreiber, kam gewiß davon her, weil ſie eine gütigere und ſanftere Gemüthsart hatten.

Nichts konnte vielleicht unter allem, was **Karl der Fünfte** gethan hat, die Deutſchen ſtärker aufmuntern, ihr Beſtreben nach kirchlicher Freyheit fortzuſetzen, als dieſes Betragen gegen das Oberhaupt ſeiner Kirche. Unterdeſſen blieb er ſelbſt auf dem halben Wege ſtehen. Er getraute ſich nicht, vor ſeinen abergläubiſchen ſpaniſchen Unterthanen, bey welchen er ſich damals befand, zu geſtehen, daß alles dieſes auf ſeinem Befehl geſchehen ſey. Rom ſelbſt konnte er nicht behaupten, ob er es gleich mehrere Monate inne hatte, und ſein benachbartes Königreich Neapel ihm jenen Beſitz erleichterte. In den vorhergehenden Jahrhunderten war es für die Kaiſer und die Deutſchen eine Quelle von Unglück geworden, wenn ſie ihre gerechten Anſprüche auf Rom ausführen wollten. Jetzt konnte es deſto mehr Ehre und Vortheil für die Deutſchen werden, wenn ſie jenes

große

große biſchöfliche Reich, dem ſie in ihrem Vaterlande den Gehorſam ſo glücklich aufzukündigen anfiengen, in ſeinem Sitze ſelbſt untergruben, und den Papſt wieder zum erſten Biſchofe des deutſchen Kaiſerthums machten, wie er es unter Karln dem Großen geweſen war. Allein dieſer Entwurf war für Karls übrige Abſichten, für die Geſinnungen eines groſſen Theils ſeiner Unterthanen, für den Zuſtand ſeiner Einkünfte und Kriegsheere, und andere Umſtände entweder zu groß, oder doch überaus ſchwer. Noch mehr: drey Jahre darauf, nachdem ihm ſo erhabne Abſichten gezeigt worden waren, ſtand er ſchon wieder, um die Franzoſen von Italien abzuwehren, mit dem Papſte in einer genauen Verbindung. Und ob er gleich den Evangeliſchen erlaubte, ihr Glaubensbekenntniß auf dem Reichstage zu Augsburg öffentlich abzulegen, ſo wollte er ſie doch zugleich durch Drohungen nöthigen, ſich dem Papſte von neuem zu unterwerfen. Dadurch aber zwang er die evangeliſchen Reichsſtände, zur Vertheidigung ihrer und ihrer Unterthanen Gewiſſensfreyheit, ein Bündniß unter einander zu ſchlieſſen, das von Schmalkalden, wo es errichtet wurde, der Schmalkaldiſche Bund heißt. Zwar wollten ſie dadurch niemanden ſchaden, auch keinen Deutſchen gewaltthätig zu ihrem Glauben bringen. Aber nun ſtieg die Religionsverbitterung zwiſchen beyden Theilen in Deutſchland immer höher, die doch ganz hätte vermieden werden können, wenn die Deutſchen einander ihre Religionsfreyheit, ſo wie es die erſten Chriſten thaten, ge-

gönnt hätten. Bald kam es darüber unter ihnen zu Feindſeligkeiten. Die Römiſchkatholiſchen ſuchten den Fortgang der evangeliſchen Religion in ihren Ländern mit Gewalt zu verhindern; da hingegen die Evangeliſchen ſich und ihre Bundsgenoſſen mit den Waffen beſchützten, und die Oberhand behielten. Da auch die Bemühungen des Kaiſers, dieſen heftigen Streit durch friedfertige Unterredungen zu endigen, fruchtlos waren, und ſeine häufige Abweſenheit aus Deutſchland ſeinem Anſehen daſelbſt nachtheilig zu werden anfieng, ſo glaubte Karl endlich, — anſtatt eine allgemeine Religionsverträglichkeit einzuführen — es ſey für ſeine Würde nothwendig, die zu *mächtig* geworbenen ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen anzugreifen. Sie waren ihm an Kriegsmacht weit überlegen; aber ihre Uneinigkeit, und ſeine ausnehmende Klugheit gaben ihm gar bald den vollkommenſten Sieg. Ihr Bund wurde zerſtört, es ſchien, daß er nunmehr auch ihre Religionsübung unterdrücken würde. Allein es war ihm genung, ſeine kaiſerliche Gewalt nicht bloß hergeſtellt, ſondern auch ſehr erhöht zu haben. Er führte die ehemaligen Oberhäupter der Evangeliſchen, den Kurfürſten von Sachſen, und den Landgrafen von Heſſen, gefangen mit ſich herum, und handelte in Deutſchland ziemlich eigenmächtig, ohne ſich eben um die Reichsgeſetze zu bekümmern. Daher überfiel ihn zuletzt der neue Kurfürſt von Sachſen ſo plötzlich mit ſeinem Kriegsheer, daß Karl darein willigte, die Beſchwerden der deutſchen Fürſten abzuſtellen. Der Religionsfriede, der

zu Augsburg geſtiftet wurde, — nachdem vorher ſchon ähnliche Vergleiche, die aber wenig gehalten wurden, geſchloſſen waren, — legte inſonderheit die langen Zwiſtigkeiten der Römiſchkatholiſchen und Evangeliſchen, die den letztern auch viele Verfolgungen in Deutſchland zugezogen hatten. Es wurde durch denſelben ausgemacht, daß die Augsburgiſchen Konfeſſionsverwandten, — ſo nannte man die Evangeliſchen von ihrem zu Augsburg übergebenen Bekenntniſſe — ihren Glauben in ungeſtörter Ruhe ausüben, die geiſtlichen Güter, das heißt, die Biſthümer, Abteyen, Kirchen und andere Stiftungen, Gebäude und Einkünfte der römiſchkatholiſchen Kirche, die ſie bisher in ihren Ländern an ſich gezogen hatten, auch ferner behalten, und von der geiſtlichen Gerichtsbarkeit der Biſchöfe frey ſeyn ſollten. Allein der Zuſatz, der noch beygefügt wurde, daß jeder römiſchkatholiſcher Geiſtlicher, der zur evangeliſchen Religion überträte, ſein Stift oder Amt ſogleich verlieren ſollte, dieſer Zuſatz hinderte den fernern Lauf der Reformation in Deutſchland. Mehrere Biſchöfe, ſelbſt geiſtliche Kurfürſten hatten ſich bereits für dieſelbe zu erklären angefangen, und wünſchten ſie auch in ihren Stiftern einzuführen, welches in der Folge unmöglich ward.

Der Religionsfriede war die vornehmſte Wohlthat, welche den Deutſchen unter Karls des Fünften Regierung zu Theil wurde. Nachdem ſie über dreyßig Jahre lang einander die kirchliche Freyheit und Verträglichkeit in Religionsſachen ſtreitig gemacht

macht hatten, fanden ſie dennoch endlich, daß für ſie nichts heilſamer und anſtändiger ſey, als ſich darüber zu vereinigen; ſie, welche allen übrigen Chriſten ein ſo groſſes Beyſpiel von freyen Geſinnungen dieſer Art gegeben hatten. Dieſer Friede gehörte zwar nicht zu Karls Abſichten, aber um Ruhe, Verbindung der Gemüther, und gemeinſchaftliches Arbeiten zu immer beſſern Wohlſtande in Deutſchland zu befördern, konnte in der That kein tüchtigeres Mittel gewählt werden. Die lange Regierung Karls war auch ſonſt nicht unfruchtbar an nützlichen Veranſtaltungen für die Deutſchen, wenn gleich ſeine faſt immerwährenden Kriege, und der Aufenthalt, den er ſo oft in ſeinen auswärtigen Reichen und Ländern nehmen mußte, ihm nicht verſtatteten, eine anhaltende Sorgfalt mit eignen Augen, auf alle Bedürfniſſe von Deutſchland zu wenden. Sein Bruder, der König Ferdinand, der meiſtentheils ſeine Stelle vertrat, und der Eifer der deutſchen Reichsſtände, erſetzten ſolches. So wurde alſo der Landfriede noch mehr befeſtiget, dem Reichskammergericht ein noch beſſeres Verfahren vorgeſchrieben, und unter andern ſolchen Reichsgeſetzen auch die peinliche Halsgerichtsordnung eingeführt, durch welche die Unterſuchung und Beſtrafung grober Verbrechen, wobey bisher ſo viele Misbräuche vorgefallen waren, genauer beſtimmt wurde. Dieſes Geſetz, das noch viele Gültigkeit in Deutſchland hat, iſt zwar äuſſerſt ſtreng, und läßt noch genug in Anſehung der Richtigkeit der Begriffe von Miſſethaten, der Mittel, ſie

auſſer

auſſer Streit zu ſetzen, und des Verhältniſſes der Strafen gegen dieſelben, übrig, war aber gleichwohl immer ein wichtiger Schritt zur Verbeſſerung der peinlichen Rechte. Im Grunde thaten die Deutſchen ſelbſt unter dieſer Regierung mehr als der Kaiſer und ihre Fürſten, um ſich von allen Seiten empor zu ſchwingen; aber doch hatten ſie auch dem Schutze derſelben viel zu danken.

Der letzte Krieg, den Karl führte, war eigentlich auch der einzige, den er zum Beſten des deutſchen Reichs unternommen hat. Aber er war auch vorzüglich zu demſelben verbunden. Denn, als er nach Ueberwindung der ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen, zu hart und herrſchſüchtig mit den deutſchen Reichsſtänden verfuhr, nahm ſich zwar dieſer der König von Frankreich dem Scheine nach an, und rückte mit einem Kriegsheer in Deutſchland ein. Aber eigentlich bediente er ſich nur dieſes Vorwandes, um ſich der Biſthümer, Metz, Toul, und Verdün zu bemächtigen. Karl, der dieſes Gebiet wieder an Deutſchland bringen wollte, bekriegte ihn deswegen, aber mit einem unglücklichen Erfolge. Er, der ſonſt beynahe allemal Sieger geweſen war, hatte in ſeinen letzten Jahren mehr als einmal den Waffen ſolcher Fürſten, die ſeine Macht nicht beſaſſen, weichen müſſen, und auch auſſerdem an ſeinem Anſehen gelitten. Der Ueberdruß, den er hierüber empfand, und ſeine kränkliche Leibesbeſchaffenheit brachte ihn zu dem Entſchluſſe, die Regierung von Deutſchland und allen ſeinen übrigen Ländern niederzulegen. Er

begab

begab ſich hierauf mit einem mäßigen Einkommen, welches er ſich vorbehielt, in ein ſpaniſches Kloſter, wo er zugleich einer wärmern geſunden Luft, und der Süßigkeiten eines niedern, ſorgenfreyen Lebens genießen, aber ſich auch zu ſeinem herannahenden Tode vorbereiten wollte. Hier beſchäftigte er ſich alſo theils mit Andachtsübungen und gottſeligen Unterredungen, theils mit ſeinem Garten, worinne er ſelbſt pflanzte, auch mit allerhand künſtlichen Arbeiten und Werkzeugen, die entweder er, oder andere, unter ſeiner Aufſicht verfertigten. Darunter waren auch große und kleine Uhren. Indem er bemerkte, daß es nicht möglich ſey, zwo derſelben zu finden, die völlig gleich mit einander giengen, ſagt man, daß er die eitle Bemühung ſeiner vorigen Jahre, Menſchen vollkommen zu einerley Denkungsart über die Religionslehren zu leiten, bedauert habe. Aber nach einiger Zeit, da ſein Körper merklich ſchwächer und elender wurde, ſank auch ſein groſſer Geiſt darnieder. Er ahmte das ſtrengſte Mönchsleben nach, und übte ſelbſt durch Geißeln die ſchmerzhafteſten Büſſungen an ſich aus, in der Meynung, die göttliche Gnade damit zu verdienen. Endlich fiel er auf den ſonderbarſten Einfall, ſich mit dem nahen Tode bekannter zu machen. Die allermeiſten Menſchen verſtehen dieſe große und nothwendige Kunſt nicht, welche lediglich darinn beſteht, täglich mit einem guten und frohen Gewiſſen an den Tod zu denken. Sie entfernen vielmehr den Gedanken an denſelben während ihres Lebens von ſich, und finden ihn deſto fürchterlicher,

wenn

wenn ſie einſt ſchlechterdings an ihn denken müſſen. Auch Karl ſcheint von dieſem Fehler nicht frey geweſen zu ſeyn. Er brauchte ein äuſſerliches frommes Gepränge von auſſerordentlicher Art, um ſterben zu lernen, und feyerte ſein eigenes Leichenbegängniß. In der Kapelle des Kloſters wurde ſein Grabmal errichtet; da legte man ihn im Todtengewande in einen Sarg, um ihn ſtanden ſeine Hausbedienten mit brennenden Fackeln; die Geiſtlichen ſangen und beteten für die Ruhe ſeiner Seele; er betete unter vielen Thränen mit, und ſein Sarg wurde mit geweihtem Waſſer beſprengt. Aber er ſtrengte ſich durch dieſe ſeltſame Ceremonie ſo heftig an, daß er kurz darauf wirklich die Welt verließ. Wenige Fürſten ſind ſo groſſe Kenner der Menſchen, ſo geſchickt in der Wahl derjenigen geweſen, die ſie zu Geſchäften aller Art gebrauchten, als Karl. Er war von unermüdeter Thätigkeit, ein überaus kluger Herr, und geübter Krieger. Aber die Mittel, welche er ergriff, um ſeine Abſichten zu erreichen, vertrugen ſich nicht immer mit Rechtſchaffenheit und Treue; ein gewöhnlicher Fehler derer, die, wie er, von einer unerſättlichen Herrſchbegierde regiert werden.

Nunmehr war der Grund gelegt, auf welchem die Deutſchen ſchneller, als jemals eine andere Nation, das neue Gebäude ihrer Glückſeligkeit aufrichten, das heißt, viel ruhiger, geſitteter, weiſer, tugendhafter, gelehrter, witziger, an jeder Gattung von Vergnügungen und Schätzen reicher werden konnten,

ten, als ſie ſonſt geweſen waren. Denn ein ſehr groſſer Theil derſelben hatte ſich von den beſchwerlichen Einſchränkungen frey gemacht, unter denen ihr Verſtand vorher gedrückt lag, und alle übrige konnten ein gleiches thun; jede ihrer Gaben und Fähigkeiten, zumal durch geſetzmäßige Sicherheit beſchirmt, zu irgend einer edlen Geſchäftigkeit anwenden. Dazu kam noch bey denen, welche die Reformation angenommen hatten, eine gewiſſe Begeiſterung oder unaufhaltſamer Trieb, ſich trotz allen Hinderniſſen mit Hülfe der neuerworbenen Freyheit hervor zu thun. Denn der Geiſt der Nation, der ſo lange Jahrhunderte zurück gehalten worden war, brach jetzt deſto ungeſtümer zu ſeiner Beſtimmung aus, allein ob gleich der Anfang unter Karl dem Fünften herrlich geweſen war, und alles verſprochen hatte, ſo ſchritten doch die Deutſchen auf der großen für ſie eröffneten Bahn lange ſo geſchwind nicht fort, als man hoffen konnte. Verſchiedene Urſachen machen dieſes begreiflich. Karls Bruder und Nachfolger auf dem kaiſerlichen Throne, Ferdinand der Erſte, beobachtete zwar viele Mäßigung in Religionsſachen, und verſuchte ſogar die beyden getrennten Gemeinen in Deutſchland, durch Milderungen von Seiten der Römiſchkatholiſchen, mit einander auszuſöhnen. Noch ſanfter dachte über ſolche Angelegenheiten ſein Sohn Maximilian der Zweyte, der nach ihm regierte. Allein dieſe beyden Kaiſer herrſchten nur achtzehn Jahre, und Maximilians Sohn hingegen, Rudolf der Zweyte, der weder ihre Geſinnungen, noch ihre Klugheit

hatte,

hatte, ſechs und dreyßig. Zu ſeiner Zeit gerieth Deutſchland in eine Verwirrung, die noch lange nach ihm die traurigſten Folgen gezeigt hat. Halb aus Unfähigkeit zur Regierung, halb aus einer grössern Neigung zu gewiſſen Künſten und Wiſſenſchaften — beſonders zur Scheidekunſt, zur Sternkunde und zum Drechſeln — ließ ſich Rudolf ganz von ſeinen Staatsbedienten und Geiſtlichen, nach den Abſichten des ſpaniſchen und päpſtlichen Hofes, leiten. Aber dieſe Abſichten zielten nicht auf das gemeinſchaftliche Beſte aller Deutſchen, ſondern nur auf die zu vergrössernde Macht des kaiſerlichen Hauſes, und der Römiſchkatholiſchen; deſto mehr wurden die Rechte der Evangeliſchen gekränkt, ſie mußten es ſogar geſchehen laſſen, daß eine evangeliſche Reichsſtadt ihrer Freyheit beraubt, und einem katholiſchen Fürſten unterworfen wurde. Das einzige Rettungsmittel, welches ſie dagegen fanden, war ein Bündniß, das die meiſten mit einander ſchloßen, um ſich mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Ein in der That unglückliches Mittel, das in kurzem einen innerlichen Krieg hervorbringen mußte, zumal da gleich darauf ein Gegenbündniß der Römiſchkatholiſchen zu Stande kam. Wirklich ſahe auch Rudolfs Bruder, der Kaiſer Matthias, dieſen Krieg ausbrechen, ohne daß ſeine Klugheit ſolches verhindern konnte.

Ueberhaupt war alſo der unnöthige und unwürdige Religionshaß, der aus der nothwendig gewordenen Trennung der deutſchen Chriſten entſtanden war, eines der vornehmſten Hinderniſſe, welches die

Deutſchen ſich ſelbſt auf dem Wege zu mehrerer Vollkommenheit legten. Dieſen Haß nicht zu unterhalten, ſondern immer mehr zu entkräften war die ehrenvolle Pflicht, der Kaiſer, der übrigen Fürſten, der Staatsbedienten und der Lehrer. Um ſie auszuüben, gaben die beſſern Einſichten, die man nun über das Chriſtenthum erlangt hatte, der Religionsfriede, auch die Betrachtung der allgemeinen Bedürfniſſe und Vortheile, wichtige Erleichterungen. Aber beyde herrſchende Religionsgeſellſchaften in Deutſchland hatten ſich mit ſolchen Merkmalen der Erbitterung von einander abgeſondert, daß ausnehmende Weisheit dazu gehörte, den eingewurzelten *feindlichen* Groll *in* ihnen zu mildern. Die eine, von ihrem ausländiſchen Oberhaupte angetrieben, betrachtete die andere, als einen von ihr abgefallenen, ungetreuen Haufen, der auf jede Art wieder unter ſeine vorige Herrſchaft zurück gebracht werden müſſe. Die andere hingegen, froh über die mit der äuſſerſten Gefahr errungene Freyheit, wandte alle ihre Kräfte an, um ſich bey derſelben zu behaupten. Daher führten nun die Lehrer und Schriftſteller von beyden Seiten die hitzigſten Religionsſtreitigkeiten, wodurch die Gemüther, wo möglich, noch mehr von einander entfernt wurden. Die Evangeliſchen ſelbſt, deren Grundſätze Religionshaß und Verfolgung gar nicht begünſtigten, wurden doch, weil ſie eben ſowohl Menſchen waren, als ihre Gegner, oft von heftigen Leidenſchaften hingeriſſen, und verwickelten ſich tief in Zänkereyen, über welchen koſtbare Jahre, Gaben und Vortheile ungenützt

verſchwanden. Sie ſtritten unter ſich ſelbſt viele Jahre, über die beſtimmte Erklärung ihrer Religionslehren; wie es in einer Gemeine, die ſich kaum zu bilden anfängt, faſt unvermeidlich war. Noch hitziger widerſetzten ſie ſich den Reformirten, das heißt, den Anhängern der ſchweizeriſchen Reformation, die neben ihnen, und nach und nach, an ihrer Stelle ſich in Deutſchland feſt ſetzten. Einiges trugen zwar alle dieſe Streitigkeiten zur Aufklärung mancher nützlichen Wahrheit bey. Auch darf man diejenigen, welche ſie führten, nicht alle einer gehäßigen Unverträglichkeit beſchuldigen; manche darunter fochten mit dem beſten Herzen, aus redlicher Liebe zu ihrem Glauben. Aber dem ohngeachtet waren dieſe bittere Religionshändel in der Hauptſache, wegen der ſie begleitenden Handlungen und Folgen, ein bleibender Verluſt für die Deutſchen. Ihr kriegeriſcher Geiſt, der dieſe neue Nahrung bekam, kehrte auch noch bisweilen zu dem unterdrückten Fauſtrechte zurück. So ließ unter andern ein fränkiſcher Edelmann einen Biſchof von Wirzburg, von dem er ſich beleidigt glaubte, erſchieſſen, überfiel Wirzburg mit einem gewaffneten Haufen, preßte dieſer Stadt einen harten Vergleich ab, wurde ohngeachtet dieſer Gewaltthätigkeiten von einem Herzoge geſchützt, und gab zu einem ſehr traurigen Kriege Gelegenheit. Es fehlte auch ſonſt nicht an innern Feindſeligkeiten in Deutſchland, durch welche beſonders einige Städte ihre bisherige Freyheit verloren.

Gleichwohl waren alle dieſe Uebel nur noch gering gegen denjenigen Krieg zu nennen, der ſich am Ende der Regierung des Kaiſers Matthias entflammte, und dreyßig Jahre lang Deutſchland verzehrte. Vor demſelben hinderten ſie ſich nur noch in ihrem weitern Fortgange, durch dieſen Krieg aber wurden ſie gewiſſermaſſen wieder in die Zeiten der alten Barbarey zurück geſetzt. Sie wurden deſto elender während deſſelben, je aufgeklärter ſie kurz zuvor geweſen waren. Auch dabey kam alle Reizung von einem übelverſtandenen Religionseifer her. Die evangeliſche Böhmen, denen ihre freye Religionsübung durch kaiſerliche Verordnungen vollkommen beſtätigt war, wurden darinn durch die römiſchkatholiſche Geiſtlichkeit geſtört. Als ſie darüber ſich vergebens am kaiſerlichen Hofe beſchwerten, ſchritten ſie zur Selbſtſprache, warfen zween Herren von der königlichen Regierung zu Prag, die ihnen hart begegneten, aus den Fenſtern des daſigen Schloſſes herab, ergriffen die Waffen, und weigerten ſich, den neuen Kaiſer Ferdinand den Zweyten für ihren König zu erkennen; darauf nahm zwar Friederich, Kurfürſt von der Pfalz, das Königreich Böhmen, an, welches ſie ihm antrugen, wurde aber bald von dem Kaiſer überwunden, aller ſeiner Länder, und auch ſelbſt der Kurwürde von demſelben beraubt; und dieſe Würde bekam der Herzog von Bayern. Diejenigen Reichsſtände, welche ſich des unglücklichen Kurfürſten annahmen, und zuletzt auch der König von Dännemark, richteten eben ſo wenig wider den Kaiſer aus. Dieſer war nunmehr

darauf

darauf bedacht, nicht ſowohl Deutſchland den ſeit zehen Jahren verlornen Frieden wieder zu ſchenken, als vielmehr ſeine erfochtene Ueberlegenheit zu nützen. Er nahm evangeliſchen Fürſten ganze Länder, befahl den Reichsſtänden von dieſer Religion, eine große Menge geiſtlicher Güter in ihrem Gebiete, die ehemals den Römiſchkatholiſchen gehört hatten, an dieſe zurück zu geben, und ließ dieſen Befehl ſogleich durch ſeine zahlreiche Soldaten, die er in Deutſchland vertheilt hatte, vollziehen. In dieſen Bedrängniſſen kam den Evangeliſchen, der König von Schweden, Guſtav Adolf, mit einem Kriegsheere zu Hülfe. Er trieb die kaiſerlichen Kriegsvölker von der Oſtſee bis in die öſterreichiſchen Erbländer zurück, und eroberte in zwey Jahren mehr als die Hälfte von Deutſchland. Sein Tod, der nach dieſer Zeit erfolgte, ſchien neue Hofnungen eines allgemeinen Friedens zu erwecken; allein man kam über die Bedingungen deſſelben nicht völlig überein, ob ſich gleich die meiſten evangeliſchen Fürſten mit dem Kaiſer verglichen. Bald darauf vereinigten ſich auch die Franzoſen mit den Schweden, wider den Kaiſer, und der Krieg wurde noch ſo viele Jahre fortgeführt, bis die ſchwediſch franzöſiſche Partey durch ihr anhaltendes Glück in den Stand geſetzt war, den Frieden vorzuſchreiben. Dieſer Krieg koſtete Deutſchland viele hundert tauſend Menſchen, die durch Schwerdt, Feuer, Hunger und vielfaches anderes Elend ihr Leben verloren. Große Landesſtriche wurden Wüſten, wo man kein angebautes Feld und keine Dörfer, und in den ſelten gewordenen Städten kaum

einige Einwohner erblickte. Die Deutſchen hatten überhaupt noch nicht genug gelernt, ſelbſt im Kriege die Rechte der Menſchlichkeit zu ehren. Die Feldherren ließen oft diejenige Gegenden auf das grauſamſte verheeren, aus denen ſie für ihre Soldaten den Unterhalt hätten ziehen ſollen; man verbrannte und mordete ohne Widerſtand zu finden, blos von der Wuth gegen feindliche Länder angefeuert. Da überdieß, zur Schande der Deutſchen, in ihrem Vaterlande viele tauſend Ausländer von beyden Seiten dieſen Krieg hauptſächlich fortzuſetzen, und zugleich Deutſche gegen einander anführten, bloß weil ſich dieſe ſelbſt über ihre kirchliche und bürgerliche Rechte nicht *miteinander* vereinigen konnten, indem es ihnen ſonſt ſehr leicht geweſen ſeyn würde, allen ausländiſchen Kriegsheeren das Eindringen in ihr Vaterland zu verwehren, ſo war es eben nicht zu verwundern, daß Deutſchland von Fremden keineswegs geſchont wurde. Noch kam der Religionshaß hinzu, der ſich ſo gern alle Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen gegen diejenigen erlaubt, welche er für Feinde des wahren Glaubens hält. Die Deutſchen glaubten großentheils einen Religionskrieg zu führen; nach und nach aber wurde mehr darüber gefochten, welche von beyden Parteyen mächtiger oder erniedigt werden wollte.

Aus dieſem zerſtörenden unglücksvollen Kriege floß jedoch zuletzt, geleitet von der göttlichen Vorſehung, welche immer einzelne Uebel zum allgemeinen Beſten wendet, eine unſchätzbare Wohlthat für die Deutſchen. Sie ſtanden in Gefahr, durch denſelben ihre ganze Verfaſſung,

faſſung, und beſonders die kaum errungene Vorrechte ihres Geiſtes auf immer zu verlieren, ja ſogar unter die Herrſchaft ausländiſcher Nation zu gerathen. Allein der Friede, welcher in zwo weſtphäliſchen Städten, zu Osnabrüg und Münſter, geſchloſſen wurde, und deswegen der weſtphäliſche heißt, befeſtigte vielmehr und verbeſſerte noch die Staats= und Religionsverfaſſung der Deutſchen; er legte einen neuen dauerhaftern Grund zu ihrem Wohlſtande bis auf unſere Zeiten. Die auswärtigen Nationen, welche den Krieg auf Deutſchlands Koſten geführt hatten, die Franzoſen und Schweden, bewirkten auch dieſen Frieden am meiſten, und der damalige Kaiſer, Ferdinand der Dritte, der ſeinem Vater, Ferdinand dem Zweyten nachgefolgt war, befand ſich ſehr weit von dem Ziel der großen Abſichten deſſelben entfernet. Es wurde alſo der Religionsfriede, der ſeinen Umſturz ſo nahe geweſen war, auf das kräftigſte beſtätigt. Die Reformirten, welche bisher ſchon in Deutſchland deſſelben genoſſen hatten, weil ſie das Augsburgiſche Glaubensbekenntniß annahmen, wurden nunmehr namentlich zur Theilnehmung an demſelben aufgenommen. Die beyden Gemeinen, welche durch die Reformation entſtanden waren, hießen ſeitdem gemeinſchaftlich die Evangeliſchen, und wurden in gleiche Rechte mit der Römiſchkatholiſchen verſetzt. Daß dieſer neue Religionsfriede deſto feſter fortdauren konnte, dafür wurde auch dadurch geſorgt, daß verſchiedene evangeliſche Reichsſtände an Ländern und Macht einen anſehnlichen Zuwachs erlangten, indem eine Anzahl Erzbisthümer, Bisthümer und Abteyen, in

Herzog=

Herzogthümer und Fürſtenthümer verwandelt, an ſie überlaſſen wurden, um ihnen den erlittenen Schaden zu erſetzen. Aber zugleich wurden den deutſchen Reichsſtänden insgeſammt ihre landesherrlichen Rechte in dem vollkommenſten Umfange bekräftigt; die Verbindung zwiſchen dem Kaiſer und ihnen wurde genau beſtimmt, und vielerley Beſchwerden wurden aufgehoben. Das Pfälziſche Haus gelangte wieder zur Kurwürde, nur mit dem Unterſchiede, daß es anſtatt der ehemaligen fünften Stelle unter den Kurfürſten, jetzt die achte bekam. Zwar erklärte eben dieſer Friedensſchluß die ſchweizeriſche Eydgenoſſenſchaft für einen Freyſtaat; allein ſie hatte ohnedieß ſchon lange aufgehört, vom deutſchen Reiche abhängig zu ſeyn. Und wenn gleich auch einige deutſche Länder an Schweden und Frankreich kamen, ſo gewannen doch die Deutſchen durch dieſen Frieden ſo viel, daß ſie einen ſolchen Verluſt leicht vergeſſen konnten.

Erſt jetzt alſo am Ende dieſes Zeitraums, wurden die Deutſchen wieder in den Stand geſetzt, auf demjenigen Wege fortzuarbeiten, den ſie ſich im Anfange deſſelben gebahnt hatten. Unterdeſſen war doch bereits in den erſten fünfzig Jahren ſehr viel durch ſie geſchehen, und auch in den letztern hundert regte ſich von Zeit zu Zeit der zu edeln Verſuchen gerüſtete, aber den unglücklichen Zeiten oft unterliegende Geiſt. Zween große Deutſche erleuchteten ſchon den Eingang des ſechszehnten Jahrhunderts. Der eine, Johann Reuchlin, aus Pforzheim in der Margkrafſchaft Baden gebürtig, nachmals ein Rechsgelehrter im Würtembergiſchen,

giſchen, beförderte die Einführung der wahren Gelehrſamkeit in Deutſchland, durch ſeinen Eifer, ſein Beyſpiel und ſeine Schriften ausnehmend. Ihm ſind die Deutſchen inſonderheit Neigung zur griechiſchen und hebräiſchen Sprachwiſſenſchaft ſchuldig; er ſchrieb ſogar die erſte hebräiſche Sprachlehre, wurde aber auch von der Geiſtlichkeit heftig verfolgt, weil er ſie an Kenntniſſen weit übertraf, und dasjenige that, was ſie eigentlich hätte thun ſollen. Der andere ein Niederländer, Erasmus, zu Rotterdam in Holland gebohren, der aber großentheils zu Baſel, entfernt von Aemtern, und blos den Wiſſenſchaften ergeben, lebte, trat nicht nur in Reuchlins Fußſtapfen, ſondern erlangte noch einen ausgebreitetern Ruhm als dieſer. Er war nach ſo vielen Jahrhunderten der erſte, der nicht allein durch Anweiſungen, ſondern auch durch ſeine vortreffliche Schriften zeigte, wie viel zu einem wirklich chriſtlichen und doch zugleich freydenkenden, gründlich gelehrten und gemeinnützigen Lehrer der Religion erfordert werde. Er lehrte aber auch überhaupt feinern Geſchmack, das heißt, richtige und fertige Empfindung und Beurtheilung des Wahren, Schönen und Nutzbaren in allen Wiſſenſchaften, aus den alten Griechen und Römern ſchöpfen. Dabey beſaß er ungemein viel ſinnreichen Witz, und die angenehmſte Gabe zu ſpotten, aber nicht ſowohl auf eine beleidigende Art über Perſonen, als über unzählige Misbräuche, Fehler und Thorheiten, die von ſogenannten Gelehrten, und beſonders im Namen der von ihren eigenen Lehrern ſchlecht gekannten Religion, begangen wurden. Nie war ein gelehrterer und nützlicherer Mann unter den Deutſchen aufgeſtanden. Aber ob er gleich viele abergläubiſche Meynungen und Religionsirrthümer der Chriſten tadelte, ſo wagte er es doch nicht, eine allgemeine Verbeſſerung des kirchlichen und Religionszuſtandes, deren Nothwendigkeit er einſah, die aber ihrem Stifter ſo gefährlich werden konnte, vorzuſchlagen. Andere Deutſche, ebenfalls zu Anfange des

ſechszehnten Jahrhunderts, fiengen zwar auch an, wie dieſe beyden großen Männer, und ihre gemeinſchaftlichen Vorgänger, die Griechen in Italien, nach beſſerer Gelehrſamkeit und ungezwungener Denkungsart zu ſtreben; fanden aber dabey ſehr viele Hinderniſſe.

Nun kamen die Kirchenverbeſſerer in Deutſchland und in der Schweiz, räumten dieſe Hinderniſſe kühn auf die Seite, und erweckten durch die Freyheit zu denken, lehren und ſchreiben, welche ſie herrſchend machten, einen allgemeinen Muth bey den Deutſchen, die Kräfte ihres Verſtandes ohne alle Einſchränkung zu gebrauchen. Die Urheber der Kirchenverbeſſerung ſelbſt begnügten ſich nicht daran, die Religion und Religionswiſſenſchaft, oder Theologie wieder herzuſtellen, ſie ertheilten auch andern Theilen der Gelehrſamkeit und Künſte, die ſie ohnehin als Hülfsmittel ihrer großen Unternehmungen gebrauchten, ein neues Licht. Luther warf die düſtere und zankſüchtige Wiſſenſchaft, welche man damals Philoſophie nannte, weg, und ſetzte den geſunden Menſchenverſtand wieder in ſeine Rechte ein. Er reinigte die Kirchengeſchichte von erdichteten Erzählungen. Die hebräiſche, griechiſche und römiſche Sprachwiſſenſchaft zeigte er in ihrer ganzen Nutzbarkeit bey der Ueberſetzung und Erklärung der heiligen Schrift. Um die deutſche Sprache, Beredſamkeit und Dichtkunſt erwarb er ſich ungemeine Verdienſte. Seine Bibelüberſetzung war das erſte rein, richtig und angenehm geſchriebene Buch im Deutſchen; deſto ſchwerer in ſeiner Abfaſſung, da es aus Sprachen, die ſchon längſt außer Uebung waren, Lehren von ſo erhabnem Inhalte, und Nachrichten von ſo fremden Gegenden und Sitten ins Deutſche übertrug, und doch oft ſo deutlich und fließend, als ob es keine Ueberſetzung wäre. In ſeinen eignen deutſchen Schriften herrſcht ein männlicher, ſtarker, an Gedanken reicher Ausdruck, oft von einem ungeſtümen Feuer

durch=

durchdrungen, mit witzigen, auch beiſſenden Einfällen angefüllt, und nicht ganz von Wohlklang entblößt, wenn er gleich mehr durch Natur als Kunſt geleitet wird, und meiſtentheils mit der noch ungeſchmeidigen Sprache kämpft. Er beſaß nicht allein vorzügliche Gaben zur deutſchen Dichtkunſt, ſondern war auch der erſte Deutſche, der ſie nach einem edlern Begriffe, zur Beförderung der chriſtlichen Gottſeligkeit anwandte. Anſtatt daß man bisher beym öffentlichen Gottesdienſte lateiniſche Geſänge, die der allergröſte Theil der Gemeine nicht verſtand, gebraucht hatte, oder auch ſeit einiger Zeit anfieng, in die lateiniſchen Lieder einige deutſche Zeilen zu miſchen, überſetzte Luther verſchiedene jener alten Geſänge, ingleichem eine Anzahl Pſalmen, und dichtete ſelbſt verſchiedene neue deutſche Lieder. Gedanken, Empfindung und Geiſt des Chriſtenthums überhaupt ſind darinne vortrefflich; auch die von ihm zum Theil erfundenen Geſangweiſen verrathen ſeine Bekanntſchaft mit der Tonkunſt, ſo wie auf der andern Seite hin und wieder eine Sprachhärte, oder Bilder, die ſich für ſein Jahrhundert ſchickten, unvermeidlich waren. Durch alle dieſe glückliche Bearbeitungen der deutſchen Sprache durch Luthers Anſehen und unzählige Schüler iſt es nach und nach geſchehen, daß die meisniſche oder oberſächſiſche Mundart, die ihm ſo ſehr viel ſchuldig iſt, theils beym öffentlichen Gottesdienſte der Proteſtanten durchgängig die Oberhand behalten hat, theils die eigentliche Bücherſprache geworden iſt, der die ſo beliebte altſächſiſche oder jetzige niederſächſiſche weichen mußte.

Die übrigen Stifter der Reformation haben der Gelehrſamkeit überhaupt nicht weniger beträchtliche Dienſte geleiſtet. Philipp Melanchthon, eigentlich Schwarzerd, aus der Pfalz am Rhein gebürtig, Luthers Amtsgenoße auf der Univerſität Wittenberg, den er auch in weitläufiger Gelehrſamkeit und ſanfter nachgebender Gemüthsart übertraf, wurde eben darum

um der gemeinſchaftliche Lehrer von Deutſchland genannt, weil er vielen tauſend Deutſchen durch mündlichen und ſchriftlichen Unterricht in mehrern Wiſſenſchaften und Künſten einen unbeſchreiblichen Nutzen verſchafte. Inſonderheit machte er ſie mit der Sprache und ganzen Gelehrſamkeit des Alterthums mehr als ſonſt jemand bekannt — lehrte eine Philoſophie, die mit dem Gebrauche von allem, was ſcharfſinnige Köpfe über Natur und Urſachen der Dinge geſagt hatten, eigenes Nachdenken, und eine ſtets gemeinnützige Anwendung auf die Wiſſenſchaften verbinden ſollte; — verbeſſerte die Geſchichtskunde, und ertheilte ſichere Anleitungen zur Geſchichtbeſchreibung ſelbſt; war ein glücklicher Nachahmer der römiſchen Beredſamkeit und Dichtkunſt, und wurde beſonders auch durch helle Begriffe, Genauigkeit und ſtrengern Zuſammenhang im Denken und im Vortrage, ein lehrreiches Muſter. So breitete auch der Reformator der Schweiz, Ulrich Zwingli, neben ſeinen Religionslehren, Liebe zur Gelehrſamkeit der Alten, mit welcher er ſich trefflich genährt hatte, aus, und ſeine körnige, lebhafte, eindringende deutſche Schreibart verſtärkte ſeinen Beyfall.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

8° L D.
Mertens

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mertens, Hieronymus Andreas, 1743-1799

Die Schönheit der deutschen Sprache in verschiedenen Mustern aus klassischen Schriftstellern, für Leute, welche die ganzen Werke derselben nicht lesen wollen
Bd.: 1

Augsburg (1786)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 4659
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261102-4
VD18 12003727